This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 477931

PROPERTY OF
The University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

L 2 18/12/17,-

Altes Eisen

Intimes aus Kriegs- und Friedensjahren

von

Moriz Edlen von Angeli
k. u. k. Oberst

Stuttgart 1900
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

M/X/69/Mo

DB
90
.A5 E
A3

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

843320-190

Dir meine teure Laura, der treuen Gefährtin seit vollen vierzig Jahren, dem zuverlässigen Kameraden in allen Lagen einer wechselvollen Lebensbahn, widme ich diese Blätter in dankbarer Erinnerung an eine glückliche Vergangenheit.

Gott behüte Dich!

Inhalt.

Krimkrieg. (1854—1857.)

Seite

Einführung 3
Blick auf Jassy aus der Vogelschau 9
Die Occupationstruppen 47
Die Occupation 87
Abmarsch von Jassy 116

1859.

Reflexion 143
Peterwardein—Prag (1857—1859) 145
Italien (1859) 183
Schluß 228

Revolution in Polen. (1863—1864.)

Prolog 239
Der Aufstand in Russisch-Polen 241
Militärischer Wert der Insurgenten in Galizien 248
Oesterreich gegenüber dem Aufstande 254
Charakteristik der Situation 261
Besetzung der Grenze 273
Schluß 362

Abkürzungen.

G.M. = Generalmajor.
F.M.Lt. = Feldmarschallieutenant.
F.Z.M. = Feldzeugmeister.
G. d. C. = General der Cavallerie.

Krimkrieg.

(1854—1857.)

Einführung.

„. . . tu felix Austria nube.“

Wieder einmal schlugen „da hinten in der Türkei“ die Völker aufeinander. Die orthodoxen Russen kämpften mit den Moslims um das heilige Grab; das ultrakatholische Frankreich stand, vereint mit dem puritanischen England, dem Padischah zur Seite, dessen Sache beide im eigentlichsten Sinne zu ihrer eigenen gemacht hatten und sie daher auch mit einem Eifer verfochten, als gäbe es gar keinen Padischah.

Alle Kriegführenden befanden sich im Stande der Unschuld; jeder von ihnen war vom Gegenpart in unverantwortlichster Weise herausgefordert worden, weshalb auch einer dem anderen mit vollem Rechte alle Verantwortung für sämtliche Greuel dieses „mutwillig heraufbeschworenen“ Krieges aufbürdete. — Wann wäre dies je anders gewesen! Ueber die Vorteile aber, die jeder aus dem Kriege für sich herauszuschlagen willens war, schwiegen alle Teile sich gründlich aus; einer überbot den anderen an selbstloser Hingabe für das gute Recht, so daß es damals für den Nichtdiplomaten wohl schwierig war darüber klar zu werden, um was denn eigentlich so fürchterlich gerauft wurde. Heute, nach einem halben Jahrhundert, ist der Ueberblick erleichtert. Von all den Errungenschaften, um derentwillen vier Großmächte sich zerfleischten, ist faktisch nur der historische Ueberrock auf die Nachwelt gekommen, in welchem Fürst Alexander Sergejewitsch Mentschikow, alle Regeln der Etikette und guten Sitte verhöhnend, bei seiner letzten Audienz vor dem Sultan erschien. Wie wenige, die sich heute behaglich in ihren

„Mentschikow" hüllen, wissen, daß dieses höchst praktische Kleidungsstück echt russischen Schnittes von jener beispiellosen Brusquerie des außerordentlichen Botschafters Nikolaus I. am goldenen Horn seinen Ursprung herleitet.

Sonst hat wohl keiner der damals Kriegführenden heute noch einen Gewinn aus jener Zeit aufzuweisen; höchstens das ci-devant kleine Piemont ausgenommen, dem für seine etwas post festum inscenierte Teilnahme an der Belagerung von Sebastopol der Friedenskongreß zu Paris den Titel und Charakter einer europäischen Großmacht mit Nachsicht der Taxen verlieh.

Doch, was kümmerte uns dies alles! In der Armee wurde damals noch nicht politisiert. Wenn es auch mehr Bosheit als Wahrheitssinn verrät zu behaupten, daß das politische Verständnis des Offiziers nicht über die Grenzen des Regimentsbefehles hinausreichte, so war doch eines sicher, daß der Wille unseres Kriegsherrn für uns das bestimmende, einzige Agens war und ansonst unser politisches Urteil zu allererst unter dem Einflusse stand, den die Zeitläufte auf die Armee als solche, dann auf unsere persönlichen Verhältnisse nahmen.

Der sogenannte „montenegrinische Rummel" (1853) hatte in dieser letzteren Hinsicht den gehegten Erwartungen nicht entsprochen; eine kurze Exkursion von Wien nach Krain und zurück (14. Februar bis 25. März) war das ganze Ergebnis des „Viel Lärm um nichts". Desto verheißender schienen sich dagegen die politischen Verwicklungen des folgenden Jahres anzulassen, welche schon in den ersten Stadien das 37. Regiment zu dem neuformierten „Serbisch-banatischen Corps" ins Banat beriefen (Anfang Februar 1854).

Fürst Felix Schwarzenberg stand wohl nicht mehr an der Spitze der Regierung; der Tod hatte ihm kurz vor Ausbruch der orientalischen Wirren das Staatsruder entwunden, welches er seit 1848 mit zielbewußter Kraft geführt; die Grundzüge seiner auswärtigen Politik aber waren auf die Nachfolger übergegangen und Oesterreich bewegte sich, wenigstens anfänglich, noch in jenen Bahnen, welche des Fürsten leitende Hand in kluger Erfassung der Verhältnisse vorgezeichnet. Die ersten Maß-

nahmen, welche Oesterreich bei Beginn des Krieges traf, ließen darauf schließen, Graf Buol wolle das vielgenannte geflügelte Wort seines Vorgängers, „er werde die Welt durch seinen Undank in Erstaunen setzen", zur Wahrheit machen: Oesterreich schlug sich auf Seite der Westmächte, schloß mit Preußen einen Garantievertrag (April 1854) und nötigte Rußland durch eine Sommation zur Räumung der Donaufürstentümer, welche hierauf von österreichischen Truppen „bis zum Frieden" besetzt wurden. Hier erlahmte aber auch die Energie, mit der Oesterreich in die Aktion eingetreten war; zögernd und kraftlos wurden die Worte in Thaten umgesetzt und genau so, wie es der Dichter schon längst tadelnd charakterisiert, auch jetzt mit „halben Mitteln, halben Zielen" zugestrebt. Ein am 2. Dezember mit den Westmächten geschlossener Vertrag zwecks „eventueller Allianz" bezeichnet drastisch das Vorgehen der österreichischen Diplomatie, bei der eben alles „eventuell" war. Sie wagte nicht zu nehmen, was sie gerne besitzen mochte, und verstand nicht zu behaupten, was sie de facto schon besaß.

Als das Regiment am 7. Februar abends mittels Eisenbahn nach Szegedin abging und von dort — da der Zustand der Straßen Fußmärsche unmöglich machte — mit Dampfschiffen auf der Theiß und Donau nach Weißkirchen transportiert wurde, konnten derlei Betrachtungen noch nicht unser Vertrauen auf eine ereignisreiche Zukunft schmälern. Es fehlte thatsächlich jeder vernünftige Grund zu solchem Pessimismus. Die „Tage von Olmütz" hatten uns seiner Zeit in einem Zuge von Padua bis an die nordböhmische Grenze geführt; auch bei dem Konflikte mit der Türkei (1853) saß Oesterreich der Degen noch sehr locker in der Scheide und es verstand meisterlich, seinen Worten Nachdruck zu verleihen; welcher Anlaß wäre also vorgelegen, um im Jahre 1854 eine so durchgreifende Aenderung des „Systems" zu vermuten? Allerdings, der Mann, der dieses System geschaffen, schlief den ewigen Schlaf ... aber — man glaubt so gerne, was man wünscht, und so zogen wir denn in der vollen Ueberzeugung südostwärts, die Ereignisse, welche 1850 und 1853 einen vorzeitigen Abschluß gefunden, würden diesmal, wo der Stein schon von anderen ins Rollen gebracht

war, sich zum Ruhme und zur Erweiterung des alten Oesterreich ausgestalten.

Das Regiment marschierte von Mitte Juli bis 30. September durch Siebenbürgen und den Tölgyeser Paß in die Moldau, beziehungsweise nach Jassy (1. und 2. Bataillon) und Botusany (3. Bataillon). Vom 4. Bataillon, welches in Wien zurückblieb, ging nur die 19. Compagnie nach Großwardein, wo sich ihr die übrigen 3 Grenadier- resp. Ersatzcompagnien anschlossen, aus welchem sich dann in Jassy das Grenadierbataillon formieren sollte.

Diese 4 Compagnien marschierten unter dem provisorischen Befehle des Oberstlieutenants Prinz Leopold zu Sachsen-Coburg-Gotha — des künftigen Grenadierbataillons-Commandanten — am 21. September von Großwardein durch Siebenbürgen in die Bukowina und hatten von dort — bei Suczawa — in die Moldau einzutreten. Ich befand mich damals bei der 1. Füsiliercompagnie, welche, in Großwardein neu aufgestellt, den Ersatz für die Grenadiercompagnie des 1. Bataillons zu bilden hatte [1]).

Der Marsch dieser 4 Compagnien hat daher als Ausgangspunkt der nachfolgenden Schilderungen zu gelten; er war einer der letzten jener so unendlich poesievollen Märsche, an deren Stelle nunmehr der Massentransport auf Eisenbahnen getreten ist. Wem könnte es wohl aus der Erinnerung entschwunden sein, dieses wochenlange freie Soldatenleben in einem Lande, von dem man damals mit Recht behauptete, man könne es rings mit einer Mauer abschließen, ohne daß ein Mangel an irgend einem der in Gesamtösterreich vorkommenden Naturprodukte eintreten würde! Es war in der That einzig schön, dieses herrliche Land zu Fuß durchwandern zu können, in welchem die Natur noch unbestrittene Alleinherrscherin war; wo märschelang die Urwälder bis zur Straße reichten, diese selbst aber in ihrer Mustergültigkeit bewies, daß der jungfräuliche Boden gleich-

[1]) Jedes der 4 Feldbataillone bestand damals aus 5 Füsiliercompagnien und 1 Grenadiercompagnie; letztere wurden bei Annahme des Kriegsstandes in 1 Bataillon zu 4 Compagnien vereinigt und in den Feldbataillonen durch neuformierte Füsiliercompagnien ersetzt.

wohl der Kultur sehr nahe stand. Deutsche, ungarische, rumänische Kraft — allerdings unter sehr nachhaltigem militärischem Einschlage — hatte, jede nach ihrer Eigenart, gewetteifert, die bewohnte Scholle auch wohnlich zu gestalten.

Es soll damit jedoch keineswegs gesagt sein, daß jeder unserer Märsche uns auch jeden Tag an eine wohlbesetzte Tafel geführt habe. Allerdings fehlte es auch hieran nicht; zahlreicher aber waren jene Fälle, da wir uns der nackten Armut, der unglaublichen Bedürfnislosigkeit des Dörflers gegenüber sahen; kam es doch sogar vor, daß — wie an der Grenzscheide zwischen Siebenbürgen und der Bukowina — die Marschstation nur ein topographischer Begriff war, ergo ein bewohnter Ort oder irgend welche Unterkunft überhaupt nicht existierte. Doch eben dieser übergangslose Wechsel der Situationen ist es, welcher das Soldatenblut frisch erhält und dem Kriegsmanne jenen leichten Sinn verleiht, der, durch kein Ungemach gebeugt, auch der schlimmsten Lage noch eine gute Seite abzugewinnen weiß. Wir saßen um die Biwakfeuer von Pojana Stampi ebenso wohlgemut und zufrieden, wie tags darauf an der Tafel des reichen Besitzers von Jakobeny, und brieten 24 Stunden später, ohne bedauernden Rückblick, unseren Speck gemeinsam mit unseren Hayducken am nämlichen Feuer.

Wie eng schließt sich unter solchen Verhältnissen das Band wirklicher Kameradschaft; wie lernt da jeder die Vorzüge des anderen schätzen und sieht die eigene Kraft ungeahnt rasch sich entwickeln? Weltschmerzelnde Wehleidigkeit, die unglücklich ist, wenn einmal auch nur die Staffage wechselt, der gewohnte Komfort fehlt oder das liebe „Ich" nicht so gehätschelt werden kann wie sonst, kann derlei Proben nicht überdauern. Die früheren Versammlungsmärsche waren in diesem Sinne wahre Purgatorien; sie schieden alles Minderwertige aus; was dann noch blieb, war unbezweifelt echt. Heute ist es anders und kann wohl nicht anders sein; früher aber war es zum allermindesten — lustiger.

Und so verschlug es uns denn auch nichts, als wir über Klausenburg in Thorda einrückend erfuhren, daß der ursprüngliche Plan, uns über Maros-Vasárhely zum Tölgyeser Passe mar-

schieren zu lassen, abgeändert wurde und wir die Richtung nach Suczawa zu nehmen hätten; während der anfängliche Marschplan, nach welchem das serbisch-banatische Corps ganz oder zum Teil durch die Bukowina in die Moldau hätte einrücken sollen, insofern modifiziert wurde, daß dem Regiment die schon früher erwähnte Einbruchsstelle in die Moldau beim Tölgyeser Passe angewiesen wurde. Derlei kommt ja bekanntlich vor!

Wir 4 Pseudogrenadier-Compagnien machten also in Thorda wieder „Kehrt" nach Klausenburg, von wo wir über Szamos-Ujvár, Dees und Bistritz bei Pojana Stampi die Grenze der Bukowina überschritten und von dort über Suczawa am 4. November vor Jassy ankamen. —

Nun ein orientierender Blick auf die uralte Kapitale der moldauischen Hospodaren, welchem, um störende Wiederholungen zu vermeiden, die Eindrücke zu Grunde gelegt sind, wie wir sie bei unserem Einmarsche aufnahmen.

Blick auf Jassy aus der Vogelschau.

Wenn man von Tirgul Formos (Târgu Frumos) kommend die mäßigen Höhen erreicht, welche die Straße nach Jassy (Jassi) in kunstlosem Zuge übersetzt, bietet sich dem überraschten Auge ein entzückendes Panorama. Wie mit einem Zauberschlage sieht es plötzlich die alte Bojarenstadt den Horizont des sonst fast öden Terrains abschließen. Ueber mehrfache Hügel zerstreut, breitet sich ein malerisches Häusergewirr, welches, vielfach von freundlichem Grün unterbrochen, gegen die Peripherie hin einen villenartigen Charakter zeigt. Von der eigentlichen Stadt, die einen langgestreckten, breiten Rücken bedeckt, fällt der südliche Teil ziemlich steil gegen ein weites Thal ab, dessen Sohle der träge Bachlui (R.: Bahluielu), ein mittelgroßer Bach, versumpft, während die jenseitige, mit Landhäusern und Gärten bedeckte Thalbegleitung das pittoreske, mauerumgürtete Kloster Formos (Frumos) krönt [1]).

Nördlich erhebt sich, sanft ansteigend, der „Kopó" (Copo), das Quartier noble der Bojarie, dann weiter gegen Osten, durch ein steil eingeschnittenes Thal vom Kerne der Stadt getrennt, die ärmliche Vorstadt Tataraſch (Tataras).

Die extremsten Farbenreflexe spielen in der Herbstsonne über einem Chaos von Dächern, dem die wie Gold glänzenden Terrassen der Paläste, die grünen Zwiebeltürme der orthodoxen Kirchen und die zahllosen Kuppeln anderer Gotteshäuser ein

[1]) Die Ortsnamen sind im Texte nach der damals geltenden Schreibart angegeben; die moderne in Parenthese.

Gepräge verleihen, welches unwillkürlich an die trügerischen Bilder der Fata Morgana gemahnt.

Die grandiose Unregelmäßigkeit des Gesamtbildes mutet den europäischen Beschauer allerdings fremdartig an, aber sie fesselt das Auge und nimmt unvermerkt auch den Geist gefangen.

War uns nun auch schon während des Marsches von der österreichischen Grenze her gründlich jeder Zweifel benommen worden, daß wir uns außerhalb der Grenzen westeuropäischer Kultur befänden, so konnte dies den wahrhaft fascinierenden Eindruck nicht schwächen; im Gegenteile, alles, was man vor sich sah, verlangte so zwingend nach orientalischer Staffage, daß jede andere nur störend hätte wirken können.

Aber wie sehr auch das unerwartete Neue unsere Phantasie zu romantischen Luftschlössern verlockte, es sollte uns nicht lange der süße Taumel umfangen, dem kaum entgeht, wer zum erstenmal jene Landstriche betritt, wo Occident und Orient ineinanderfließen. Mit jedem Schritte vorwärts schwand ein Strahl des glänzenden Nimbus nach dem anderen; immer grauer ward das früher so farbenglänzende Kolorit und immer treffender der Vergleich mit der Fata Morgana, so daß bei unserem Einzuge in die Vorstadt Pakurar (Pocurari) nichts mehr übrig war, als die nackte graue Wirklichkeit. Und dies im wörtlichsten Verstande. Nackte Zigeuner, ohne jede andere bergende Hülle als eine unergründliche Schmutzschichte, waren die Ersten, die uns empfingen; knöcheltiefer Staub, der alles ringsum mit einer dichten grauen Decke überzog, ließ uns ahnen, was bevorstand, wenn einmal die Herbstregen einsetzen würden.

Aber was half's! Wir waren nicht verwöhnt und hatten auch nicht die entfernteste Anlage zum „Weltschmerzeln". Der sechswöchentliche, frische fröhliche Marsch quer durch Siebenbürgen und einen Teil der Bukowina, über die damals noch jungfräulichen Karpathen, hatte das Wenige, was in den paar Friedensjahren an echter Soldatenlust abhanden gekommen sein mochte, reichlich wieder ersetzt, und so folgten wir, wohlgemut an der Seite lange nicht gesehener Kameraden, den fröhlichen Weisen unserer Regimentsmusik, statt welcher wir durch so

manches Jahr die gräßliche Tonkust nationaler Naturmusiker als Ersatz hatten nehmen müssen.

Straßen von wechselndstem Exterieur: breit, licht, winklig, düster, gepflastert oder auch nicht, aber immer abstoßend schmutzig, führten zwischen Häuserreihen, wo stolze Paläste sich nicht scheuten, über elende Strohdächer ihre glänzenden Giebel zu erheben oder sich mit dem Plebs aller Grade gemein zu machen.

Durch all den Glanz und Unrat hindurch erreichten wir aber endlich doch unsere Quartiere und waren nun mitten drinnen in der „Occupation", diesem ohne Beispiel dastehenden politisch-militärischen Wechselbalge, der Oesterreich nach drei langen Jahren unwürdigen politischen Scherwenzelns nichts anderes einbrachte, als die Vermehrung der Staatsschuld um 500 Millionen Gulden Konventionsmünze, den Verlust von nahezu 40000 Mann, welche die Spitäler fraßen, und die tödliche Feindschaft aller, zu deren Gunsten oder Ungunsten es diese enormen Opfer brachte.

Jedoch — der Soldat hat zu gehorchen, nicht zu politisieren. Hinweg also mit alledem, wie schmerzlich, wie traurig, wie wahr es auch sei. Bleiben wir pflichtgemäß innerhalb der Grenzen „beschränkten Unterthanenverstandes" und beschäftigen wir uns vorerst nur mit dem, was uns selbst betrifft: mit dem Leben und Treiben der Occupationstruppen.

Wir waren nunmehr in aller Form der Garnison von Jassy einverleibt und hatten Gelegenheit, uns die Stadt von innen zu besehen. Das nächste Resultat dieser, zuvörderst im Dienstwege, also unfreiwillig unternommenen Forschungen war das stückweise, aber sehr rasche Schwinden aller Träume und Illusionen von Orient und dergleichen, die noch seit dem Fernblicke von Tirgul Formos her unseren leichtempfänglichen Soldatenherzen anhafteten.

Die Lage der Hügelstadt Jassy mag wohl die Epitheta: romantisch, pittoresk u. s. w. rechtfertigen; zur Wohnlichkeit aber trägt sie begreiflicherweise nur wenig bei. Für uns kam dazu noch das ungewohnte bunte Durcheinand von Palästen, größeren Bauten und elenden Hütten, wodurch es sehr schwer

wurde, ein Gesamtbild zu erfassen, und selbst auch die keineswegs seltenen schönen Gebäude nicht zu wahrer Geltung kommen konnten.

Eine zusammenhängende Reihe größerer Bauten fand sich eigentlich nur in der Ulica mare (großen Gasse), in welcher sich auch das Gros der besseren Geschäftswelt konzentrierte. Aber selbst dies konnte strenge genommen nur für den östlichen Teil dieser, die ganze Stadt durchquerenden Kommunikation gelten, welche in der „fürstlichen Residenz" endete. Die Front dieses anspruchslosen stockhohen Baues war der Stadt zugekehrt und umschloß mit den ihn in weitem Halbkreise umgebenden Militäretablissements: den Kasernen der Miliz, der Reitschule u. a. einen großen Platz von immerhin imponierendem Aeußeren. Weniger begünstigt war die Lage der Rückseite, denn dort öffneten sich die Fenster des Fürstenschlosses auf eine hart unter ihnen gähnende tiefe Schlucht, deren diesseitige Wand die Ablagerungsstelle alles denkbaren Unrates aus den Kasernen und Ställen war und welche mangels entsprechender Lokalitäten auch die Milizen in rührender Urwüchsigkeit ganz ungestört zur Befriedigung gewisser natürlicher Bedürfnisse benützten.

Der westliche Teil der Ulica mare führte vom Mittelpunkte der Stadt thalab in die Vorstadt Pakurar und ging dann in die Landstraße nach Tirgul Formos über, deren Charakter er jedoch noch im Weichbilde der Stadt vollwertig annahm.

Glanzpunkt und Stolz von Jassy war das Quartier noble am sogenannten Kopó, einer von der Ulica mare abzweigenden, sanft ansteigenden breiten makadamisierten Straße, welche zwischen den villen-, mitunter auch palastartigen Wohnsitzen und den Gärten der hohen Aristokratie (Bojarie) zu dem gut angelegten öffentlichen Garten gleichen Namens führt. Der Kopó war die einzige, bei jeder Witterung praktikable Straße in Jassy, was sie wohl zum guten Teile ihrer abschüssigen Trace und dem sehr geringen Verkehr von schwerem Fuhrwerke verdankte.

Zu den hervorragenden Baulichkeiten von Jassy gehören natürlich die äußerst zahlreichen Kirchen. Durchwegs in russischem Stile gehalten, findet man, trotz der unförmlichen Zwiebel-

kuppeln, unter ihnen vielfach bemerkenswerte Baudenkmäler, deren Eindruck sich auch der Andersgläubige nicht entziehen kann. Die Kathedrale nimmt unter ihnen den ersten Platz ein. Leider waren damals fast alle von den nicht immer gut erhaltenen Friedhöfen umgeben, was weder der Schönheit, noch der Salubrität zuträglich war.

In dem Maße, als man sich vom Centrum der Stadt entfernte, änderte sich auch zusehends deren Charakter. Sehr rasch blieben die größeren Häuser mit den roten Ziegeldächern zurück und räumten den Platz immer primitiveren, durchwegs ebenerdigen Wohnstätten, die sich mit Schindeln oder Brettern als Decke begnügten, bis endlich an der Peripherie die Lehmhütte souverän herrschte. Die Einfachheit dieser letzteren Kategorie menschlicher Wohnungen läßt sich nur an ihrer Vergänglichkeit messen. Ein Schilfdach von mäßigem Umfange auf einer Anzahl schwanker Standsäulen, deren Zwischenräume mit Klumpen lehmiger, dem Straßenkot sehr nahe verwandter Erde ausgefüllt, ist das Um und Auf dieser Wohnstätten. Die Genesis ihres Entstehens verbarg dem Beobachter ein dicker Kalkanstrich mit eigentümlich grünem Sockel; rechnet man noch einige Bäume dazu, welche dem kleinen Besitztum selten fehlten, so machte das Ganze bei heiterem Wetter und aus entsprechender Entfernung gesehen, den Eindruck anheimelnder Ländlichkeit. In der Nähe war es freilich anders und im Frühjahre, wenn es taute oder anhaltender Regen das Bachluithal überschwemmte, lösten sich diese, im eigentlichsten Sinne aus Kot gebauten Hütten zu Dutzenden wieder in ihren Urstoff auf, so daß von ihnen nichts übrig blieb als die mageren Ständer mit dem Schilfdache.

Ohne besonderen Kummer — denn sie hatten kaum etwas zu verlieren und waren es ja schon gewohnt — verließen dann die Bewohner ihr Heim. Hochgeschürzt, ihr Weniges auf dem Kopfe tragend, sah man sie samt ihrem Vieh durch das trübe Wasser zur nächsten höher gelegenen Stelle waten, wo sie auch bald Unterkunft fanden und so lange blieben, bis sie ihr altes Nest wieder aufgebaut hatten, oder ihr Zufluchtsort ebenfalls in tropfbarflüssigen Zustand überging.

Einen Beweis, wie tiefgewurzelt auch im roheſten Naturmenſchen das Streben iſt, ſich ſelbſt, ſein Geräte, ſeine Wohnung durch allerlei Flitter und Aufputz zu verſchönern, liefert die ausnehmende Zärtlichkeit, welche die Bewohner des Bachluithales, bei aller ſonſtigen Geringſchätzung von Seife u. dergl., für die Außenſeite ihrer soit disant Häuſer hegten. Inwendig war zwar von Reinlichkeit wenig zu ſehen, aber die Faſſade präſentierte ſich ſtets tadellos. Lange ſahen wir erſtaunt, wie die Weiber an gewiſſen Tagen die Exkremente der Ochſen, Büffel, Kühe ſorgſam auf der Straße ſammelten und in ihre Hütten trugen, da doch weit eher anzunehmen geweſen wäre, es würden dort ähnliche Produkte des Stoffwechſels ausreichend vorkommen, um ſie auf die Straße zu werfen. Die endliche Löſung dieſes Rätſels erfüllte uns mit einer Art von Hochachtung vor der Findigkeit dieſer Halbaſiaten. Offenbar von der Natur mit einem lebhaft ausgeprägten Farbenſinne begabt, der in keinem Verhältniſſe zu den Mitteln ſtand, ihn zu befriedigen, verdünnten ſie die geſammelten Werke dieſer ausſchließlich auf Grünfutter angewieſenen Quadrupeden und gewannen dadurch eine Farbe, der nur ausgeſprochene Böswilligkeit die Anerkennung entfernter Aehnlichkeit mit Schweinfurtergrün verſagen konnte, die aber unter allen Umſtänden zur Herſtellung des äußeren Sockels, wie auch zu Wandverzierungen im Innern genügte. Fügt man dem noch bei, daß dieſe Wohnſtätten außer der höchſt einfachen Thüre keine ſonſtige Oeffnung beſaßen und ein Stückchen eingemauertes Glas die Stelle der Fenſter vertrat, ſo kann man leicht eine Vorſtellung von der Atmoſphäre im Innenraume gewinnen. Thatſächlich war dieſe auch ſelbſt für die Eingeborenen nur unter günſtigen Umſtänden reſpirabel; wenn wir im Sommer früh morgens nach unſeren Uebungsplätzen marſchierten, fanden wir in dieſen Stadtteilen ſehr häufig die geſamte Bewohnerſchaft ſolcher Häuſer, Männlein und Weiblein, in tiefem Negligé bunt durcheinander ſchlafend auf der Straße liegen, wohin ſie ſich unter Mitnahme des mobilen Teiles ihres Bettzeuges vor den mephitiſchen Dünſten ihrer Gemächer geflüchtet hatten.

Außer den hier ſchon erwähnten drei Klaſſen von Häuſern

gab es noch eine vierte, nämlich die Aufenthaltsorte der Zigeuner, die in den Lehmbrüchen und tiefen Ravins, welche die Stadt vielfach durchfurchten, entweder elende Hütten (Zelte) bewohnten oder in den steil abstürzenden Wänden ein Troglodytenleben führten.

Dem schroffen Gegensatze im Aeußeren der Häuser Jassys entsprach auch deren innere Einrichtung; von den übelduftenden Gelassen der misera plebs angefangen, in welchen unter den Augen der „schwarzen Muttergottes" — dem einzigen Wandschmucke — nicht selten Mensch und Tier einträchtig zusammen wohnten, bis hinauf zu den Salons und Boudoirs der Bojarie, die alles in sich vereinigten, was eine ausschweifende Pariser Phantasie ersinnen konnte.

Aber selbst in diesen hohen Regionen fehlten nicht die den Orient charakterisierenden Kontraste. Unvermittelt prunkte der Luxus der Herrengemächer neben den „landesüblichen Eigentümlichkeiten"; niemand vermißte jene stimmungsvolle Harmonie, welche dem Westeuropäer für untrennbar von wirklichem Komfort gilt. Unmerklich und wohl auch unbewußt vermengten sich sowohl hier, wie in der Jassyer Gesellschaft überhaupt, russisches und orientalisches Gehaben; eine starke Schichte Pariser Lack verlieh allerdings dem Ganzen einen eigenartig pikanten Reiz, stellte aber den Fremden nur zu oft vor ungewohnte, mitunter sehr peinliche Situationen.

Mit Ausnahme der Herrenwohnungen in den Häusern der Bojaren, dann jenen der besser situierten Juden fand man nirgends ein Bett nach europäischen Begriffen; überall sonst ersetzte dieses Möbel ein breiter, meist die ganze Langseite des Gemaches einnehmender, mit Maisblättern gepolsterter Divan, der erst zu Nacht zur Lagerstätte adaptiert wurde. Daß es sich — bei Vorhandensein entsprechenden Bettzeuges, was aber nicht durchwegs der Fall war — auf einer solchen Unterlage ganz angenehm ruhen ließ, kann nicht bestritten werden, wohl aber, daß man jemals so recht zu jener Behaglichkeit gelangte, die ein europäisches Bett gewährt. Auf der „durch nichts begrenzten Fläche" dieses orientalischen Universalmöbels wurde man das Gefühl nicht los, als befände man sich auf der Reise und wäre

nur so für eine Nacht zur Not untergebracht; die außerordentlich simple und ökonomische anderweitige Möblierung der meisten dieser Räume trug dazu bei, solche Täuschung noch zu erhöhen.

Selbstverständlich ist hier nur von jenen Interieurs die Rede, welche vorzugsweise in den Quartieren der Offiziere vorkamen. Bei den unteren Bevölkerungsschichten, dem ausschließlichen Bequartierungsrayon unserer Mannschaft, entbehrten die Divans selbst auch des primitivsten Komforts. Ueber die auf zwei hölzernen Böcken liegenden rohen Bretter — der überall gleichen Basis jedes Divans — war statt der Maisstrohmatratze ein dünner, selbstgewebter Teppich gebreitet, der in solch einfacher Weise die Lagerstätte des Soldaten vervollständigte. Nur wenige von ihnen konnten sich rühmen, vor Eintritt der heißen Jahreszeit, wo die Stickluft in den überfüllten Zimmern jede Decke entbehrlich machte, bei Nacht aus den Kleidern gekommen zu sein. Glücklicherweise waren unsere Leute zum großen Teile noch von der eigenen Heimat her derlei „Eigentümlichkeiten" gewohnt. —

Zu einer, vornehmlich für den Gebildeten überaus drückenden Kalamität führte der Umstand, daß der Begriff „Kanalisierung" in Jassy ganz unbekannt war. Die Rückwirkungen dieser Thatsache auf eine gewisse Seite häuslichen Komforts lassen sich gewiß unschwer erraten und könnten deshalb auch füglich unerörtert bleiben; allein die Folgen, welche sich für uns daraus entwickelten, waren ganz eigenartige und keineswegs vorübergehende; wir fühlten sie nahezu drei Jahre hindurch, und so mag es, trotz alledem und alledem, wohl gestattet sein, auch descriptiv bei diesem Thema etwas länger zu verweilen.

Vor allem muß zugegeben werden, daß das Bedürfnis rationeller Beseitigung von Abfallstoffen eigentlich nicht vorhanden war, oder richtiger gesagt, von seiten der Einheimischen nicht empfunden wurde. Die bisherige Usance entsprach so sehr dem echt orientalischen Bequemlichkeitssinne weiter Kreise, daß dort die Kanalisierung der Stadt zweifellos als eine gar nicht motivierbare Beschränkung des persönlichen Rechtes jedes einzelnen aufgefaßt worden wäre, sich im Falle der Not den Platz nach freiem Ermessen zu wählen. Wie wenig prüde man in

dieser Hinsicht war, zeigt die schon geschilderte Veduta aus den Fenstern der rückwärtigen Front der fürstlichen Residenz.

In den oberen Regionen war man allerdings zurückhaltender und band sich an die Benützung gewisser Vorrichtungen; von der in Privatgebäuden niederen Ranges — jedoch ohne „Fesselsystem" — vorkommenden Senkgrube angefangen, bis hinauf zu den raffiniertesten Erfindungen im Gebiete der Geruchlosigkeit. Indes standen auch diese, der Salubrität geweihten Asyle nur den Familiengenossen im engeren Sinne offen; für das meist sehr zahlreiche Gesinde und für Fremde überhaupt mußten weit einfachere, auf größere Frequenz berechnete Surrogate genügen. Auf irgend einer passenden, d. h. den alltäglichen Verkehr nicht geradezu hindernden Stelle des meist sehr weitläufigen Hofes war, je nach Bedarf, ein ungefähr zwei oder mehr Meter im Gevierte haltender Platz mit Rohrwänden (ohne Dach) abgegrenzt, dessen zuweilen sogar mit Brettern belegter Innenraum „für alle Fälle" bereit stand. Den Anblick dieses Interieurs zu schildern, kann ich mir erlassen, ebenso den Hinweis auf die Annehmlichkeit, eventuell durch knöcheltiefen Kot oder Schnee — von Nachtszeit zu geschweigen — jene unwirtliche Stätte aufzusuchen, für welche die Bezeichnung „Commodité" nur im Sinne eines sehr schlechten Witzes aufgefaßt werden kann.

Die meist sehr vernachlässigten Hofräume waren überdies auch noch der Tummelplatz von Büffeln, Hunden und sonstigem Getier, welches seiner Abneigung gegen Fremde keinen Zwang auferlegte. Ich hatte in einem meiner Quartiere einen kolossalen Truthahn, den mein Anblick völlig rasend machte; gelang es mir auch, durch allerlei Kniffe die bergende Hürde zu erreichen, so hatte ich doch wenig gewonnen, denn mein Feind wartete wütend kollernd den Moment ab, der mich schließlich nötigen würde, mein Asyl wieder zu verlassen. Thatsächlich konnte ich den ohnehin sauren Gang dahin endlich nur in Begleitung meines Hundes wagen, welcher den überlegenen Gegner zwar auch nicht unschädlich zu machen vermochte, aber die Bestie doch wenigstens in ein hinhaltendes Gefecht verwickelte, aus dem ich Nutzen zog.

Treffender als alle Beschreibung illustriert diese „anrüchigen"

nur so für eine Nacht zur Not untergebracht; die außerordentlich simple und ökonomische anderweitige Möblierung der meisten dieser Räume trug dazu bei, solche Täuschung noch zu erhöhen.

Selbstverständlich ist hier nur von jenen Interieurs die Rede, welche vorzugsweise in den Quartieren der Offiziere vorkamen. Bei den unteren Bevölkerungsschichten, dem ausschließlichen Bequartierungsrayon unserer Mannschaft, entbehrten die Divans selbst auch des primitivsten Komforts. Ueber die auf zwei hölzernen Böcken liegenden rohen Bretter — der überall gleichen Basis jedes Divans — war statt der Maisstrohmatratze ein dünner, selbstgewebter Teppich gebreitet, der in solch einfacher Weise die Lagerstätte des Soldaten vervollständigte. Nur wenige von ihnen konnten sich rühmen, vor Eintritt der heißen Jahreszeit, wo die Stickluft in den überfüllten Zimmern jede Decke entbehrlich machte, bei Nacht aus den Kleidern gekommen zu sein. Glücklicherweise waren unsere Leute zum großen Teile noch von der eigenen Heimat her derlei „Eigentümlichkeiten" gewohnt. —

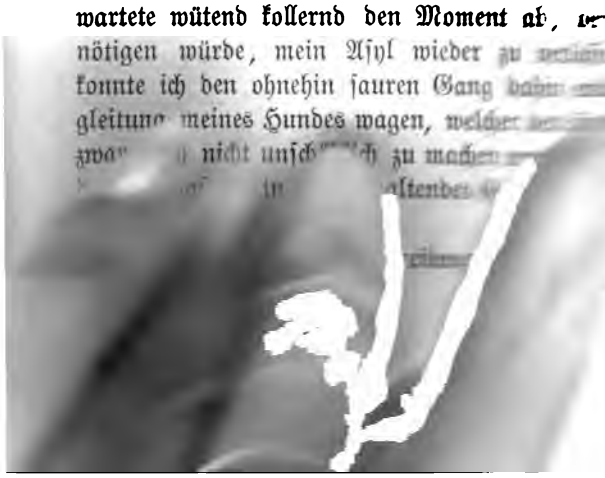
Zu einer, vornehmlich für den Gebildeten überaus drückenden Kalamität führte der Umstand, daß der Begriff „Kanalisierung" in Jassy ganz unbekannt war. Die Rückwirkungen dieser Thatsache auf eine gewisse Seite häuslichen Komforts lassen sich gewiß unschwer erraten und könnten deshalb auch füglich unerörtert bleiben; allein die Folgen, welche sich für uns daraus entwickelten, waren ganz eigenartige und keineswegs vorübergehende; wir fühlten sie nahezu drei Jahre hindurch, und so mag es, trotz alledem und alledem, wohl gestattet sein, auch descriptiv bei diesem Thema etwas länger zu verweilen.

Vor allem muß zugegeben werden, daß das Bedürfnis rationeller Beseitigung von Abfallstoffen eigentlich nicht vorhanden war, oder richtiger gesagt, von seiten der Einheimischen nicht empfunden wurde. Die bisherige Usance entsprach so sehr dem echt orientalischen Bequemlichkeitssinne weiter [illegible], daß dort die Kanalisierung der Stadt zweifel[illegible] motivierbare Beschränkung des persön[illegible] zelnen aufgefaßt worden wäre, sich [illegible] nach freiem Ermessen zu wähl[illegible]

dieser Hinsicht war, zeigt die schon geschilderte Veduta aus den Fenstern der rückwärtigen Front der fürstlichen Residenz.

In den oberen Regionen war man allerdings zurückhaltender und band sich an die Benützung gewisser Vorrichtungen; von der in Privatgebäuden niederen Ranges — jedoch ohne „Fesselsystem" — vorkommenden Senkgrube angefangen, bis hinauf zu den raffiniertesten Erfindungen im Gebiete der Geruchlosigkeit. Indes standen auch diese, der Salubrität geweihten Asyle nur den Familiengenossen im engeren Sinne offen; für das meist sehr zahlreiche Gesinde und für Fremde überhaupt mußten weit einfachere, auf größere Frequenz berechnete Surrogate genügen. Auf irgend einer passenden, d. h. den alltäglichen Verkehr nicht geradezu hindernden Stelle des meist sehr weitläufigen Hofes war, je nach Bedarf, ein ungefähr zwei oder mehr Meter im Gevierte haltender Platz mit Rohrwänden (ohne Dach) abgegrenzt, dessen zuweilen sogar mit Brettern belegter Innenraum „für alle Fälle" bereit stand. Den Anblick dieses Interieurs zu schildern, kann ich mir erlassen, ebenso den Hinweis auf die Annehmlichkeit, eventuell durch knöcheltiefen Kot oder Schnee — von Nachtszeit zu geschweigen — jene unwirtliche Stätte aufzusuchen, für welche die Bezeichnung „Commodität" nur im Sinne eines sehr schlechten Witzes aufgefaßt werden kann.

Die meist sehr vernachlässigten Hofräume waren überdies auch noch der Tummelplatz von Büffeln, Hunden und sonstigem Getier, welches seiner Abneigung gegen Fremde keinen Zwang auferlegte. Ich hatte in einem meiner Quartiere einen [illegible] salen Truthahn, den mein Anblick völlig rasend machte, [illegible] es mir auch, durch allerlei Kniffe die bergenden Ecken zu erreichen, so hatte ich doch wenig gewonnen, denn er erwartete wütend kollernd den Moment ab, wo [illegible] nötigen würde, mein Asyl wieder zu verlassen. [illegible] konnte ich den ohnehin sauren Gang dahin [illegible] viele gleitung meines Hundes wagen, welcher [illegible] gesehen zwar [illegible] nicht unsch[illegible]ch zu machen [illegible] neuen Ver- [illegible] in [illegible] eines von [illegible] Monarchie



[illegible] ungen, die in

Verhältniſſe eine Epiſode unſeres Marſches aus der Bukowina nach Jaſſy. Wir waren in Tirgul Formos eingerückt, wo ich nebſt einigen Kameraden im „Hôtel Petersbourg“ bequartiert wurde. Es war dies, ungeachtet des hochtönenden Namens, nur ein langgeſtrecktes, ebenerdiges Gebäude, gleichwohl aber die beſte Unterkunft in der Stadt und zugleich auch der einzige Ort, wo man ein verhältnismäßig menſchenwürdiges Eſſen zu bekommen vermuten konnte. Gedenkend der Erlebniſſe ſeit Ueberſchreiten der öſterreichiſchen Grenze, ſprach ich nach dem Diner gegen den Hôtelier die Erwartung aus, daß ſich in ſeinem Etabliſſement wohl auch eine anſtändige „Commodité“ finden werde, und nicht etwa ſolche abſcheuliche Rohrhürden wie in jedem der Orte, die wir ſeither paſſierten. Der edle Rumäne hätte nicht entrüſteter ſein können, wenn ich ſein „Reſtaurant“ mit einer jüdiſchen Schnapskneipe verglichen hätte; er war ſofort bereit, mich durch den Augenſchein zu überzeugen, daß das „Hôtel Petersbourg“ allen Anforderungen modernen Comforts Rechnung trage.

Im Hofe angelangt, entdeckte ich bald, etwa zwanzig Schritte von der Hausthüre entfernt, einen aus rohen Brettern zuſammengeſchlagenen Bau von ungefähr drei Metern im Gevierte, der mit ſeinem Holzdache an jene ſchmuckloſen Pavillons gemahnte, die ſich bei uns in noch ſehr ländlichen Sommerfriſchen durch die allgemein verſtandene Aufſchrift „Hier“ bemerkbar machen. Zweck und Benützung dieſer Einöedelei wäre ſchon aus den überaus zahlreichen Hinterlaſſungen früherer Beſucher vollkommen klar geworden, ſo daß es hierzu nicht erſt des in der Mitte des bodenliegenden Bretterbodens ausgeſchnittenen Dreiecks bedurft hätte, welches hierlands die ſonſt bei ähnlichen Zufluchtsorten überall gebräuchliche Kreisform vertritt. Weniger verſtändlich war jedoch die Anweſenheit des Holzgeſtelles eines ehemaligen Strohſeſſels, auf deſſen Sitz einer jener ringförmigen Lederpolſter aufgebunden war, deren eigentliche Beſtimmung es iſt, den verſchiedenen Rangsklaſſen der Staatshämorrhoidariuſſe als lindernde Unterlage während ihres aufreibenden Bureaudienſtes zu dienen. Offenbar hatte dieſes Möbel einſt beſſere Tage geſehen; nun konnte nur noch mit Sicherheit konſtatiert

werden, daß es mit Kuhhaaren gefüllt war, im übrigen blieb es so mysteriös wie je. Erst die Erklärung des Wirtes, daß diese ingeniöse Vorrichtung es jedem Neueintretenden ermögliche, sich nach Gutdünken eine noch halbwegs jungfräuliche Stelle für seine Unternehmung auszusuchen, ließ mich klar in die Sache sehen. — —

Warum ich in dieser, allerdings nicht sehr einladenden Atmosphäre des Stoffwechsels so lange verweile? — Wer je aus den, alle menschlichen Bedürfnisse mit gleicher Sorge umfassenden Kulturemporien hinausgeschleudert wurde in die Heimat urwüchsiger Sitten und Gebräuche, wird keine Antwort auf diese Frage erwarten; wer aber in dieser Hinsicht noch „nie sein Brot in Thränen aß", dem fehlt jedes Verständnis für die Sache; es wäre schade um jedes Wort; er würde es doch nicht verstehen — daher satis! —

Das unverkennbare, wenn nicht einzig Orientalische in dem äußeren Charakter von Jassy waren eigentlich die Straßen. Man begnügte sich mit ihrem Vorhandensein, ohne daß irgendwer den Drang empfand, sich mit deren Reinigung oder Instandhaltung lächerlich zu machen. Im Centrum der Stadt waren sie sogar gepflastert: die Fahrbahn mit sogenannten Katzenköpfen, die Gehwege, vulgo Trottoirs mit verschiedenem Materiale. Nur eine Straße machte eine bemerkenswerte Ausnahme.

Damals, als die nach Osten führenden Eisenbahnen in Krakau und Szolnok endeten, waren die Donaufürstentümer, insbesondere aber die Moldau, von dem civilisirten Westeuropa so gut wie abgeschnitten und zwar in einem Grade, der heute nur schwer begriffen werden wird. Hatten wir doch schon 1854 Mühe, es glaubhaft zu finden, daß von dem mit uns in Jassy garnisonierenden Infanterieregimente Baron Bianchi Nr. 55 viele Offiziere weder eine Eisenbahn, noch ein Dampfschiff gesehen hatten und sich nur unklare Vorstellungen von dem neuen Verkehre machen konnten. Dieses Regiment war eben eines von jenen, die seit Jahren in den Ostprovinzen der Monarchie garnisonierten.

Begreiflicherweise waren denn auch Einrichtungen, die in

Westösterreich längst schon im Gebrauche standen, in Jassy noch ganz unbekannte Dinge. Denn nur selten nahmen reelle Unternehmer ihren Weg dorthin, wo weder die örtlichen, noch die staatlichen Verhältnisse einladend oder vertrauenerweckend winkten; dagegen fanden zweifelhafte Projektanten jeder Art dort ihr Eldorado, falls sie nur mit selbstbewußtem Auftreten die zweckgemäße Anwendung des Zauberwortes „Bakschisch" (Trinkgeld) verbanden.

Ein solcher „Entrepreneur" erwarb einst von der fürstlichen Regierung die Konzession, die Stadt mit modernem Holzstöckelpflaster zu versehen, und wurde ihm eine der frequentesten Straßen als Versuchsobjekt zugewiesen. Der Mann verstand sein Geschäft. Mit einem enormen Aufwande äußerer Mittel inscenierte er sein Werk und präsentierte in verhältnismäßig kurzer Frist den entzückten Jassyanern ein tadelloses Straßenparkett, auf dem die Equipagen der Bojarie wie auf glatter Eisbahn dahinrollten. Ungemessene Lobsprüche und Ehrungen aller Art erdrückten fast den genialen Schöpfer dieser Herrlichkeit, der nicht minder schwer auch an der weit willkommeneren Last klingender Anerkennung trug. Da er aber die unförmlich großen Holzstöckel, nach oberflächlicher Abräumung der Straße, direkt auf den mehr als metertief durchjauchten Boden legte und auch das Holz so frisch als möglich war, kann man sich wohl vorstellen, wie diese Musterstraße nach relativ kurzer Zeit aussah. Während unserer Anwesenheit bildete sie ein Gewirre von Löchern und Klippen, welches selbst von Fußgängern nur mit Vorsicht passiert werden konnte.

Wie natürlich wartete der ingeniöse Franzose diese Entwicklungsphase nicht ab, sondern überließ es „fern von Madrid" seinen vorschnellen Bewunderern, Vergleiche über den geradezu gräßlichen Zustand der alten Straßen mit jenem der neuen anzustellen. Bei trockenem Wetter von einer dichten Staublage und undefinierbarem Unrate bedeckt, zeigten jene bei Regen- oder Tauwetter ein Bild, welches mit dem Worte „Kotmeer" nur sehr unvollkommen gekennzeichnet wird. Thatsächlich setzte sich der dicke Kotbrei gegen die vielen tiefgelegenen Stadtteile lavaartig in Bewegung und erstarrte bei Eintritt der Kälte zu oft

phantastischen Formen, die sich im ewigen Wechsel der Dinge wieder in Kot und später in Staub umsetzten.

Diese lebhaft an Halbasien mahnenden Verhältnisse führten zu ebenso absonderlichen Erscheinungen, von denen ich eine, auf alle Gefahr hin, erwähne. In den zahlreichen tiefer liegenden Straßen, wo selbst der „watbare" Kot bis zur halben Wade reichte, fror der an vielen Stellen auf Metertiefe breiig durchweichte Boden bei strenger Kälte zu einer kompakten Masse zusammen. Kam dann die mildere Jahreszeit mit ihrem oftmaligen, häufig ganz unvermittelten Temperaturwechsel, so verwandelte sich die obere gefrorene Schichte zuerst in Kot, dann bei stetiger Wärme allmählich in Staub, während die unter ihr befindliche immer noch in erstarrtem Zustande blieb. Erst bei konstant hoher Temperatur reichte die Wärme auch bis in größere Tiefen; die erstarrte Masse wurde wieder dickflüssig, sprengte bei ihrer Ausdehnung die oberste, durch den Einfluß der Hitze längst wieder elastisch-konsistent gewordene Decke und drang als träger, zäher Brei durch kraterartige Oeffnungen von oft mehr als einem Meter im Gevierte auf die Straße. Es war bei der öffentlichen Beleuchtung, welche, mit Ausnahme einiger Oellämpchen in der Cité, Frau Luna allein besorgte, keineswegs unmöglich, wohl aber nicht ratsam, nachts in einen solchen Kotgeiser zu geraten.

Indem ich dies niederschreibe, finde ich mich zugleich auch mit der Gewißheit ab, diese meine Erinnerungen als unverfälschtes „Jägerlatein" beurteilt zu wissen. Ich nehme dies gewiß niemand übel; es gibt eben Dinge, die man erlebt haben muß, um sie glauben zu können, was aber keineswegs hindert, daß sie bis auf die geringste Einzelheit wahr sind. Hatten wir doch im Winter 1855—56 das Schauspiel, einen k. k. Fuhrwesenswagen wochenlange bis an die Achsen im Kote eingefroren zu sehen. Und dies kaum tausend Schritte seitwärts der von Jassy durch die Vorstadt Pakurar nach Tirgul Formos führenden Hauptstraße!

Es genüge endlich zu konstatieren, daß kurz nach unserem Einrücken in Jassy bei meiner (der 1.) Compagnie, welche in einem der unreinlichsten und ärmsten Stadtteile einzeln be-

quartiert war, die regelmäßige tägliche Beschäftigung (Schulen 2c.) eingestellt wurde, weil es dem größten Teile der Mannschaft unmöglich war, das hierzu bestimmte Lokal zu erreichen. Bei den geradezu grundlosen Wegen, welche nur dem Einzelnen ein Fortklettern längs den Häusern gestatteten, mußte man sich zufrieden geben, die Compagnie, wenn möglich, täglich einmal unter freiem Himmel zum Befehlausgeben zu versammeln.

Können aber derlei Zustände wundernehmen in einem Lande von solcher Fruchtbarkeit, daß nicht die Einquartierung von Pferden, wohl aber die Frage: wer den Dünger wegzuschaffen habe, zu den schärfsten Kontroversen zwischen den Einwohnern und den kaiserlichen Behörden führte; in einer Stadt, deren Straßen zum weitaus größeren Teile zugleich auch die Gosse, oder eigentlich nichts anderes als eine solche waren? Alles, was in den Häusern an Unrat sich ansammelte, flog auf die Gasse. Größere Mengen dieses Stoffes und sonstige Rückstände von Bauten oder Erdarbeiten jeder Art wurden in eine tiefe, breite, steilwandige Schlucht geworfen, die sich mitten durch die Stadt, von der Ulica mare gegen das Bachluithal hinzog. In früheren Zeiten mag sie wohl auch die Ulica mare durchschnitten und bis gegen den Copo hinangereicht haben; aber, während ungezählter Menschenalter als Ablagerungsstätte aller denkbaren Fäkalien benützt, war ein gutes Stück des Oberteiles ausgefüllt worden und hatte eine derartige Konsistenz gewonnen, daß sich auf diesem legendären Misthaufen knapp neben der Ulica mare eines der schönsten modernen Häuser Jassys mit dem elegantesten Magazine der Stadt erheben konnte. Kaum 100 Meter abwärts war aber der alte Gebrauch, welchem dieses Etablissement seine Grundfeste verdankte, noch in ungestörter Uebung.

Die geringe Sorge, welche man in Jassy den öffentlichen Kommunikationen zuwendete, macht es erklärlich, daß jeder thunlichst der Notwendigkeit aus dem Wege ging, dieselben zu beschreiten. Thatsächlich sah man in Jassy niemand aus der „Gesellschaft" zu Fuße in den Straßen; Damen selbst auch an schönen Tagen nicht, denn sie, wie auch die Herren der „Bojarie" zogen es dann vor, erst am „Copo" ihre Equipagen

zu verlassen. Bei schlechtem Wetter aber bediente sich alles, bis zu den untersten Schichten der Bevölkerung herab, wo nur immer möglich eines Wagens. Kursierte vor Olims Zeiten in Venedig das Spottwort: vor Sonnenuntergang seien im Sommer auf dem Markusplatze nur cani, putane e ufficiali zu finden, so wurde dies in Jassy dahin variiert, daß bei schlechtem Wetter nur Zigeuner, Juden und Kaiserliche zu Fuße in den Straßen zu sehen seien. Wie wenig schmeichelhaft diese Zusammenstellung auch sein mochte — den Thatsachen entsprach sie jedenfalls ganz genau.

Seit langem zum allgemeinen Bedürfnisse geworden, hatte denn auch das öffentliche Fuhrwerk eine Organisation, welche im Hinblicke auf die sonstigen höchst primitiven Zustände geradezu überraschte und die selbst noch heute gar manchem großstädtischen Gemeinwesen bestens zu wünschen wäre.

Es gab damals drei Kategorien von Mietfuhrwerken. Die erste derselben — die eigentlichen Fiaker — ein vornehmes zweispänniges Gefährt (Phaethon), das jeder Großstadt zur Zierde gereichen konnte, war ausschließlich in den Händen der Lipowaner, einer aus Rußland vertriebenen religiösen Sekte (Skopzen), welche dem Zweikindersysteme in wahrhaft barbarischer Weise nachlebte. Sowie der zweite Sprößling das Licht der Welt erblickt hatte, verfielen beide Eltern, wie jung sie auch noch sein mochten, im Sinne ihrer wahnsinnigen religiösen Satzungen, erbarmungslos der Kastration. Das Herz schnürte sich einem zusammen, sah man diese hochgewachsenen, kraftstrotzenden jungen Männer mit dem frei wachsenden reichen, lichtblonden Haar und Bart; die schönen, nicht minder üppig entfalteten Weiber — und neben ihnen die fahlen, von zahllosen Runzeln entstellten Gesichter der schon mit zwei Kindern Beglückten! — Stets nüchtern, streng ehrlich, aber ernst und wortkarg bis zum äußersten, bildeten sie mit ihrem „Zeug" unbestritten die Aristokratie unter den Jassyer Mietwägen. Stramm wie Hofkutscher thronten sie in ihrem national-russischen Kostüme (hohe Mütze von grauem Schaffell, blauer, bis zur Erde reichender, mit grauem Pelz verbrämter Rock, den ein hellroter Shawlgürtel zusammenhielt) auf ihren zweisitzigen Phaethons,

welche, durchweg Wiener Fabrikat, Muster von Nettigkeit und Eleganz waren. Wohlgenährte, sauber gehaltene Pferde in gleichfalls aus Wien stammendem Geschirre vervollständigten das Aeußere dieses alle Ansprüche befriedigenden Vehikels, dessen Lenker übrigens auch das Vollbewußtsein seines Wertes zum Ausdruck zu bringen verstand. Nur ungern verdingte er sich zu Fahrten in abgelegene, wenig fashionable Quartiere, bei schlechter Witterung aber mußte man dessen gewärtig sein, daß der sein Gefährt nicht minder wie seine Tiere schätzende Lipowaner sich geradezu weigerte, Fuhren nach schlecht praktikablen Stadtteilen anzunehmen.

Bei den anderen Mietfuhrwerken traten die eleganten Formen des Westens vor der russischen Type zurück; auch Geschirr und Ausrüstung des in der Gabel gehenden Pferdes waren national.

Die „Droschke" war ein zweisitziger, offener, phaethonartiger Federwagen; der ziemlich niedrige, muschelförmige Sitz mit starkem braunen Naturleder einfach bezogen. Ein Spritzleder von gleichem Stoffe bot den einzigen Schutz des Passagiers gegen Witterungsunbilden. Der Kutscher lenkte das Pferd von einem unverhältnismäßig hohen, aber schmalen, knapp für eine Person ausreichenden Kutschbocke.

Im ganzen war diese Gattung Wägen solid gebaut und bequem. Meist dunkelgrün lackiert, nahmen sie sich auch dem Aeußern nach gut aus und waren so recht das Fuhrwerk des Mittelstandes, insofern von einem solchen in Jassy überhaupt gesprochen werden konnte.

Aeußerst primitive Konstruktionen wies die gleichfalls an das russische Original sich anlehnende unterste Stufe des Mietfuhrwerkes. Da gab es keine Federn, keine Rücken- oder Armlehnen, überhaupt nichts, was nur aus Bequemlichkeitsrücksichten seine Existenzberechtigung hätte schöpfen können. Dem Aeußern nach ähnelte es den ungarischen oder den sogenannten Steirerwägen: ein kurzes, schmales, durchwegs kaisergelb und rot bemaltes Leitergestell mit einer blaugrau gestrichenen Weidenflechte, auf vier ziemlich hohen, ähnlich kolorierten Rädern ruhend — dies war alles. Die Sitze für zwei Passagiere und den

Kutscher — der sehr häufig dem Stamme Levi angehörte — waren einfach aus groben, dunkelbraunen Wolldecken, sogenannten „moldauischen Kotzen" hergestellt, welche über den schmalen Sitzbrettern bis zur Höhe von 20 bis 30 Centimeter aufgeschichtet wurden.

Wie ärmlich dies Fuhrwerk auch sein mochte, fand man doch selbst hier eine um so wohlthuendere Reinlichkeit, als sie da ganz unerwartet kam. Ueberhaupt war die anmutende Nettigkeit des Jassyer Mietfuhrwerkes wie ein stummer Protest gegen die unglaubliche Verwahrlosung der Straßen.

Diese letztere Gattung des Lohnfuhrwerkes umschloß seiner Gänze nach die eigentlichen Pfadfinder in dem planlosen Gewirre der Straßen mindester Qualität; für diese Wagen gab es keine inpraktikablen Stellen, sie kamen wohl oder übel überall durch und wurden denn auch fast ausschließlich von den Bewohnern der entlegensten Stadtteile benützt oder von solchen, die dorthin gelangen wollten.

Eine behördlich festgestellte Taxe für das Lohnfuhrwerk existierte — meines Wissens — nicht. Indes waren die Preise überhaupt nicht übertrieben, auch fühlten sich die Rosselenker nicht so souverän dem Publikum gegenüber, um sich die anderswo als Regel geltende Ausbeuterei zu schulden kommen zu lassen. Für ¼ Yermelik (28 Kreuzer Konventionsmünze Silber) beim Einspänner, oder ½ bis 1 Yermelik (56 Kreuzer bis 1 Gulden 52 Kreuzer Konventionsmünze Silber, den Gulden zu 60 Kreuzer Konventionsmünze = 105 Kreuzer österreichischer Währung gerechnet) beim Fiaker konnte man eine sehr anständige Tour fahren.

Gleichwohl aber wären diese Preise noch immer zu hoch gewesen, um dem kaiserlichen Offizier die umfassende Benützung des Mietwagens auch nur im Dienste zu ermöglichen, selbst dann, wenn dies aus anderen, naheliegenden Gründen ausführbar gewesen wäre. Da aber die internen Kommunikationsverhältnisse Jassys die Benützung von Pantalons unbedingt ausschlossen, mußte man nolens volens zu dem Auskunftsmittel greifen, den Offizieren aller Grade das Tragen von hohen Stiefeln, sogenannten „Pappenheimern", die bis zum halben

Schenkel reichten, nicht nur für den gewöhnlichen Dienst, sondern eventuell auch en parade zu gestatten. Es war ein eigentümlicher, gewiß nicht unschöner Anblick, ein ganzes Offizierscorps in tadellosen weißen Röcken en pleine parade, mit hohen Stiefeln aus Wallensteins Zeiten versammelt zu sehen. Aehnlich waren — natürlich auch nur per nefas — die Offiziere des Regimentes Kreß-Chevaulegers im ungarischen Feldzuge 1849 adjustiert — ein prächtiges, vom Feinde gefürchtetes Reitercorps italienischer Nationalität aus jener Zeit, wo Oesterreich noch nicht soviel Militär, dafür aber desto mehr Soldaten hatte [1]).

Man kann dieses Kapitel nicht wohl schließen, ohne der landesüblichen Beförderung von Personen durch die moldauische Post zu gedenken, da diese uneigentlich doch auch zum Mietfuhrwerke zu rechnen ist.

Die Personenbeförderung im Fürstentume war ausschließlich auf die Post angewiesen, da eine andere als solche per Achse nicht möglich war, ein Privater aber nicht im stande gewesen wäre, die enorme Masse von Pferden aufzutreiben, welche eine, wenn auch nur kurze Reise bedingte. Dem Reisenden blieb nach Maßgabe seiner Mittel die Wahl zwischen dem Eilwagen und der sehr primitiven Carruzpost, oder er bediente sich des eigenen Fuhrwerkes und mietete von der fürstlichen Post bloß die Bespannung.

In allen Fällen beruhte die Personenbeförderung auf dem Prinzipe größtmöglichster Schnelligkeit, ohne besondere Rücksicht auf die Bequemlichkeit, ja selbst auch nur auf die persönliche Sicherheit des Reisenden; für derlei hatte jeder selbst zu sorgen. Doch stand diesem in Hinblick auf die geringe Annehmlichkeit des Reisens in der Moldau gewiß anerkennenswerten Bestreben, die Reisedauer zu verkürzen, der leidige Zustand der Landstraßen entgegen, die sich würdig an jene der Haupt- und Residenzstadt anschlossen. Man hatte uns gesagt, es rühre dies daher, daß

[1]) Dieses seiner Tapferkeit wegen armeebekannte Regiment hatte sich auch dadurch einen Namen gemacht, daß es sich beim Angriffe vorherrschend des Stiches bediente. Außerdem hob es sich noch durch die Vollbärte vorteilhaft ab, die während des Krieges im ganzen Regimente vom Obersten abwärts von jedermann getragen wurden.

die mit dem Landesstraßenbau imperativ in Verbindung stehenden Persönlichkeiten, vom Hospodar abwärts, weniger die Herstellung eines einheitlichen Straßennetzes, als vielmehr eine angenehme Kommunikation zwischen ihren Amtsresidenzen und den diversen Landsitzen, als den Succus eines gedeihlichen Straßensystems betrachteten. Relata refero! Thatsache aber ist, daß wir sehr oft die Erfahrung machten, wie sich die grundlose Straße von dem Punkte an, wo ein sehr gut gepflegter Seitenweg z. B. von rechts einmündete, sich in eine ganz annehmbare Chaussee verwandelte, aber sofort wieder in den Urzustand überging, wenn später eine chausseeartige Seitenstraße sich links abzweigte. Auch solche Wegstrecken, die offenbar einst gut angelegt und in stand gehalten worden waren, zeugten in ihrer nunmehrigen Verwahrlosung von dem ewigen Wechsel der Dinge — und der Personen.

Wie dem auch sein mochte, jedenfalls konnte nur eine bedeutende Vermehrung der Zugkräfte das oberste Prinzip, Schnelligkeit, in Geltung erhalten, so daß schon aus diesem Grunde die Bespannung der einzelnen Vehikel eine nach unseren Begriffen ganz außerordentliche war. Nun aber hatten sich Sportfexerei und Protzentum schon längst dieser Sache bemächtigt, so daß die Bespannungen weit über jedes Bedürfnis hinausreichten und es zum guten Ton gehörte, möglichst viele Pferde vor seinem Wagen zu haben. Vierspännig zu fahren war das Minimum, welches sich ein anständiger Mensch gestatten durfte; ein Wagen mit nur 2 Postpferden konnte der allgemeinen Verhöhnung sicher sein. Dagegen hatten die Bojaren 20, selbst auch mehr Pferde ohne bestimmtes System in malerischer Unordnung vor ihren englischen Reisewagen, und es machte kein geringes Aufsehen, wenn solch ein ungeheurer Train unter dem Peitschenknallen und Geschrei der durchwegs reitenden (nicht uniformierten) Postknechte durch die Straßen von Jassy jagte.

Auch die Diligencen, welche, bis auf das fürstliche Wappen, genau jenen in Oesterreich, woher sie auch bezogen wurden, nachgebildet waren, führten nie unter 12 Pferde, was sich natürlich je nach der Witterung noch erhöhte. Da hier, wie überhaupt bei jeder Postfuhre, die Pferde nur vom Sattel aus gelenkt wurden, blieben sämtliche Sitzplätze für die Reisenden disponibel,

deren je zwei im Kabriolett und im Inneren Raum fanden. Der Postkondukteur hatte seinen Platz am Kutschbocke. Die Fahrt auf einem solchen Postwagen war weder billig noch angenehm, denn bei dem wahnsinnigen Tempo, welches, ohne Rücksicht auf den Zustand der Straße, stets eingehalten wurde, lassen sich die vehementen Bewegungen des schweren Wagens ohne viele Phantasie versinnlichen. Nach einer 36stündigen Fahrt von Galatz nach Jassy, die ich in Gesellschaft einer französischen Gräfin zurücklegte, entstiegen wir beide fast lendenlahm und mit Kontusionen bedeckt einem solchen scheußlichen Marterkasten. Wie oft die nicht mehr sehr junge, aber schwerwiegende Französin sich mit dem Schreckensrufe: „Nous versons! Nous versons!“ an mich klammerte, konnte ich nicht zählen, aber die Erinnerung daran blieb noch lange sichtbar. Dazu kam noch, daß für die Verpflegung der Reisenden nicht im mindesten gesorgt war. Fast überall befanden sich die Poststationen außerhalb der Ortschaften, häufig war die Lehmhütte des sogenannten „Postkapitäns“ mit den elenden Unterkünften der Pferde auf weit und breit der einzige bewohnte Ort. Hatte man sich also nicht genügend mit Proviant versorgt, so blieb man jedenfalls immer bei gutem Appetit.

Jeder Beschreibung spottete jedoch eine Reise mittels der „Carruzpost“[1]); wer dies nicht selbst erlebt, wird wohl vergebens nach dem richtigen Verständnisse meiner Darstellung suchen.

Ein kaum 5/4 Meter langer und 3/4 Meter breiter, höchst primitiver Oberteil eines Leiterwagens, mit Ausschluß jedes nicht unbedingt notwendigen Bestandteiles auf vier Rädern befestigt und mit vier katzenartigen Pferden bespannt — dies ist in allgemeinen Umrissen das Bild einer moldauischen Carruz von Anno 1854. An dem ganzen „Zeugl“, die Pferde mit inbegriffen, fand sich auch nicht ein Gramm Eisen. Schmied und Wagner waren unschuldig an der Existenz dieser greulichen Vehikel, nur allein Axt und Säge des Bauern kamen dabei in Betracht. Das Produkt entsprach auch ganz diesen Instrumenten.

---

[1]) Carruz, von Carossa.

Was dem Holze an Festigkeit dem Eisen gegenüber mangelte, ersetzten ganz ungeheuerliche Dimensionen. So hatten die Naben der Räder eine Länge, welche der Breite des Oberteiles mindestens gleich kam, wodurch wieder Achsen von entsprechender Ausdehnung nötig wurden, so daß ein solcher Karren, der notdürftig nur zwei Personen faßte, die Breite einer gewöhnlichen Landstraße für sich allein in Anspruch nahm.

Die Felgen der plumpen Räder, ebenfalls bloß mit der Axt zugehauen, näherten sich nur in sehr bescheidener Weise der Kreisform und komplizierten daher noch die ohnehin unberechenbaren Bewegungen, welche die Straßenoberfläche an und für sich auch dem bestkonstruierten Fuhrwerke mitteilte. Glücklich der Reisende, dem ein gütiges Geschick eine Carruz mit vier gleichhohen Rädern beschied; denn bei dem starken Verbrauch in diesem Artikel war man hinsichtlich des Ersatzes durchaus nicht skrupulös, und es läßt sich leicht vorstellen, daß im ungünstigen Falle der Karren die Bewegung eines Bootes auf sturmbewegter See täuschend nachahmte.

Von Sitzvorrichtungen kann selbstverständlich keine Rede sein; wer nicht Reisegepäck mit sich führte, welches zu diesem Zweck dienen konnte, mußte sich gegen entsprechendes „Bakschisch" eine Faschine von Maisstengeln verschaffen, auf der er dann fatalistisch das weitere abzuwarten hatte.

Waren Gepäck und Passagier wohl oder übel untergebracht, so bestieg der in seiner landesüblichen Tracht durch nichts vom gewöhnlichen Bauer unterscheidbare „Postillon" das sattellose Stangenpferd; die kurzstielige, lange Peitsche knallte und unter dem huronischen Geheul ihres Lenkers setzten sich die vier Katzen in Galopp. So ging es in wildem Tempo fort, ohne jedwede Rücksicht auf den Karren, der in verzweifelten Sprüngen folgte, besonders wenn es — was so oft als nur thunlich geschah — dem souverän sich fühlenden Automedon beliebte, durch rücksichtsloses Abbiegen querfeldein, die Krümmungen der Straßenanlage zu korrigieren; denn für ihn gab es kein anderes Ziel, als möglichst bald wieder zum dolce far niente der Station zurückzukehren.

Die unglaubliche Sorglosigkeit der „Postillone" gegenüber

den ihnen anvertrauten, richtiger gesagt, ausgelieferten Passagieren, veranlaßte schließlich, da auch die k. k. Feldpost per Carruz befördert wurde, die österreichische Militärbehörde zu der peremptorischen Forderung: es möchten die moldauischen Postillone angewiesen werden, sich während der Fahrt öfter nach dem Wagen umzusehen und sich zu überzeugen, ob dessen unglücklicher Insasse nicht etwa unterwegs verloren gegangen sei. Ist es mir doch auf einer Nachtfahrt von Jassy nach Botuschani (Botosane) selbst passiert, daß, als wir bei grauendem Morgen einen Berg hinunterrasten, die hintere Achse knapp am Wagen abbrach und das Rad seitwärts über die waldige Berglehne zu Thal ging. Glücklicherweise war ich wach und konnte mich noch rechtzeitig an die Wagenleiter klammern, aber es währte lange, ehe mein Geschrei den Kutscher zum Halten veranlaßte. Mit einem beruhigenden: „Nui jeste nimik“ (Es ist nichts) besah er den Schaden, offenbar verwundert darüber, wie man solcher Lappalie wegen so viel Aufhebens machen könne. Rasch war die Axt aus dem Gürtel und eine an der Straße stehende Birke gefällt, die, so wie sie war, mit Zweigen und Blättern, der Länge nach dem Wagen untergebunden wurde. Mit der Ermahnung, mich nur hübsch auf die andere Seite zu halten, ging dann, unter einem wahren Kotregen, den die Birke aus der aufgeweichten Straße aufwirbelte, die Fahrt in ungeminderter Schnelle weiter. Wie aber, wenn ich im Augenblicke des Achsenbruches eingenickt gewesen wäre? Zweifellos wäre ich dem Rade über die Berglehne gefolgt, und mein wackerer Rosselenker hätte dann in Botuschani verwundert den leeren Wagen angeglotzt.

Sei dem nun wie immer und möge man der Carruzpost alles mögliche Schlimme nachsagen, eines ist unbestritten: die Beförderung erreichte den denkbar höchsten Grad von Raschheit, der Pferde- beziehungsweise Wagenwechsel vollzog sich mit nachahmungswerter Präzision. Da, wie schon früher gesagt, die Kleidung der „Postillone“ keine andere war als die beim Landvolke überhaupt gebräuchliche, so folgt schon hieraus der Mangel jedweden besonderen Abzeichens, also auch des bei uns üblichen Hornes, welches die Ankunft des Postwagens anzeigt. In der gleich urwüchsigen Weise wie überall, half sich auch hier der

moldauische Postillon durch ein eigenartiges, weithin hallendes Geheul, mittels welchem er schon auf weite Entfernung seine Annäherung signalisierte. Der Reisende fand infolgedessen auf jeder Station schon den bespannten Wagen bereit und konnte die Fahrt ohne Aufenthalt fortsetzen, sobald er dem „Postkapitän" das Fahrgeld bis zur nächsten Station bezahlt hatte. Denn es gehörte zur Eigentümlichkeit dieser Art Beförderung durch die Post, daß es keine Vorausbezahlung oder Fahrkarten gab; die überlassene Fuhre war für den Reisenden zugleich auch die Bestätigung für das erlegte Fahrgeld; ohne dieses gab es keine Beförderung. In Bezug auf den Passagier läßt sich Einfacheres wohl kaum denken; über die Gesamtadministration ist mir nichts bekannt.

Blieben auch dem wohlwollendsten und objektivsten Urteile gegenüber die Zustände in der Moldau weit hinter westeuropäischen Begriffen zurück, so erfreute sich dagegen Jassy in seiner Feuerwehr einer Institution von solcher Vollkommenheit, wie sie damals nur sehr wenige Großstädte aufzuweisen vermochten. In Oesterreich wenigstens konnten sich nur die Pompieri Mailands mit jenem Jassys messen. Und diese Einrichtung war nicht bloß auf die Landeshauptstadt beschränkt; sie fand sich überall im ganzen Fürstentume, selbst auch in kleineren städtischen Gemeinden. Ursprünglich russischer Provenienz, war auch ihre Organisation echt russisch; ihre ganze Leitung und Thätigkeit stand in erster Linie unter dem Zeichen des allmächtigen Kantschu. Bei dem Bildungsniveau der großen Masse war aber dies unerläßlich, sollte die Feuerwehr jene Dienste leisten, welche, trotz der feuergefährlichen Bauart der Stadt, große Brände nahezu unmöglich machten.

Mit diesem ist auch schon gesagt, daß sowohl das lebende als das tote Material vorzüglich war, die technischen Hilfsmittel aber voll auf der Höhe jener Zeit standen und durch ein mit drakonischer Strenge geschultes Corps auf das zweckmäßigste verwendet wurden.

Den Terrainverhältnissen angemessen war die ganze Stadt in Abschnitte geteilt und jedem derselben eine vollkommen ausgerüstete Feuerwehrabteilung permanent zugewiesen. Auf dem

höchstgelegenen Punkte eines jeden „Viertels" befand sich ein kunstlos aus Balken gezimmerter Turm von solcher Höhe, daß der Posten auf der obersten Plattform sowohl den eigenen Bereich aus der Vogelperspektive beobachten konnte, als auch mit den Nachbartürmen in okularer Verbindung blieb. Am Fuße des Turmes standen unter soliden Flugdächern die Tag und Nacht bespannten, vollständig ausgerüsteten Fuhrwerke mit ihrer Bedienungsmannschaft. Rief nun der Posten vom Turme den Ort der Brandstätte herab, so nahmen die Pompiers ihre Plätze auf den Fuhrwerken ein oder warfen sich auf die sattellosen Zugpferde und fort ging's dann im gestreckten Galopp rücksichtslos dem Ziele zu. Die Offiziere folgten beritten dem Train.

Gewiß ist, daß das Jassyer Feuerwehrcorps seine Aufgabe nicht mit Glacéhandschuhen anfaßte und es ihm bei Lokalisierung des Brandes — seiner Hauptaufgabe — auf das Niederwerfen einer Anzahl sogenannter Häuser weiter nicht ankam; bewundernswert aber war, daß ungeachtet der wenigen Brunnen es doch nie an Wasser fehlte. Ich war bei mehreren Bränden zugegen, nirgends aber machte sich Wassermangel fühlbar. Diese Wahrnehmung erklärt sich sehr leicht durch die in dieser Hinsicht bestehenden Usancen, die sich allerdings keines parlamentarischen Ursprungs, dafür aber um so größerer Wirksamkeit berühmen konnten.

Bei der notorischen Wasserarmut Jassys hatte sich von alters her eine zahlreiche Gilde von Wasserführern gebildet, welche die eigentliche Stadt mit Nutzwasser aus dem Bachluithale versahen. Es waren dies Kerle der allerärmsten Kategorie, deren ganzer Reichtum zumeist nur in einem elenden Karren mit einem Fasse bestand, den eine halbverhungerte Mähre vom Thale durch alle Gassen der Stadt schleppte. Sie waren aber eine Notwendigkeit für die Stadtbewohner und man fand sie allerorten ihrem kargen Verdienste nachgehend. Diesen Unglücklichen nun war die Verpflichtung auferlegt, jeder Brandstätte das erforderliche Wasser zuzuführen. Sobald irgendwo das Signal der Feuerwehr ertönte, mußte jeder Wasserwagen, befand er sich auch wo immer, die Richtung zur Brandstätte einschlagen. Kantschuhiebe, die von seiten der Polizei und Feuerwehr auf

Roß und Kutscher niederhagelten, sorgten für die erreichbar größte Beschleunigung. Wer nach erfolgtem Feuersignal oder Sichtbarwerden des Brandes in anderer Richtung als in der nach der Brandstätte betroffen wurde, verfiel dem Gesetze, das heißt, außer einer ausgiebigen Tracht Prügel wurde ihm auch noch an Ort und Stelle kurzer Hand das Faß zerschlagen, sowie das Gespann nach Maßgabe der Wohlmeinung der Exekutoren ruiniert. Ein solches Vorgehen war allerdings barbarisch, hatte aber insofern sein Gutes, als die Wasserführer keiner weiteren Mahnung bedurften, sondern bei ausbrechendem Schadenfeuer von allen Seiten her zur Brandstätte eilten. Probatum est!

Ueberhaupt boten Feuersbrünste in Jassy, insofern es die äußere Staffage betraf, ein ganz anderes Bild als wie z. B. in Wien. Die zahlreichen Gaffer, welche sich da bei jedem auffälligen oder auch gänzlich belanglosen Vorfalle in Scharen herandrängen oder wohl gar den Spritzen nachlaufen, fehlten dort, in Halbasien, gänzlich. Im Gegenteil ging jeder und jedes der agierenden Feuerwehr weit aus dem Wege, denn diese nahm alles, was sie fand, rücksichtslos für ihren Dienst in Beschlag, und auf dem Brandplatze war die Knute nicht minder thätig eventuell Arbeitskräfte aus den Zuschauern zu requirieren, als unliebsame Maulaffen in respektvoller Entfernung zu halten.

Heute bedaure ich, mich damals über das Wesen dieser musterhaften Institution nicht näher informiert zu haben, sondern mich mit oberflächlichen Andeutungen und den wirklich bewundernswerten Leistungen begnügte, von denen ich Zeuge war. Ich weiß nur, daß die Behandlung der Feuerwehrmänner echt russisch war; daß bei Bränden die Knute mindestens ebensosehr wie die Signalhörner und das Commando die Thätigkeit der Mannschaft regelte; daß man nur sehr wenig Rücksicht auf Leben und Gesundheit der Löschmänner nahm, für invalid gewordene aber gar nicht sorgte, sondern die dienstunfähigen einfach an die Luft setzte, endlich — daß man trotz alledem die Komplettierung des Löschcorps ausschließlich im Wege der freien Werbung besorgte, nicht aber, wie ich nach allem, was mir bekannt war, voraussetzen mußte, den Abgang durch Zwänglinge

aus den Gefängnissen ersetzte. Also auch hier keineswegs tout comme chez nous!

Mit dem Vorstehenden kann füglich jene allgemeine Charakteristik abgeschlossen werden, welche zum Zwecke hatte, ein im Großen gehaltenes Bild zu schaffen und so die Basis für das Verständnis des Folgenden zu gewinnen. Eine tiefer dringende, das interne offizielle Treiben berührende Darstellung müßte offenbar viel zu weit gehen und ungeachtet des vielen Interessanten, was sie noch bieten könnte, zuletzt doch ermüden. Denn, was dem Contemporain, der inmitten all dessen stand, was ihm nun die Erinnerung lebhaft vor das geistige Auge bringt, von Wert erscheint, ist es nicht in gleichem Maße für den Epigonen, der nach einem halben Jahrhundert vielleicht diese Blätter zur Hand nimmt.

Genug an dem! Summarisch läßt sich feststellen, daß in allen anderen öffentlichen Einrichtungen Jassys orientalischer und westeuropäischer Brauch ebenso ineinanderfloß, wie in den bisher geschilderten; daß der Kampf zwischen Ost und West noch lange nicht ausgefochten war, vielmehr sehr lässig geführt wurde, und man sich zumeist daran genügen ließ, ihn nur zu markieren. So war z. B. die Hundeplage, welche in türkischen Städten so lästig fällt, in Jassy keineswegs unbekannt; auch dort gab es herrenlose Köter in Menge, aber man huldigte westeuropäischer Sitte durch Aufstellung von einer Art Wasenmeister, der, wenn auch nicht allzuoft, so doch von Zeit zu Zeit mit einem eigens konstruierten, über und über mit einer jahrealten Blutkruste bedeckten Wagen und mehreren Zigeunern durch die belebteren Straßen streifte. Er verrichtete seinen Dienst allerdings in einer an Asien gemahnenden Weise. Die Hunde wurden von den Zigeunern mit dicken, zwei Meter langen Stangen in wahrhaft barbarischer Weise totgeschlagen, richtiger gesagt: zerschmettert und die Kadaver in den Fourgon geworfen, so daß nicht nur die Straßen und Häuser, sondern meist auch die Passanten mit dem Blute der unglücklichen Opfer bespritzt wurden. Doch das war Nebensache!

Faßte man die Bevölkerung Jassys als Ganzes zusammen, so zeigte sie sich national nicht als homogene Masse, sondern

war ein Konglomerat verschiedener Völkerbruchteile, wie sie die politische Eigenart des Landes und die Stürme, welche fast ohne Aufhören über dasselbe hingefegt, zusammengeweht hatten. Auf dem flachen Lande war der Stock der Einwohner allerdings rumänisch, oder wie man damals unterschied, moldauisch, aber seine absolute politische Unmündigkeit ließ ihn so gut wie gar nicht zur Geltung kommen. Anders in Jassy, wo alle Völker, welche einst das Land beherrschten oder verwüsteten, ihre Spuren zurückgelassen hatten und Abenteurer, Spekulanten, Flüchtlinge aus allen Ländern und von allen Sorten seit jeher Zuflucht und das günstigste Terrain für ihre Bestrebungen fanden. Eingeborene, Russen, Deutsche, Armenier, Juden, Griechen bildeten so ziemlich die Hauptstämme der städtischen Bevölkerung, an die sich dann Zugehörige aller Nationen als Zweige anschlossen. Die ungemeine Leichtigkeit, im Wege der Konsulate binnen kürzester Frist aus einem Staatsverbande in den andern überzutreten, verlieh diesem Völkerkaleidoskop einen fast proteusartigen Charakter.

Nicht nur für die Occupationstruppen allein waren die politischen Flüchtlinge bemerkenswert, welche in Jassy eine ganz exemte Stellung einnahmen. Die politischen Stürme, welche 1848—49 insbesondere in Oesterreich und Deutschland so große Umwälzungen einleiteten, mußten folgerichtig eine Menge von Individuen schaffen, denen der Boden zu heiß wurde, um die Entwickelung der Dinge, an denen sie sich beteiligt hatten, auf heimatlicher Erde abzuwarten, und die es daher vorzogen, noch beizeiten eine genügende Anzahl geographischer Meilen zwischen sich und die um sie allzusehr bekümmerten vaterländischen Behörden zu legen. Die Donaufürstentümer, in ihrer suzeränen Stellung zum Padischah noch durch keinerlei Kartelle, Auslieferungsverträge oder sonst politische Verpflichtungen an die europäischen Großmächte gebunden, sowie mit ihrer extravaganten Gesetzgebung, jedenfalls aber höchst bequemen Handhabung derselben, entsprachen zunächst allen billigen Anforderungen dieser verkannten Patrioten. Einmal über der Grenze der Moldau oder Walachei, belästigte sie keine behördliche Neugierde in Bezug auf ihr Vorleben; sie konnten sich nach Belieben niederlassen,

jeden ihnen genehmen oder zusagenden Erwerbszweig ergreifen, mit einem Worte sich ganz und voll nach ihrer Art zu Hause fühlen — vorausgesetzt, daß sie sich in der Handhabung des Nationalinstrumentes „Bakschisch" nicht gar zu unbeholfen erwiesen. Auf diese Weise führte die sogenannte „Deutsche Kolonie" — zu welcher sich auch die zahlreichen Ungarn rechneten — ein ganz angenehmes Leben. Fest unter sich geeinigt, sobald es hieß, das Rauhe gegen die fürstliche Obrigkeit herauszukehren, aber auch jederzeit zu gegenseitiger Hilfe bereit, hatten sie mit vieler Findigkeit die vorteilhaftesten Positionen und Berufszweige mit Beschlag belegt, ohne sich im geringsten an jene zu binden, die sie vordem in der Heimat nährten. Allen denkbaren Lebensstellungen, vom Gelehrten bis zum Handwerker entsprossen, schufen sie sich in verhältnismäßig kurzer Zeit eine ganz annehmbare soziale Stellung, welche die Eingeborenen, trotz ihres Hasses gegen die Njamci (Deutsche), nötigte, mit ihnen zu rechnen.

Daß bei einem solchen Völkergemische auch die verschiedensten Idiome gesprochen wurden, ist wohl selbstverständlich; es darf aber die Deutschen mit Stolz erfüllen, daß — damals wenigstens — ihre Sprache diejenige war, mit der allein man durchwegs das Auskommen finden konnte. Juden, Armenier, mit einem Worte die Handelswelt, waren der deutschen Sprache vollständig mächtig; auch unter den Bojaren war dies, wenigstens unter den Männern, durchschnittlich der Fall; nur ein Teil dessen, was man Mittelstand nennen könnte, dann die unteren Volksschichten sprachen keine andere Sprache als rumänisch.

Als eine Besonderheit müssen die ungarischen Dörfer angeführt werden, die an den östlichen Ausläufern der Siebenbürger Karpathen vorkamen. Wahrscheinlich von den Szeklern in Siebenbürgen stammend, sprachen sie das Ungarische ziemlich rein, aber in ungemein langsamem Tempo; dabei lebten sie in einer so kindlichen Unwissenheit über alles, was jenseits der Berge vorging, daß sie sich alles Ernstes für die einzigen Ungarn der bewohnten Erde hielten und uns ganz verwundert fragten, wo wir denn Ungarisch gelernt hätten.

Zur Zeit, als die Occupation begann, stand dort noch die Leibeigenschaft in voller Blüte, und dies führt von selbst zur untersten Schichte der Bevölkerung, den Zigeunern, diesen wahrhaften Parias im Bannkreise der Fürstentümer. Es ist mir nicht bekannt, inwiefern diese noch aus finsterer Vorzeit in das 19. Jahrhundert hineinragende Institution auch auf andere Volksschichten sich ausdehnte; hinsichtlich der Zigeuner aber bestand sie damals noch in urwüchsiger Scheußlichkeit. Der Thatsache nach war sie eigentlich Sklaverei in der häßlichsten Bedeutung des Wortes, wie wir sie aus Mrs. Becher Stowes „Onkel Toms Hütte" kennen lernten. So wie dort der Neger war hier der Zigeuner allen Launen und Lüsten der Herrschaft schutzlos preisgegeben; wir waren nicht einmal Zeuge unmenschlicher Strafen, wie wir auch nicht selten auf weibliche Leibeigene trafen, denen die Gunst ihrer Herren während Generationen auch nicht einen Tropfen Zigeunerblut in den Adern gelassen hatte, die aber ungeachtet dessen und trotz der hervorragenden Stellung, die sie oft im Hause einnahmen, dennoch immer der inferioren, unfreien Rasse angehörten, in die sie ein Machtwort ihrer Eigentümer augenblicks wieder zurückschleudern konnte.

Je nach Reichtum und Ansehen beherbergte jedes Bojarenhaus in elenden Hütten eine Anzahl jener Unglücklichen beiderlei Geschlechtes, für deren Bekleidung und Beköstigung das Budget nicht eben sonderlich belastet wurde. Ohne überflüssige Bekanntschaft mit Seife, aber unglaublich zerlumpt, kannten diese Sklaven keine anderen Kosmetika als Fett, mit dem sie sowohl ihre Haut, wie hauptsächlich die dichte schwarze Lockenmähne reichlich bedachten, welche ihre Köpfe zierte. Im übrigen standen diese letzteren im direkten Gegensatze zum Monde, von welchem die Gelehrten behaupten, daß er unbewohnt sei. Sollte man nach alldem es für glaubhaft halten, daß diesen schmutzstarrenden, ekelerregenden Gestalten alle Verrichtungen im Hause überlassen waren? Selbst die Küche war häufig — allerdings nach vorausgegangener Unterweisung durch einen französischen Koch — in Händen der Zigeuner. Geradezu rätselhaft schien es uns, wie die äußerlich so überfeinerten Bojarinnen, welche die Wäsche

nach Paris zum Waschen schickten und eher nackt gegangen wären, bevor sie ein Kleidungsstück benützt hätten, das seinen Ursprung aus der Metropole an der Seine nicht in legalster Weise hätte nachweisen können, so unflätige Subjekte in ihrer nächsten Nähe auch nur dulden konnten. Vereinzelte Ausnahmen hiervon bildeten nur die zum intimen persönlichen Dienste verwendeten weiblichen Sklavinnen „verbesserter Rasse", welche dann nach französischer Mode, meist sehr geschmackvoll gekleidet waren.

Betrachtet man die Einwohnerschaft von Jassy, als das Prototyp der Gesamtbevölkerung, vom sozialen Gesichtspunkte aus, so fand sich auch da eine ganz eigenartige Gliederung. Adel sowohl, wie einen Mittelstand in unserem Sinne gab es eigentlich nicht; ebenso fehlten alle Adelstitel mit Ausnahme von Fürst, Fürstin, Prinz, Prinzessin, welche sich jene Bojarenfamilien beilegten, deren Vorfahren einst die Hospodarenwürde bekleideten, oder die das Recht auf diese Titel von ihrer griechischen Abstammung herleiteten.

Die moldauische Aristokratie repräsentierten die Bojaren, reiche Großgrundbesitzer, welche sich diese Würde verdient oder erkauft hatten. Die sogenannten Kleinbojaren kamen nicht in Betracht, denn sie waren meist arme Schlucker, die sich die Bojarie gekauft hatten, um deren sehr erhebliche Prärogative zu genießen, aber weder die Mittel noch auch den Ehrgeiz hatten, standesgemäß aufzutreten.

Daß die Großbojarie sich mit keinerlei industriellen Unternehmungen befaßte, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. In dieser Hinsicht waren sie tadellos Grandseigneurs alten Stiles. Sie lebten von den Erträgnissen ihrer ausgedehnten Ländereien, welche robotpflichtige Bauern bebauten und deren Erträgnisse von armenischen und jüdischen Geschäftsmännern meist noch auf dem Halme, oft auch schon früher, gekauft wurden. Der Bojar selbst kümmerte sich in der Regel wenig um das Geschäft. Sein Mekka war Paris, sein Berufskreis umschloß wenig mehr als Spiel, Weiber und allerlei Sport. Möglichste Entfaltung von Pracht und Eleganz nach französischem Muster, wobei sich aber ein mehr oder minder hervortretender halb-

asiatischer Einschlag nie ganz verbergen ließ, beschäftigten Männlein und Weiblein vollauf. Waren hierzu die Mittel vorhanden, so spielte das „Wie" weiter keine Rolle. Aeußerer Prunk war immer und überall die Hauptsache, mochte unter der gleißenden Hülle der Kern wie immer beschaffen sein. Der damals noch regierende Fürst Alexander Ghika [1]) fuhr nie anders durch die Stadt als in schwerfälliger Staatskarosse; neben dem Kutscher der goldbordierte Büchsenspanner, hinten auf, ebenfalls reich galonniert, der Leibdiener und der Tschibuktschi mit einer ganzen Sammlung höchst wertvoller Tschibuks, das ganze umgeben von einer berittenen Eskorte moldauischer Ulanen. Auf dem Copo paradierte in ähnlicher Weise die Bojarie mit eleganten Equipagen und prächtigen Gespannen, von welch letzteren eigentümlicherweise die Stuten als not fair ausgeschlossen waren.

So wie die oberste Gesellschaftsschichte nur in ihrer speciellen Eigenart zum Ausdrucke kam, fehlte es auch fast ganz an einem Mittelstande in der europäischen Bedeutung des Wortes. Genau genommen war ein solcher bloß durch die „deutsche Kolonie" vertreten, welche das Gros der besseren Geschäfte inne hatte. Nur die Armenier machten hie und da Konkurrenz; ansonsten befaßten sich diese nebst den Griechen mit größeren Handelsunternehmungen, an welchen sich auch die reichen Juden beteiligten.

Das „auserwählte Volk" bildete überhaupt einen großen Teil der Bevölkerung der Fürstentümer. Von den etwa 60000 Einwohnern Jassys waren mindestens die Hälfte Juden, die, nach jeder Richtung hin streng orthodox, in einem in sich geschlossenen Gemeinwesen lebten. So wie in Galizien und manch anderen Ländern, waren sie auch hier ein notwendiges Uebel, dessen man ungeachtet seines in vieler Hinsicht demoralisierenden Einflusses doch nicht entraten konnte. Indes standen die Juden in der Moldau unbestreitbar auf einem höheren sozialen Niveau als sonstwo, denn sie befaßten sich nicht ausschließlich bloß nur mit dem Handel in seinen Abstufungen bis zum Schacher mit allem Möglichen und dem Wucher, sondern

[1]) Er dankte 1856 ab.

wandten sich auch dem Handwerke zu. In Jassy sahen wir zum erstenmal Juden in den verschiedensten Professionen thätig.

Wo so viele Nationalitäten während Jahrhunderten ihre Spuren zurückließen, konnte wohl von einem ausgesprochenen Volkscharakter kaum die Rede sein. Der Rumäne fühlte sich zwar mit Vorliebe als Nachkomme der Römer und es verschlug ihm dabei nichts, wenn man darauf hinwies, daß die ersten Anfänge des heutigen Rumäniens auf römische Verbrecherkolonien zurückzuführen seien; er war auch mit dem zufrieden. Trotzdem fand sich wenig, was mit einiger Berechtigung auf diese Abstammung hingewiesen hätte. Die „oberen Zehntausend" waren fein gefirnißte Franzosen oder auch Russen, die Mittelschichte ein gar nicht entwirrbares Konglomerat von allem möglichen, der Bauer — eben der Bauer. Ohne viele Arbeit und ohne Dünger gab ihm der überaus fruchtbare Boden reichlich, was er zum Leben bedurfte. Er bebaute seine und seiner Herren Felder in gleicher Art, wie seit Jahrhunderten seine Vorfahren. Das Original seines Pfluges findet sich noch heute im Innern ägyptischer Grabmäler; das Eineggen des Samens überließ er seinen Ochsen, denen er paarweise einige dürre Baumäste mit Baststricken an die Hörner hängte und sie dann nach ihrem Ermessen über die Felder schlendern ließ. Weiter hatte er bis zur Ernte nichts zu thun — und that auch nichts. Dies war die thatsächliche Charakteristik der Rumänen, wie wir sie fanden, mögen ihre Urväter bei den Römern, den Daciern oder sonstwo zu suchen sein.

Was aber das Hin- und Herwogen der Völkerwelle über Rumäniens Gefilde ethnographisch verschuldete, vergalt sie wieder in physiologischer Hinsicht. Aus den vielfachen Rassenkreuzungen entwickelte sich, besonders in den Städten, ein ganz ausgezeichneter Menschenschlag, bei welchem der an und für sich schöne und kräftige rumänische Typus infolge der fremden Beimischung oft wahrhaft ideale Formen gewann. Galt dies schon im allgemeinen und für das männliche Geschlecht, so war es in um so höherem Grade bei den Frauen der Fall, deren eigenartige, berückende Schönheit keine Nebenbuhlerschaft zu scheuen hatte. Was man in Jassy an herrlichen Gestalten von vollendeter

Eleganz und klassischen Formen zu sehen bekam, war nur noch durch die pikante Verschiedenheit der Rassen zu steigern, in der sich Rumänin, Armenierin, Griechin, Jüdin voneinander abhoben, und durch das reizvolle Dämmer, in welches der Begriff „Unnahbarkeit" diskret sich hüllte.

Mochte nun auch der Typus der Bevölkerung, insbesondere von deren „besserer Hälfte", zu dem Schlusse auf einen ganz respektablen Grad von Leichtlebigkeit berechtigen, so hinderte dies doch keineswegs, daß der hervorstechendste Charakterzug der Bevölkerung aller Schichten in einer — oft vielleicht nur äußerlichen — Religiosität sich manifestierte. Von Bigotterie und Priesterherrschaft zu sprechen, ist sicher keine Uebertreibung, denn die große Zahl von Kirchen und Klöstern, das Heer von Popen aller Grade rechtfertigen dies nicht minder, wie die Brünstigkeit, mit der sich hoch und nieder den zahllosen, mitunter recht unerquicklichen Ceremonien unterzog, welche der griechisch-orientalische Ritus seinen Gläubigen vorschrieb. Ich erinnere mich noch lebhaft an die Ehrung eines Heiligen in der Kathedrale von Jassy, dessen in prachtvolle Gewänder gehüllte Ueberreste auf einem etwa meterhohen Katafalk in der Vorhalle ausgestellt waren. Um diesen drängte und schob sich tagsüber ununterbrochen ein dichter Knäuel Andächtiger aller Stände, von der höchsten Bojarie herab bis zum zerlumpten Vagabunden und ekelerregenden Bettler. Nach kurzem Gebete hatte jeder unter dem Katafalke durchzukriechen und dann die Stirne des Heiligen zu küssen, von welcher ein etwa thalergroßes Stück der Hirnschale aus der goldstrotzenden Hülle hervorsah. Und an dieser Prozedur beteiligten sich auch die vornehmsten Damen der Haute volée. Ohne mindeste Rücksicht auf Samt und Seide, welche sie umhüllten, rutschten sie betend unter dem Katafalke durch und drückten ohne zögernden Abscheu ihre rosigen Lippen auf jenes abscheuliche Stück Knochen, in dessen Mitte ein von dunklem Rande umgebener lichter Fleck die Küsse von Tausenden unqualifizierbarer Mäuler vereinigte.

Nicht minder gewissenhaft wurden die viele Wochen dauernden großen Fasten eingehalten, während welchen mit drakonischer Strenge jede animalische Nahrung verpönt und als Fett

nur Oel gestattet war. Diese Fasten und die darauf folgende „Restauration" waren die Zeit goldener Ernte für Aerzte, Apotheker, alte Weiber und Kurpfuscher jeder Art. Ob auch das mit den Fasten verbundene Verbot „fleischlicher Vermischung" ebenso streng eingehalten wurde, entzieht sich natürlich dem Urteile des Beobachters; so viel aber ist gewiß — ausnahmslos geschah es nicht!

Eigenartig war der Prunk bei Leichenbegängnissen. Der offene Sarg wurde ganz niedrig getragen, so daß man den Toten bequem sehen konnte; in gleicher Weise folgten Tragbahren mit ungeheuren Kuchen und Torten — bis über einen Meter Durchmesser; je größer desto nobler — in welche an Stäbchen Südfrüchte gesteckt waren. Hierauf eine wahre Armee von Popen. Ungleich unserer Sitte, welche die Zahl der Geistlichen im voraus festsetzt, kamen dort, je nach Rang und Reichtum des Verstorbenen, die Popen von weit und breit zum Leichenbegängnisse. Jeder erhielt nebst einem angemessenen Geldbetrage eine Wachskerze mit einem daran gebundenen bunten Kattuntuche, welche er während des Konduktes in der Hand trug. Auch die dem letzteren eingereihten Kuchen und Torten, sowie Wein respektive Branntwein waren der begleitenden Geistlichkeit gewidmet.

Die Klöster dienten nicht bloß nur als Aufenthaltsort für Mönche und Nonnen, sondern es gab auch solche zur Ausbildung von Mädchen für den einstigen Beruf als Frau eines Popen, dann wieder andere als sanfte Besserungsanstalten für Damen höherer Stände, deren moralisches Gebaren auch nach dortigem Maßstabe solches notwendig machte. Gewiß höchst löbliche Institutionen; nach allem, was ich darüber gehört, fürchte ich aber, daß man bei ersteren den Studienplan etwas zu sehr über die Grenzen gesunder Theorie ausgedehnt, bei letzteren aber in übergroßer Liberalität und übertriebenem Respekte vor der persönlichen Freiheit des Individuums weit vor dem eigentlichen Ziele Halt gemacht habe.

Diese Erinnerungen an die Einwohnerschaft von Jassy wären, insbesondere mit Rücksicht auf den Stand des Schreibers dieser Zeilen, lückenhaft, würden sie sich nicht auch mit der

Garnison der moldauischen Metropole, beziehungsweise der staatlichen Wehrmacht befassen. Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich mich über Stärke und Organisation der fürstlichen Miliz entweder gar nicht zu orientieren versucht, oder die gewonnenen Resultate so gründlich vergessen habe, daß es aufs nämliche herauskommt. Wessen ich mir aber mit voller Klarheit noch heute bewußt bin, das ist, daß wenn die moldauische Wehrmacht im richtigen Verhältnisse zu dem Apparate gestanden hätte, der zu ihrer Leitung bestimmt war, Fürst Alexander Ghika über eine achtunggebietende Armee, über eine ganz respektable Flottille verfügt haben würde. So aber blieben die Stände weit hinter den Stäben zurück; die Artillerie war ohne Geschütz, denn dieses hatten die Russen mitgenommen (Böswillige behaupteten, man habe es den Russen verkauft); die Flottille bestand aus einer einzigen einmastigen Donaubarke, die aus guten Gründen in Galatz fest vertäut war, sonst aber keinerlei Unheil anrichtete, obwohl ihr Schiffsstab für einen der alten Dreidecker reichlich genügt hätte.

Infanterie und Cavallerie fanden sich noch am besten bestellt; denn beide waren, wenn man von der Zahl absieht, doch wenigstens thatsächlich vorhanden und machten sogar, im ganzen betrachtet, gar keinen üblen Eindruck. Selbstverständlich waren Organisation, Administration, Uniformierung, Reglements streng russisch.

Wer den Feldzug 1849 in Ungarn mitgemacht hat, fand sich da bald zurecht; bei der Infanterie die gleichen rehfarbenen, bis an die Knöchel reichenden Mäntel, unter welchen der Soldat im Sommer nichts als das Hemd und leinene Unterhosen trug, die in derben ledernen Halbstiefeln steckten. Der kurze Paradefrack, sowie die Hose, von dunkelgrünem Tuch und rot egalisiert, die schirmlose Tellermütze, die Pickelhaube, das Feuersteingewehr, die riesigen Patrontaschen und Tornister an breiten weißen Riemen, all dies hätte ebensogut in Warschau oder Petersburg, wie in Jassy Platz finden können.

Die Reiterei formierten Ulanen, welche sich in ihren ebenfalls nach russischem Muster geschnittenen Uniformen recht gefällig präsentierten.

Was aber weit hinter dem nordischen Originale zurückblieb, war der soldatische Geist, der sich eben nicht so ohne weiteres nachahmen ließ wie die Aeußerlichkeiten. Woher auch? Eine eigentliche militärische Verwendung gab es, wenigstens zu unserer Zeit, für die moldauische Miliz nicht; ihr ganzer Dienst bestand der Hauptsache nach in dem Beziehen der Wache im fürstlichen Palais, beziehungsweise der Eskortierung der Karosse des Fürsten. Für das, was man unter „militärischem Drill" versteht, fehlte allenthalben ebensowohl die Lust wie das Verständnis und so konnte es nicht anders kommen, als daß die Milizer nicht einmal Paradesoldaten waren und ihr ganz absonderliches Gebaren, eben der russischen Hülle wegen, oft geradezu komisch wirkte. So diente es zu unserer großen Erheiterung, wenn bei Regenwetter eine moldauische Abteilung durch die Ulica mare marschierte: die Gewehre „verdeckt" unter dem Arm, die Schöße des langen Mantels hochgeschürzt mit beiden Händen tragend, so daß bis zum Knie die nicht immer blühend weiße Unterhose sichtbar war, an der Tete aber der führende Offizier mit aufgestülpter Hose — den aufgespannten Regenschirm in der Hand! — In Jassy selbst fand niemand etwas Besonderes daran — ländlich, sittlich!

In einem Lande, welches keine eigene Münze hatte, dabei aber infolge gänzlichen Mangels an Industrie mit seinen vielen Bedürfnissen an das Ausland gewiesen war, mußte sich notwendig jedweder kommerzielle Verkehr bis zu dessen äußersten Ausläufern herab ausschließlich mit fremden Geldsorten behelfen. Daß hierbei Papiergeld jeder Art gänzlich ausgeschlossen war und besonders, was den Kleinverkehr betraf, nur klingende Münze in Betracht kam, versteht sich wohl von selbst; diese aber war in so vielerlei Sorten vertreten, als Völker in Handelsbeziehungen zur Moldau standen, also nahezu in allen europäischen.

Vom Suzerän der Fürstentümer — dem Padischah — kam die Goldlira und der Silberyermelik (1 Gulden 52 Kreuzer Konventionsmünze = 14 Piaster); Frankreich lieferte den Napoleond'or und die Fünffranksstücke; Rußland den Rubel (1 Gulden 12 Kreuzer Konventionsmünze), Oesterreich die Dukaten

(Galbi) und die Zwanziger (Surkovec). Selbstverständlich war der Kaufwert aller dieser Münzsorten, insbesondere der Goldmünzen, je nach dem herrschenden Kurse, ein variabler; der österreichische Dukaten stand nie geringer als 6, der Napoleon-d'or blieb auf 8 bis 9 Gulden Konventionsmünze. Unsere Banknoten hatten ein Disagio von 25 bis 32 Prozent, das heißt man erhielt für 1 Gulden = 60 Kreuzer Konventionsmünze oder 1 Gulden 5 Kreuzer österreichische Währung bestenfalls nur 48 Kreuzer Konventionsmünze.

Was den Verkehr unendlich erschwerte und verteuerte, war der Mangel an kleinen Münzsorten und an Scheidemünze. Der türkische Halb- und der Viertelyermelik (56 oder 28 Kreuzer Konventionsmünze) [1]) waren nebst dem österreichischen Zwanziger die kleinsten gangbaren Münzen; als Scheidemünze dienten russische Kopeken, französische Centimes und österreichische Kreuzer. Da es bei diesem Kleingeldmangel nur selten gelang, bei Einkäufen ein Goldstück wechseln zu lassen, falls es nicht zum größeren Teile vom Preise der gewählten Waren absorbiert war, daher Einkäufe oft ganz unmöglich wurden, so entwickelte sich hieraus eine eigene Industrie: das Geldwechseln. Es waren durchwegs Juden, die sich damit befaßten und sowohl großes Geld in kleines, als auch umgekehrt wechselten, natürlich gegen entsprechende Entschädigung, welche beispielsweise beim Dukaten 1 Piaster = 8 Kreuzer Konventionsmünze betrug. Da man jedoch beim Wechseln einer großen Münze zumeist nur die nächst kleinere erhielt und umgekehrt, so war es kein allzu schweres Exempel zu berechnen, wie oft man einen Dukaten hin und her wechseln könne, bis zuletzt Null für Null aufginge. Jedenfalls nährte das Geschäft seinen Mann; man hörte denn auch in der Ulica mare den ganzen Tag das Klimpern der Geldwechsler, welche, vor ihren Läden stehend, ganze Säulen von Yermeliks oder Livresthaler in rhythmischem Takte durch die gar nicht appetitlichen Hände gleiten ließen. Eigentümlich war die Manipulation mit diesen diversen Geldsorten im täg-

[1]) Diese türkischen Münzen scheinen nicht gleichen Silberfeingehaltes gewesen zu sein.

lichen Leben. Man rechnete vorherrschend nach Zwanzigern oder Dukaten, seltener nach Napoleons und fast nie nach Rubeln. Alle diese Münzen wurden aber nicht in ihrem landesüblichen Werte, sondern in türkischen Piastern ausgedrückt, obwohl diese letztere Münze gar nicht vorkam. Diese vielerlei Umrechnungen waren nicht ganz leicht und setzten große Uebung voraus, wollte man nicht noch mehr übers Ohr gehauen werden, als dies trotzdem dennoch geschah.

Die Occupationstruppen.

In den vorstehenden Blättern ist die Scenerie gekennzeichnet, innerhalb welcher wir uns die nächsten Jahre zu bewegen hatten. Man muß zugeben, daß sie so viel des Fremdartigen an sich trug, um selbst uns, die wir in jenen bewegten Zeitläuften keineswegs an der Scholle klebten und, wohl oder übel, uns schon an so manches hatten gewöhnen müssen, die Bewegung auf dem neuen Terrain nicht ganz leicht zu machen. Zudem kam noch, daß auch die allgemeinen Verhältnisse, unter denen wir das fremde Land betraten, keineswegs dazu angethan waren, uns den so gänzlich unbekannten Boden zu ebnen, sondern weit eher jene Friktionen förderten, deren Keime schon an und für sich reichlich vorhanden waren.

Obwohl unbekannt mit den politischen Zielen der Regierung, lag es doch selbst dem Unbefangensten nahe, daß es sich zunächst darum handeln müsse, der Occupation jeden Schein von Gehässigkeit oder exekutorischem Charakter zu nehmen. Vielmehr war vorauszusetzen, daß man offenbar bestrebt sein werde, gleich anfangs den denkbar besten Eindruck hervorzurufen und die Occupationstruppen in möglichst freundliche Beziehung zur Bevölkerung zu bringen. — War vielleicht dieses Streben Ursache, daß den österreichischen Offiziersfrauen, welche ihren Gatten bis Siebenbürgen und die Bukowina anstandslos folgen durften, der Uebertritt über die Grenze strengstens verboten wurde, während man anderseits in „geeignetem Wege" den Offizieren jeden Zweifel darüber benahm, daß Heiraten mit moldauischen, respektive walachischen Damen nicht die mindesten dienstlichen Hindernisse finden würden?

Genug davon! Ohne dem Gedanken Raum zu geben, als sei es Absicht der Regierung gewesen, in den Donaufürstentümern gewissermaßen die Erbschaft Rußlands anzutreten, führte uns recht bald auch die objektivste Betrachtung zu der Ueberzeugung, daß nicht bloß die diplomatische Aktion allein es war, welche mit einem verblüffenden Mangel an Geschick inszeniert wurde und die österreichischen Truppen unter Umständen in die Fürstentümer einrücken ließ, welche vom ersten Schritte an statt des gewünschten und gewiß sehr notwendigen guten Einvernehmens mit den Einwohnern, zum geraden Gegenteile drängen mußten.

Zu Anfang des Orientkrieges hielten bekanntlich die Russen die Donaufürstentümer besetzt. Obwohl dem Sultan tributär, waren diese Länder, beziehungsweise die dort maßgebenden Faktoren, im Grunde doch nichts anderes, als russische Vorposten oder, richtiger gesagt, die Fürstentümer ein vorgeschobener Teil der russischen Machtsphäre.

Wie es schon seit Olims Zeiten für niemanden ein Geheimnis war, durch welche Mittel „Väterchen" sich die moralische Oberhoheit über solche Territorien zu sichern wußte, denen die Segnungen der Knute erst in fernerer Zukunft erblühen sollten, so wußte auch jetzt männiglich, daß es der Rubel, der ewig rollende Rubel war, welcher hier die Bande der Religionsgemeinschaft, vieler intimer Familienbeziehungen und zahlloser schmutziger Interessen fester und fester schürzte. Sollte es auch nicht erweisbar sein, was damals in aller Munde war, daß nämlich die russischen Regimenter ihren seit langem rückständigen Sold erst in der Moldau, beziehungsweise in Jassy, erhielten, so ist doch feststehend, daß die Offiziere aller Grade sowohl dort, wie auch in anderen Garnisonen einen ganz unverhältnismäßigen Aufwand trieben, der weit über ihr regelmäßiges Einkommen hinausging. Daß wir nach unserem Einrücken in Jassy die vornehmsten Kaufläden in wörtlichstem Sinne geleert fanden und dort die immer etwas höhnisch oder doch mitleidig tönende Antwort erhielten: die Russen haben alles gekauft, erlaubt wohl den Schluß auf die Richtigkeit obigen Gerüchtes. Aus diesen und tausend anderen Gründen waren daher die Russen in Jassy, sowie in den anderen Garnisonen außer-

ordentlich beliebt und es kann niemand wundernehmen, daß man sie nur höchst ungern scheiden sah.

Bei solcher Bewandtnis war für unsere Regierung gewiß nichts näherliegend, als sich die Sympathien der Moldauer durch die gleichen Mittel zu erwerben, welche vor uns den Russen alle Herzen zuwandten. Das zunächst wirksamste und ohne Frage auch erreichbare Arcanum wäre gewesen, die Occupationstruppen materiell derart zu stellen und ihre Generalität in weiser Voraussicht so zu wählen, daß sie gegen ihre Vorgänger nicht zurückstanden und ein Vergleich mit diesen — in oberwähnter Hinsicht — mindestens nicht zu ihrem Nachteile ausfiel.

Doch nichts von alledem. Obwohl das triviale Sprichwort: „Mit Speck fängt man Mäuse" damals, insoweit die Occupation in Frage kam, den Inbegriff aller politischen Weisheit erschöpfte, konnte man sich doch nicht einmal zur Höhe dieser hausbackenen Maxime aufschwingen. In einem Lande, wo alles und jedes käuflich war, wo das klingende Gold ausschließlich die sozialen und moralischen Unterschiede begründete — oder nivellierte; wo ohne jede andere Rücksicht der Mensch genau nur das galt, was sich an ihm in irgend einer gangbaren Münzsorte ausdrücken ließ, und jedes Verständnis für eine andere Urteilsbasis absolut mangelte — in dieses Land, dessen Zuneigung man sich gewinnen wollte, schickte man eine Occupationsarmee von geradezu bettelhafter Ausstattung.

Allerdings standen die Truppen seit dem Abmarsche nach dem fremden Gebiete auf Kriegsgebühren, allein mit Ausnahme der Kriegszulage (Kriegsgage) der Offiziere (30 Gulden Konventionsmünze beim Subalternoffizier, 40 Gulden beim Hauptmanne) wurden alle übrigen in österreichischem Papiergelde ausbezahlt. Bedenkt man nun, daß die Fürstentümer, als suzeräne Staaten, kein Münzrecht, also auch kein eigenes Geld besaßen, mithin im öffentlichen Verkehre die Münzen fast aller europäischen Staaten kursierten, Papiergeld aber, höchstens mit Ausnahme vereinzelt vorkommender Rubelnoten, ganz unbekannt war, so wird man sich ohne Mühe vorstellen können, was wir mit unseren Papierfetzen für ein Aufsehen machten. War es da nicht der reine Hohn, daß man in der Moldau — und auch

in der Walachei — fast ausschließlich nach österreichischen Dukaten und Zwanzigern rechnete?

Wie schon erwähnt, waren unsere Banknoten nur mit einem bedeutenden Verluste und auch da nur bei jüdischen Wechslern, gefälligen deutschen Kaufleuten oder Wirten, niemals aber im gewöhnlichen Verkehre an den Mann zu bringen; die „Papierscheidemünze" (!) aber, diese ekelhaften, schmutzstarrenden Papierschnitzel, deren fiktiven Wert nur das geübte Auge des Oesterreichers unter der dicken Kruste von Unrat, welche die Schrift unlesbar machte, erraten konnte, dieses sonderbarste aller Zahlmittel wollte begreiflicherweise überhaupt niemand nehmen. Da aber der Soldat kein anderes besaß, so läßt sich der liebevolle, gemütliche Verkehr, welcher sich infolgedessen zwischen unseren Leuten und den Einheimischen entwickelte, wohl leicht ermessen. Erst als endlich ein Soldat des Infanterieregimentes Bianchi (Nr. 55) im Verlaufe eines solchen Valutastreites einen Schenker niederschoß, fand man sich unsererseits bewogen, diese sanitätswidrigen Hadern in das schützende Dämmer der schwarzgelben Grenzpfähle zurückzuziehen.

Und nun erst die Generalität! Wo waren die Träger erlauchter Namen, die Herren weitgedehnter Latifundien, die Mitglieder der haute finance geblieben, welche Oesterreich von jenem Standpunkte aus hätten vertreten können, der in diesem Lande der allein maßgebende war? Fern sei es, die militärische oder moralische Qualität unserer Generale beim Occupationscorps auch nur im mindesten bekritteln zu wollen; durchwegs waren es Ehrenmänner von makellosem Rufe, tüchtige Soldaten und Truppenführer, aber mit Glücksgütern waren sie nicht überschwenglich gesegnet, oder ließen es wenigstens nicht merken, wenn dies doch der Fall gewesen sein sollte.

Daß infolge des Verbotes, die Familien bei sich zu haben, alle Verheirateten eine doppelte Wirtschaft führen mußten, lastete schwer auf allen Schichten des Offizierscorps, besonders aber auf der Generalität, denen die Rücksichten auf das Dekorum auch doppelt schwere Pflichten auferlegten und der Repräsentation notwendig Eintrag thun mußten. Keiner von ihnen führte ein Haus, soweit dies innerhalb des freiwilligen oder gezwungenen

Junggesellenstandes überhaupt möglich gewesen wäre; keiner, mit Ausnahme des G.M. Maroičić, der mit einer vorsintflutlichen Kalesche und einem Seressaner am Bocke Aufsehen erregte, hatte eine Equipage. In einer Stadt, wo der Kot in den Straßen den Verkehr derart erschwerte, daß kein halbwegs anständiger Mensch zu Fuß ging, sondern sich je nach Vermögen eines der zahlreichen Mietfuhrwerke bediente, stapften unsere Generale, den Oberstlieutenant Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg an der Spitze, in hohen Stiefeln durch den wadentiefen Morast. Mit einem Worte, die Lebensweise unserer Generalität unterschied sich in nichts von jener der übrigen Offiziere aller Grade; der nur nach dem äußeren Auftreten urteilende Moldauer regelte hiernach seine Achtung vor den kaiserlichen Truppen.

Schon nach diesen kurzen Andeutungen über die allgemeine Situation wird es begreiflich, daß wir, kaum daß die Teten unserer Kolonnen moldauischen Boden betraten, nicht nur schon gründlich verhaßt waren, sondern die Einheimischen den österreichischen Soldaten ganz unverhohlen mit tiefster Verachtung behandelten und daß die Geringschätzung, die man als Folge einer schwächlichen diplomatischen Vertretung den Deutschen dort an und für sich entgegenbrachte, durch die Jämmerlichkeit unseres Auftretens bis ins Unerträgliche gesteigert wurde.

Die Folgen dieser unleidlichen Verhältnisse zeigten sich bald genug. Oesterreicher und Eingeborene standen sich unmittelbar nach der ersten Berührung in erbitterter Feindschaft gegenüber, und die schwachmütige Verkehrtheit, mit welcher damals alles aufgefaßt wurde, sorgte dafür, daß die Zwietracht beständig reichliche Nahrung fand.

In Oesterreich ist man erst ein Vierteljahrhundert später zur Einsicht gekommen, daß man in solchen halbasiatischen Ländern nur die Wahl habe, Hammer oder Amboß zu sein, und dort jedes Kompromiß, jedes Entgegenkommen als Schwäche ausgelegt werde, an der jeder sich ungestraft reiben dürfe. Man übersah ganz, daß Rußland sich die Sympathien der Rumänen seiner Zeit nur durch richtige Anwendung von Rubel und Kantschu erworben, und war naiv genug, zu glauben, man könne das

Gleiche mit diplomatisierender Nachgiebigkeit oder konziliantem Entgegenkommen erreichen.

Dieses Thema auch nur annähernd erschöpfend zu behandeln, würde zu weit führen; ein allgemein gehaltenes Beispiel wird aber ausreichen, um dem Bilde das richtige Kolorit zu verleihen. Laut der mit der moldauischen Regierung abgeschlossenen Konvention gebührte dem österreichischen Offizier, nebst der systemmäßigen Transenalunterkunft, auch die Beheizung und Beleuchtung derselben von seiten des Quartierträgers. Diese Bestimmung nun war vom ersten Tage an die Quelle ununterbrochener Reibungen. Verweigerten nicht wenige der Quartierträger, und unter diesen gerade die wohlhabendsten Bojaren, kurzweg und oft in rüdester Form die Aufnahme des mit ordnungsmäßigem Quartierbillette erscheinenden Offiziers, wobei sie den ohnmächtigen fürstlichen Behörden gegenüber stets im Rechte blieben, oder wiesen sie ihm ein geradezu dekorumswidriges Loch als Wohnung an, so wollten fast alle von Beleuchtung und Beheizung nichts wissen. Bei der Mannschaft, die mit sehr geringen Ausnahmen ebenfalls transenal untergebracht war, entwickelten sich die gleichen Liebenswürdigkeiten. Die Folgen lassen sich leicht übersehen; sie blieben nicht immer bloß nur verbaler Natur und führten zu einer wahren Sintflut von Klagen beiderseits.

Franzosen, Engländer, Russen 2c. hätten nun in solchem Falle sehr bald Rat geschafft. Ein energisches Beharren auf den vertragsmäßigen Forderungen würde den moldauischen Behörden in Kürze den Standpunkt klar gemacht haben; es wäre die erste Kollision zugleich auch die letzte gewesen, wir hätten fortan Ruhe gehabt und unser Ansehen würde sich entschieden gehoben haben.

Zu solcher Thatkraft aber schwangen sich unsere Militärbehörden nicht auf; sie hatten jedenfalls von Wien aus die Parole erhalten: nur ja nicht anzustoßen, und setzten dem alles übrige hintan. Da man jedoch im vorliegenden Falle den kaiserlichen Offizier nicht ins Unrecht setzen konnte — wozu man sonst gleich bereit war — anderseits aber den Moldauern gegenüber jedes entschiedene Auftreten scheute, so wurde „im

beiderseitigen Einvernehmen" (!) eine aus österreichischen Offizieren und moldauischen Delegierten bestehende Kommission eingesetzt, welche „von Fall zu Fall" zusammentreten und die Streitigkeiten schlichten sollte. Es sagt mehr, als tausend Bände vermöchten, daß diese Kommission, welche bald den offiziösen Spitznamen „Excessenkommission" erhielt, unmittelbar nach ihrer Konstituierung (1854) zusammentrat und bis zum Abmarsche der Occupationstruppen (im Frühjahre 1857) in Permanenz blieb, ohne das ihr zuströmende Material bewältigt zu haben!

Ein anderer Fall wird diese von der moldauischen Bevölkerung — richtiger von der Elite der Einwohnerschaft Jassys — mutwillig heraufbeschworenen Konflikte, welche im großen und ganzen schließlich doch nur auf kleinliche Ursachen zurückzuführen waren, ganz eigenartig illustrieren.

Soldaten des ungarischen 37. Infanterieregimentes Fürst von Warschau, welches zu fast einem Drittel aus österreichischen Rumänen bestand, zechten in einer Kneipe mit moldauischen Milizen. Spät nachts trennten sie sich und ein österreichischer Soldat trat in Gesellschaft eines Milizers, der bei dem Gelage ein paar Goldstücke sehen gelassen, den Heimweg an. Am nächsten Morgen fand man den Milizer ertrunken in einem der vielen, ganz unverwahrten Ziehbrunnen des Bachluiviertels, die Lagermütze seines Begleiters in der krampfhaft geschlossenen Rechten, jedoch ohne die geringste Barschaft in den Taschen. Der österreichische Soldat wurde noch in der Nacht von einer Patrouille des Regimentes arretiert, als er sich ziemlich angetrunken in den Gassen herumtrieb. Er hatte die runde Tellermütze des Milizers auf dem Kopfe, seine Montur war auffällig kotig und wies zahlreiche Risse auf; seine eigene Lagermütze fehlte. Bei näherer Untersuchung fand man bei ihm mehrere Zermeliks und kleinere Münze.

Dies war nun ein Kasus, der über die Kompetenz der Excessenkommission hinausging; hier handelte es sich um keine gewöhnliche Balgerei, sondern um einen dringenden Verdacht, der die ganze Skala vom Totschlag bis zum Meuchelmord umfaßte. Man kann sich die Aufregung der österreichischen Militärbehör-

den, insbesondere des Commandanten des 37. Infanterieregiments denken, der nun beauftragt wurde, im Beisein eines moldauischen Infanteriemajors die außergerichtliche Voruntersuchung durchzuführen. Die Sache machte in militärischen Kreisen ungemeines Aufsehen; es war der erste derartige Fall, und man fürchtete, daß nun die ohnehin nur mühsam eingedämmte Animosität der Moldauer gegen die Occupation in hellen Flammen auflodern werde. Der Verlauf war jedoch ein ganz anderer, uns höchlich überraschender. Die Untersuchung wurde äußerst rigoros geführt; Inkulpat verantwortete sich dahin, er habe mit dem Milizer Bruderschaft getrunken, worauf sie zum Zeichen ihrer gegenseitigen Zuneigung die Feldmützen tauschten. Als sie fortgingen, hätten sie sich bald getrennt, dabei aber vergessen, ihre Mützen wieder an sich zu nehmen; weiter wisse er nichts von dem Moldauer, welcher stark angetrunken gewesen sei und in der finsteren Nacht wohl leicht in den offenen Brunnen gefallen sein könne. Die Verhandlung hatte schon einige Zeit gedauert, als der moldauische Stabsoffizier das Wort nahm und an die Kommission die Frage stellte, ob der Tod des Milizers bei dessen Auffindung klar und zweifellos konstatiert worden sei. — Zuverlässig, wurde ihm geantwortet. — Nun, meine Herren — erwiderte er hierauf — dann sehe ich in Wahrheit nicht ein, zu welchem Zwecke wir hier noch weiter verhandeln. Ich finde die Verantwortung Ihres Soldaten ganz ausreichend; unser Mann kann recht wohl auf diese Weise verunglückt sein; jedenfalls aber ist er tot und alle unsere Verhandlungen werden ihn nicht wieder lebendig machen. Ich erkläre mich vollkommen zufriedengestellt von der anerkennenswerten Haltung der k. k. Militärbehörden, sehe aber thatsächlich meinerseits keinen Anlaß, die Untersuchung über den vorgekommenen Fall noch länger fortzusetzen.

Die österreichischen Mitglieder der Kommission waren starr vor Staunen; da sie aber keinen Grund hatten, katholischer sein zu wollen als der Papst, so accommodierten sie sich bereitwillig den Anschauungen des moldauischen Delegierten.

Auf diese Weise endete nach kaum einstündiger Verhandlung die Untersuchung über einen Fall, die nach unserem Ver-

fahren mindestens viele Monate in Anspruch genommen und sicherlich auch zu einem ganz anderen Abschlusse geführt hätte. Hier sprach moldauischerseits niemand von der Sache; weder offiziell noch privat wurde ihrer auch nur mit einem Worte erwähnt, sie war endgültig abgethan mit der Konstatierung, daß der „Mann wirklich tot sei". — Wenn nichts anderes, kann man aus dieser Sache doch gewiß den Schluß ziehen, daß damals Holz und Kerzen in weit höherem Preise gestanden haben müssen, als ein Menschenleben aus den Kreisen der misera contribuens plebs. —

Indes scheint aber auch das hohe k. k. Aerarium aus dem „Holz- und Kerzenkriege", der sich im ersten Halbjahr unseres Occupationsdaseins abspielte, gewisse Folgerungen gezogen zu haben, die es zu Gunsten des Allerhöchsten Dienstes, aber sehr zu unserem Nachteile verwertete.

Nach dem klaren Wortlaute des k. k. Gebührenreglements war das dem Subalternoffizier (Ober- und Unterlieutenant) zukommende „winterliche Brennholz" (dreiviertel Wiener Klafter hartes, oder eine Klafter weiches Holz) eine von der Monatsgage untrennbare Gebühr und konnte nur durch die „vorübergehende" Transenalbequartierung, auf Märschen 2c. eine zeitweilige Unterbrechung eintreten. Eine Abänderung dieser Normalbestimmungen war weder in der Konvention enthalten, noch fiel es irgendwem bei, daß dies überhaupt der Fall sein könnte. Allerdings waren die Occupationstruppen transenal bequartiert, allein dies geschah nicht auf Grund des Gebührenreglements, sondern infolge Abmachung mit einem fremden Staate; auch konnte bei einer Occupation, von der niemand wußte, wie lange sie dauern würde, und die faktisch 2¾ Jahre dauerte, doch nicht wohl der Begriff „vorübergehend" angewendet werden, weil es sonst, da im irdischen Jammerthale alles vorübergeht, eine Stabilität überhaupt gar nicht gäbe.

Dieser Ansicht waren nicht nur die Subalternoffiziere, sondern auch alle Truppencommandanten; es wurde denn auch das Brennholzrelutum den Subalternoffizieren aller Abteilungen, und zwar nach vorhergegangener besonderer Anfrage in Bukarest, nach den für Siebenbürgen ermittelten Marktpreisen ausbezahlt.

Der Aerar kam wenigstens bei dieser letzteren Verfügung sicher nicht zu kurz, denn in Siebenbürgen mit seinen riesigen, damals noch jungfräulichen Waldungen war der Marktpreis ein bei weitem niedrigerer als in Jassy, wo die moldauische Klafter Holz sich auf 7 bis 8 Dukaten stellte[1]).

Mehrere Monate hindurch bezogen wir ungestört unser Holzrelutum, bis endlich gegen Ende des Winters 1855 irgend ein Schnüffler beim Armeecommando in Ofen auf die sublime Idee kam, daß uns dasselbe eigentlich gar nicht gebühre. Wie immer in ähnlichen Fällen, fand in der Aera der „Bemängelmeierei" diese großartige Entdeckung in gewissen Kreisen sofort ihre feurigen Apostel, welche die Sache derart zu poussieren wußten, daß sie die höchste Militärbehörde für die Richtigkeit derselben gewannen. Im Widerspruche mit den legalen Bestimmungen wurde angeordnet, daß diese „Ungebühr" sofort und zwar mit einemmal hereingebracht werden müsse. Sonst wurde jeder Ersatz in Raten, welche ein Drittel der Monatsgage nicht überschreiten durften, geleistet; diesmal aber scheint man in Ofen der Ansicht gewesen zu sein, die Subalternoffiziere des Occupationscorps laborierten derart an finanzieller Hypertrophie, daß sie einen solchen Aderlaß kaum bemerken würden. Thatsächlich erhielten infolge dieser durch nichts gerechtfertigten drakonischen Maßregel viele Offiziere gar keine Gage oder nur wenige Gulden, da wegen der Kriegsgage auch die übrigen Rückläße sehr erheblich gesteigert worden waren. Und doch waren selbst diese Armen noch glücklich zu preisen; viele Offiziere hatten, des ewigen Haders mit den Quartierträgern müde, ihr Holz nicht in Relutum, sondern in natura bezogen und es thatsächlich verbrannt. An diesen armen Teufeln versuchten sich die Kriegskommissäre und Rechnungskanzleien in neuen finanziellen Kunststücken; sie fanden heraus, daß das in Jassy verbrannte Holz auch nach dem dortigen Marktpreise — der das behördlich festgesetzte und auch ausbezahlte Relutum um das Fünf- bis Siebenfache überstieg — ersetzt werden müsse. Alle Rekurse waren fruchtlos; die Sache zog sich auf die lange Bank

[1]) Die moldauische Klafter Holz war ein Kubus von 7 Schuh.

und schließlich wurde dieses Blutgeld, als sich das Regiment schon in der Festung Temesvár in Garnison befand, von der Friedensgage „hereingebracht". Niemand Maßgebender fand sich, der darauf hingewiesen hätte, wie wenig es dem staatlichen Dekorum Oesterreichs entspreche, aus der mit den Fürstentümern geschlossenen Konvention, zum Nachteile der ohnehin elend besoldeten Offiziere Kapital zu schlagen, indem man ihnen eine gesetzmäßig zuerkannte Gebühr unter nichtigen Vorwänden entzog. Daß uns die konventionsmäßig bestimmten Leistungen seitens der Moldauer beigestellt würden, konnte die hohe Militärbehörde nicht erzielen, aber das Holzrelutum zu konfiszieren, das ging.

Wie natürlich konnte eine Procedur, welche tagelang das erregteste Gespräch der Garnison bildete, sich der Oeffentlichkeit nicht entziehen; die Moldauer wußten gar bald den ganzen Thatbestand; wir hatten neben dem Schaden auch noch den Spott zu tragen und dies führte zu neuen Reibungen, welche zwar unter dem Moder der Excessenkommission begraben wurden, aber das Ansehen der österreichischen Macht sicherlich nicht förderten.

Ein ähnliches „Reiterstücklein" führte das hohe Aerar bezüglich der Gratis-Kriegsgage auf. Nach den gesetzlichen Normen gebührte jedem Offizier ein Jahr nach Bezug der ersten Kriegsgebühren eine Gratis-Kriegsgage, das ist eine einmonatliche Kriegszulage zur Nachschaffung der während dieses ersten Jahres zu Grunde gegangenen Feldausrüstung.

Als die Unterabteilungen zur vorgeschriebenen Zeit um Auszahlung dieses Beitrages einschritten, wurden sie mit der ganz willkürlichen Auslegung der Vorschrift abgewiesen, daß die Gratis-Kriegsgage erst ein Jahr nach Ueberschreitung der Reichsgrenze gebühre. Wahrscheinlich hoffte man, daß die ganze Occupationskomödie noch vor diesem Zeitpunkte ihr seliges Ende gefunden haben werde; aber die Sache kam anders — wir waren auch dann noch auf moldauischem Boden. Neuerliches Einschreiten, ditto negative Abfertigung, neue Terminerstreckung. Kurz, wir waren von September 1854 bis März 1857 auf Kriegsgebühren, aber von den Gratis-Kriegsgagen haben wir auch

nicht eine gesehen, trotz des 500 Millionen-Anlehens, an dem wir doch auch participierten.

Es klingt nicht nur wie Ironie, es ist thatsächlich eine solche, daß wir, ohne darum angesucht zu haben, dennoch in einem Monate zwei komplette Gagen erhielten — aber auf unsere eigene Kosten. Die Sache war so: bis zum Mai 1856 erhielten die Offiziere ihre Gebühren nicht im voraus, sondern erst nachträglich am 20. jeden Monats. Im Juni dieses Jahres wurde endlich mit diesem vorsintflutlichen Usus gebrochen und angeordnet, daß vom 1. Juli sämtliche Gebühren im vorhinein auszufolgen seien. Demgemäß erhielten wir am 20. Juni die Gebühren für den abgelaufenen Monat und am 30. Juni jene für den Monat Juli im vorhinein.

War dies ein Ergebnis administrativer Reformgedanken, oder ein billiger Kompromiß der Sparsamkeit des hohen Aerars mit der nicht zurückzudrängenden Erkenntnis, daß man gegenüber der wiederholt verweigerten Gratis-Kriegsgage doch einmal „etwas thun" müsse? Genug an dem — wir hatten nun statt der einfachen Kriegsgratisgage eine komplette Monatsgebühr „gratis" (!) erhalten, ohne daß es dem Aerar auch nur einen Heller kostete. Probatum est!

Mit dem 500 Millionen-Anlehen hatte es — sofern die Armee hierbei in Frage kommt — überhaupt eine ganz eigene Bewandtnis. Dieses Anlehen wurde als „Nationalanlehen" zur Subskription aufgelegt und war, um es weiten Kreisen zugänglich zu machen, in sehr kleine Titres geteilt. Wollte man nun der Armee Gelegenheit geben, ihren Patriotismus auch einmal in börsenmäßigen Werten auszudrücken, oder lag eine, in jener Aera wahrhaft exotische, demokratische Anwandlung zu Grunde, welche die Armee öffentlich als einen Teil des Volkes bekunden sollte — wer weiß das! — kurz, die Offiziere wurden aufgefordert, sich ebenfalls nach Verhältnis ihrer pekuniären Kraft an der Subskription auf das Nationalanlehen zu beteiligen; und zwar wurde ihnen bewilligt, die subskribierten Beträge in 30 Monatraten zu erlegen, wonach ihnen die respektiven Obligationen auszufolgen waren. Die Regimenter und selbständigen Abteilungen hatten die monatlichen Rückläße zu sammeln und

wurde den Truppencommandanten eingeschärft, sich jedes Einflusses oder Druckes in Bezug auf die Beteiligung der Offiziere an dem Nationalanlehen zu enthalten. — Man kennt dies! Ich erinnere mich sehr lebhaft, wie übel es mir nach unserem Einrücken in Jassy vor versammeltem Offizierscorps vermerkt wurde und wie lange ich es zu fühlen bekam, daß ich bei 28 Gulden monatlicher Gage nicht den vom Regimentscommando für Subalternoffiziere „gewünschten" Subskriptionsanteil von 100 Gulden, sondern nur den Mindestbetrag von 25 Gulden zeichnete.

Stellt man diese sanfte Nötigung zur Teilnahme an dem berüchtigten Anlehen neben die Nergelei hinsichtlich Holzrelutums und Gratis-Kriegsgage, so läßt sich um so weniger begreifen, wie man um solcher Bettelbeträge willen die ohnehin nicht auf Rosen liegenden Offiziere so schwer schädigen konnte.

Wie weit diese allgemeinen Umrisse auch noch von der Wirklichkeit entfernt sein mögen, so reichen sie doch gewiß hin, um die Verhältnisse, welche die Occupationstruppen vorfanden, entsprechend zu kennzeichnen. Und in der That, sie waren uns so fremd als nur möglich. Vom ersten Schritte über die Grenze umgab uns eine in jeder Hinsicht vollkommen unbekannte Scenerie. Nichts gemahnte fortan an die Heimat, an langgewohnte Zustände, an die vorsorgliche Bemutterung, mit welcher der Polizeistaat jenseits der Karpathen jeden Schritt, jedes Wort, jeden Gedanken des einzelnen nach bestimmten Vorschriften, nach jener universalen Schablone regelte, welche auch uns bis zu den letzten schwarzgelben Grenzpfählen geleitete. Das Landvolk allerdings glich äußerlich aufs Haar seinen Konationalen in Siebenbürgen und Ostungarn, auch die Herrenleute, die Popen und die Juden zeigten die gleichen äußeren Formen, wie bei uns, alle aber waren sie doch grundverschieden in ihrem Gehaben. Der Bauer ließ unschwer den rechtlosen Hörigen erkennen, indes der „Herr" sich schrankenlos als über dem Gesetze stehend fühlte; der Pope barg seine sehr niedrige Bildungsstufe unter einer gleißenden Hülle ererbter kirchlicher Omnipotenz und selbst auf den Juden schien ein Abglanz dieser beiden bevorzugten Gesellschaftsklassen gefallen zu sein, denn er gab sich

selbstbewußter und lange nicht so hündisch unterwürfig wie seine Glaubensgenossen ringsumher.

Um aber die Wahrheit zu sagen, waren es nicht diese Gesichtspunkte, von welchen unsere Beobachtungen ausgingen; wir waren zu lebensfrisch und auch bei weitem nicht derart philosophisch veranlagt, um die Veränderungen, welche unser harrten, nach solch ernsten Kriterien abzuschätzen. Was uns den gründlichen Wechsel der Situation eindringlicher nahe brachte, als die tiefsinnigsten kulturhistorischen Betrachtungen, entsprang ganz anderen, weit weniger hehren Motiven.

Für den der Stabilität des Aufenthaltsorts gänzlich entwöhnten kaiserlichen Offizier jener Periode war jede Dislokationsveränderung ein stets willkommenes Ereignis; sie brachte eine Fülle von Neuem und unterbrach in angenehmer Weise ebensowohl die stagnierende Eintönigkeit kleiner Garnisonen, wie das ermüdende und kostspielige Paradesoldatenspiel in den großen Städten. Selbst die Verliebten fanden — da sie doch meist in jeder Garnison den gleichen Trennungsschmerz erlebten — sich sehr rasch in die frohe Stimmung ihrer weniger sensitiv gestimmten Kameraden. Den Abmarsch in die Moldau vollends umgab schon an und für sich ein Schimmer von Romantik; galt es doch als ein Stück Orient, was wir nun in seinen innersten Tiefen kennen lernen sollten, jenes uns so nahe und doch so ganz unbekannte Land, welches wir voll der pikantesten Geheimnisse wähnten. Und dann, konnten wir in unserer politischen Herzenseinfalt in der Occupation etwas anderes sehen, als gewissermaßen die Introduktion energischen Eingreifens Oesterreichs in die orientalischen Wirren, deren gewaltsame Lösung „dort hinten in der Krim" drei Großmächte in blutigem Ringen suchten? Wer in ganz Oesterreich durfte voraussetzen, daß die Riesensumme von 500 Millionen Gulden zu nichts anderem bestimmt sein sollte, als um einige österreichische Brigaden in den Fürstentümern garnisonieren zu lassen? Für uns stand es fest, daß das Feld unserer nächsten Thätigkeit jenseits des Pruth liege und wir eigentlich nur die Avantgarde jener Streitkräfte bildeten, welche Oesterreichs quos ego in dem großen Streite verkörpern würden.

Diese Aussichten und Erwartungen hoben die Stimmung in unseren Reihen, sie lagen aber noch in zu weiter Ferne, um auch unser momentanes Denken und Fühlen vollständig zu beherrschen. Wie überall im Menschenleben und insbesondere beim Soldaten, ist der Weg selbst zu den hehrsten Zielen häufig nur eine Reihe von oft ganz untergeordneten Etappen. So auch bei uns. In dem Maße, als wir der Landesgrenze näher kamen, erfüllte unser Sinnen und Trachten nur das eine Zauberwort: türkischer Tabak! Wie ein Märchen aus „Tausend und Einer Nacht" umgaukelte uns der Gedanke, nun endlich unbegrenzt sich an dem Genusse jenes Krautes ergötzen zu können, welches wir bisher nur als sagenhaftes Schemen kannten. Um dies zu verstehen, muß man wissen, was damals die k. k. Tabakregie ihren Konsumenten überhaupt bot und was innerhalb dieser, ohnehin nicht allzu liberal gezogenen Grenzen unseren sehr mageren Budgets zugänglich war. In jenen Tagen waren Cigaretten ein in Oesterreich gänzlich fremder, unbekannter Begriff, und was man als „türkischen Tabak" verkaufte, war ein geradezu niederträchtiges Gemüse, nur unter St. Ulrichs besonderem Schutze aus Porzellan- oder Gipspfeifen mit möglichst langem Rohr zu rauchen. In den Trafiken gab es also natürlich keine Cigaretten; wenn aber irgend ein „Weitgereister" sich an einem öffentlichen Orte eine solche aus freier Hand drehte, konnte er sicher sein, daß ihn seine Umgebung mit eben dem bewundernden Staunen anstarrte, wie etwa einen Taschenspieler, der vor aller Augen einen Pfropfenzieher in ein lebendes Kaninchen verwandelte. Der Genuß des Tabakrauchens war also nur auf die Pfeife und Cigarre beschränkt; für uns „Subalterne" aber gab es von letzteren nur „Gemischte Inländer", das Stück zu 1 Kreuzer Konventionsmünze = 1½ Kreuzer österreichischer Währung. Wer diese „Mischung" nicht genossen — „der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!"

Und doch sollte gerade diese unsere erste, ausnahmsweise so unschuldige Erwartung zugleich auch zur ersten Enttäuschung werden. Mit innerster Verachtung hatten wir in Suczawa die letzten „Gemischten Inländer" hinabgewürgt und unsere Vorräte nur so weit ergänzt, als es die dringende Notwendigkeit

forderte. War es doch für lange Zeit das letzte Mal, daß wir uns mit diesen abscheulichen Glimmstengeln abquälten; schon der nächste Marsch sollte uns über die Grenze in das gelobte Land aller Raucher führen, wo es keine k. k. Regie, keine Trafiken und auch keine Finanzwache, dafür aber „echten Türken" in Hülle und Fülle gab.

Auf dem Wege nach Foltitscheni (Folticeni), der ersten Etappe auf moldauischem Territorium, wurden unsere Gelüste allerdings nicht befriedigt, denn was man uns in den paar elenden Dörfern, die wir unterwegs passierten, als Tabak anbot, war zumeist Eigenbau der Einwohner für den Hausbedarf und stand noch tief unter unserem heimischen „echten türkischen Rauchtabak"; auch hatten wir keiner eine Pfeife, um einen Probeversuch zu machen. Sonderbar, daß eigentlich niemand von uns der Gedanke aufdämmerte, daß wir von nun an ausschließlich auf Cigaretten angewiesen sein würden. Diese spielten dortlands in der That eine Rolle, von der man sich selbst heute, da auch bei uns die Cigarette siegreich in allen Kreisen Boden gewonnen, nur schwer eine Vorstellung machen kann. Wörtlich genommen war sie, angefangen von kaum der Muttermilch entwöhnten Gören, bis zum ältesten Greise in aller Mund; es rauchte das ärmste Welb bei ihrer harten Arbeit, die schimmernde Bojarin halbliegend in ihrem eleganten Gefährte. Eben so souverän wie die Straße, beherrschte die Cigarette auch den Salon und das Boudoir; es verschlug selbst der feinsten Dame nichts, wenn Zeige- und Mittelfinger der linken Hand, welche die Cigarette hielten, von dem ewigen Rauch eine gar nicht schöne braune Färbung wiesen.

Bei allen Visiten, welchen Charakters immer, stand, kaum daß man sich gesetzt, auch schon Tabak, Dultschac und Scherbet [1]) zur Verfügung; selbst Nichtraucher zollten dieser Sitte ihren Tribut durch eine angezündete, aber dann kaltgehende Cigarette. Dabei war es Regel, daß jeder und jede sich das Rauchmaterial eigenhändig drehte; „gemachte" Cigaretten waren nicht üblich;

[1]) Dultschac, in Zucker eingedickte Früchte; Scherbet, eine ähnliche, aber sehr konsistente Masse, zumeist aus Rosenblättern bereitet. Beide sind untrennbar von der konventionellen Cigarette.

sie wurden wohl verkauft, aber es war ihre Qualität ebenso selten gut, als die Benützung solcher Ware fein.

Der so allgemein zum Volksbedürfnis gewordene Tabak, wie nicht minder dessen verhältnismäßig billiger Preis[1]) ließ es uns, als nur das erste Befremden vorüber war, auch ganz natürlich erscheinen, daß derselbe sozial in ungefähr dem gleichen Range stand, wie anderwärts der Schnupftabak; man bot sich gegenseitig die Tabatiere an wie sonst eine Prise; ja, man konnte, ohne nähere Bekanntschaft und ohne unbescheiden zu erscheinen, es sich ohne weiters erlauben, an öffentlichen Orten oder in Gesellschaft mit einem höflichen „Sie erlauben" nach des Nachbars Tabakbüchse zu langen und sich daraus zu einer Cigarette zu verhelfen. Immer wurde solches von dem betreffenden Eigentümer in verbindlichster Form acceptiert.

Doch zurück nach Foltitscheni, wo uns ein Empfang bereitet wurde, der unsere Erwartungen weit übertraf; hätten die späteren Erlebnisse auch nur annähernd diesem geglichen, wir würden in der Moldau unser Capua gefunden haben, aber — es kam anders. Wir waren die ersten Oesterreicher, welche auf dem Einmarsch Foltitscheni berührten, und wohl auch die ersten, die seit Menschengedenken auf diesem Punkte das Land betraten; zudem standen unsere 4 Compagnien unter dem Commando des Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg-Gotha, und überdies hatten wir einen quartiermachenden Offizier, der es meisterhaft verstand, uns vorteilhaft in Scene zu setzen. Ob nicht auch der Umstand, daß wir die Einzigen waren, welche Foltitscheni passieren sollten, sowie die Gewißheit, daß man unser binnen 24 Stunden wieder los und ledig sein würde, zu unseren Gunsten wirkte, möge dahingestellt bleiben. Genug an dem, wir waren sämtlich bei dem ersten Bojaren des Städtchens

---

[1]) Man erhielt 1 Oka = 1 kg 250 g sehr guten Tabak um 3 Gulden Silber; feinster echt türkischer stellte sich auf 1 Dukaten. Bessere Sorten waren selten schon geschnitten vorhanden; der Käufer, von mindestens 1 Oka, wählte sich die ihm zusagenden Blätter aus mehreren geöffneten Ballen, und der Händler schnitt sie sofort in der gewünschten Stärke, während der Kunde mit einem Tschibuk oder einer Cigarette als Probe, die Beendigung der überraschend kurzen Prozedur abwartete.

zu Tisch geladen und brachten auch dort den Abend in höchst liebenswürdiger Gesellschaft zu. Man muß es gestehen, der Bojar gab sich als Grandseigneur vom reinsten Wasser, und wir fühlten uns in einem Kreise schöner Damen und gentiler, gebildeter Herren so wohl, als wären wir seit Olim Angehörige dieser reizenden Familie. Nach dem Diner aber wurden wir lebhaft erinnert, daß wir vorerst noch Fremdlinge seien, unbekannt mit Art und Brauch des gastlichen Hauses und des Landes überhaupt. Zugleich mit duftendem türkischen Kaffee kam auch auf eleganten Assietten der so lange ersehnte Tabak gleicher Provenienz; nun aber offenbarten wir uns in der ganzen Jämmerlichkeit des Barbaren, der verständnislos vor den Genüssen verfeinerter Kultur steht. Da noch die wenigsten von uns je eine Cigarette geraucht, ganz gewiß aber keiner eine solche gemacht hatte, so wußten wir auch mit dem kostbaren Kraut nichts anzufangen; einzelne Versuche, unsere Gastgeber nachzuahmen, die mit unbegreiflicher Schnelligkeit ihre Glimmstengel fertig brachten, nahmen das kläglichste Ende und schließlich gaben die meisten den aussichtslosen „Kampf mit dem Unbekannten" auf.

Unsere Unbeholfenheit muß zweifelsohne sehr komischen Ausdruck gefanden haben, denn sie erregte lebhafteste Heiterkeit, insbesondere der jüngeren Damen, die mit unverhehltem Mutwillen die stümperhaften Bemühungen ihrer Gäste verfolgten; sie hatten diese Niederlage gewiß vorausgesehen und sich wohl auch, boshafterweise, darauf gefreut. Unsere Situation war in der That keine beneidenswerte; sie ward kaum dadurch paralysiert, daß ein paar unserer älteren Kameraden, die der Virginiacigarre treu geblieben waren, hiervon den moldauischen Herren offerierten und diesen nach wenigen Zügen steinübel wurde. Aber die mildherzigen Damen ließen uns nicht allzulange leiden: im Handumdrehen hatten sie eine förmliche Cigarettenmanufaktur etabliert und wetteiferten, uns mit Vorrat zu versehen. Nun waren wir allerdings, so was man sagt, aus dem Wasser, aber — mir und gewiß auch manchem meiner Gefährten war es gar bald nicht mehr ums Rauchen; meine schöne Nachbarin, deren rosige Finger unermüdlich in reizvoller Thätig-

keit für mich waren und die ihr anmutiges Geplauder nur für die kurzen Momente unterbrach, wenn das spitze Zünglein aus dem küssigen Munde schnellte, um das Papier zu befeuchten — sie hat es auf dem Gewissen, daß sich mein Debüt mit türkischem Tabak ohne jedes Verständnis, rein nur mechanisch vollzog und selbst heute noch die Erinnerung an jene Stunden auch nicht entfernt in Beziehung zu Nikotin steht.

Nach einem genußvoll verbrachten Abend brachen wir folgenden Tags auf und kamen damit zugleich auch aus dem märchenhaften Entree in die nüchterne Wirklichkeit. Auf dem Marsche bis Jassy fanden wir hinlänglich Gelegenheit, uns im Cigarettendrehen zu perfektionieren, denn die Cigarren, welche hie und da zu haben waren, hatten eine verzweifelte Aehnlichkeit mit den Lunten der damals noch üblichen glatten Geschütze. Zwar fehlte es auch unterwegs nicht an Händen und Zungen, die für unsern Rauchbedarf gesorgt hätten, aber — duo quum faciunt idem, non est idem!

Auch in kulinarischer Hinsicht lernten wir die Wirkungen krasser Gegensätze kennen. Nun gab es nichts anderes mehr, als die zweifelhaften Erzeugnisse meist von Juden geleiteter Dorfspelunken; ja, als wir einst in eine Station am Schabbes einrückten, mußte ich alle meine Kochkunst zusammenraffen, um für das gesamte Offizierscorps eigenhändig ein leibliches Mittagessen zuwege zu bringen.

Indes, wie alles auf der Welt, nahm auch unser Marsch ein Ende und wir betraten endlich das Ziel unserer Wünsche, die alte Bojarenstadt Jassy, bis zum letzten Tage begleitet von dem herrlichen Herbstwetter, welches uns seit vollen sechs Wochen unentwegt Treue gehalten.

Viel des Neuen trat uns auch hier auf Schritt und Tritt entgegen, wenngleich ehrlich zugegeben werden muß, daß so manches nur aus dem Grunde uns so fremdartig anmutete, weil wir förmlich saturiert von dem Gedanken waren, ganz Ungewöhnliches zu finden. Doch blieb dessen, selbst nach dieser Restriktion, noch übergenug. Fanden wir auch nicht durchwegs, was wir erwarteten, so überraschte uns um so mehr das Fehlen von altehrwürdigen Einrichtungen, ohne welche man sich den Begriff

„Stadt" gar nicht zurechtzulegen vermochte — es gab weder Wirts- noch Kaffeehäuser! Vergegenwärtigt man sich, daß infolge der politischen Verhältnisse seit 1848 das Leben des österreichischen Offizieres sich fast ausschließlich zwischen diesen beiden Polen und der Kaserne bewegte; daß wir in einer wildfremden Stadt, deren Sympathien noch lange nicht uns gehörten, einzig und allein auf die öffentlichen Lokale angewiesen waren, so wird man auch ermessen können, in welcher Weise der Mangel derselben auf die Occupationstruppen rückwirkte.

Ein öffentliches Leben existierte damals in Jassy überhaupt nicht; der Bojar blieb in seinen Kreisen, der Mittelstand — insofern er vorhanden war — und die Juden lebten in ihren Familien; für die untersten Schichten genügte die Schnapsbude. Außer den „Hôtels" Petersburg und Wien, dann dem türkischen, von einem Armenier geleiteten Han Misir, die aber mehr zur Beherbergung als für die Verköstigung von Fremden eingerichtet waren, gab es vor Beginn des Krieges nur noch das am Pakurar von einem Bukowiner Emigranten Namens Zweck in neuerem Stile erbaute Bräuhaus als Zufluchtsorte für Hungrige ohne eigenes Heim. Als Bindeglied zwischen diesen Lokalen und den Schnapsbutiken figurierten die sogenannten „Weinhandlungen", das sind gegen die Straße zu nur mit einer eisernen Thüre verschließbare Magazine primitivster Art, wo man zwischen den aufgestapelten Weinfässern stehend ein Glas Wein trinken konnte. Selbstverständlich verbot schon das Dekorum den Besuch solcher Lokalitäten, auch wenn das dort Gebotene irgendwie hätte reizen können.

Hier waren es nun die Emigranten, welche alsbald Wandel schufen. Die ersten Anfänge hierzu dürften allerdings noch aus der „Russenzeit" hergerührt haben, aber bei den großen Entfernungen, aus welchen das Notwendige herbeigeschafft werden mußte, fiel der eigentliche Beginn dieser „neuen Aera" in die Zeit der Ankunft unserer Occupationstruppen. Dann aber stiegen die neuen Etablissements in ungeahnter Schnelle und Eleganz aus dem Nichts empor. Während die Moldauer apathisch zusahen und die Juden sich von dem ungewohnten Erwerb fernhielten, weil sie ihr Geld besser und sicherer zu verzinsen wußten,

errichteten die Emigranten Gasthäuser und Restaurationen, die meist nach der Nationalität oder dem eigentlichen Metier des Eigentümers benannt wurden. So z. B. „zur Stadt Arad" (Arader) von einem Ungarn, „zur Stadt Leipzig" (Leipziger) von einem Sachsen; ein Vollblutczeche, Hurka, seines Zeichens Binder, verband mit seinem Handwerke eine kleine Wirtschaft mit vorzüglichem Weine und echt böhmischer Küche; daß man dort im Schlafzimmer des Ehepaares tafelte, hielt niemand ab, die Vorzüglichkeit von Speise und Trank anzuerkennen. Auch im Bräuhause führte ein ehemaliger Donaudampfschiffkellner eine nicht üble Restauration; außerdem gab es noch in der Ulica mare die sehr opulent ausgestattete Delikatessenhandlung von Iby in Verbindung mit einer Weinstube, wo man für des Leibes Notdurft ein übriges thun konnte.

Alle diese Etablissements rangierten in die Mittelklasse ihrer Gattung, das heißt man konnte bei bescheidenen Ansprüchen an Luxus und Komfort, doch innerhalb gewisser Grenzen, auf eine gute, relativ billige Kost und gesundes Getränke rechnen. Für die Subalternoffiziere der Garnison, welche nicht einer der zahlreichen „Offiziersmenagen" angehörten, wo ein „Privatdiener" oder sonst des Kochens halbwegs kundiger Soldat das höchst einfache Mahl bereitete, waren diese Lokale geradezu eine Existenzbedingung. Auch der Han Misir war ungeachtet des etwas fremdartigen Charakters seiner kulinarischen Erzeugnisse — oder vielleicht eben deshalb — ein beliebtes Rendezvous der in der Nähe wohnenden Offiziere.

Die partie noble unter den neuen Etablissements bildeten jene von Heck und Binder, welch letzteres sich bald zum Range des Offizierskasinos aufschwang. Heck, zuletzt Photograph, etablierte sich im Mittelpunkte des eleganten Viertels, wo er einige Zimmer in modernstem Stile als Restauration einrichtete und eine gute, jedoch schon etwas kostspieligere Wirtschaft führte; Binder, ehemals k. k. Artillerist, ein Ungar aus Pest, der aber nur Deutsch verstand, erfaßte seinen Plan vom Hause aus in großem Stile. Im Besitze eines weitläufigen Areales in der Ulica mare, auf welchem er eine ausgedehnte Binderei betrieb, schuf er allmählich aus den Wohn- und Handwerkslokalitäten,

die auf einen weniger ins Auge fallenden Platz verlegt wurden, ganz komfortable Räume für Restauration, Spiel und Café; in letzterem gab es sogar ein Billard, wie ich glaube das einzige in ganz Jassy; ich wenigstens kann mich auf kein zweites besinnen. Unter den damaligen Verhältnissen konnte man der mit Geschick durchgeführten Adaptierung, welche sogar einige Fremdenzimmer schuf, einen gewissen großartigen Zug nicht absprechen. Das Etablissement „Binder" — wie es kurzweg genannt wurde — war bald das Standquartier der militärischen Hautevolée und Jeunesse dorée und zugleich auch der einzige öffentliche Ort, welcher — allerdings nur in den Nachtstunden und im Spielsalon — außer von österreichischen Offizieren auch vom Civile, id est von Bojaren besucht wurde. Dieser fast exceptionellen Stellung entsprachen sowohl die gebotenen Genüsse, wie auch die hierfür geforderten Preise. Insbesondere war es für Biertrinker gefährlich, dort einen Normaldurst zu entwickeln, denn ein Selterskrug (Plutzer) importiertes „sogenanntes" Steinbrucher Bier [1]), also ungefähr ½ Liter, kostete nicht weniger als 24 Kreuzer Konventionsmünze Silber, das Agio nicht gerechnet!

Zu Ende des Jahres 1854 waren alle diese Etablissements thatsächlich in vollem Betriebe und hiermit auch für die leiblichen Bedürfnisse — bescheidenen Ansprüchen gegenüber — ausreichend gesorgt. Um so weniger war dies aber der Fall in Bezug auf Kunstgenüsse oder sonstige in großen Städten zu Selbstverständlichem gehörende Ressourcen. Theatervorstellungen gab es nur in den Wintermonaten, während welchen eine italienische Gesellschaft in dem sehr komfortabel eingerichteten Opernhause die Werke vaterländischer Compositeure zur Aufführung brachte. Leider hielt sich letztere genau an die in Italien üblichen Usancen, so daß man während einer Stagione nur zwei, höchstens drei Opern zu hören bekam, was ungeachtet der ganz respektablen Kräfte, welche dabei mitwirkten, doch nicht zu öfterem Besuche einladen konnte.

Oeffentliche Tanzunterhaltungen existierten so gut wie gar nicht, wenn man nicht etwa die fragwürdigen Unternehmungen

[1]) Aus den heute Dreherschen Brauereien in Steinbruch bei Budapest.

von ein paar „Tanzmeistern" in Rechnung bringen wollte, wo bei einem, selten mehr als drei bis vier Mann starken „Orchester" verschiedenes — getanzt (!) wurde. Zu den Soirées dansantes der Bojarie — die überhaupt am liebsten unter sich blieb — hatten nur wenige Auserwählte Zutritt. Das Gros unserer Offiziere ertrug diese Beschränkung gelassenen Mutes, denn die negativen Sympathien waren zur Zeit des ersten Faschings schon vollwertig gegenseitig; auch brachten derlei Intermezzi immer eine erkleckliche Reihe von Auslagen mit sich, denen unser schmales Budget keineswegs gewachsen war. Blieben also nur noch die Hausbälle minderer Kategorie, welche aber aus naheliegenden Gründen den österreichischen Offizieren noch weit weniger zugänglich waren, als jene der Bojarie. Ganz ausnahmsweise war es mir beschieden, einem solchen Hausballe beizuwohnen, dessen Verlauf samt Vorspiel ich meinen Lesern in kurzer Schilderung schon aus dem Grunde nicht vorenthalten will, weil sie dadurch auch noch weitere Einblicke in unsere damaligen Existenzverhältnisse gewinnen werden.

Kurz nach unserem Einrücken in Jassy, als die dort ewigen Herbstregen begannen, wohnte ich als „Afterpartei" bei zwei Kameraden, den Lieutenants Wilhelm Dirkes und Edmund Hahn. Anfänglich blieb ich bloß einigemal über Nacht, da der Weg durch die grundlosen unbeleuchteten Straßen nach meinem in der tiefliegenden Vorstadt Poduruſch befindlichen Quartiere geradezu lebensgefährlich war; dann aber fanden wir alle drei Geschmack an unserem, allerdings sehr engen Zusammenleben, so daß ich während des ganzen Winters kaum einmal monatlich meine Wohnung betrat. Das villenartig gebaute Haus, in welchem sich unser gemeinsames Quartier befand, hatte nur ein Hochparterre; eine ganz kleine gedeckte Veranda, zu welcher einige Stufen hinaufführten, schützte den in der Mitte der Front befindlichen Eingang, der sich als Korridor bis an die Rückseite fortsetzte, wo er dann in den schmutzigen Hof führte. Auf diesen Korridor mündeten rechts und links die Thüren der Wohnzimmer; Küche und Gesinde waren im Hintergebäude des Hofes untergebracht. Eigentümer war ein steinreicher Armenier echtester Rasse, von welcher ein Sprichwort der bösen Welt

sagt, daß auf jeden ihrer Angehörigen reichlich sieben Juden gingen. — Unser Patron fand Gelegenheit, die Richtigkeit dieses Ausspruches voll zu erweisen. Wir drei hatten in seinem Hause ein kleines einfenstriges Zimmer inne, in welchem sich außer einem Tische und mehreren Polstersesseln auch noch zwei Betten und ein Divan befanden, in welch letztere Möbel wir uns brüderlich teilten. Es war wohl etwas knapp, aber wir hatten genug Raum und lebten in Frieden mit aller Welt, auch mit dem Hausherrn, den wir eigentlich noch gar nicht zu Gesichte bekommen hatten. Der erste Schatten, der auf diese Idylle fiel, entsprang — wie fast überall — der leidigen Holz- und Lichtfrage. Nicht daß sich der biedere Armenier geweigert hätte, uns das konventionsmäßig gebührende Material beizustellen, Gott bewahre, so unpolitisch darf man sich diese geborenen Diplomaten nicht denken — aber was er uns gab, das konnte selbst einen Heiligen zum Fluchen bringen. Wir erhielten nie anderes Holz als das von frischgeschlagenen Weiden, die im Umkreise seiner Dörfer massenhaft vorkamen, und das er augenscheinlich bloß nur für „Occupationszwecke" eigens hereinführte; statt der zwei Apollo- oder Millykerzen steckten in den kupfernen Leuchtern zwei Unschlittlichter niederster Herkunft, die mindestens ebensoviel Gestank wie Licht verbreiteten und die man zum Ueberflusse noch mit einer riesigen eisernen Lichtschere „schneutzen" mußte, wenn das Licht nicht in ein allzu großes Mißverhältnis gegenüber den Nebenprodukten dieser Beleuchtungsmethode verfallen sollte.

Lange hatten wir diese Unbill ohne Klage ertragen; waren wir doch meist nur für kurze Augenblicke in unserer Behausung; tagsüber rief uns der Dienst, abends das Wirtshaus; wenn wir dann spät nachts in unsere Nester krochen, brauchten wir nicht viel Beleuchtung und frugen auch wenig danach, wie viel Grade ober Null die Reaumurskala zeigte. Gerade in der Faschingszeit sollte dies aber gründlich sich ändern. Wir hatten bis jetzt schüchtern, dafür jedoch mit um so mehr Erfolg, unsere mageren Einkünfte durch das Spiel zu heben versucht. Wie fast die meisten Spieler hatten auch wir ein „System". Moltke anticipierend folgten wir dem Prinzipe: Getrennt marschieren,

vereint schlagen, indem wir einen Betrag zusammenschossen, mit welchem dann abwechselnd einer von uns das Glück bei einer bescheidenen Bank versuchte, die täglich nach dem Diner im Han Misir aufgelegt wurde. Wie gesagt, das „System" rentierte sich, bis uns endlich Fortuna treulos verließ und wir, um nicht einen „Puff" anlegen zu müssen, genötigt waren, unser außerdienstliches Leben auf ein sehr karges Minimum zu beschränken. In dieser Hinsicht entwickelten wir eine Energie, für deren Verständnis der heute so ungleich bedürfnisreicheren Generation wahrscheinlich schon jede Basis abhanden gekommen sein dürfte. Die Reste unserer Gesamtbarmittel mußten ausreichen, um während der acht oder zehn Tage bis zur Gageauszahlung ein spartanisches Menu für Diner und Souper zu bestreiten. In einem großen irdenen Topfe wurde wenig Rindfleisch mit sehr viel Hülsenfrüchten zu einem dicken Brei verkocht, dessen dünnflüssigerer Teil zu Mittag als Suppe, das übrige als Fleisch mit Gemüse verspeist wurde. Der Rest blieb für das Souper. Zum Glücke reichte unser Tabakvorrat bis über die „mageren Tage" hinaus, auch Thee hatten wir in Fülle, nur Zucker und Rum mußten in kaum nennenswerte Portionen geteilt werden. Abends wurde dann in einer vom Hausherrn entliehenen kupfernen Pfanne am Ofenfeuer der Thee bereitet, wozu jeder die gebührende Ration Zucker und Rum erhielt, es ihm jedoch freigestellt blieb, ohne diese Zuthaten von dem Theewasser zu trinken, solange der Vorrat reichte. Dank dieser an die Zustände in einer belagerten Festung mahnenden, rigoros durchgeführten Maßregeln, erlebten wir wirklich ohne „Puff" den „Zwanzigsten", das ist den Tag der damals in nachhinein erfolgten Gageauszahlung. Während dieser Jammertage vollzog sich aber ein vollständiger Umschwung in unseren sozialen Anschauungen. Als wir die langen Winterabende hindurch in dem elend beleuchteten, eiskalten Zimmer um den Ofen saßen, in welchem die grünen Weidenprügel schwelten, da trat uns auch die armenische Tücke näher ans Gemüt. War es schon eine bewundernswerte nationale Kunst unserer „Burschen", das niederträchtige Heizholz in Brand zu bringen, so erwies sich die Hoffnung, nun endlich die lang erwartete Ofenwärme zu genießen, als leerer Schaum.

Was uns als Brennholz geliefert wurde, war noch so grün, daß im allerwörtlichsten Sinne aus dem einen Ende der Scheiter eine schier unerschöpfliche Saftquelle rieselte, während das andere sich alle Mühe gab zu brennen. Zudem waren wir der Kunst des „Lichtputzens" schon längst entwohnt — Hahn kannte das hiezu bestimmte Instrument überhaupt nicht — so daß unsere „Inslichtkerzen" entweder fingerlange „Räuber" hatten oder bei den Versuchen, sie zu „schneuzen", alle Augenblicke ausgelöscht wurden. Der Humor, der anfänglich in diesen Intermezzis steckte, verflüchtigte sich bald; es blieb als Rückstand nur die trostlose Unwirtlichkeit unseres Aufenthaltes, welche im Zusammenhange mit unserer finanziellen Bedrängnis, dem schwer empfundenen Fernbleiben von dem gemütlichen Abendzirkel beim „Arader" und von so manchem anderen, was hiermit in Verbindung stand, unsere Laune tief unter den Gefrierpunkt herabdrückte. Es brodelte und gärte in uns; der innere Aufruhr unserer Gefühle entlud sich allabendlich in einer wahren Sintflut saftigster Kraftausdrücke über unseren Hauswirt, der wahrscheinlich wenig erbaut gewesen wäre von den Wünschen, die wir über sein Haupt beschworen. Eines Abends jedoch, als die Uebelstände sich besonders fühlbar machten oder äußere Einflüsse unsere Reizbarkeit erhöht haben mochten, gewannen diese bisher so unschädlichen Expektorationen feste Form. Wir beschlossen nichts weniger als die sofortige Vorladung des Schuldtragenden, dem seine niederträchtige Schmutzerei vorgehalten und ihm zugleich in energischster Form bedeutet werden sollte, von nun an wirkliches, wärmegebendes Heizmaterial zu liefern und die miserablen Wachzimmerkerzen durch konventionsmäßige Beleuchtung zu ersetzen.

Es verging geraume Zeit, seit einer unserer Burschen mit der Sommation sich entfernt hatte. Die Lichter waren tief herabgebrannt; ihr schwacher Schein ließ in der von nassem Rauch geschwängerten Atmosphäre nur undeutlich die Umrisse eines vierten Offiziers erraten, der, als Besuch in einer Ecke des Divans kauernd, mit behaglichem Schmunzeln der Dinge harrte, welche nun kommen sollten. Und in der That berechtigte der Gemütszustand der drei Insassen den abseits vom voraus-

sichtlichen Gefechtsfelde beobachtenden Zuschauer zu weitreichenden Erwartungen. Mit langen Schritten den engen Raum des Gelasses durchmessend, hatten wir uns in eine förmliche Wut hineingeredet, die für den erwarteten Delinquenten das Schlimmste besorgen ließ.

Da — klopfte es. Auf unser einstimmig gebrülltes dreifaches „Herein!" erschien in der leise geöffneten Thür die Gestalt unseres Hausherrn in tadellosestem Salonanzuge: weiße Krawatte, blanke Lackschuhe und im Gilet eine schwere goldene Uhrkette. Dichtes schwarzes, nur leicht ergrautes Kraushaar beschattete ein dunkles, fast bronzefarbenes Gesicht, dem eine kraftvoll vorspringende Nase, im Verein mit dem rabenschwarzen Schnurr- und Backenbarte unverkennbar den Ausdruck geistvoller Energie verlieh. Nach einer eleganten Verbeugung, um die ihn jeder Ballettmeister hätte beneiden können, trat er elastischen Schrittes an den Tisch vor, erfaßte die Lichtschere und „schneuzte" mit sicherem Ruck die qualmenden Lichter, indem er zugleich in übereinstimmendem Tonfalle die Worte abmaß: „Ich war in Paris — komme soeben von Brüssel — dies der Grund, weshalb ich erst jetzt in der Lage bin, den Herren kaiserlichen Offizieren meine Aufwartung zu machen." Und nun ging es in korrektestem Deutsch wie ein springender Quell von der Vorführung seiner Reiseerlebnisse, zu den politischen Verhältnissen im allgemeinen und jenen der occupierten Provinzen insbesondere; kurz es war eine Causerie, die in meisterhafter Eloquenz alle denkbaren Themen berührte, sie aber stets mit den persönlichen Verhältnissen seiner Zuhörer geschickt in solche Verbindung zu bringen verstand, daß diese sich notwendig als den eigentlichen Mittelpunkt des Ganzen fühlen mußten und es gar nicht merkten, daß der ursprüngliche Zweck der Konferenz auch nicht einmal gestreift wurde.

Drückte schon das erste Auftreten des Armeniers, sein äußeres Erscheinen — von welchem wir uns eine ganz andere Vorstellung konstruiert hatten — kurz der ganze Nimbus, mit dem er sich zu umgeben gewußt, retardierend auf unsere vehementen Offensivpläne, so wirkte die überraschende Gewandtheit, mit welcher er die Verhandlung lenkte oder, richtiger gesagt,

deren Leitung usurpierte, geradezu verblüffend. Er war es, der uns mit vollendeter Liebenswürdigkeit — in unserem eigenen Zimmer (!) aufforderte, „doch gefälligst Platz zu nehmen", und wenn es hie und da einer von uns versuchte, die eigentliche Frage aufs Tapet zu bringen, ging er mit größter Bereitwilligkeit und unter den verbindlichsten Höflichkeitsfloskeln auf das angeregte Thema ein, wußte aber nach wenigen Augenblicken so geschickt in ganz heterogener Richtung nach einem anderen, immer jedoch sehr interessanten Gesprächsstoff abzulenken, daß auch das Auditorium willig der veränderten Spur folgte.

Mehr als eine halbe Stunde hatte dieses rhetorische Equilibre gewährt, als unser Padrone mit einer wahrhaft künstlerisch aufgebauten Apotheose Oesterreichs seine Ausführungen schloß und ebenso elegant, wie er erschienen, auch wieder vom Schauplatze verschwand.

Sicher war es keine akademische Pose, in der er seine Hörer zurückließ; erst das homerische Gelächter unseres Gastes, der bis da seinen Divanwinkel nicht verlassen hatte, brachte uns wieder zu sich. Die Erfolge unseres so drohend inaugurierten Unternehmens überblickend, fanden wir schließlich nichts Besseres, als in seine Heiterkeit einzustimmen. Die Sache war auch in der That zu komisch. Wir drei hatten in überschäumendem Unmute den Hausherrn rufen lassen, um von ihm imperativ besseres Material für Heizung und Licht zu fordern, und hatten statt all diesem einen, allerdings hochinteressanten Vortrag über alles mögliche erhalten, ohne daß unsere Wünsche auch nur diskutiert worden wären. Es blieb auch wirklich alles beim alten, nur daß unsere Burschen, begünstigt von dem weiblichen Teile des Hausgesindes, die Temperatur unseres Appartements durch zeitweilige Zwangsanlehen bei den soliden Holzvorräten des Hausherrn zu heben verstanden. Bald sollten wir jedoch einen neuen, nicht minder eindringlichen Beweis armenischer Diplomatie erhalten, der das bisher Erlebte fast noch in Schatten stellte.

Nicht sehr lange nach der eben geschilderten „Konferenz" ließ unser Armenier zeitlich früh, noch ehe wir uns zu den verschiedenen Dienstesverrichtungen fertig gemacht, ganz förmlich

um eine „Audienz" bitten. Obwohl weder unsere Toilette, noch das gemeinschaftliche Schlafzimmer in empfangsfähigem Zustande war, nahmen wir doch keinen Anstand, diesem Ersuchen zu willfahren, neugierig, was diesen geriebenen Patron zu so ungewöhnlicher Stunde zu uns führen könne. Bald darauf trat er ins Zimmer, diesmal nicht en grande tenue, sondern in einem recht eleganten Straßenanzuge; jeder Zoll Salonmann comme il faut. In gewohnt fließender Rede setzte er auseinander, daß er alljährlich einmal, im Fasching, seine nächsten Verwandten und Freunde mit ihren Familien bei sich zu einem bescheidenen Tanzkränzchen zu vereinigen pflege und dies auch heuer für den heutigen Abend beabsichtige, vorausgesetzt, daß wir, deren Zimmer von dem Salon, in welchem getanzt werden sollte, nur durch eine Thür getrennt war, diese Störung unserer Nachtruhe gestatteten. Er würde es — fügte er galant bei — als eine ganz außergewöhnliche Verherrlichung des anspruchslosen Familienfestes betrachten, wenn wir ihm die Ehre erweisen wollten, an demselben teilzunehmen. Es war schwer, sich diesem so verbindlich gestellten Ersuchen gegenüber ablehnend zu verhalten, obwohl uns sofort klar wurde, weshalb der schlaue Armenier uns nicht schon früher, etwa tags vorher, von seinem Vorhaben benachrichtigt hatte; er wählte eben absichtlich den Moment, da die Notwendigkeit, unseren Dienst nicht zu versäumen, längere Erörterungen von selbst ausschloß, anderseits aber die, wie wir wohl voraussetzen mußten, schon bis zum Abschlusse gediehenen Vorbereitungen zum Feste es jedem Gebildeten unmöglich machten, dasselbe durch bloße Rücksichten auf die eigene Bequemlichkeit zu stören. Dierkes und ich, die wir überhaupt nicht tanzten, waren zwar nicht sehr erbaut von den in Aussicht stehenden Genüssen; desto eifriger aber trat Hahn als leidenschaftlicher Tänzer in den Vordergrund. Im übrigen brauchten wir ja nicht gerade zu tanzen; das Kränzchen mußte doch außer der hochgeschürzten Terpsichore auch noch anderen Göttern huldigen, in deren Kult wir zwei uns schadlos halten konnten. Auf eine durchschwelgte Nacht auf oder ab kam es uns ja doch nicht an und schließlich blieb uns als letzte Zuflucht immer noch unser Zimmer. Unausgesprochen beruhigten uns

diese Erwägungen über die rasch abgegebene Zustimmung zu den Wünschen des Hausherrn, der hierüber in eine förmliche Ekstase geriet. Leider kann ich hier nicht die abgedroschene Phrase auffrischen, „er habe keine Worte gefunden, seinen Dank auszudrücken"; er fand deren leider nur genug und mehr, als uns lieb war.

„Sie haben," sagte er ungefähr, „durch Ihre grenzenlose Liebenswürdigkeit sich meinem Hause unvergeßlich gemacht; jedes Glied meiner Familie wird noch in fernen Jahren des Festes gedenken, welches die ritterlichen kaiserlichen Offiziere durch ihre Teilnahme verschönten. Nehmen Sie meinen tiefgefühlten Dank und gestatten Sie mir, daß ich die Hände jener Helden drücke, die Oesterreichs Herrscher zu unserem Schutze uns gesendet" 2c. 2c.

Wir fühlten, ohne einander anzusehen, daß unsere Gesichter ganz das ausdrückten, was man sonst aus den Physiognomien durch einen überschwenglichen Toast Gefeierter herablesen kann; nur daß unser Redner — wie dies sonst wohl üblich — weder stecken blieb, noch das Ende seines Speech nicht finden konnte. Im Gegenteile, Meister in kühnen, den Zuhörer verblüffenden Wendungen, führte ihn sein bewundernswertes Geschick in derlei Sachen sehr bald aus den Regionen poetischer Begeisterung in die reale Wirklichkeit des Alltagslebens.

Das Zimmer, in welchem wir uns eben befinden — hörten wir ihn ausführen — habe in früheren Jahren, da es doch zum Tanzen zu klein, als Rauchzimmer gedient; da er nun so glücklich sei, in uns Teilnehmer an seiner Familienunterhaltung gewonnen zu haben, finde er hierin den Mut, uns zu bitten, ob wir nicht vielleicht erlauben wollten, daß das Zimmer auch jetzt seiner früheren Bestimmung gewidmet werde. Er stelle mit größtem Vergnügen das ganze Haus zu unserer Verfügung und bitte nur, daß die Herren der Gesellschaft in unserem Zimmer ab und zu eine Cigarette rauchen dürften.

Das war nun allerdings eine ganz neue und unliebsame Aenderung der ursprünglichen Situation; mit unserem buen retiro für alle Fälle war es aus; aber was half's, wir waren schon zu weit engagiert, um hier einen Refus geben zu können — also in Gottes Namen! Auch den weiteren Wunsch, die ent-

sprechende Instandsetzung des Zimmers unter Intervention unserer Diener zu gestatten, mußten wir gerechtfertigt finden. Unser Appartement hatte wirklich kein ballmäßiges Aussehen, insbesondere der Fußboden schrie förmlich nach Wasser und Bürste.

So war denn alles nach den Wünschen des Hausherrn geordnet, der nun vergnügt den Rückzug antrat. Von uns konnten wir dies weniger behaupten, indes machten wir gute Miene zum bösen Spiel; im Innern aber waren wir doch auch höchst neugierig auf den armenischen Hausball, als einer uns ganz neuen Species dieser Sorte. Wir wiesen die Burschen an, den Leuten des Hausherrn in jeder Hinsicht an die Hand zu gehen und verließen unsere Wohnung in der Ueberzeugung, daß baldmöglichst alles in beste Ordnung kommen werde. Darin sollten wir uns aber gründlich täuschen, in dem Sinne wenigstens, den wir dem Begriffe „beste Ordnung" unterlegten.

Als wir gegen 1 Uhr, der gewöhnlichen Stunde des frugalen Diners, welches unsere Burschen kunstlos bereiteten, uns wieder zusammenfanden, blieben wir starr vor Ueberraschung am Eingange zu unserem Zimmer stehen. Der Fußboden war blank gescheuert, die schon fast erblindeten Scheiben des Fensters ließen nun anstandslos die Strahlen der Wintersonne durch, alles war gründlich gereinigt und nahm sich auffallend frisch, fast duftig aus, — aber nirgends war auch nur die Spur eines Möbels; selbst auf dem Gange nicht, was unverkennbar darauf hinwies, daß man gar nicht die Absicht habe, sie nach vollzogener Wäsche wieder an Ort und Stelle zu bringen. Natürlich nahmen wir sofort die unglücklichen Burschen ins Verhör, doch diese beriefen sich auf unsere eigenen Befehle, welchennach sie glauben mußten, daß alles mit unserem Wissen und Willen geschah. Die Möbel hätten sie über Anordnung des Hausherrn in einem Schuppen rückwärts im Hofe untergebracht, die Koffer mit unseren Habseligkeiten in ihrem Zimmer verwahrt; dann seien sie bis vor kurzem mit der Reinigung des Zimmers, Fensterwaschen u. s. w. beschäftigt gewesen. Diesem Thatbestande gegenüber wagten wir kaum die Frage, wie es mit der Menage bestellt sei; es war richtig — es gab eben keine! Unsere Diener waren unbestreitbar im Rechte, als sie sagten,

sie hätten gar keine Zeit gehabt, ans Kochen zu denken, abgesehen davon, daß nach der Devastierung unseres Wohnzimmers wir notgedrungen unser Mahl in der gemeinsamen Küche hätten einnehmen müssen, was selbstverständlich nicht einmal in Erwägung gezogen werden durfte. Und das Facit von alledem? Wir waren dem verfluchten Armenier zum zweitenmal aufgesessen; aufgesessen in der denkbar plumpsten Form, denn wir waren ihm nicht nur in allem und jedem zu Willen, sondern hatten — um ein altehrwürdiges Bild zu gebrauchen — durch unsere eigenen Leute den Ast absägen lassen, auf dem wir saßen. Und da half kein Fluchen, nützte keine Protestation, die uns nur noch hätte blamieren können; es war nichts zu machen, als das fait accompli mit möglichst guter Miene anzuerkennen.

Glücklicherweise waren, dank der schon früher geschilderten wirtschaftlichen Operationen, unsere Finanzen wieder auf dem normalen Niveau, was zwar nicht viel besagte, uns aber doch in die Lage versetzte, dem Verhängnis relativ ruhig ins Auge zu blicken. Nach kurzer Beratung begaben wir uns in das unserem Hause gegenüber gelegene, sehr bescheidene Gasthaus „zur Stadt Leipzig", welches ein gemütlicher Sachse hielt und wo billige Preise nebst einem wunderlieben Wirtstöchterchen die fragwürdige Beschaffenheit des Gebotenen vor allzustrengem Urteile der Gäste bewahrten. Der Nachmittag rief uns während einiger Stunden zum Dienste, den Rest des Tages mußten wir, mangels einer Unterkunft, mit Bummeln und Besuchen hinbringen; abends 8 Uhr trafen wir uns im Burschenzimmer, wo wir Balltoilette machten und dann wieder „den Leipziger" aufsuchten. Die große Frage, welche uns alle drei beschäftigte, war, ob und in welchem Umfange mit dem Hausballe auch ein Souper oder Büffett verbunden sein werde, denn hiernach mußten sich folgerichtig auch unsere kulinarischen Vorbereitungen gestalten. Dierkes und Hahn fanden es selbstverständlich, daß man den Ballgästen nach der körperlichen Anstrengung des Tanzes, auch noch substanziellere Genüsse bieten müsse, und meinten, wenn unser Armenier sich auch uns gegenüber als höherer Schmutzian geben dürfe, er doch nicht umhin könne, vis-a-vis seiner Standesgenossen gewisse Dehors zu beobachten,

wozu denn doch unzweifelhaft auch gehöre, daß man eine Ballgesellschaft nicht die ganze Nacht hindurch hungern lasse. Meinesteils konnte ich mich zu so idealen Anschauungen nicht emporschwingen und ließ mich weder durch die Beweggründe meiner Schicksalsgenossen, noch durch ihr mitleidiges Belächeln meiner gesellschaftlichen Unzurechnungsfähigkeit abhalten, die Zweifel an den „armenischen Dehors" mit einer tüchtigen Portion Selchfleisch — Schinken nannte es die holde Regina — und ein herzhaftes Stück Schwarzbrot zu begründen. Diesem Pessimismus hatte ich es jedenfalls zu danken, daß ich wohlbehaglich und im günstigsten Gleichgewichtsverhältnisse zwischen dem ästhetischen und materiellen Menschen, gegen 9 Uhr abends die festlichen Hallen betrat, wo die Unterhaltung schon in bestem Gange war.

Die Veranda vor dem Hauseingange, der angelweit offen stand, bot knapp vier Zigeunern Raum, welche dort, in bitterer Kälte, mechanisch ihre Instrumente bearbeiteten. Durch die Fenster des hellerleuchteten „Salons" konnte man den Trubel festlich geschmückter Paare wahrnehmen, die nach dem Takte dieser etwas sehr barbarischen Musik ihr choreographisches Pensum abhüpften. Auch die rechts des Korridors gelegenen Appartements strahlten in ungewohntem Lichterglanze und waren augenscheinlich dicht bevölkert.

Natürlich ließen wir all dies „links liegen" und steuerten dem „Rauchzimmer" — unserem Zimmer — zu, um uns dort, so gut es ging, für die Dauer des ersten Aktes des Familienfestes zu installieren. Aber da wartete unser eine neue Ueberraschung, die uns hart traf. Die Verbindungsthüre zum Salon war ausgehoben und im „Rauchzimmer" wurde ebenso wie in jenem, jeder Quadratcentimeter zum Tanze benützt. Wohin also! Glücklicherweise war der Hausherr von unserer Ankunft in Kenntnis gesetzt worden; er entwickelte nun in virtuoser Zungengeläufigkeit die Motive, welche zur Aenderung des ursprünglichen Programmes gedrängt hatten und führte uns schließlich in das auf der anderen Seite des Korridors „improvisierte" Rauchzimmer, wo wir eine Anzahl männlicher Mitglieder der Gesellschaft fanden, die einen geradezu greulichen

Knaster verbrannten. Nach der üblichen gegenseitigen Vorstellung, die wie gewöhnlich niemanden, diesen wildfremden Gesichtern gegenüber am wenigsten aber uns klüger machte, fanden wir endlich Gelegenheit, unsere Paletots abzulegen und waren somit auch dem Aeußeren nach wirkliche Teilnehmer des „Hausballes". Eine Vorstellung bei der Damenwelt lehnten Dierkes und ich — als Nichttänzer — dankend ab; Hahn aber stürzte sich kopfüber in Terpsichorens Arme „und ward nicht mehr gesehen".

Wir hatten nun zunächst Muße, uns das Ganze näher zu betrachten. Im allgemeinen trug der „Hausball" das Gepräge aller ähnlichen Scherze, bei welchen der Unternehmer sich mit möglichst geringem Kostenaufwande, dafür aber um so protziger aus der Affaire zu ziehen bestrebt ist; wie ungeahnt weit sich aber unser Armenier hierbei die Grenzen steckte, sollten wir erst später erfahren. Vorläufig begnügten wir uns mit einem oberflächlichen Ueberblicke, zumal unsere Aufmerksamkeit gleich anfangs auf weit würdigere Objekte gelenkt wurde.

Den eigentlichen Glanzpunkt bildeten unstreitig die Tänzerinnen, deren Schönheit und etwas fremd anmutendes Gehaben einen ungemein reizvollen Anblick gewährten. Kaum daß ab und zu eine unter ihnen nicht voll auf das Epitheton „schön" hätte Anspruch erheben können, entzückend aber — leider jedoch ebenso unnahbar — waren sie alle; streng geschlossen innerhalb ihrer nationalen Koterie, unterschieden sie sich in letzterer Hinsicht wesentlich von den Eingeborenen. Wir hatten also eigentlich nur das Anschauen, von dem man bekanntlich nicht fett wird, welches uns aber hier so ganz gefangen nahm, daß die Stunden in ungeahnter Raschheit sich drängten. Anfänglich merkten wir sogar die eigentümliche Eintönigkeit nicht, die auf diesem Hausballe lastete und, wie wir uns sagen ließen, auch die ganze Species von derlei Unterhaltungen kennzeichnete. Es wurden nur sehr wenige Rundtänze getanzt; die Quadrille beherrschte souverän das Parkett und zwar infolge einer Einrichtung, welche sonst überall zur offenen Rebellion hätte führen müssen. Man engagierte sich nämlich dort nicht bloß nur mit einer Dame zur Quadrille, sondern eventuell auch mit

mehreren, denn es galt als Regel des gesellschaftlichen guten Tones, unter keiner Bedingung eine Dame dem Tanze zusehen, oder wie wir weit richtiger sagen: sitzen zu lassen. Waren nun, wie das fast durchwegs der Fall, mehr Tänzerinnen als Tänzer vorhanden, so mußten diese gleichwohl alle Tänzerinnen zur Quadrille bringen, selbst wenn sich einige der Herren mit mehr als einer Dame hätten engagieren müssen. In der Ausführung wechselten dann die doppelt oder mehrfach engagierten Herren nach jeder Figur ihre Tänzerinnen und es wurde die nämliche Figur so lange fortgespielt resp. getanzt, bis sämtliche Damen daran teilgenommen hatten. Das Gleiche fand auch statt, wenn der Raum die Aufstellung nicht aller Paare ermöglichte, wo dann deren so viele als erforderlich austraten, die übrigen aber samt den Neueintretenden die Figur wiederholten. Man kann sich kaum einen Begriff machen von der Dauer einer solchen Quadrille und der Nervenmarter des unbeteiligten Zuschauers. Ewiglang immer das gleiche monotone Gehüpfe; ununterbrochen eine und dieselbe, ihrem Urbilde kaum mehr ähnliche Melodie, die weit eher das verzweifelte Ankämpfen der schon halberstarrten Zigeuner gegen das Erfrieren, als die Aufforderung zu fröhlichem Reigen auszudrücken schien! Selbst die Schönheitsgallerie, welche wir in Muße und in ihrer vollen Entfaltung genießen konnten, war nicht im stande, unsere Lebensgeister vor dem Einflusse dieser wahrhaft petrifizierenden Monotonie auf die Dauer zu bewahren.

Indes rückte der Zeiger der Standuhr im Saale allmählich gegen die zwölfte Stunde vor und ließ uns mit der in Aussicht stehenden „Rast" an eine rationelle Unterbrechung der bisherigen, gelinde gesagt, ermüdenden Genüsse glauben. Bangen Zweifels blickten wir auf die erst in ihren Anfangsstadien wogende unendliche Quadrille, ob nicht vielleicht die „Raststunde" imperativ deren Daseinsbedingungen ändern würde. — Vergebens! Wenn der Dichter recht behält, der da sagt, daß dem Glücklichen keine Stunde schlage, so müssen diese unersättlichen Kontretänzer die ausgesprochenen Lieblinge Fortunas gewesen sein. Unerbittlich verfolgte der Zeiger seinen Weg von Zwölf gegen Eins, aber ebenso ohne Unterlaß kreischten die Instru-

mente der Zigeuner die so und sovielte Figur, zum so und sovieltenmale in die bitterkalte Nacht hinaus! Und wir beide, die zwei unglücklichen Repräsentanten der kaiserlichen Wehrmacht, die sich nur ab und zu einen Stuhl ergattern konnten, um dem von stundenlangem Stehen todmüden Leichnam vorübergehend Ruhe zu schaffen — wir, deren leider allzu materiell veranlagte Naturen nicht entfernt zum richtigen Verständnisse der hier gebotenen Ergötzlichkeiten sich aufzuschwingen vermochten, sondern vielmehr mit verzweifelter Hartnäckigkeit an der Vorstellung hingen, daß es noch etwas anderes, besseres geben müsse — wir saßen einander stumm gegenüber im Rauchzimmer, erbarmungslos überallhin von der infernalischen Zigeunermusik verfolgt. Auf der einen Seite das in seiner Eintönigkeit geradezu nervenzerrüttende Getanze, anderseits umgeben von einer Konversation in einem uns ganz unverständlichen Idiome, hatte die aus alledem sich entwickelnde Langeweile uns in einen Zustand der Apathie versenkt, vor dem selbst die sonst so munter sprudelnde Quelle der Kernflüche aller Sprachen vollständig versiegte. Aber wir lasen es uns gegenseitig an den Gesichtern ab, daß im Innern ein Gewitter sich zusammenballe, dessen Ausbruch nur noch eine Frage von Momenten sein konnte. Seit nahezu fünf Stunden hatten wir nichts halbwegs Genießbares gesehen als Dultschac und Wasser, zu dessen Kühlung man ohne weiteres die langen Eiszapfen verwendete, welche von den niedrigen Dachrändern der verschiedenen „Nebengebäude" (!) des Hofraumes herabhingen. Mit diesem „Naß" war man allerdings außerordentlich freigebig, trotz der souveränen Verachtung, mit der wir es behandelten. Als man uns aber gegen 2 Uhr morgens wieder eine Ladung dieses abscheulichen Gesöffes unter die Nase hielt, war unsere Geduld zu Ende. Ohne Mühe zu dem Schlusse gelangend, daß, wenn es überhaupt eine Hoffnung auf endliche Unterbrechung dieses schon bis zum Paroxysmus hinanreichenden Tanzvergnügens, wenn es eine Aussicht auf das Erscheinen kompakterer Genüsse als des ewigen Dultschac geben sollte, hievon doch jedenfalls in der Küche die Spuren greifbarer Vorbereitungen zu finden sein müßten, unternahm ich sofort eine

Rekognoszierung dieses Ortes der Verheißung. Ich fand ihn trostlos finster, kalt, unbewohnt; nichts im ganzen rückwärtigen Teile des Hauses regte sich; alles schien ausgestorben, tot; nur in einer Kammer lümmelte, umgeben von seinen schlafenden Kameraden, bei einer blakenden Oellampe, der Träger des Wassers mit Eiszapfen und Dultschac seinem nächsten Rundgange entgegen.

Nun aber war es genug! Möge man uns materialistisch, bar jedes Gefühls „für das Höhere" oder was immer nennen — wir tragen es geduldig im Gefühle der Inkompetenz unserer Richter. Seit Stunden als unfreiwillige Teilnehmer an einer Unterhaltung, für die es uns an Verständnis fehlte, gelangweilt von Ecke zu Ecke schleichend, ohne jedwede Zerstreuung, ja selbst der simpelsten Konversation entbehrend, da das Rauchzimmer — unser letzter Zufluchtsort — mit Ausnahme von einigen älteren Herren, welche schliefen, wenn sie nicht rauchten, nur ab und zu von momentan vacierenden Tänzern betreten wurde, die sich im Fluge zu einer Cigarette verhelfen wollten, konzentrierte sich schließlich unser ganzes Fühlen und Trachten in dem unwiderstehlichen Drange: Hinaus! Hinaus! Und endlich, was hätte es uns auch genützt, wollten wir bis zum Ende ausharren? Durften wir auf einen baldigen Schluß dieses schon ewigen Divertissements rechnen? Und wenn auch, was dann? Hatten wir ein Obdach, ein Heim? Mit nichten; in unserem Zimmer wurde ja getanzt bis zum letzten Geigenstrich und die vier nackten Wände waren alles, was uns dann die Ballgäste zurückließen. Also fort mit uns! Wohin, das wußten wir eigentlich selber nicht ganz genau, aber vor allen Dingen hinaus aus diesem Hause der Fröhlichkeit. Rasch hatten wir unsere Paletots umgeworfen, uns einen Weg durch die Zigeuner gebahnt, die mit weißbereiften Bärten noch immer unbarmherzig ihre Instrumente mißhandelten, und endlich hatten wir den klaren Winterhimmel über uns. Nun ging's an die Suche nach einem Obdach; wo nur immer möglich in nächster Nähe. Dies war allerdings nicht leicht, denn das Nachtleben in Jassy war damals, insbesondere in diesem Stadtteile, gleich Null. Wir mußten also damit beginnen, eines der öffentlichen Lokale aus dem Schlafe zu hämmern. Zuerst versuchten wir es mit dem Han

Misir; aber da hätten wir uns ebenso gut an Mohammeds Grab wenden können. Ein Glockenzug war dort ein unbekanntes Ding; unser höchst energisches Klopfen weckte kaum ein schwaches Echo, sonst nichts; zu einem türkischen Hotel muß man eben noch bei Tage kommen. Im übrigen waren wir bald getröstet über unseren Mißerfolg; was hätte uns der Han besten Falls auch bieten können: eine eiskalte Kammer, den landesüblichen Divan als Lager und unsere Uniformen als Bettzeug. Das war nicht so viel, um sich über den Entgang auffallend zu kränken. Glücklicherweise befand sich in derselben Gasse ein Haus, in dessen erstem Stockwerke ein Konvikt von „Töchtern der Liebe" etabliert war. Die Inhaberin dieser Humanitätsanstalt — der vornehmsten in ganz Jassy — war in der Blütezeit die Diva ihrer Vaterstadt Lemberg, wo unser Regiment von 1818 bis 1848 garnisonierte. Aus jenen Tagen hatte die Dame so angenehme Erinnerungen an das Offizierscorps des 37. Regiments in ihre dermaligen Verhältnisse hinübergenommen, daß sie auch jetzt noch ein ganz besonderes faible für die junge Nachkommenschaft hatte und sie, natürlich innerhalb gewisser Grenzen, mit Vorliebe bemutterte. Dahin lenkten wir nun unsere Schritte; zwar deckte auch dort schon tiefe Ruhe das vollbrachte Tagewerk, aber wir waren in der Mondeshelle nicht so bald erkannt, als sich auch schon die Pforten gastlich öffneten und ebenso schnell volles Leben in dem kaum noch aus dem Schlafe gerüttelten Etablissement pulsierte.

„Mama Josephine" wollte sich ausschütten vor Lachen, als wir unsere Abenteuer erzählten. „Aber Kinder," sagte sie, ihre Thränen trocknend, „wie kann man so wahnsinnig sein und glauben, was ein Armenier sagt, vollends aber darauf rechnen, er werde auch nur einen Heller ausgeben, wenn er damit nicht mindestens einen Gulden profitiert. Es geschieht euch ganz recht. Warum habt ihr mir nichts von dem gesagt? Ich hätte euch Wort für Wort voraussagen können, was ihr erlebtet, und auch noch mehr; ihr seid noch nicht am Ende vom Liede." Auch die lieben kleinen Ratten, die allgemach in ganz merkwürdigen Toiletten aus ihren Nestern hervorkamen, stimmten in die Fröhlichkeit ihrer Oberin ein, und bald waren wir mitten in einem Tohuwa-

bohu von Interpellationen, die in allen möglichen Sprachen Details von dem denkwürdigen Hausballe wünschten.

Ueber alldem hatte jedoch Mama Josephine das Leibliche nicht vergessen; in zauberhafter Schnelle summte ein wohlgarnierter Samowar auf dem Tische und bald darauf umfingen uns warme, weiche — Pfühle, in denen uns Eros unmerklich nach Morpheus' Gebieten hinüberführte.

So hatte denn die „armenische Hausball-Odyssee" einen Abschluß gefunden, wie wir ihn weder erwarten, noch hoffen konnten; es war fast wie das Erwachen nach beängstigendem Alpdrücken. Doch selbst der schönste Traum träumt sich schließlich aus, und auch der unsere zerrann vor dem grauen Alltagsleben. Es mochte kaum ½8 Uhr gewesen sein, als uns der fahle Wintermorgen auf dem Wege nach unserer Behausung fand, wo wir uns rasch umkleiden und dann versuchen wollten, die Poesie der Nacht an die öde Prosa des Kasernendienstes zu knüpfen. Ohne Zweifel waren wir nach unseren jüngsten Erlebnissen noch nicht vollkommen Herren unser selbst; that uns auch die scharfe Morgenluft augenscheinlich wohl, so war doch ein guter Teil unseres Ich noch immer nicht in jener harmonischen Uebereinstimmung, welche auf die Bezeichnung „normal" hätte Anspruch erheben können. Als wir daher, schweigend fürbaß schreitend, aus der Richtung unseres Hauses schwache Musiktöne zu vernehmen meinten, waren wir wohl noch zu sehr traumbefangen, um das Erinnern klar von der Gegenwart zu trennen. Keiner fand etwas Auffälliges in diesen Tönen, mit welchen sich uns eine noch lebhaft vorschwebende Scenerie vermählte. Erst als wir näher kamen, verdichteten sich alle Illusionen zu nüchternem Erkennen. Es gab keinen Zweifel mehr, das Unglaubliche erwies sich als nackte Thatsache: man tanzte noch immer! Uebermältigt von solchem Fanatismus und zurückgehalten von begreiflicher Scheu nahten wir uns zögernden Schrittes unserem Ziele. In nur noch kurzer Entfernung vom Hause gellte ein schriller Pfiff der müdegeblasenen Klarinette durch die Luft, dem kein weiterer folgte; zugleich sah man einzelne vermummte Gestalten sich durch das Orchester in der Veranda auf die Straße drängen: es war aus! — Gott sei's gedankt!

Weit entfernt von dem Verlangen, den Abschiedsscenen der Ballgäste beizuwohnen, warteten wir dem Eingange gegenüber die allmähliche Entleerung des so intensiv benützten Vergnügungslokales ab. Bis zur absoluten Unkenntlichkeit in Pelze gehüllt, hüpften die Armenierinnen auf die Straße, die, hart gefroren, den Schlitten entbehrlich machte. Wir sahen auch, wie fast jeder männliche Besucher des Hausballes dem Zigeunerprimas ein Bakschisch in die hingehaltene Pudelmütze warf, und priesen diese Noblesse, die uns übrigens, im Rückblick auf die enormen Leistungen des Orchesters, auch nicht mehr als wohlangebracht dünkte. Als wir dann endlich wieder unter Dach waren, belehrte uns Freund Hahn, es sei hier Sitte, daß der Festgeber sich nur um die Beistellung der Musik kümmere, diese jedoch in Bezug auf Bezahlung ganz und ausschließlich auf das Trinkgeld angewiesen sei, welches die Geladenen freiwillig spendeten. Nicht einmal von dem dünnen Thee, den der Hausherr nebst etwas Kuchen als einzige Erfrischung gegen 6 Uhr morgens verabreichte, ließ man diesen halberstarrten armen Teufeln auch nur einen Tropfen zukommen. Dies war also das von „Mama Josephine" in Aussicht gestellte „Ende vom Liede"! Man wird zugeben, daß für europäische Hörer Text und Musik gleich widerlich klangen. Ebenso lassen sich die Kosten des Festes unschwer berechnen: etwas Dultschac, viel Wasser und Eiszapfen, ein wenig derart elender Tabak, daß jeder lieber seinen eigenen rauchte — hierauf beschränkten sich nebst dem homöopathischen Thee und einigem Backwerk die Gesamtauslagen des Festgebers. Wir dagegen, das heißt Dierkes und ich, waren dem Bankerott nahe, denn selbstverständlich konnten wir die uns im „Institute" gebotene Gastfreundschaft nicht umsonst nehmen, sondern ließen entsprechende Douceurs zurück, die uns neuerdings vor eine Reihe höchst magerer Tage stellten. Doch hatten wir die Genugthuung, daß selbst Hahn hoch und teuer schwur, er habe die eigentümliche „Unterhaltung" schon bis an den Hals gehabt und hätte sich gerne ebenfalls gedrückt, wenn er nur hätte ahnen können, wohin wir unsere Zuflucht genommen.

Die Occupation.

Nach diesen wenigen Proben der eigentümlichen Atmosphäre, welche uns umgab, lassen sich zweifellos schon ziemlich richtige Schlüsse auf die intimeren Beziehungen der Occupationstruppen zur Bevölkerung ableiten. Allgemein bekannt war, daß die kaiserliche Regierung nichts lebhafter wünschte, als das kordialste Einvernehmen zwischen beiden und daß sie es nicht ungern sähe, wenn Amor sich der Diplomatie und Politik als dritter im Bunde zugesellte. Kurz gesagt, daß historische „tu, felix Austria nube!“ sollte auch hier, und zwar im „übertragenen Wirkungskreise“, Mars die Wege ebnen; nur daß die Verhältnisse an und für sich nicht im entferntesten diesem Ziele günstig waren, und man sich demselben auf einem Wege zu nähern versuchte, der allzusehr an jenen Bären erinnerte, der die Fliege auf dem Kopfe seines Herrn mit einem Felsstücke zerschmetterte.

Unmittelbar nach dem Beginne der Occupation konnte natürlich nicht sofort mit dem Heiraten begonnen werden; Bürger und Soldat standen sich noch fremd, um nicht zu sagen mißtrauisch gegenüber, und unsere obersten Führer ermangelten sowohl der materiellen, als auch sonstiger Vorausbedingungen, um eine Annäherung im günstigen Sinne anzubahnen. Von unserer Generalität wurde schon andernorts gesprochen; ohne Zweifel aber hatte man in letzterer Hinsicht nicht wenig auf den Prinzen Leopold zu Sachsen-Coburg gerechnet, der, seit anfangs 1853 als überzähliger Oberstlieutenant im Regimente eingeteilt, mittels Allerhöchster Entschließung vom 7. August 1854 zur Dienstleistung einberufen und zum Commandanten des neuformierten

Grenadierbataillons ernannt wurde. Prinz Leopold wäre allerdings wie geschaffen gewesen, in der Jassyer Gesellschaft eine Rolle zu übernehmen, welche den Ausgangspunkt aller diesbezüglichen Strebungen der Regierung hätte bilden können. Einem der ältesten Fürstenhäuser Europas angehörend und als Schwager der Königin von England mußte er schon hierdurch dem bojarischen Hochmute imponieren und zum Mittelpunkte der Societät werden; ein hervorragend männlich-schönes Exterieur und bedeutende Revenuen kamen ihm hierbei zu gute. Doch Prinz Leopold fand für diese seltene Vereinigung persönlicher Vorzüge nicht den entsprechenden Schauplatz. Kalt, wortarm, in sich geschlossen, Engländer vom Scheitel bis zur Sohle, kam in seinem ganzen Gehaben nichts so voll und ganz zum Ausdruck, als das schrankenlose Bewußtsein seiner Fürstenhoheit. Wie natürlich bei solcher Veranlagung, existierte für ihn der Bojarenadel so gut wie gar nicht, an den geöffneten Thüren aller Paläste — und Boudoirs ging er achtlos vorüber, denn als ungewöhnlich guter Wirt — den er nach jeder Richtung hin scharf pointierte — suchte er für die Freiheit seines Garçonlebens lieber die schlammigen Niederungen auf, statt der sonnigen Höhen, die er vollständig ignorierte. Nur nach vieler Mühe gelang es der Ueberredung seines Adjutanten, ihn zu veranlassen, dem Fürsten Kantacuzeno, in dessen Palais er einquartiert war, einen Besuch zu machen. Als diese Etiquettesache endlich zu stande kam, verlief sie in einer Weise, daß dieser erste Besuch zugleich auch der letzte war, und während des ganzen Aufenthaltes des Prinzen in Jassy nicht die geringste Annäherung mehr stattfand.

Hatten die Großbojaren zur Zeit unseres Einmarsches mit einer gewissen Eifersucht darauf gerechnet, daß der Prinz in ihren Kreisen verkehren werde, so wurde dies, als sie mit den Eigentümlichkeiten Seiner Durchlaucht vertrauter waren, zu einer Art Sport, der darin gipfelte, wem es zuerst gelingen würde, den Prinzen zur Annahme einer Einladung zu bewegen. Zwei Bojaren gingen diesfalls eine bedeutende Wette ein und wirklich gelang es dem einen, durch eine Reihe geschickter Intriguen die Zusage des Prinzen zur Soiree zu erhalten. Ob nun allein

nur der Zufall sein Spiel trieb oder der „andere" demselben — in nicht sehr chevalereskер Weise — unter die Arme griff; wer weiß es? kurz, der Büchsenspanner, zugleich Kammerdiener des Prinzen, erfuhr durch einen Diener des Verlierenden den Hergang der Sache und hatte Gründe sich für diesen letzteren zu interessieren. Seine Durchlaucht waren eben im Begriffe, sich zur Soiree anzukleiden, als der Büchsenspanner, welcher gerade die Uniform bereit hielt, so nebenbei die Bemerkung hinwarf: „Der Fürst X. wird sich aber heute ganz besonders auf seine Soiree freuen." „Warum?" fragte der Prinz. — „Na, er hat gewettet, daß Eure Durchlaucht kommen würden und da . . ." „So, hat er gewettet? Da hat er verloren!" sprach's, zog den Waffenrock wieder aus und mit den Besuchen war es vorbei, ein für allemal.

Daß derlei Episödchen, die mit „affenartiger Behendigkeit" ihren Weg ins Publikum fanden, vielleicht zur allgemeinen Erheiterung, gewiß aber nicht zur Förderung freundschaftlichen Verkehrs beitrugen, ist wohl begreiflich. Was aber von k. k. offizieller Seite in dieser Richtung geschah, war so ziemlich das Konträrste, was geschehen konnte. In einer Sache, bei der doch offenbar zwei beteiligt sein mußten, glaubte man sehr diplomatisch vorzugehen, wenn man dem einen auf Kosten des andern kajolierte, indem man den Moldauern gegenüber die weitgehendste Nachgiebigkeit zeigte, den österreichischen Offizier aber ins Unrecht setzte, soweit dies nur immer mit dem Dekorum vereinbar war. Das böseste Blut jedoch machte das Verbot, Offiziersfrauen in das Occupationsgebiet mitzunehmen, und die geradezu barbarische Rücksichtslosigkeit, mit welcher diese Anordnung bis zu den äußersten Konsequenzen geführt wurde. Zuverlässig ist es nicht statthaft, daß Offiziere in Begleitung ihrer Familien ins Feld ziehen. Aber selbst wenn man dies auf die Occupation der Fürstentümer anwenden wollte, so schwindet doch alles, was man gegen die Mitnahme der Offiziersfrauen ins Treffen führen wollte in nichts, gegenüber dem unverhüllten Streben, die bei den Occupationstruppen stehenden Offiziere „unter die Haube zu bringen". Waren denn, beispielsweise, die in Jassy getrauten Ehepaare weniger verheiratet, als

jene Offiziere, deren Frauen man bis unmittelbar vor den Einmarsch mit ihren Gatten ziehen ließ und sie dann kurzweg von ihnen trennte? Hat man sich wohl eine Vorstellung davon gemacht, welch zerstörenden Einfluß auf die Familien diese ganz unmotivierte Trennung der Ehegatten folgerichtig nehmen mußte; eine Trennung, welche nahezu drei Jahre währte? Allerdings konnte man diese lange Dauer der Occupation nicht voraussehen; aber eben diese Ungewißheit lastete um so drückender auf den Betroffenen. Die moldauischen Garnisonen lagen nahe genug der österreichischen Grenze, um eventuell die Offiziersfamilien binnen kürzester Frist in Sicherheit zu bringen. Im übrigen wußte man nur zu gut, daß damals „kein Krieg in Sicht" war. Dreißig Jahre später, bei der Occupation Bosniens war man weniger skrupulös; dort wollte man aber auch nicht die Bevölkerung im Wege der „geschlechtlichen Zuchtwahl" für sich gewinnen.

Die Härte dieser Maßregel wird nur noch übertroffen durch die gefühllose Schematik in deren Handhabung. Einer der ältesten Hauptleute meines Regimentes — Johann Swoboda — hatte kurz vor dem Abmarsche von Wien geheiratet und war dann, so wie die übrigen Leidensgenossen, während des Marsches vom Banate durch Siebenbürgen nach der Moldau von dem ehetrennenden Veto ereilt worden. Nun aber befand sich die Frau in interessanten Umständen und da war es wohl begreiflich, daß sowohl sie als ihr Gemahl mit Schrecken an jene verhängnisvolle Stunde dachte, die sie, fern von ihrem Heim, mitten unter Fremden überstehen sollte. Swoboda wagte es, die Frau nach Jassy mitzunehmen und dort — dem wörtlichsten Sinne nach — verborgen zu halten. Selbst im Regimente wußten die wenigsten Offiziere davon, und mit den Hausleuten hatte sich sehr bald ein Verhältnis herausgebildet, wie man es nicht inniger wünschen konnte. Aber irgend einen Hundsfott gab es, der die Sache an maßgebender Stelle verriet, und ganz unvermutet prasselte von Bukarest aus ein furchtbares Donnerwetter auf die Häupter von Schuldigen und Unschuldigen in Jassy nieder. Neben diversen „Nasen" in absteigender Linie, mit denen die Truppencommandanten aller Grade bedacht

wurden, ereilte den eigentlichen Verbrecher sein Geschick in Gestalt eines ausgiebigen Profoßenarrestes. Die unglückliche Frau aber, welche nur noch Wochen von ihrer schweren Stunde trennten, hatte binnen 48 Stunden Jassy und dann ohne Aufenthalt das moldauische Gebiet zu verlassen. Bei der strengen Kälte, den elenden Beförderungsmitteln, dann der enormen Entfernung, welche die Arme von ihrer Heimat Graz trennte, und die bis Krakau per Achse zurückzulegen war, konnte man diesen drakonischen Befehl fast gleichbedeutend mit einem Todesurteil erachten. Umsonst waren die Bitten des Gatten um einen Aufschub oder die Erlaubnis, seine Frau doch wenigstens bis Czernovicz begleiten zu dürfen. Es wurde dies ebenso wenig berücksichtigt wie das Anerbieten von hochachtbarer moldauischer Seite, die Frau Hauptmann bei sich als Gast aufzunehmen, so daß durch diese Form sowohl dem Wortlaute des bestehenden Verbotes entsprochen, als auch der Frau die mörderische Reise erspart werden konnte.

Unter diesen Umständen war es ein glücklicher Zufall, daß eben zur selben Zeit ein Offizier des Regiments (Lieutenant Wilhelm Dierkes) krankheitshalber nach Wien auf Urlaub abging, der die Frau bis Wien schützend geleitete; sie erreichte auch wohlbehalten Graz, starb aber dort an den Folgen der Entbindung.

All dies und noch so manches andere war nicht danach, die Freuden einer Militärehe im rosigen Lichte erscheinen zu lassen. Und dann, wir, nämlich jener Teil des Offizierscorps, der hierbei in Betracht kam, waren damals durchaus nicht so heiratswütig, wie dies mehrere Decennien später bei unseren Nachfolgern der Fall geworden sein soll.

Die Resultate der ärarisch-erotischen Strebungen waren denn auch ganz diesen Verhältnissen entsprechend. Außer einem General — unserem Brigadier — der von außergewöhnlichem Glücke begünstigt, eine Quinterne aus der Urne voll Nieten zog, indem er eine in jeder Hinsicht ausgezeichnete Dame aus dem Hause Ghika freite, kam nur noch eine Heirat zwischen einem Husarenrittmeister und einer Bojarentochter zu stande, an welcher der Unglückliche bis zu seinem Tode — er starb als

Oberst zu Linz — wenig genug Vergnügen gehabt haben mag. Eine andere Heirat zwischen einer berüchtigt schönen Dame, ebenfalls aus dem Hause Ghika, und einem bürgerlichen Husaren-oberlieutenant ging knapp vor dem letzten Stadium in die Brüche, weil sich da herausstellte, daß der Bräutigam — horribile dictu — ein Jude war. Es blieben somit beide Teile vor Schaden bewahrt. Ein Ehebündnis endlich, welches die Frau k. k. Konsulin Testa bis zur feierlichen Verlobung lancierte, scheiterte, sehr zum Nutzen der Braut, ehe noch größeres Unheil angerichtet wurde.

Hierauf beschränkten sich die Erfolge einer jedenfalls absonderlichen Mission, die unbedingt auch dann scheitern mußte, wenn das Terrain an und für sich günstiger und die hierbei entwickelte „Diplomatie" weniger zutäppisch gewesen wäre. Wir hatten eben schon während des ersten Halbjahres unseres Aufenthaltes in der Moldau solche Beobachtungen an Ort und Stelle machen können, welche es uns nach jeder Richtung als vorteilhafter und vernünftiger erscheinen ließen, der hier fast omnipotenten Venus vulgivaga auf ihrer uferlosen Bahn frisch und froh Gefolgschaft zu leisten, statt uns unter Hymens Joch zu beugen.

Doch auch diese Rose hatte ihre Dornen, die den Unvorsichtigen blutig ritzen, ja sogar gefährlich verwunden konnten. Der tiefe Stand der Hygiene und des öffentlichen Sanitätswesens im allgemeinen hatte die mit dem Kultus der cyprischen Göttin leider allerwärts verbundenen Fährlichkeiten, speziell in den Fürstentümern, insbesondere aber in Jassy zu einer glücklicherweise sonstwo unbekannten Intensität anwachsen lassen. In der niederen Bildungsstufe des Volkes, sowie in dem bis in die „obersten Zehntausend" hineinreichenden Aberglauben, welcher sich weit eher den Geheimmitteln irgend einer alten Zigeunerin anvertraute, als rationelle ärztliche Hilfe suchte, fand sich der geeignete Boden, auf dem jene Fatalität zu einer ganz unglaublichen, keine soziale Rangsgrenze respektierenden Bösartigkeit ausarten konnte. Unmittelbar vor dem Einrücken der k. k. Truppen potenzierte die frühere Anwesenheit der Russen, bei denen der Sanitätsdienst auch noch sehr im argen lag, das

ohnehin schon mörderisch auftretende Uebel. Daß die österreichischen Militärbehörden mit rücksichtsloser Energie dessen Bekämpfung versuchten und nichts unterließen, um dasselbe doch wenigstens innerhalb der kaiserlichen Truppen soviel möglich einzudämmen, bedarf, als einer selbstverständlichen Sache, keiner weiteren Erwähnung; daß man es aber für notwendig hielt, den Offizieren, die doch nicht mit den untersten Schichten der weiblichen Bevölkerung in Berührung kamen, im Reservatwege die größte Vorsicht beim Verkehre mit dem „schönen Geschlechte" anzuempfehlen, ist sicherlich ein Unikum, welches jede eingehendere Besprechung dieses Gegenstandes entbehrlich macht.

Eine für die Moral nicht minder wie für die Prophylaxis gleich bedauerliche Eigentümlichkeit war, daß diese Plage infolge des häufigen Vorkommens und ihrer weiten Verbreitung im Laufe der Zeit alle die Schrecken verloren hatte, welche sie anderswo umgeben. Man beunruhigte sich nicht allzusehr bei Wahrnehmung der ersten Symptome und sprach von dem Leiden ungefähr so, wie von Husten, Schnupfen oder sonst einem „unschuldigen" Uebel. Selbst in Kreisen, wo etwa konventionelle Schranken solche Deutlichkeit verpönten, ließen beredte Gesten keinen Zweifel darüber, daß auch die verblümte Andeutung auf volles Verständnis getroffen. Cupido schoß wohl mit vergifteten Pfeilen — aber man war dessen schon gewohnt und hatte sich mit der Thatsache abgefunden. Auch wir ließen uns durch all dies in nichts beirren. Wie sollte uns auch eine Gefahr schrecken, die in so reizender Gestalt erschien! Und dann — alle Kugeln treffen ja nicht; es ging eben hier so wie im Kriege: wer dort verschont bleibt von feindlichem Geschoß, der gibt sich sorglos dem Genusse des Augenblicks hin und läßt durch die Opfer, welche einst rings um ihn den Boden deckten, sich auch später nicht die Erinnerung an die Freuden einer schönen Vergangenheit trüben.

Auch in Hinsicht eines engeren Anschlusses des österreichischen Offizierscorps an die Moldauer, beziehungsweise Jassyer Gesellschaft blieben gewisse Wünsche unerfüllt. Die Gegensätze waren eben zu schroff, um sich ohne weiteres vereinigen zu lassen, selbst auch dann, wenn die Eingeborenen nicht schon von

Hause aus die Occupation mit Widerwillen betrachtet und in dem österreichischen Militär nur die Verdränger der von den tonangebenden Klassen vergötterten Russen gesehen hätten. So viel allgemeine Bildung fand sich denn doch auch in den Fürstentümern, um die geschichtlichen Ereignisse des Jahres 1849 in Ungarn mit der Haltung Oesterreichs gegen Rußland 1854 vergleichen zu können und sich daraus einen Vers zu machen, der keineswegs das Lob Oesterreichs sang. Daß Rußland und seine Emissäre nicht säumten, dieses Thema in allen möglichen Tonarten zu ihren Gunsten zu variieren, ist sichergestellt; ob auch die österreichische Diplomatie in gleicher Art thätig war und den Occupationstruppen den Boden zu ebnen versuchte, ist mir nicht bekannt, gefühlt haben wir davon nichts. Es hätte dies aber auch nicht viel an der Sache geändert, denn zwischen kaiserlichen Offizieren und den Vertretern einer Gesellschaft, welche schon damals das Axiom eines als „ritterlich" beleumundeten Volksstammes: „Es ist nicht honorig, aber gesund", als Devise anticipiert hatte, gab es eben keine Berührungspunkte. Was die Chronique scandaleuse aus jenen Kreisen in die Oeffentlichkeit brachte, mußte jeden Gedanken an Intimität noch im Keime ertöten.

Der gesellschaftliche Verkehr beschränkte sich denn auch nur auf jenes konventionelle Minimum, welches die Spitzen beider Teile nicht außer acht lassen konnten, ohne geradezu gegen Sitte und Herkommen zu verstoßen. Ein Mehr war auch schon deshalb nicht gut denkbar, weil die Oesterreicher kaum in der Lage waren, die Einladungen der Bojaren zu erwidern. Bei einer nur kurzen, etwa wenige Monate dauernden Occupation, hätte dies wohl nicht viel zu bedeuten gehabt; auf die Länge der Zeit aber mußte ein solches Verhältnis geradezu unerträglich werden. Allerdings wurde der Versuch gemacht, diese Klippe zu umschiffen, indem ein österreichischer General in seiner Wohnung eine Soiree veranstaltete, zu welcher die Spitzen jenes Teiles der Bojarie geladen wurden, mit welchen man bisher verkehrt hatte. Es war dies eigentlich ein „Herrenabend" in ausgesprochenster Form, denn, da es in Jassy außer der Konsulin Testa keine österreichischen Damen gab, so

mußten auch die Einladungen sich nur auf die Herrenwelt beschränken.

Welchen Reiz diese „Zwangssoiree" haben konnte, die in den Damen des einzig belebenden Elementes entbehrte, läßt sich wohl leicht begreifen. Es half wenig, daß die gesamte Generalität nebst einer entsprechenden Anzahl mehr oder minder freiwillig anwesender Offiziere aller Grade und Waffengattungen die nicht sehr weitläufigen Festlokalitäten füllten und eine Regimentsmusik zu Erheiterung der Gesellschaft aufgeboten war — die Unterhaltung schleppte sich gleichwohl nur mühsam fort. Wer nur immer konnte, zog es vor, aus der frostigen Atmosphäre des Salons in den zu dieser Jahreszeit auch nicht viel behaglicheren kleinen Vorgarten zu flüchten und dort schlechte Witze über die Festlichkeiten der Bel-Etage zu machen. Wie die Bojaren über den verunglückten Versuch unserer Generalität dachten, konnte ich mit eigenen Ohren vernehmen, als ich zufällig in die Nähe einer Gruppe kam, deren Wortführer, auf die hellerleuchteten Fenster deutend, zu den Umstehenden sagte: „Seht doch, da oben brennen unsere Kerzen!" Es war dies eine jedenfalls nicht sehr zarte Anspielung auf das den österreichischen Offizieren konventionsmäßig beizustellende Beleuchtungsmaterial, denn der ingeniöse Witzbold wollte damit andeuten, der Festgeber habe sich die zur Soiree benötigten Kerzen nach und nach von seiner Tagesgebühr erspart. Wie billig dieser Witz auch war, so bewies doch der ungeteilte Beifall, den er fand, mehr als alles die Stimmung, welche in der Moldau gegen Oesterreich herrschte.

Wie so manche Versuche, die von seiten unserer Regierung in den Fürstentümern unternommen wurden, blieb, glücklicherweise, auch dieser der erste und letzte seiner Art. Unwillkürlich drängt er zu der Frage, ob die von seiten der Regierung so lebhaft gewünschte entente cordiale nicht sicherer und auf naturgemäßerem Wege hätte erreicht werden können, wenn man auf die drakonischen Maßregeln gegen die Offiziersfrauen verzichtet, vielmehr in Bezug auf die höheren Offiziere eine zweckentsprechende Wahl getroffen und sie in den Stand gesetzt hätte, ein offenes Haus zu führen. Alle Welt weiß, daß die

Frauen in derlei Angelegenheiten die besten Vermittler sind und mit dem ihnen eigenen Geschick zuwege bringen, was man ohne sie fruchtlos versucht. Hatte man nun einmal die Absicht, durch Hymens Gunst in den occupierten Provinzen Stimmung für Oesterreich zu machen, so gab es thatsächlich keine andere Wahl in den Mitteln. Warum wurden also die Führer der Occupationstruppen schon vom Anfange an in eine schiefe, schwer haltbare Stellung gebracht? Der Raub der Sabinerinnen wird betreffenden Orts doch nicht vorgeschwebt haben. —

Nach alldem standen die Offiziere des Occupationscorps gesellschaftlich vollkommen isoliert inmitten der eigenartigen, man kann wohl sagen ungesunden Verhältnisse, welche die damalige Politik geschaffen. Allerdings war uns dies nicht geradezu ungewohnt. Die Strömungen, welche nach den turbulenten Ereignissen von 1848—49 das Völkerleben im allgemeinen beherrschten, hatten in ihren Konsequenzen auch den Offizier in Bahnen gedrängt, die ihn weitab führten von den Kreisen, in denen er sich im Vormärz bewegt. Mochte er nun in Italien, Ungarn oder in den deutsch-österreichischen Erblanden seinen Standort haben, überall stieß er auf trennende Schranken zwischen sich und der Bevölkerung. Angenehm war dies gerade nicht, aber es lag in der Situation selbst eine gewisse Milderung ihrer Schroffheit. Ungeachtet der Verwüstungen, welche die „Sturm- und Drangperiode" und ihre Folgen auf sozialem Gebiete angerichtet hatten, führten doch noch immer eine Menge Pfade von der Armee zum Bürger hinüber, welche wohl die Kluft zwischen beiden nicht vollkommen zu schließen vermochten, aber doch eine tiefergehende Entfremdung nicht aufkommen ließen. Trotz vieler in gegenteiliger Richtung thätiger Einflüsse erhielt sich das Gefühl der Zusammengehörigkeit gleich dem Funken unter der Asche; man war sich bewußt, zu Hause zu sein, und hatte festen Halt auf der heimatlichen Erde.

All dies war in den Fürstentümern für uns nicht vorhanden. Fremd, im weitesten Sinne des Wortes, standen sich dort die kaiserlichen Truppen und die Bevölkerung aller Schichten gegenüber, nur in einem Punkte gleichen Sinnes: in der ausgesprochenen und unverhohlenen gegenseitigen Antipathie.

Solche Verhältnisse mußten folgerichtig auf das moralische Element ungünstig rückwirken. Zunächst machte sich dies bei der Mannschaft bemerkbar, in deren zerstreuter Bequartierung an sich allein schon der günstigste Boden für Ausschreitungen aller Art gegeben war. Der strengen Kasernenzucht ledig und außer Dienst beständig Zeuge von Scenen tiefster Entsittlichung, konnte es nicht anders kommen, als daß ungeachtet einer außerordentlich anstrengenden Ueberwachung der Soldat die richtige Schätzung seiner Stellung verlor und die militärische Strammheit sich zusehends lockerte. In dienstlicher Hinsicht wohl nicht fühlbar, trat die zunehmende Verwilderung der Sitten dort um so krasser hervor, wo die Mannschaft sich selbst überlassen bleiben mußte. Zahlreiche Fälle grober Delikte gegen das Eigentum und die persönliche Sicherheit gaben den Gerichten aller Truppenkörper zu schaffen und nötigten selbst zur Anwendung der Martialparagraphen des Militärstrafgesetzes. Beim 37. Regimente fanden diese Zustände ihren Ausdruck in der kriegsrechtlichen Justifizierung von einem Gefreiten und sechs Mann, welche, als Patrouille an die Peripherie von Jassy entsendet, dort in einer jüdischen Schenke ein Raubattentat verübten und den Wirt samt seiner ganzen Familie ermordeten. Nur ein Mädchen überlebte schwerverwundet dieses Massacre, wodurch die Ausforschung der Thäter möglich wurde. Charakteristisch ist, daß der Gefreite, als Anstifter und Leiter dieser Blutthat, einer besseren Familie Großwardeins angehörte, und vor seiner Assentierung in dem ersten Galanteriewarengeschäfte der Stadt bedienstet war, mithin an Intelligenz und Bildung seine Complicen turmhoch überragte.

Aber auch an dem Offizierscorps gingen die unvermeidlichen Begleiterscheinungen so abnormer Zustände nicht spurlos vorüber. Von unserem ersten Auftreten an von der Bevölkerung mit unverhohlener Geringschätzung empfangen, mußten wir aus uns selbst heraus das Ansehen des kaiserlichen Offiziers behaupten, welches weder durch die politischen Abmachungen und die hierdurch bedingte Haltung unserer Behörden gegenüber den moldauischen, am allerwenigsten aber durch unsere geradezu bettelhafte pekuniäre Stellung gewährleistet erschien. Und daran haben wir bis zu den äußersten Konsequenzen festgehalten. Daß

solches in einem Lande, wo nur Geld oder physische Superiorität zu Worte kam, selbst bei strengster Wahrung des Dekorums, doch nicht ganz friktionsfrei erreichbar war, muß als natürliche Folge jener ungesunden Verhältnisse betrachtet werden, in die uns eine Reihe halber Maßregeln vom Beginne an versetzt hatte.

Aller Genüsse einer verfeinerten Civilisation entbehrend und — da bei der feldmäßigen Ausrüstung des Corps die Regimentsbibliotheken zurückbleiben mußten — auch in geistiger Hinsicht nur auf die wenigen Zeitschriften beschränkt, welche bei dem zeitraubenden und teuren Postverkehr den Weg nach Halbasien fanden, bewegte sich, mit äußerst geringen Ausnahmen, das Leben der meisten Offiziere in eintönigem Wechsel zwischen Kaserne und Wirtshaus. So, aller Anregungen bar, die der Kulturmensch nicht ohne Schaden an sich selbst missen kann, war es wohl nicht zu wundern, wenn die kaum verblaßten Erinnerungen an das ungebundene Kriegerleben der letzten Feldzüge wieder neue, kräftige Zweige trieben, und das Gehaben der Offiziere, insbesondere der jüngeren Generation, sehr stark an „Wallensteins Lager" gemahnte.

Eine sonstwo kaum denkbare Verschärfung erfuhren diese wohl nicht durchwegs zu billigenden, aber doch gewiß begreiflichen Extravaganzen noch durch das Herandrängen der österreichischen und deutschen Emigration, welche zweifellos auch solche Elemente in sich barg, denen es unter normalen Verhältnissen kaum möglich geworden wäre, sich dem kaiserlichen Offizier zu nähern.

Unter den so manchen Freiheiten, die man sich hier wohl herausnehmen konnte, oder richtiger gesagt, herausnahm, war es vor allem das Spiel, dieses alte Landknechtslaster, dem in den Feldlagern von 1848—49 arg gefrönt wurde, und das auch hier bald alles andere überwucherte. Doch selbst auf diesem Gebiete fanden wir uns ganz ungewohnten Praktiken gegenüber, die all unsere Erfahrungen zu Schanden machten. Was soll man dazu sagen, wenn man uns ganz ernsthaft belehrte: Falschspielen sei im Grunde genommen nichts Ehrenrühriges — nur dürfe man sich nicht in flagranti ertappen lassen! Bis zum Eintritt dieses Momentes sah man in dem

correcteur de la fortune nur einen „geschickten Spieler", der, weit entfernt, gemieden zu werden, ebenso aufgesucht wurde, wie etwa ein feiner Partner zu Schach oder Whist! Bei dem völligen Mangel an öffentlichen Lokalen wurde seit jeher nur in den Salons der Bojaren gespielt, woraus sich obige Bemerkung erklärt; die Richtigkeit derselben zu erproben, hatten wir an uns selbst Gelegenheit genug. Wir wußten in vielen Fällen ganz genau, wenn die Sache nicht mit rechten Dingen zuging, aber „Signor Domino" hatte damals sein sehr instruktives Buch über Falschspielerei noch nicht geschrieben [1]), und so mußten wir uns mit dem Bewußtsein begnügen, betrogen worden zu sein, während das „Wie" Geschäftsgeheimnis unserer moldauischen Partner blieb.

Anfänglich nur in den von kaiserlichen Offizieren regelmäßig besuchten kleineren Speiselokalitäten so nebenbei betrieben, konzentrierte sich das Spiel zuerst in Hecks Restauration und dann, als Binder sein „Kasino" etablierte, in dem dort eigens hierzu eingerichteten Salon. Dort vollzog sich auch die erste Vermengung moldauischer Notabilitäten — allerdings nur Mittelgut, denn der Großbojar würde sich hierdurch encanailliert erachtet haben — mit dem militärischen Publikum.

Das Spiel verbreitete sich mit reißender Schnelle und nahm allgemach solche Dimensionen an, daß der Corpscommandant F.M.Lt. Graf Coronini, als er das erste Mal zur Inspizierung von Bukarest nach Jassy kam, dem versammelten Offizierscorps sein Mißfallen aussprach und als besonders tadelnswert hervorhob, daß von Seite der Generalität nicht mit gehöriger Energie diesem Laster entgegengetreten werde, ja sogar höhere Offiziere, deren Pflicht es gewesen wäre, dem einreißenden Unfuge zu steuern, ein übles Beispiel gaben. Dieser letztere Passus, obwohl eigentlich auf den ungenügenden Kontakt der höheren Commandanten mit der Truppe passend, richtete augenfällig seine Spitze gegen einen der Brigadiere in Jassy und gab Anlaß zu einer charakteristischen Episode in dem Leben dieses allverehrten, hervorragenden Truppenführers, der als sparsamer Grenzer und

[1]) „Das Spiel, die Spielerwelt und die Geheimnisse der Falschspieler."

Familienvater sich von dem kostspieligen und dabei doch so unfruchtbaren Verkehre mit der Bojarie fernhielt, dafür aber als kerniger Soldat sich mit Vorliebe im Kreise der Offiziere bewegte. Er besuchte allabendlich die Restauration Heck, wo nach dem Souper im ganz intimen Kreise ein sehr bescheidenes Macao den Abend, mitunter wohl auch die Nacht, beschloß. Hohes Spiel war bei Heck überhaupt nicht üblich; dieses hatte sein eigentliches Revier im Spielsalon des Kasinos, dem jedoch der General stets fernblieb. Gleichwohl aber fand einer der nie aussterbenden Clique strebsamer Zuträger in der vorerwähnten geselligen Unterhaltung Stoff zu einer „vertraulichen" Mitteilung an den Corpscommandanten und dieser wieder zu dem eben citierten Sermon.

Am Abend dieses denkwürdigen Tages war die Heckgesellschaft in etwas gedrückter Stimmung um den gewohnten runden Tisch versammelt. Das Gespräch wollte nicht recht in Gang kommen, denn unser verehrter Präsident saß schweigsam bei seinem einfachen Mahle, und keiner von uns wollte es über sich nehmen, irgend ein Thema anzuschlagen, denn es konnte eben niemand wissen, wie jener die heutige Rede aufgenommen habe. Es scheute daher auch jeder um so mehr vor einem leicht möglichen faux pas zurück, als ein eigentümliches Zucken in dem echt soldatischen und dabei doch so guten Gesichte des Generals auf innere Erregung hindeutete.

Das Souper war nun auch zu Ende; gewohnheitsgemäß hatte der Kellner den Tisch abgeräumt und die Karten bereit gelegt, aber noch immer herrschte eisiges Schweigen; mit einem gewissen Bangen erwartete man die ersten Worte des Generals, der, die Hände über dem Tische gefaltet, der Runde nach jedem ins Gesicht und dann auf die Karten blickte. Endlich, nach einer bedächtig genommenen gewaltigen Prise — der General war ein großer Schnupfer — begann er: „Nun, habt ihr's heute gehört? Das ist auf mich gegangen. Hat aber auch sein Ende mit dem Macao; daß mir keiner mehr damit kommt; aus ist's!"

Stumm nahmen wir diese in tiefem Ernste gesprochenen Worte hin, deren ungewohnt vibrierender Ton den Gemüts-

zustand des Sprechers verriet; nichts regte sich, nur der General wirbelte die Dose zwischen Daumen und Zeigefinger der linken Hand, mit nervöser Hast könnte man sagen, wenn der wetterharte Krieger überhaupt jemals zum Bewußtsein seiner Nerven gekommen wäre. Nach einer beängstigend langen Pause schien er mit sich einig geworden zu sein und einen neuen Entschluß gefaßt zu haben. Sein Gesicht verlor den ernstdüsteren Ausdruck und nach einem tiefen Atemzuge nahm er in der altgewohnten Weise das Wort: „Na, so können wir nicht bei einander sitzen; das ist zu langweilig. Ich werde euch ein neues Spiel lehren; ohne Karten oder Würfel u. dergl.: das ‚Fliegenspiel' — kennt ihr's?" — Allgemeines erstauntes „Nein". — „Nun so hört: jeder setzt einen kleinen Betrag vor sich hin und spuckt dann daneben auf die Tischplatte. Bei welchem dann die erste Fliege frißt, der hat gewonnen und zieht die sämtlichen Sätze ein." —

Schallendes Gelächter folgte der docendo vorgebrachten Erläuterung dieses bisher gewiß allwärts unbekannten Hazardspieles, dessen sofortige Inscenierung unter allgemeinem Jubel einstimmig beschlossen wurde. Man kann sich denken, welche Heiterkeit schon die Vorbereitungen hervorriefen. Wohl nie wurde den Stubenfliegen so zarte Rücksicht erwiesen, wie diesmal seitens der Mitglieder unserer Tafelrunde. Manche legten die sonst unentbehrliche Cigarette beiseite und spülten sorgsam den Mund, weil sie fürchteten, der Nikotinbeigeschmack des Sputums könnte den Fliegen unangenehm sein. Andere Schlaumeier nahmen — unbemerkt wie sie meinten — ein Stückchen Zucker in den Mund, um dadurch der Lockspeise erhöhten Reiz zu verleihen. Nur einige wenige bewahrten in dem närrischen Trubel ihre Ruhe und beobachteten mißtrauisch den General, der mit unerschütterlichem Ernste sich mehr Prisen als gewöhnlich zu Gemüte führte, ohne jedoch ein verräterisches Zucken um die Mundwinkel völlig maskieren zu können.

Ungeachtet aller sinnreichen Vorkehrungen ging indes das Fliegenspiel schon beim ersten Versuche schmählich in die Brüche. Bei den Reinlichkeitszuständen Jassys war die Atmosphäre auch des feinsten öffentlichen Lokales eigentlich bloß der Tummel-

platz von Myriaden zudringlicher Fliegen: man mußte, wörtlich genommen, jeden Bissen, den man zum Munde führte, gegen diese lästigen Schmarotzer verteidigen; es läßt sich daher denken, daß unsere Tischplatte, als nur erst nach dem „Aussetzen" wieder Ruhe eintrat, von einer Wolke von Fliegen bedeckt war. Unisono ertönte denn auch, kaum daß der Beginn des Spieles signalisiert war, der Ruf der vermeintlichen Gewinner, aber der weise Salomon selbst wäre nicht im stande gewesen, hier ein gerechtes Urteil zu fällen — weil eben alle recht hatten. Unser General lachte sich Thränen in die Augen über das wirklich urkomische Tohuwabohu, welches sich nun entwickelte; wir anderen aber stimmten lustig ein, froh, daß auf so leichte Art der Alp von uns genommen, welcher seit Beginn der Abendgesellschaft auf uns gelastet.

Nachdem jeder sein Geld wieder an sich genommen und der Tisch gereinigt war — spielten wir Landsknecht, was wir in echt juristischer Spitzfindigkeit als ein Commercespiel erklärten, weil es da keinen ständigen Bankhalter gab, sondern diese Würde der Reihe nach an jeden gelangte. Eigentümlicherweise hatte, ohne irgend eine Uebereinkunft, dieses Spiel auch in anderen Kreisen die Erbschaft des arg verpönten Macao angetreten und war von Stund an in ganz Jassy im Schwang.

Zweifellos wird diese Episode — und zwar nicht ganz mit Unrecht — heute von mancher Seite eine schärfere Beurteilung erfahren, als ihr damals zu teil wurde, und mag wohl das Verhalten des gemaßregelten Brigadiers aus mehr als einem Grunde abfällig kritisiert werden. Aber dann muß man auch zugeben, daß etwas mehr Takt bei der verweisenden Ansprache des Corpscommandanten es leicht hätte vermeiden können, einen verdienten General vor den jüngsten Offizieren öffentlich bloßzustellen und ihn hierdurch in eine Zwangslage zu bringen, aus welcher es eben schwer war, sich auf streng korrektem Wege zu befreien. Ueberdies war der General viel zu sehr geachtet und geliebt, als daß es irgendwem in den Sinn gekommen wäre, aus dieser ganz intimen Episode mißliebige Folgerungen abzuleiten.

Im übrigen kann man wohl mit gutem Gewissen sagen,

daß durch das Spiel damals kein besonderer Schaden gestiftet wurde. Mir wenigstens ist kein Fall bekannt, daß irgendwer dadurch ernstlich oder bleibend geschädigt worden wäre. Schlimmsten Falls verlor man sein Geld — nämlich das, was man eben hatte — voila tout! Die „Finanzgrößen" aller Stände am grünen Tische trieben zwar mitunter ungemein hohes Spiel, aber der festgesetzte Minimaleinsatz von 1/4 Yermelik = 28 Kreuzer Silber ließ auch die „kleinen Leute" zum Worte kommen, ohne sie allzu großer Gefahr auszusetzen, zumal das bekannte Motto: „ryba, Fisch — Geld am Tisch" das Spiel nur gegen bar ermöglichte.

Am besten scheinen sich, infolge des von den jeweiligen Gewinnern zu zahlenden enorm hohen Kartengeldes, die Wirte befunden zu haben, was unter anderem auch daraus zu entnehmen sein dürfte, daß im Kasino nach 12 Uhr nachts jedem Spieler Speisen, Getränke und Tabak à discretion zur Verfügung standen.

Ohne Anspruch auf Vollständigkeit — die wohl schwierig zu erreichen wäre — sind nunmehr die Bahnen gekennzeichnet, in welchen sich das außerdienstliche Leben der Occupationstruppen in Jassy bewegte. Erscheinen sie auch dem westeuropäischen Auge fremdartig — was sie ja anfänglich auch für uns waren —, so gaben sie doch freierer Bewegung einen weit größeren Spielraum als jene in der Heimat, was im Vereine mit dem stets sieghaften Reiz des Neuen dazu beitrug, uns mit so manchem auszusöhnen, was gerade nicht unseren Wünschen entsprach. Wie schon früher bemerkt, waren wir noch keineswegs durch langes Garnisonsleben verwöhnt; der vielfache Wechsel der Aufenthaltsorte seit den Kriegen von 1848—49 hatte die Truppe frischer, bedürfnisloser erhalten, und so schmiegte sie sich denn bei ungleich niedrigeren Ansprüchen wie heutzutage auch ganz leicht an ungewohnte Verhältnisse, deren Rauheiten sie als selbstverständliche Sache hinnahm. Der leichte, frohe Soldatenhumor wurde mit alldem bald fertig; das alte Sprichwort: „Wer schimpft, der kauft," behielt, wie seit jeher in der kaiserlichen Armee, auch hier seine volle Geltung. Auch in dienstlicher Beziehung war das Gleiche der Fall. Gar vieles von dem alt-

hergebrachten Kasernendienste der heimatlichen Friedensgarnisonen ging bei überwiegender Einzelnbequartierung der Mannschaft von selbst in die Brüche; standen nun darob auch den fanatischen Anhängern des Kamaschendienstes die Haare zu Berge — wir Jüngeren weinten dem keine Thräne nach. Die reine Schablone, damals das Grundprinzip aller militärischen Ausbildung, verlor auch nicht allzuviel dabei, denn was man nach althergebrachter Weise in den Unteroffiziers- und Mannschaftsschulen den ganzen Winter über dem Soldaten bis zum Ueberdrusse vorkäute, konnte ihm ganz gut, vielleicht sogar weit besser, in sehr restringierter Zeit beigebracht werden.

Einen schlagenden Beweis hierfür liefert der summarische Vorgang beim Unterrichte der für den Pionierdienst und die Geschützbedienung ausgewählten Mannschaft. Der Vorschrift gemäß hätte derselbe während der Wintermonate regimenterweise durch je einen Offizier erteilt werden sollen. Obwohl es nun außer aller Frage steht, daß diese Spezialfächer einen weit intensiveren Unterricht bedingten als die so unendlich simplen Reglements, war doch von einer Etablierung vorschriftsmäßiger Schulen keine Rede. Unser Oberst sah in deren Zusammenstellung eine ganz unnütze Entziehung der Mannschaft von ihrem eigentlichen Dienste und insbesondere eine Schädigung des Chargennachwuchses. Die Schulen wurden daher nie abgehalten; erst 8 oder 14 Tage vor der Prüfung durch den Brigadier wurden die beiden Lehrer in partibus — für den Pionierdienst ich, für die Geschützbedienung Oberlieutenant Gorove (der vor wenigen Jahren als Stadtnotar von Pest starb) — verständigt, daß am so und sovielten Prüfung sei, sie daher von nun an täglich Schule zu halten hätten, und man sich versehe, daß die Frequentanten entsprechend instruiert vor dem Brigadier erscheinen würden. Dies war thatsächlich auch jedesmal der Fall und wir beide ruhten um so behaglicher auf den wohlverdienten Lorbeeren — als der Brigadier kein Wort ungarisch verstand!

Im großen und ganzen handelte es sich ja doch nur darum, den Soldaten entsprechend zu beschäftigen und die durch die leidigen Bequartierungsverhältnisse gefährdete Disziplin intakt

zu erhalten. Ersteres wurde je nach Maßgabe des Wetters durch praktische Uebungen erzielt, über letzteres wurde schon andernorts gesprochen. Für den Offizier resultierte hieraus ein überaus anstrengender — nebenbei gesagt, sehr wenig nützender — Dienst: die nächtlichen Quartiervisitationen. Es war in der That keine Kleinigkeit, sich nachts in Begleitung des laternetragenden „Inspektionsgefreiten" oder „Korporals vom Tage" durch unergründlichen Kot oder knietiefen Schnee in dem chaotischen Häusergewirre zu den Quartieren der täglich namentlich bezeichneten Visitanten durchzuquälen und dann den Betreffenden unter seinen kunterbunt durcheinanderliegenden Hausgenossen herauszustöbern. Es gab thatsächlich kein einziges Organ des Visitierenden, welches bei solcher Expedition nicht aufs äußerste beleidigt worden wäre. Dafür aber wurde der brave Soldat ganz nutzlos aus dem Schlafe gestört, der Lump dagegen erreichte durch die Visite die Gewißheit, von da an freie Hand zu haben. Wie sehr durch diese, nicht immer mit wünschenswerter Delikatesse durchzuführenden nächtlichen Besuche die Vorliebe der Bewohner für österreichische Einquartierung gehoben wurde, läßt sich denken.

Zuverlässig spricht es ebensosehr für den überwiegend guten Geist der Mannschaft, wie für die rastlose Energie der Vorgesetzten aller Grade, daß die Disziplin nicht mehr litt, als dies eben der Fall war, und die Unterabteilungen vollständig für die Uebungen in größeren Truppenkörpern ausgebildet wurden.

Bezeichnend für die politische Seite der Occupation ist, daß die widerliche Popularitätshascherei sich auch die Gelegenheit nicht entgehen ließ, um trotz der sehr geringen bisherigen Resultate auch noch die „großen Manöver" für ihre Zwecke auszunützen. Mit der Truppenkonzentrierung im Sommer 1855 war nämlich auch ein nahe der Stadt etabliertes Uebungslager für je 2 Bataillone verbunden, in welchem an gewissen Tagen sogenannte „Lustbarkeiten" für Offiziere und Mannschaften abgehalten wurden. Beide hatten herzlich wenig danach verlangt, aber — „der Bien muß". Das schon xmal aus ähnlicher Veranlassung abgeleierte Repertoire von Tanzunterhaltungen, Maskenzügen,

nationalen Schaustellungen, Illuminationen 2c. wurde auch diesmal wieder aus der Rumpelkammer hervorgeholt. Zu den Kosten dieser „Volksbelustigungen", welche der immer schlagfertige Soldatenwitz sehr treffend mit dem Namen „Lagerfaxen" charakterisierte, steuerte das hohe Aerarium auch nicht einen Kreuzer bei, dagegen aber verfehlte die militärische Hautevolée nicht, die „gute Gesellschaft" von Jassy — vornehmlich die Weiblein — zu diesen Schaustellungen einzuladen und dadurch die großen Truppenübungen in sinnreiche Verbindung mit höherer Popularitätsduselei und Süßholzraspelei zu bringen. Ersteres, wie herkömmlich ohne Erfolg, letzteres ohne Schädigung der Schlagfähigkeit der Truppen, womit die absolute Harmlosigkeit all dieser Bemühungen hinreichend klargestellt ist.

Die Grundlage unserer „höheren taktischen Uebungen" war damals das auf die „praktischen Erfahrungen der letzten Kriege" (?) gepfropfte Paradewesen in seiner trockensten Form. Die „Erfahrungen" existierten, aber nur mehr als historische Reminiscenzen; die Wirklichkeit kam nirgends zum Worte; das „schöne Bild" war das Ziel, dem jeder innerhalb seiner Sphäre rücksichtslos zustrebte. Der größte Unsinn wurde tiefer Sinn, wenn er sich krampfhaft an das Reglement klammerte, denn dieses wurde nicht als Mittel zum Zwecke, sondern als alleinseligmachendes Evangelium, als Selbstzweck betrachtet.

Ein „wirklicher" Soldat hat diesem kopflosen Drill die gleißende Hülle vom Leibe gerissen und ihn seinem wirklichen Werte nach qualifiziert. Leider nur innerhalb der beschränkten Grenzen seines damaligen Wirkungskreises: Wenigen zu lieb — ihm selbst zum Leid! Doch beleuchtet diese Episode erbarmungslos, was das leidige „System" gesündigt, und verdient schon aus diesem Grunde näherer Erwähnung.

Als im April 1856 die politischen Verhältnisse eine Reduktion des Occupationscorps zuließen und infolgedessen F.M.Lt. Graf Coronini wieder auf seinen Posten als commandierender General im Banate und der Woiwodina nach Temesvár zurückkehrte, übernahm F.M.Lt. Marziani de Sacile das Commando der Truppen in den Fürstentümern.

Marziani war eine echte Soldatennatur, deren die damalige

kaiserliche Armee viele zählte. Ohne gerade ein militärisches Genie zu sein, war er hochgebildet in seinem Fache, von ungewöhnlich klarem Verstande und treffendem Urteile. Schneidig, offen, ein Feind jeder Liebedienerei, die er rücksichtslos bloßstellte, ging er überall gerade auf sein Ziel los und nannte die Dinge kurzweg bei ihrem wahren Namen.

Im Sommer 1856 zur Inspizierung in Jassy anwesend, ordnete er ein „Manöver mit Gegenseitigkeit" an, wobei die gesamten Truppen der Garnison und Konkurrenz zur Verwendung kommen sollten. — Gegenseitigkeit! — Dies allein schon war etwas ganz Unerhörtes. Bisda hatte man immer nur gegen einen „supponierten Feind" manövriert, der natürlich sehr geduldig war und immer „verlieren" mußte; und nun auf einmal einen leibhaften Gegner! Was Wunder, wenn die „leitenden" Gemüter sich nicht zu fassen wußten. In fliegender Hast wurden nun die Dispositionen entworfen, welche für „Hüben" und „Drüben" alles auf das genaueste regelten und selbstverständlich auch Sieger und Besiegten im vorhinein bestimmten.

Am frühen Morgen des verhängnisvollen Tages erwarteten beide Teile in ihren Aufstellungen unweit Tirgul Formos die Ankunft des Corpscommandanten und setzten sich sodann nach Vorschrift in Bewegung. Es „klappte" auch wirklich alles vortrefflich; konnte doch keiner einen Schritt thun, der ihm nicht vorgezeichnet gewesen wäre; und als schließlich „abgeblasen" wurde, gewährte das Ganze ein „Bild", mit dem sich höchstens das Schlußtableau eines Balletts hätte messen können.

In regungsloser Ruhe hatte Marziani den Gang des Manövers verfolgt; kein Zweifel, keine Frage seinerseits störte die in tadelloser Ordnung ausgeführten Evolutionen, und selbst dann, als ihm die Meldung von Beendigung der Uebung erstattet war, entfiel seinen Lippen kein Wort der Anerkennung oder des Tadels.

Der Zufall, oder richtiger gesagt die Disposition, hatte meine Abteilung in die unmittelbare Nähe jenes Hügels geführt, auf welchem das Hauptquartier etabliert war; ich kam dadurch in die Lage, nicht nur jedes dort gesprochene Wort

klar und deutlich zu vernehmen, sondern auch das Mienenspiel der meisten Anwesenden zu beobachten. Ich muß gestehen, daß die eherne Unbeweglichkeit des Corpscommandanten, die lautlose Stille ringsumher einen geradezu unheimlichen Eindruck machte; auch glaubte ich entnehmen zu können, daß in der Peripherie jenes Halbkreises, dessen Mittelpunkt Marziani bildete, eine keineswegs behagliche Stimmung herrschte.

„Die Herren Generale und Truppencommandanten!" ertönte endlich der kurze, scharf pointierte Befehl, und in geflügelter Eile waren alsbald die Gerufenen samt ihren Adjutanten um die Person des Corpscommandanten versammelt. — „Meine Herren" — hub dieser nun an — „ich habe mit Aufmerksamkeit den Gang der Uebung verfolgt und kann nur sagen, daß jeder einzelne von Ihnen alles geleistet hat, was man von ihm forderte. Das Ganze aber — ich bedaure dies aussprechen zu müssen — ‚war ein abgekarteter Unsinn'. Da stehen Freund und Feind in idealen Stellungen einander gegenüber; dann reiten einige Husaren vor, feuern ihre Pistolen ab, und auf dieses Signal hin — es verdient wohl keine andere Bezeichnung — beginnen beide Teile ihre Evolutionen, die alle so exakt ineinandergreifen wie die Scenen auf dem Theater. Endlich ist der eine Teil — laut Disposition — in der Mitte durchbrochen und auf beiden Flügeln umgangen; es wird abgeblasen und — das Manöver ist fertig. In Wirklichkeit ist dies aber ganz anders; Sie alle wissen es aus eigener Erfahrung; warum führen Sie also statt einer nutzbringenden Uebung eine unmögliche Komödie auf?" — „Ihr bogenlanger Entwurf" — wandte er sich an den Generalstabschef — „ist wirklich meisterhaft gearbeitet. Die Supposition enthält die genauesten Details über Stellung, Stärke, Absichten, Anmarschrichtung und Bewegungen des Feindes; es ist in der That keine einzige Möglichkeit übergangen worden; der Feind konnte nicht anders, er mußte genau so manövrieren, wie Sie supponierten, und damit waren gleicher Art auch die Evolutionen des anderen Teiles gegeben. Werden Sie aber auch in der Wirklichkeit dies alles so genau wissen und die eigene Truppe mit so großer Sicherheit zu leiten vermögen? Statt bogen-

langer Ausführungen ist hier wohl nur eine einzige der Wahrheit nahekommende Supposition am Platze, nämlich: ‚Die Avantgardebrigade eines gegen Jassy vorrückenden feindlichen Corps ist im Anmarsche auf Tirgul Formos und scheint sich der dominierenden Höhen von Jassy bemächtigen zu wollen.‘ Wenn Sie vor dem Feinde wirklich soviel von seinem Vorhaben erfahren, sind Sie ohnehin schon vom Glücke begünstigt. Aus dieser einfachen Supposition ergibt sich die Disposition für die Truppen in Jassy von selbst; sie haben den Vormarsch des Feindes noch bei Tirgul Formos aufzuhalten und ihn dadurch zur Entwicklung seiner Kräfte in einem für ihn nicht sehr günstigen Terrain zu zwingen. Dies ist alles; das weitere ist Sache der betreffenden Commandanten. — Ich werde Ihnen, meine Herren, zeigen, wie man dies macht, denn eine Feldübung, in welchem Umfange immer, soll niemals eine Parade sein, sondern zur Belehrung von Truppe und Führer beitragen, indem sie ein möglichst genaues Bild der Wirklichkeit darstellt.“ [1])

Nun ging die Geschichte von neuem los. Zuerst wechselten beide Teile ihre Aufstellungen vom Morgen, dann folgten die Manöver im Sinne der obigen Supposition.

Das gab nun freilich ein ganz anderes Bild ... Es war nicht mehr weit von 5 Uhr nachmittags, als wir unsere Quartiere wieder erreichten; trotzdem aber war nichts von jener Abspannung zu merken, welche übermäßig lang ausgedehnten Uebungen sonst stets anhaftet. Wie das immer bei ähnlichen Fällen vorkommt, hatte sich der Inhalt der Besprechung gleich einem elektrischen Fluidum bis zu den entferntesten Abteilungen verbreitet. Jeder kannte die Kritik Marzianis und wußte, um was es sich handelte; selbst die Mannschaft fühlte, sozusagen instinktiv, das frischer pulsierende Leben, welches Marziani diesem, im allgemeinen so wenig verstandenen Zweige der militärischen Ausbildung einzuhauchen wußte.

Es war dies die erste, leider jedoch für lange, sehr lange Zeit auch die letzte Feldübung, deren belehrendem Verlaufe man

[1]) Es ist mir leider nicht möglich, die äußerst markante Redeweise des Generals genau wiederzugeben; dem Sinne nach entsprechen aber meine Ausführungen genau jenen Marzianis.

mit immer regem Interesse zu folgen vermochte. Der besonders in den oberen Schichten gefürchtete Corpscommandant hatte denn auch kaum dem Weichbilde von Jassy den Rücken gekehrt, so fiel alles wieder in die altgewohnten Geleise zurück. Der gewiß vortrefflichen taktischen Reformversuche Marzianis gedachte man nur noch als einer reglementwidrigen Neuerungssüchtelei, welche die Truppe ganz „aus der Hand" des Vorgesetzten bringe. Allerdings wagte man nicht, die Lehren des Corpscommandanten geradeswegs zu desavouieren, aber man verstand es durch einen nun um so verschärfteren Drill, den Untergebenen zum Bewußtsein der Unstatthaftigkeit solch verwegener „Eingriffe in die Reglements" zu bringen.

Und wie gut wären uns diese „Reglementwidrigkeiten" schon wenige Jahre später zu statten gekommen! —

Im übrigen schleppte sich vom Sommer 1856 an die Occupation nur noch so zwischen Leben und Sterben hin; sie zeigte das hippokratische Gesicht des dem Tode Verfallenen. Die Hoffnung auf eine aktive Beteiligung Oesterreichs an dem Kriege der vier Großmächte hatten wir schon längst zu Grabe getragen; der Friede von Paris (März bis April 1856) war auch für die Occupation der Anfang vom Ende; er wies uns eine ausgesprochen polizeiliche Rolle zu, was gerade nicht geeignet war, unserem Selbstgefühle zu schmeicheln. Wir hatten eben abzuwarten, bis Rußland den auf die Moldau bezüglichen Friedensparagraphen — die Abtretung eines Teiles von Bessarabien — erfüllt haben würde, dann sollten wir in die Heimat zurückkehren. Allmählich verringerte sich der Stand der Occupationstruppen, endlich traf anfangs Februar 1857 der Befehl des Kaisers ein, die Fürstentümer bis 30. März vollständig zu räumen. Nur die in Jassy stehende Cavalleriebatterie Nr. 12 war hievon ausgenommen; sie sollte als kaiserliches Geschenk — andere sagen gegen einen Kaufpreis von 42 000 Gulden — der moldauischen Miliz überlassen werden.

Als wäre es der Taktlosigkeiten, die unseren Aufenthalt in der Moldau illustrierten, noch nicht genug, beeilte man sich noch vor Thorschluß eine neue zu inscenieren, welche an „innerem Gehalte" alle ihre Vorgänger in Schatten stellen sollte.

Fast drei Jahre lang hatte man ruhig zugesehen, wie die subalternen Offiziere bei ihren kümmerlichen Bezügen, die noch durch eine beispiellose Valutakonfusion devalviert wurden, gegenüber den ungewohnten Verhältnissen und einer horrenden Teuerung ihr Ansehen nach außen hin unter harten Entbehrungen behaupteten. Keine Hand rührte sich, um ihnen diese schwere Aufgabe auch nur einigermaßen zu erleichtern, wohl aber verstand es eine engherzige Verballhornung der bestehenden Vorschriften[1]), sie materiell auf das empfindlichste zu schädigen und viele in Zwangslagen zu bringen, welche der traditionellen Kameradschaft im österreichischen Offizierscorps Gelegenheit bot, sich neuerdings glänzend zu bewähren. Nun, da sich die ganze Tragikomödie dem Ende zuneigte, entdeckte das hohe Aerarium plötzlich sein Herz, und es brach — ich weiß nicht an welcher, jedenfalls aber maßgebender Stelle — die Sorge um das „Dekorum" mit erstaunlicher Gewalt durch. Mit einemmal gab man der bisher gar nicht als existent betrachteten Möglichkeit Raum, daß vielleicht einzelne Offiziere in dem „Kampfe ums Dasein" am Ende doch nicht unbedingt Sieger geblieben und daher genötigt sein könnten, ihren Aufenthalt in der Moldau mit einem finanziellen Manco abzuschließen. Selbstverständlich kamen hierbei nicht jene Defizite in Betracht, die etwa im Wege einer Anleihe bei „Bruder Jud" gedeckt wurden; denn von derlei kam nichts in die Oeffentlichkeit und war daher auch nicht Gegenstand ärarischer Fürsorge; dies mochte jeder einzelne mit seinem Gläubiger abmachen. Anders jedoch stand es hinsichtlich jener unbedeckten Forderungen, welche Geschäftsleute, hauptsächlich Wirte, Kaffeesieder, Konditors geltend machen konnten. So etwas rangierte in die Kategorie der „schmutzigen" Schulden und konnte nach dem Abmarsche der Truppen gar wohl Anlaß zu sehr unangenehmen Weiterungen, jedenfalls aber zu recht despektierlichem Nachrufe geben. Dies mußte um jeden Preis vermieden werden; man war nun plötzlich ungemein empfindlich geworden in Sachen des „Dekorums"

[1]) Siehe unter anderem die schon früher besprochene Auslegung der Gebührenvorschrift hinsichtlich des Holzrelutums und der Kriegs-Gratisgage.

und fand auch, gewohntermaßen, sofort das richtige(!) Mittel, um jeder Schädigung desselben gründlich vorzubeugen. Es erhielt jeder Regiments- oder Abteilungscommandant den gemessenen Auftrag, die unterstehenden Offiziere zur Angabe von Defiziten obiger Kategorie aufzufordern, ihnen aber zugleich in bindendster Form die Versicherung zu geben, daß aus diesem Anlasse kein wie immer gearteter dienstlicher oder sonstiger Nachteil für sie erwachsen würde. Die zu Tilgung solcher Schulden erforderlichen Gelder waren sofort den ärarischen (Regiments-)Kassen zu entnehmen und von den betreffenden Schuldnern mittels Rücklaß eines Drittels ihrer Monatsgage wieder hereinzubringen.

Der erste Erfolg der Publikation dieser Verordnung war ein homerisches Gelächter sowohl der hievon Betroffenen, als auch der Unbeteiligten. Man setzte zwar nicht den mindesten Zweifel in den materiellen Teil derselben, desto größerem Mißtrauen begegnete aber die Versicherung völliger Harmlosigkeit der Oberste bezüglich der Folgen des Schuldenbekenntnisses. Wir wußten zwar die wohlwollenden Intentionen „einer hohen Behörde" ihrem wahren Werte nach zu schätzen und waren auch ganz überzeugt, daß weder der Corpscommandant, noch selbst auch der Brigadier uns je die nicht ganz korrekte private Finanzgebarung irgendwie nachtragen werde, aber gegenüber der damals hart an Willkür streifenden, weitumschriebenen Machtvollkommenheit des Obersten innerhalb des streng in sich geschlossenen Regimentsverbandes waren die beruhigenden Versicherungen der Verordnung doch etwas zu naiv.

Ich weiß nicht, wie es anderswo war, aber bei meinem Regimente — und ich glaube auch sonst überall — war der Oberst schon im voraus überzeugt, daß der Aufruf ganz erfolglos sein würde. Um diesem jedoch auf indirektem Wege zu entsprechen, wählte er einen Vorgang, der — wenn er ernst gemeint war — sich würdig an die hohe Verordnung anschloß. Er beauftragte einen der älteren Hauptleute, im Sinne der erwähnten Verordnung, in den von Subalternoffizieren frequentierten Lokalen „unauffällig" nachzufragen und die eruierten Ausstände sofort zu begleichen. Zu diesem Zwecke ward er mit

hinreichenden Mitteln versehen; was man ihm aber nicht mitgeben konnte, das war der feine Takt und die Routine, welche die Lösung einer so überaus delikaten Aufgabe erfordert. Es bringt mich dies auf die Vermutung, daß unser Oberst, der doch stets den richtigen Mann auf den richtigen Platz zu stellen wußte, die ganze Affaire nicht sehr ernst nahm, vielmehr höchlich zufrieden gewesen wäre, wenn sie sich sang- und klanglos in nichts aufgelöst hätte. War dies in der That sein geheimer Wunsch, so ging er glanzvoll in Erfüllung und lieferte damit einen neuen Beweis von der Menschenkenntnis unseres Regimentscommandanten. Daß bei solcher — gelinde gesagt — vormundschaftlichen Prozedur das „Dekorum" des Subalternen gegenüber dem Civile nicht minder litt, als durch einige unbezahlt gebliebene Forderungen, kam bei dem damaligen „Systeme" nicht weiter in Betracht.

Hauptmann K., dem diese „diplomatische" Mission übertragen wurde, war ein Muster von — Solidität. Verheiratet, aber nun wie alle seine Leidensgenossen von der Gattin getrennt, sah man ihn in öffentlichen Lokalen nur an der Seite seines Obersten, mit dem er kam und ging. Daß er das Schießpulver nicht erfand, fiel ganz gewiß nur Berthold Schwarz zur Last, der ihm darin um ein paar Jahrhunderte zuvorgekommen war. Ungeachtet dessen war er merkwürdigerweise ein Meister im Schachspiele, auf dem Billard, in Whist und allen anderen fashionablen Kartenspielen. Nach alldem kann es also nicht befremden, daß K. in den Lokalen, die er zu besuchen hatte, sich nicht „zu benehmen" wußte und schmählich Fiasko machte. Ueberdies — war es nun Zufall oder nicht — genug an dem, die Restaurateure 2c. der Stadt waren sowohl von der hohen Verordnung, wie auch von der Spezialmission K.s unterrichtet, was dessen Aufgabe bedeutend erschwerte. Wie schlau er es, seiner Meinung nach, auch anstellte, um seinem eventuellen Gegenüber „Würmer aus der Nase zu ziehen" — nirgends kam er zum Ziele; wohl aber mußte er mitunter sehr scharfgewürzte Ablehnungen seiner Intervention hinnehmen. Besonders war es der Czeche Hurka, welcher ihn in unverfälschtem Böhmisch-deutsch über die Unstatthaftigkeit jeder Einmengung in sein Geschäft belehrte;

dann der feingebildete Delikateſſenhändler Iby, der ſich in etwas unangenehmen Parallelen zwiſchen der Oekonomie der hohen und höchſten militäriſchen Spitzen und jener der ſubalternen misera contribuens plebs erging.

In Summa — nicht ein einziger von den vielen, mit denen der öſterreichiſche Offizier in Befriedigung der Bedürfniſſe des täglichen Lebens in Berührung kam, war zu einer Angabe über ausſtehende Rechnungen zu bewegen. Es waren dies durchwegs Emigranten. In dieſen Kreiſen, die ſich über alle Geſellſchaftsklaſſen verbreiteten, ſah man die Oeſterreicher ungern ſcheiden. Jeder, der eine Forderung hatte, erſtreckte deren Berichtigung auf eine ſpätere, gelegenere Zeit; wir unſerſeits ſorgten kameradſchaftlicherweiſe dafür, daß keiner der Kreditoren zu Schaden kam. Das „Dekorum" ward alſo — inſoweit dies die väterliche Fürſorge von oben noch möglich machte — auf jenem Wege gewahrt, der in der kaiſerlichen Armee ſeit jeher als der allein richtige galt. —

Nun wurde es auch allgemach bei uns ernſt mit der Heimkehr nach Oeſterreich; vorerſt erlebten wir noch ein höchſt ergötzliches Schauſpiel: den Abmarſch der nach Beſſarabien beſtimmten moldauiſchen Truppen aus Jaſſy. Offenbachs köſtliche Perſiflage renommierender Helden, die „Großherzogin von Gerolſtein", ſtand damals noch nicht auf dem Repertoire europäiſcher Operettenbühnen, es fehlt alſo das paſſendſte Vergleichsobjekt; wer aber den Auszug der Moldauer mit anſah, ohne über die politiſchen Verhältniſſe orientiert zu ſein, der konnte notwendig nur zu der Anſicht gelangen, eine ſiegreiche Schar ziehe nach glänzenden Erfolgen zu neuen Eroberungen aus. Alles trug den martialiſchen Anſtrich ſchlachtgewohnter Krieger; es fehlte nichts von dem ſchillernden Apparate, der bei ähnlichen Anläſſen das gläubig zuſehende Publikum in ſcheuer Bewunderung erſchauern läßt. Weder die fantaſtiſch-national ausſtaffierte Marketenderin und der analog adjuſtierte „Hund des Regiments", noch die rieſigen Tannenbüſche auf den Pickelhauben und die hunderterlei „Feldrequiſiten", mit denen ſich jeder einzelne beladen hatte. Kurz, der ganze Flitter, mit dem man von alters her „Gevatter Schneider und Handſchuhmacher" das Heldenbewußtſein ein-

impfte, war bis zu den geringfügigsten Kleinigkeiten auf die Scene gebracht. In dem Momente, wo diese soi disant Nachkömmlinge von Romulus und Remus die Ulica mare durchzogen, würde es gar nicht schwer gewesen sein, sie zu überzeugen, daß nur ihnen allein die Entscheidung im Orientkriege zu verdanken sei.

Und doch, waren es nicht ebenfalls die Rumänen, welche später bei Plewna die Bewunderung Europas erregten und dem gewaltigen Rußland einen so schnöde vergoltenen Retterdienst erwiesen? Nach solchen Proben nationalen Wertes darf man wohl fragen, welch entnervender Druck in früheren Jahrhunderten auf diesem Volke gelastet haben mußte, um es so tief sinken zu lassen, wie wir es 1854 fanden! —

Abmarsch von Jassy.

Endlich schlug auch für uns die Stunde des Scheidens. Am 26. Februar brach die 1. Kolonne des Regimentes von Jassy auf und wurde am 13. März in Braila auf Schlepp-schiffen der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft einbarquiert; ihr folgte am 15. gleicher Art die 2.; die 3. Kolonne brach am 16. von Braila auf und wurde vom Kriegsdampfer „Erzherzog Albrecht" der k. k. Donauflottille remorquiert.

Leichten Herzens schieden wir von einem Lande, das wir einst mit den überschwenglichsten Erwartungen betreten. Gleich-wohl aber wird es gewiß keinen geben, der die Reminiscenzen aus jenen Jahren nicht zu den wertvollsten und interessantesten seiner militärischen Laufbahn rechnete. Wann wird wieder für österreichische Truppen eine Zeit kommen, wo sie solche Länder auch nur unter ähnlichen Verhältnissen werden betreten können: Wohl nie! Wie viel des Neuen aber haben wir dort gefunden; wie so manches erlebt, was eben nur dort erlebt werden konnte, und wie vieles davon wird wohl kaum einer in seinen Erinnerungen missen wollen, wenn nun auch der Schnee des Alters das einst so lebensfrohe Lockenhaupt deckt. — Fare well! —

Für derlei Reflexionen war damals, als wir in dem tiefen Kot der Heerstraße Jassy-Braila Furchen zogen, allerdings kein Raum. Bot auch die Eigenart unserer künftigen Garnisonen, der Festungen Temesvár und Peterwardein, keinesfalls ver-heißende Perspektiven, so waren wir doch weit entfernt, uns darüber den Reiz der Ortsveränderung an und für sich, dann

der in Aussicht stehenden interessanten Donaufahrt entlang der „Türkei" verkümmern zu lassen. Zwar wußten wir, daß unsere Schiffe auf dem türkischen Ufer nirgends landen würden und eventuelle private Versuche, türkisches Gebiet zu betreten, strenge verboten waren, aber die Soldaten haben nun einmal — so wie die Magyaren — ihren eigenen Gott, und der führte uns, allen Verordnungen und Verboten zum Trotze, dennoch in die Türkei, freilich unter Umständen, die wir auch nicht entfernt ahnen konnten.

Bis Braila ging die Sache ihr gewöhnliches Tempo. Wir waren auf festem Boden, fanden in jeder Nachtstation entsprechend Zehrung und Nachtlager und konnten uns frei nach unserem Belieben bewegen. Mit dem Tage aber, an welchem wir die Schiffsplanken betraten, änderte sich das Bild sehr zum Nachteile. Die Unterkunft war gerade keine glänzende, aber man hätte sich zur Not genügen lassen können. Mit Ausnahme der diensthabenden Offiziere jeder Compagnie, die bis zur Ablösung auf den betreffenden Schleppern bleiben mußten, war für die übrigen unserer Kolonne auf dem Remorqueur „Sissek" Quartier gemacht. Da aber auf diesem nur für den Warendienst eingerichteten Schiffe die wenigen Kajüten kaum für die Stabsoffiziere und Hauptleute ausreichten, war für das „subalterne Volk" das neben dem Maschinenraume situierte Warenmagazin zum Nachtquartier adaptiert. Bei Tage konnten wir uns am Verdeck aufhalten, was gerade nicht zu den Annehmlichkeiten gehörte, denn es war ein Hundewetter; stürmte, regnete und schneite ohne Unterlaß; abends aber mußte man auf einer Leiter in den ganz dunklen Schiffsraum hinabsteigen und sich dort für die Nacht irgendwo einen Fleck auf dem mit Matratzen dicht belegten Boden aussuchen. Bequem war dies nun wohl nicht, zumal in dem fensterlosen Raume, der Licht und Luft nur durch eine breite Luke von oben erhielt, infolge der benachbarten Maschine eine Temperatur herrschte wie in einer Brutanstalt. Ueberdies machten wir bald genug die Bemerkung, daß wir keineswegs die alleinigen Bewohner dieses verdammten Kastens waren. Von Schlafen war natürlich keine Rede, dafür sorgte schon der Höllenspektakel der Maschine, den wir aus erster Hand

genossen; aber auch ohne dies kamen die Insassen dieses Kotters nicht zur Ruhe. Da es keine ordentliche Abgrenzung der Schlafstellen gab, lag auch alles kunterbunt durcheinander, mit der Längenachse des Körpers nach den verschiedensten Weltgegenden, wodurch schon an und für sich Kollisionen unvermeidlich waren. Nebstdem hatten jene Schlaumeier, die sich überall und auf billigstem Wege das Beste herauszufinden wissen, diesmal die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Um eben den Quetschungen und Tritten auszuweichen, die sie ganz richtig im voraus berechneten, hatten sie frühzeitig und in aller Stille die Plätze längs den Wänden occupiert; bald aber konnten jene, welche nur noch die Wand zunächst der Maschine frei gefunden hatten, die dort ausströmende Hitze nicht länger ertragen und krochen gegen die Mitte, sehr zur Beunruhigung der dort Etablierten.

War der eiserne Lukendeckel geschlossen, so glaubte man zu ersticken, fand sich dann ein Opfermutiger, der die Leiter hinankletterte und den Deckel zur Seite schob, so drang die eisige Nachtluft herein, was wieder neue Ortsveränderungen der zunächst hiervon Betroffenen zur Folge hatte. Dazu war es pechfinster und die ungeheure amerikanische Maschine schüttelte das Schiff derart, daß Lieutenant Hordt in aller Form seekrank wurde und durch die Ausbrüche seiner gestörten Gleichgewichtsverhältnisse die unmittelbaren Anrainer zu regelloser Flucht veranlaßte.

Die Scenen bei der Morgentoilette, bis da endlich jeder in Besitz der Teile seiner Hülle kam, deren er sich besserer Nachtruhe halber abends zuvor entledigt hatte, bildeten den stilgerechten Abschluß der nächtlichen Abenteuer. Kurz, es wurde in dieser ersten Nacht „zu Wasser" mehr gelacht und geflucht, als geschlafen, und jeder schwur Stein und Bein, lieber ganz auf die Schlepper zu übersiedeln, als noch eine solche Nacht in diesem Marterkasten zu verbringen.

Man weiß, was in der Regel von derlei Beteuerungen zu halten ist; auch hier hätte sich der angedrohte Exodus vielleicht nie über das herkömmliche Niveau erster Aufregung erhoben, wäre die Situation nicht durch das Hinzutreten anderer und zwar von Momenten finanzieller Natur unheilbar verschärft

worden. Auf diesem Gebiete hört wie bekannt die Gemütlichkeit auf, und so kam auch hier der schlechteste Rechner schon nach dem ersten Frühstücke zu dem Bewußtsein, daß wir bei den Preisen, welche der Schiffskoch für unsere Verköstigung forderte, schon nach wenigen Tagen ausschließlich auf das gar nicht appetitliche Donauwasser angewiesen sein würden. Die notwendigen „Arrangements" vor dem Abmarsche, der Marsch bis Braila und so manches unvermeidliche andere hatten eben unsere Fonds auf ein abnorm niederes Niveau gesetzt. Dies gab den Ausschlag; wir benützten die Fahrtunterbrechung, welche notwendig wurde, den schon bedenklich seekranken Lieutenant Hordt auf einen Schlepper zu übersetzen, um gleichfalls in corpore dorthin auszuwandern. An Bord der „Sissek" blieb von den Subalternen — zu seinem Unglücke, wie man später sehen wird — nur der Lieutenant Baron Schertl-Burtenbach zurück, dessen Mittel ihm diesen Luxus gestatteten.

Was uns die neue „Heimat" bot, war nichts weniger als komfortabel, aber — es entsprach unseren pekuniären Kräften, was doch die Hauptsache war. Das übrige vergoldete die überschäumende Jugendlust und jener „Galgenhumor", welcher gerade in den ungemütlichsten Situationen seine wirksamsten Vertreter findet. —

Es dürfte angezeigt sein, zum besseren Verständnisse des Folgenden hier einige Worte über die „schwimmenden Kasernen" einzuschalten, welche uns weit länger beherbergen sollten, als wir — und auch manch andere — dachten.

Jeder der paarweise im Schlepptau fahrenden sechs Schlepper hatte drei Magazine unter Deck zur Aufnahme von Getreide oder sonst ohne besondere Emballage zu verladenden Frachtgütern, dann am Bug und am Heck die Unterkünfte der Matrosen und des Steuermanns. In den Magazinen war nun die Mannschaft sowie die ärarische Bagage untergebracht. Sehr umfassende Vorkehrungen waren für diesen Zweck nicht getroffen. Unten der nackte Dielenboden, glatte Wände, eine Luke mit eisernem Deckel, zu welcher von unten herauf eine ditto tragbare Stiege führte; auf dem mit einem sehr primitiven Geländer umgebenen Deck eine improvisierte Küche zur Bereitung der Menage, dann

ein höchſt kunſtloſer, aber den Anforderungen der Sauberkeit und Geruchloſigkeit voll entſprechender Bretterverſchlag am Bordrande — das war alles!

Die dienſthabenden Offiziere der Compagnien fanden Unterkunft in der Kajüte des Steuermanns, der ſich für die Nacht mit Weib und Kind ebenfalls dort unterbrachte oder in der Matroſenkajüte Aushilfe fand. Wer da weiß, wie auf jedem Schiffe jedes Fleckchen Raum ausgenützt wird, kann ſich leicht einen Begriff von dieſem Arrangement machen.

Auf jenem Schlepper, welcher die Auswanderer von der „Siſſek" aufnahm, belegten wir das leerſtehende Magazin am Bug. Der vordere, ſpitz zulaufende Teil wurde den „Burſchen" mit der Bagage und den Hunden zugewieſen, im rückwärtigen ſuchte jeder aus Mänteln, Decken und was er ſonſt hatte, ſo gut es ging, eine Lagerſtätte zu improviſieren. Weich lag man da wohl nicht, aber dafür hatten wir auch keine anderen Mitbewohner als höchſtens hie und da eine Maus.

Um nicht immer im Finſtern vegetieren oder auf Deck frieren zu müſſen, konſtruierte ich ſtatt des Lukendeckels mittels einer alten Teerdecke und des ober der Luke befindlichen Krans ein zeltartiges Dach, welches zur Not vor Wind und Regen ſchützte, bei Nacht aber, wenn nötig, vollſtändig geſchloſſen werden konnte.

Ein alter, tragbarer, gußeiſerner Kochofen, den wir — ich weiß nicht mehr wo — am Schlepper auftrieben, der aber leider nur ein kaum meterlanges Rauchrohr hatte, wurde genau unter der Luke placiert; als Heizmaterial diente Treibholz, welches unſere Burſchen und die Mannſchaft unterwegs auffiſchten, was aber auch uns manchen Spaß machte.

Die Mittagskoſt lieferte die Steuermannsfrau — jeder Steuermann iſt verheiratet — gut und billig; Frühſtück und Nachtmahl mußte ſich jeder ſelbſt beſchaffen wie auch den Wein, den der Steuermann ausſchenkte. Sonſt gab es als Getränk, wie auch zur Theebereitung nur Donauwaſſer, welches aber in letzterem Falle dem Präparat ein kaffeeartiges Ausſehen verlieh, während man nach jedem Trunke Waſſers ſich mit Fug und Recht eines Zahnſtochers bedienen konnte.

Man soll nicht glauben, mit wie wenig der Mensch zufrieden sein kann — wenn er eben nicht mehr hat. Unser Asyl bot sicherlich wenig Verlockendes und doch fühlten wir uns alle so wohl wie sonstwo kaum, denn was wir besaßen, war eben das Beste, was zu haben war. Hatten wir uns am Deck müde gependelt oder war das Wetter gar zu niederträchtig, so saßen wir alle rauchend und die übermütigsten Allotria treibend, dicht gedrängt auf improvisierten Sitzgelegenheiten um unser Kleinod, den Kochofen, der uns vorne briet, während hinten gar oft Schnee oder Regen unsere Mäntel näßte. Der Kochherd vertrat die Stelle des Salons in unserer Behausung; er war der gemeinsame Versammlungsort, dort wurden auch alle Mahlzeiten eingenommen, und wenn der Wind nicht gar zu ungestüm den Rauch zurückschlug, oder es erlaubte abends die Laterne anzuzünden, welche sich unter meinen Habseligkeiten vorgefunden, dann dünkten wir uns vollkommen zufrieden und nicht selten verhallten erst spät im Dunkel die Lieder, mit denen wir bei Tschai und Cigarette gegen die unendliche Länge der Nacht ankämpften.

Von der erwarteten Romantik der Fahrt zeigte sich kaum ein höchst bescheidener Bruchteil, oder — wenn man aufrichtig sein will — nichts. Ich hatte vergeblich gesucht, diese Ueberschwenglichkeiten zu korrigieren, da ich die Strecke Pest-Galaz schon 1856 per Eildampfer befahren hatte; alles, was ich vorbrachte, wurde jedoch einfach ignoriert. Man wollte nun einmal eine romantische Fahrt, konnte sich aber keine Vorstellung machen von den immensen Strecken, welche auf der unteren Donau die spärlich vorkommenden Orte trennen; mit demselben Atemzuge nannte man Braila und das „eiserne Thor", ohne zu bedenken, daß Tage langweiligster Fahrt dazwischen liegen. Kein Wunder, wenn nun die Wirklichkeit so erbarmungslos entnüchterte. Rechts das flache, sumpfige, ungemein spärlich besiedelte walachische, links das steile, unwirtliche türkische Ufer. Die wenigen Orte lagen beiderseits meist weit landeinwärts, alle aber waren, mit sehr wenigen Ausnahmen, so über alle Begriffe elend, daß man sich Gewalt anthun mußte, sie für menschliche Wohnstätten zu halten.

So fuhren wir in trostlosem Einerlei Tag für Tag unsere nasse Bahn, ohne irgendwo zu landen. Jene wenigen Stunden, zu welchen aus technischen Gründen Halt gemacht werden mußte, verbrachten wir regelmäßig vor Anker; es hätte auch wenig genützt, die Ufer zu berühren, denn zu finden war hüben so wenig wie drüben. Gewöhnlich fuhren bei derlei Aufenthalten die Schlepper nahe an den Remorqueur heran, was unserseits zu dienstlichen Verrichtungen: Auszahlung der Löhnung, Marodenvisite 2c. benützt wurde.

Ueber die voraussichtliche Dauer der Fahrt auf der Donau befanden wir uns samt und sonders auf absolut falscher Fährte. Wie es sich später ergab, war dies in noch weit höherem Grade bei den Behörden der Fall, welchen die Instradierung und Approvisionierung einer so ansehnlichen Eskadre — sie bestand aus 1 Kriegsdampfer, 2 Remorqueuren und 14 Schleppern — oblag. In diesen Kreisen scheint man der Ansicht gewesen zu sein, daß wir Alt-Orsova, den ersten Ort auf österreichischem Boden, binnen fünf Tagen erreichen würden; zum mindesten erhielten wir in Braila die Verpflegsartikel nur für diese Zeit[1]). Hatte man sich mit der dortigen Dampfschiffahrtsagentie nicht ins Einvernehmen gesetzt, die doch aus jahrzehntelanger Erfahrung die besten Auskünfte über alle Fragen geben konnte, welche sich auf eine Fahrt in dieser Jahreszeit bezogen, oder wußte man es — wie dies ja auch vorkommt — besser als jene Leute, deren Beruf die genaueste Kenntnis aller dieser Verhältnisse bedingte — wer weiß es! Genug an dem, wir fuhren am 13. März wohlgemut von Braila ab, fest darauf rechnend, am 18. oder 19. in Alt-Orsova den Fuß wieder auf heimatliche Erde setzen zu können. Doch, es sollte anders kommen.

Die geringe Voraussicht — oder was sonst die Ursache gewesen sein mag —, mit welcher der Transport eines ganzen Regimentes auf so große Entfernungen eingeleitet wurde, bereitete uns Verlegenheiten, welche wohl zu ernsten Komplikationen hätten führen können. Nur der Besonnenheit unseres Com-

[1]) Damals benötigte der Eildampfer von Pest bis Galaz vier bis fünf Tage, da man zu jener Zeit noch nicht regelmäßig die ganze Nacht hindurch fuhr, sondern öfter Station machte.

mandanten Oberstlieutenant v. Klapka und dem vorzüglichen Geiste, welcher Offiziere und Mannschaft zusammenhielt, ist es nebst der Geschicklichkeit des Schiffsführers, Kapitän Kratzl, und unserem guten Glücke zu danken, daß der Ausgang dieses Abenteuers kein ungünstiger war.

Schon während der ersten zwei Tage der Fahrt war infolge des Hochwassers, häufigen Nebels und widrigen Windes der Fortgang ein so unbefriedigender, daß uns das Verpflegsausmaß, mit welchem man uns auf die Reise geschickt hatte, geradezu unbegreiflich erschien. Auf Rat des Kapitäns Kratzl hatte Oberstlieutenant v. Klapka die Rationen um ein Drittel verringern lassen, obwohl auch bei solcher Restriktion das Auslangen bis Orsova höchst fraglich war. In der Nacht vom 17. bis 18. steigerte sich der bisher sehr heftige Gegenwind zum förmlichen Sturme, so daß der Kapitän kurz nach Tagesanbruch erklärte, unter solchen Umständen und mit einer so beweglichen Fracht die Fahrt nicht fortsetzen zu können[1]). Er werde alles aufbieten, um noch Giurgewo (am linken Ufer) zu erreichen, dort aber müsse man unbedingt besseres Wetter abwarten, was voraussichtlich im Laufe der Nacht eintreten dürfte.

Gegen Mittag des 18., also am fünften Tage nach unserer Abfahrt von Braila, wurden unsere Schiffe im Hafen von Giurgewo vertäut und wir hatten nun Gelegenheit, dieses ziemlich dürftige walachische Nest näher zu besichtigen. Es machte uns dies nicht viele Mühe; wir waren sehr bald fertig damit. Zu bekommen war dort so gut wie nichts, wenigstens nicht in dem Maße, wie es für unsere Zwecke notwendig gewesen wäre; nur der Schiffskoch und die Steuerleute, welche dort schon bekannt waren, erhandelten für sündhaft teures Geld einiges für

---

[1]) Seitens des Schiffspersonals betrachtete man die mit 1½ Compagnien beladenen Schlepper als „leere", denn sie tauchten nur um 10 cm tiefer, als solche. Da sie deshalb dem Wellengange weniger Widerstand leisteten wie vollbeladene, waren sie im Sturm schwer zu steuern und Zusammenstöße wohl möglich. Das natürliche Streben der Mannschaft, im Falle von wirklicher oder eingebildeter Gefahr, nach einer Seite zu drängen, komplizierte noch diese widrigen Umstände und macht die Bedenken des Kapitäns erklärlich.

ihre Vorräte. Meinerseits benützte ich den Aufenthalt zum Ankaufe von ein paar Bund Stroh, mit welchem ich — später allgemein beneidet — meine ärarische doppelte Winterdecke zu einem komfortablen Strohsacke umwandelte.

Sehr interessant war der Besuch eines Forts am Hafenausgange, welches jener Zeit noch türkische Besatzung hatte. Bei den aus allen möglichen Zeitaltern stammenden Geschützen, mit welchen diese Fortifikation armiert war, fanden wir einen türkischen Wachtposten. Dessen Aeußeres zu beschreiben, unterlasse ich; es wäre einfach unmöglich, dieses Konglomerat von Fetzen und Flicken zu schildern; nur der Fez und die Bewaffnung ließen den Soldaten erkennen, aber die Patrontasche hing an einem Stricke, die Bajonettscheide an einer Spagatschnur. Mantel trug der arme Teufel nicht, wahrscheinlich hatte er auch keinen.

Der Anblick einer Schar fremder Offiziere machte auf diesen Sohn Mohammeds nicht den mindesten Eindruck; ohne sich im geringsten um uns zu kümmern, pendelte er gravitätisch zwischen den Kugelhaufen auf und ab. Erst da wir die Plattform bestiegen, um die Provenienz der ehrwürdig aussehenden Geschütze zu erkunden, rief er uns barsch einige Worte zu, die wir natürlich nicht verstanden; als wir aber unsere Untersuchungen fortsetzen wollten, nahm er unter nochmaligem Zurufe „fertig" und spannte drohend den Hahn seiner rostigen Plunderbüchse. Ein weiteres wollten wir denn doch nicht abwarten; man konnte am Ende nicht wissen, ob sich aus einem zur Unzeit herausgeforderten Schusse nicht etwa eine „europäische Frage" entwickeln könnte; da außerdem eine Verständigung völlig ausgeschlossen war, mieden wir den Ort, wo wir so ungastlich empfangen worden. Gleichwohl aber zollten wir ungeteilte Anerkennung dem Soldaten, der, so unsäglich elend versorgt, doch in stoischer Ruhe nichts anderes kannte, als seine Pflicht.

Der kurze Aufenthalt in Giurgewo brachte uns einen herben Verlust: Lieutenant Baron Schertl-Burtenbach stürzte in die Donau und ertrank. Wie schon früher erwähnt, blieb dieser junge Offizier, der Sohn eines hohen württembergischen Staats-

beamten, bei unserer Uebersiedelung auf den Schlepper an Bord der „Sissek" zurück, wogegen der zweite Offizier permanent den Dienst bei der 14. Compagnie auf dem Schlepper versah. An diesem Verhältnisse wurde während der bisherigen Fahrt nichts geändert, erst hier bestand der Compagniecommandant auf dem Wechsel der beiden Offiziere. Lieutenant Schertl verfügte sich infolgedessen am Abende des 18. auf den Schlepper; da aber auch der zweite Offizier — aus pekuniären Gründen — dort blieb, so mietete Schertl für die Dauer seines Aufenthaltes den Matrosen ihre Kajüte ab. Dies war sein Unglück. Er verbrachte den Abend in Gesellschaft der beiden anderen am Schlepper anwesenden Offiziere in der Steuermannskajüte und suchte erst nach 10 Uhr sein Lager auf, stieg aber, noch angekleidet, eines natürlichen Bedürfnisses halber gleich wieder die eiserne Lukenleiter hinauf. Nun aber waren die Seitenränder der ganz an der Spitze des Schiffes situierten Luke kaum 20 Centimeter vom Deckrande entfernt und eben dort hörten, der Manipulation mit den Ankerseilen halber, die improvisierten hölzernen Geländer auf. Schertl, ganz unorientiert über diese Verhältnisse, glaubte wahrscheinlich, beim Austritte aus der nur mannsbreiten Luke noch das Geländer zu treffen, dachte auch gewiß nicht an den sehr geringen Raum zwischen Luke und Deckrand, kurz, er trat in der pechfinstern Nacht mit dem ersten Schritte von der Leiter gleich ins Leere und stürzte zwischen den beiden Bugen der hart nebeneinander stehenden Schlepper in den Strom.

Wir, in dem anstoßenden Schlepper, waren schon zu Bett — wenn man so sagen darf —, als wir plötzlich knapp an der Bordwand Hilferufe vernahmen. Lieutenant Beer und ich stürzten nur halbbekleidet auf Deck, wo wir bald darüber klar waren, daß Schertl, den wir wohl nicht sehen konnten, aber an der Stimme erkannten, sich zwischen den beiden Schleppern über Wasser hielt, indem er beide Ellbogen gegen die glatten Bordwände stemmte. Rasch erfaßte ich von den naheliegenden Tauen einige Leeren und warf sie Schertl mit dem Rufe zu, sich fest daran zu halten. Hatte nun der Unglückliche im tiefen Dunkel fehlgegriffen, oder der außenstehende Schlepper dem

kontinuierlichen Drucke von Schertls Armen endlich so weit nachgegeben, daß dieser die Stütze verlor und von der Strömung unter die Schlepper gerissen wurde, kurz — wir zogen das Seil leer heraus!

Bei dem Umstande, daß des heftigen Windes, wie auch des beschränkten Raumes wegen alle sechs Schlepper paarweise knapp hintereinander vertäut waren, mußte jeder weitere Versuch nutzlos erscheinen. Zwar wurden sofort einige Zillen stromabwärts geschickt, um vielleicht noch unterhalb der Schlepper ein Resultat zu erzielen, aber auch diese vermochten in der Finsternis nichts auszurichten. Erst am folgenden Morgen, als die Fahrt fortgesetzt wurde und sich hierbei die schlaff unter Wasser liegenden Schleppseile wieder spannten, fand man Schertl, krampfhaft an eines derselben geklammert, zwischen dem ersten und zweiten Schlepperpaare.

Die Leiche wurde den moldauischen Behörden übergeben und von der nachfolgenden 2. Kolonne mit militärischen Ehren zur Ruhe bestattet.

Die Erwartungen unseres Kapitäns hinsichtlich des Wetters erfüllten sich nicht; im Gegenteile hatte während der Nacht der Sturm noch zugenommen, so daß selbst im gesicherten Port die Schiffe oft sehr rüde Bewegungen machten. Ungeachtet dessen aber konnte in Giurgewo unseres Bleibens nicht sein, weil auf die eventuelle Ankunft der 2. Kolonne, wie auch anderer Schiffe Rücksicht genommen werden mußte. Der sogenannte Hafen bot nämlich nur sehr beschränkten Raum und war im Grunde nichts als ein schmaler, bogenförmiger Donauarm, der von einer der Stadt vorliegenden Insel gebildet wurde. Eigentliche Hafenbauten oder technische Einrichtungen fanden sich hier ebensowenig, wie bei den anderen Städten an der Donau.

Unter diesen Umständen blieb also, da der Kapitän das Risiko einer Fortsetzung der Fahrt ablehnte, nichts übrig als wenigstens den gegenüber auf türkischer Seite befindlichen Hafen von Rustschuk (Ruscuk) zu gewinnen und dort besseres Wetter abzuwarten. Auch dies mußte mit größter Vorsicht ausgeführt werden. In drei Fahrten mit je zwei, fest an die Längs-

seiten der „Sissek" gekoppelten Schleppern brachte unser Kapitän die ganze Kolonne glücklich in dem Hafen vor Anker.

Von dem Bilde eines Sturmes auf der besonders hier ungemein breiten, hochgehenden Donau macht man sich nur schwer eine Vorstellung. Wir waren überrascht von der unerwarteten Großartigkeit eines Schauspieles, welches wir bisher nur auf offener See für möglich gehalten hatten. Ein geradezu formidabler Wellengang schüttelte uns auf der Ueberfahrt tüchtig durcheinander; die Mannschaft mußte samt und sonders unter Deck. Als wir, im Hafen gesichert, der nach Giurgewo zurückfahrenden „Sissek" mit den Augen folgten, sahen wir von diesem, zu den größten Dampfern der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft zählenden Remorqueur oft nichts als die Spitzen der beiden Rauchfänge, selbst sogar nur den Rauch über dem weißen Gischt der Wogen.

Der Hafen von Rustschuk gewährte nicht vollkommenen Schutz gegen Sturm und Wellenschlag; den ganzen Tag über und bis gegen Morgen des 20. tanzten die paarweise gekoppelten Schlepper vor ihren Ankern, knarrten ganz unausstehlich die Streifhölzer, welche das Scheuern der Schiffswände hinderten. An Ruhe war da nicht zu denken, das Gehen auf Deck nicht nur schwierig, sondern sogar gefährlich. Ein Mann der 14. Compagnie wurde auch richtig über Bord geschleudert, jedoch glücklich gerettet, denn es war nun heller Tag und Hilfe sofort zur Hand.

Fast volle 24 Stunden blieben wir in dieser höchst ungemütlichen Situation, die unwillkürlich an die Leiden des armen Tantalus gemahnte. Hart am Strande winkten vom hohen brüchigen Ufer die Häuser von Rustschuk herunter, deren Besuch uns die leidige Vorschrift verwehrte. Waren wir auch überzeugt, daß dort nur höchst bescheidene Erwartungen realisiert werden könnten, so wäre doch das entsetzliche Einerlei unserer damaligen Lage wohlthuend unterbrochen worden, wir hätten Neues gesehen und unsere Erfahrungen bereichert. Nicht das Entgehen materieller Genüsse — die waren ja mager genug — dünkte uns so hart, sondern daß wir die ganze türkische Donaugrenze entlang fahren sollten, ohne auch nur einen Fuß auf

osmanischen Boden setzen zu dürfen und damit eine wohl nie wiederkehrende Gelegenheit ungenützt vorüberging. Aber — Befehl ist Befehl, und damit basta!

Gegen Mittag des 20. hatte endlich der Sturm ausgetobt. Ein leicher Nebel hinderte nicht die Fortsetzung der Fahrt; anfänglich noch mit dem einlullenden Winde im Kampf, wurde er jedoch in dem Maße dichter, als er die Oberhand gewann, bis er zuletzt, einer schweren Decke gleich, auf dem Strome lastete. Man war nicht im stande, auch nur auf Schiffslänge zu sehen; von unserem Schlepper aus war weder der Remorqueur, noch die neben oder hinter uns fahrenden Schlepper wahrzunehmen. Unabläßig tönten die Signale der „Siffek", um sowohl die Steuerleute zu orientieren, als auch andere Schiffe zu warnen. Wiederholt mußte stundenlang Halt gemacht werden, wenn die Nebelschwaden sich wie Mauern auftürmten; aber selbst im günstigsten Falle konnte man die Fahrt nur im sehr langsamen Tempo aufnehmen.

Unter solchen Umständen war der Fortgang ein äußerst geringer. Dies hätte man jedoch noch mit in den Kauf nehmen können; am Ende hatten wir ja nichts zu versäumen; was aber ernste Bedenken erregte, war, daß unsere Proviantvorräte schon zur Neige gingen, oder eigentlich nichts mehr von ihnen vorhanden war. Schon als wir Rustschuk verließen, hingen in den hoch auf die Krane hinaufgezogenen Ankern, den Aufbewahrungsorten für die Fleischvorräte der Compagnien, nur noch vom Winde ausgetrocknete, rauchgeschwärzte Knochen, mit spärlichen Fleischresten daran. Nun waren auch diese verschwunden; von Gemüse zu geschweigen, fehlte auch das Brot gänzlich.

Auch bei den Offizieren war das Menu allmählich beunruhigend schmäler geworden. Fleisch kam nicht mehr auf den Tisch, dafür aber allerlei Surrogate, welche der Kochkunst und der Erfindungsgabe der Steuermännin mehr Ehre machten, als den Konsumenten Vergnügen. Was wir allein noch zur Genüge hatten, war Wein und Tabak — aber, wie jedermänniglich bekannt, ist das nichts zum Essen. Kurz, trotz aller Einschränkung und wiederholten Restriktionen standen wir in

aller Form vor einer Hungersnot; da half kein selbsttäuschendes Spintisieren, man mußte sich vielmehr sagen, daß die äußerste Grenze überschritten sei, denn wo überhaupt nichts mehr da ist, hilft auch das Restringieren nicht. Verlangenden Blickes waren wir unter solch nüchternen Betrachtungen an Sistowa und Nikopoli — beide am türkischen Ufer — vorübergefahren, ohne daß unsere Lage sich zum Bessern gewendet hätte. Denn es scheint mit dem Hunger sich geradeso wie mit der Liebe zu verhalten — mit dem bloßen Ansehen gibt sich keiner zufrieden. Als wir aber am dritten Tage nach der Abfahrt von Rustschuk uns Widin näherten, trat die Notwendigkeit einen Entschluß zu fassen imperativ hervor, denn Widin war der letzte ressourcenverheißende Ort bis Orsova, dieses aber durften wir nicht hoffen vor dem 26. zu erreichen.

Angesichts dieser drängenden Verhältnisse mußte sich Oberstlieutenant v. Klapka wohl entschließen, trotz aller Verordnungen bei Widin so lange stehen zu bleiben, bis für die Mannschaft ein entsprechender Brotvorrat aufgetrieben sein würde. Kapitän Kratzl versicherte, daß dies — natürlich gegen gleichbare Bezahlung — keine Schwierigkeiten haben werde; vielmehr würden die Türken, sobald sie nur von unseren Absichten Kenntnis erhielten, alle denkbaren Sachen von selbst ans Ufer bringen.

Wir hatten an diesem Tage schönes, helles Wetter; die Fahrt ging flott von statten, so daß wir in den ersten Vormittagsstunden bei Widin vor Anker gingen. Mit Unterstützung der österreichischen Konsularbeamten wurde die Beschaffung von landesüblichem Brote[1]) eingeleitet, welches aber zum größeren Teile erst gebacken werden mußte. Für den Ankauf sonstiger Vorräte reichte die Dotation der ärarischen Kassen nicht hin; es blieb dies daher jedem einzelnen anheimgestellt. Indes hoffte man, mit dem reichlich gelieferten Brote zur Not das Auslangen bis Orsova zu finden.

Hier war endlich auch uns Offizieren gestattet, ans Land

[1]) Das Brot hatte nicht die bei uns bekannte Laibform, sondern sah eher einem Würfel ähnlich, ungefähr so wie die unter dem Namen „Dampfnudeln" bekannte Mehlspeise, nur hatte es bei einer Grundfläche von etwa 20 qcm eine Höhe von 25 cm.

zu gehen, sowohl zur Ueberwachung der zum Einkauf von Proviant gelandeten Mannschaft, wie auch deshalb, weil man es dem Offizier nicht gut verweigern konnte, für seinen Bedarf selbst zu sorgen, da sich das hohe Aerar nicht im mindesten um ihn kümmerte. Wenn bei diesem ersten Besuche auf türkischem Boden das Ideale nicht unsere Schritte lenkte, wird man uns dies im Hinblicke auf das Jüngsterlebte wohl zu gute halten. Die „Festung" Widin ließ uns kalt, so wie wir auch das gegenüberliegende berühmte Kalafat nur aus der Entfernung bewunderten. Unser Weg führte uns der Materie zu — der Stadt.

Bei Widin verflachen sich die Ufer, der Strom wird seicht; unsere Schiffe ankerten daher in ziemlicher Entfernung vom Lande. Der Anblick desselben vom Schiffe aus war kein sehr einladender; mehrtägiger Regen hatte den Boden gründlich durchweicht, so daß der geräumige Platz am Hafen einer Pfütze glich, wie ein Ei dem anderen.

Den ersten Gruß bot uns eine Schar halbverhungerter Hunde, die sich lautlos an uns heandrängten; augenscheinlich nicht in feindseliger Absicht, wohl aber in der Erwartung, daß die fremden Gäste vielleicht etwas zur Milderung ihres Elendes beitragen würden. Es ist schwer, das Aussehen dieser armen Tiere auch nur anzudeuten; es war ein abscheuliches Konglomerat von Schmutz, Hunger und grenzenloser Verwahrlosung. Sie fanden ein Analogon in den Gestalten aus den unteren Volksschichten, deren Jammer sie zu illustrieren schienen. Nicht wenig erstaunt waren wir daher, als sich von einer dichten Gruppe dieser Unglücklichen die Gestalt eines Wasserträgers sehr pitoyablen Exterieurs loslöste, der, die Wasserbutte am Rücken, aber einen prachtvollen, mit edlen Steinen besetzten Bernsteintschibuk im Munde, mitten in der Straße fortwatete und in kurzen Intervallen seinen Verkaufsruf erschallen ließ. Wie man uns sagte, war dieses Prachtexemplar einer Pfeife eines jener Familienerbstücke, von denen sich der jeweilige Besitzer selbst in bitterster Not nicht trennt.

Durch tiefen Kot wandten wir uns der auf den Hafenplatz mündenden Hauptstraße der Stadt zu. Was wir da fanden,

war echt orientalisch; manches erinnerte uns lebhaft an einzelne Partien kleinerer moldauischer Städte. Rechts und links der grundlosen Fahrbahn hölzerne Laubengänge mit ziemlich reingehaltenem Gehwege aus gestampfter Erde. Auf diesen mündeten die hölzernen Läden der zahlreichen, kaum 25 bis 30 Centimeter über dem Boden erhöhten Verkaufsbuden. Charakteristisch für die damaligen patriarchalischen Zustände waren viele derselben ohne jede Aufsicht; der momentan abwesende Besitzer überließ die mitunter wertvollen Verkaufsartikel unbesorgt den Blicken der Passanten. Letzterer waren allerdings nur sehr wenige.

Wir traten in einen Tabakladen, dem einzigen Orte, wo wir Einkäufe beabsichtigen konnten, denn unsere Kassen nötigten uns, die Sorge für andere leibliche Bedürfnisse unserem Steuermanne zu überlassen. Das Innere dieses Ladens konnte einem Europäer jedenfalls fremd anmuten. Rings an drei Wänden — die vierte nahm die Thür und der Fensterladen in Anspruch — waren Tabakballen aufgeschichtet. In der Nähe des Fensters saß auf einer geräumigen, aber ganz niederen Pritsche ein ältlicher Türke; die Füße gekreuzt, den unvermeidlichen Tschibuk im Munde; vor ihm eine Glutpfanne mit glühenden Holzkohlen, die Verkaufsartikel ringsum im Handbereiche. Als wir eintraten, hob er lässig die Hand an die Stirn, ohne sich sonst zu rühren oder eine Frage an uns zu richten. Nun begann das Geschäft. Sonderbar, alle die Leute mit denen wir in Widin zu thun bekamen, verstanden — mit Ausnahme der Juden — nicht eine Silbe deutsch, nur das Wort „Zwanziger" war jedem geläufig; und dieses eine Wort genügte vollkommen für die Abwicklung jedweden Geschäftes. Heutzutage könnte man aus solch internationaler Wertschätzung einer österreichischen Münzsorte vielleicht manche sehr lehrreiche Folgerung ableiten.

Mit Hilfe dieses Zauberwortes wickelte sich auch der Verkehr mit unserem Türken ganz glatt ab. Wir zeigten auf die Ware, der Türke hob eine Anzahl Finger in die Höhe und sagte dazu: Zwanziger! — Jeder wußte nun, was ihm zu wissen nötig; da gab es kein Handeln oder Feilschen; der

zu gehen, sowohl zur Ueberwachung der zum
Proviant gelandeten Mannschaft, wie auch des
es dem Offizier nicht gut verweigern konnte, f
selbst zu sorgen, da sich das hohe Aerar nicht
ihn kümmerte. Wenn bei diesem ersten Besu
Boden das Ideale nicht unsere Schritte lenk
dies im Hinblicke auf das Jüngsterlebte wo
Die „Festung" Widin ließ uns kalt, so
gegenüberliegende berühmte Kalafat nur
bewunderten. Unser Weg führte uns de
Stadt.

Bei Widin verflachen sich die Ufer,
unsere Schiffe ankerten daher in ziem
Lande. Der Anblick desselben vom Sc
einladender; mehrtägiger Regen hatte
durchweicht, so daß der geräumige Pla
glich, wie ein Ei dem anderen.

Den ersten Gruß bot uns ein
Hunde, die sich lautlos an uns herc
nicht in feindseliger Absicht, wohl o
die fremden Gäste vielleicht etwas
beitragen würden. Es ist schwer,
Tiere auch nur anzudeuten; es n
merat von Schmutz, Hunger und
Sie fanden ein Analogon in d
Volksschichten, deren Jammer si
wenig erstaunt waren wir dar
Gruppe dieser Unglücklichen
sehr pitoyablen Exterieurs los
Rücken, aber einen prachtvo
Bernsteintschibuk im Munde,
und in kurzen Intervallen
Wie man uns sagte, war
eines jener Familienerbstück
sitzer selbst in bitterster Ne

Durch tiefen Kot wa
mündenden Hauptstraße

mit dem nächsten Schritte im Kaffeehause. Da aber war mit einem Rucke unser Latein zu Ende. Der Kulturmensch stand hier überrascht und verlegen vor primitiven Einrichtungen, auf die er nur von „lichten Höhen" herabzusehen gewohnt war. Ein mittelgroßes, nicht allzu hohes Zimmer, weiß getüncht, kahl, ohne jeglichen Zierat; rings an den Wänden eine etwa 15 cm hohe und 1 m breite Holzpritsche, die so wie der Boden mit feinen Strohmatten belegt war; kein Tisch, kein Stuhl oder sonst ein Einrichtungsstück, nicht einmal ein Nagel in der Wand für irgend ein Kleidungsstück — dies war das „Kaffeehaus". — Wäre nur nicht alles so peinlich rein gewesen!

Unwillkürlich blieben wir gleich bei der Thüre stehen und warfen vergleichende Blicke auf dies, an eine frisch geschälte Nuß gemahnende Interieur und unser ritterliches Fußwerk, auf welch jedem wir ein gutes Stück des osmanischen Reiches in dickflüssigem Zustande mit uns herumtrugen. Zum Glücke hatten wir uns eigentlich nur vor uns selbst zu schämen, denn Aufsehen erregten wir durch unseren Eintritt, obwohl er ziemlich geräuschvoll erfolgte, keineswegs. Für die Anwesenden waren wir die pure Luft. Die beiden einzigen Gäste waren in einer Ecke ins Brettspiel vertieft; der eine saß nach türkischer Art auf dem „Divan", der andere hockte ihm gegenüber auf den Fersen; zwischen beiden auf einem niedrigen dreibeinigen Tischchen das Damenbrett von wahrhaft riesigen Dimensionen. Der „Kaffeedschi" lehnte, den Tschibuk im Munde, neben der Oeffnung seines Windofens an der Wand, ohne von uns im geringsten Notiz zu nehmen. Erst der Ruf nach Kaffee brachte ihn in Bewegung. Prüfenden Blickes überflog er die Zahl der neuen Gäste, setzte dann ein passendes Blechgefäß mit der üblichen Mischung von fein gestoßenem Kaffee, Zucker und Wasser auf die Glut und binnen wenigen Minuten präsentierte er uns in winzigen Schalen jenen duftigen Trank, welcher unter der Spezialbezeichnung „türkischer Kaffee" nun auch die wohlverdiente weitere Verbreitung gefunden hat.

Neue Verlegenheit! Wir standen da, in einer Hand den Tschako, in der anderen den siedend heißen Kaffee — nirgends aber auch nur die Möglichkeit, eines oder das andere nieder-

zustellen. Dazu bestanden die Kaffeeschalen auch noch aus zwei Teilen, nämlich einem metallenen in Form eines Eierbechers, in welchem die eigentliche Schale gleich dem Ei hineingestellt war. Es gehörte eine gewisse Gewandtheit dazu, das Ding zu dirigieren, ohne sich an der heißen Schale die Finger zu verbrennen oder den Unterteil fallen zu lassen — und eine Cigarette wollte man doch auch rauchen. Tschako, Schale, Cigarette und nur zwei Hände, das ging wohl nicht. Nach türkischer Art zu sitzen konnten wir schon unserer kotigen Pappenheimer halber nicht versuchen, es blieb also nur ein Ausweg: wir ließen uns behutsam auf die Knie nieder, stellten die Schale auf den Boden und legten uns daneben hin. So ging's. Dienstbeflissen reichte der Kaffeedschi mittels einer Feuerzange eine glühende Kohle herum, an welcher wir unsere Cigaretten anzündeten, und so endete mit Hilfe eines reichlichen Bakschisch unser Besuch zu allgemeiner Zufriedenheit.

Die weitere Tour durch Widin war bald zu Ende. Ich erinnere mich keines ähnlichen so trostlosen Eindruckes, wie auf dem kurzen Gange durch die Stadt. Gewiß trugen außer den Nachwirkungen der politischen Verhältnisse, welche die Physiognomie der Stadt verändert haben mochten, auch noch die Jahreszeit, die Witterung und das erkältende Gefühl völliger Verlassenheit, welche uns in der verkehrslosen Oede überkam, sehr viel dazu bei, aber wir hatten bald genug von dieser fragwürdigen Herrlichkeit. Nach dem gezwungenen langen Stilliegen auf dem Schiffe hatte uns die ungewohnte Promenade müde und hungerig gemacht, weshalb wir um so brünstiger den Fleischtöpfen unseres Steuermanns zustrebten, die voraussichtlich heute auch ihres Namens wert zu sein verhießen. Zudem hatten wir in Widin so ziemlich alles gesehen, was zu sehen war; nur eines, auf das wir alle besonders erpicht waren: Verschleierte Frauenzimmer, blieb uns versagt. Zwar trafen wir auf unserem Rundgange genug weibliche Wesen, aber diese trugen keine Schleier — hatten es auch gar nicht nötig.

Nachmittags wurden die Anker gelichtet und von neuem begann die nun schon mehr als odiose Fahrt, deren Ende uns in nebelhafte Ferne gerückt schien. Das war nun in Wirklich-

keit wohl nicht der Fall, desto näher aber lag das neuerliche Versiegen unserer Proviantvorräte, die, wie es schien, in Widin doch nicht so ausgiebig ergänzt werden konnten, wie man erwartete. Vielleicht hatte der nervus rerum gerendarum nicht die nötige Spannkraft.

Ungeachtet aller Anstrengungen war es doch nicht gelungen, die Fahrt so zu beschleunigen, um noch am 24. abends bis Orsova zu kommen. An diesem Tage erreichten wir in den Nachmittagsstunden Turn-Severin (am walachischen Ufer), mußten aber, obwohl die Entfernung bis Orsova nur eine verhältnismäßig geringe ist, doch dort übernachten, weil oberhalb Turn-Severin die Katarakte des „Eisernen Thores" begannen, und es platterdings unausführbar war, sich in der Dämmerung in dieses Labyrinth zu wagen.

In Abhilfe des nun wieder voll eingetretenen Proviantmangels, ging man nun praktischer vor als in Widin. Anstatt der weitwendigen und kostspieligen Brotbeschaffung, ließ man die Compagnien aus dem Menagegelde Maismehl und Speck einkaufen, woraus sich ohne weiterer Zuthat als Wasser, die rumänische Nationalspeise „Mamaliga" (Mamalei = Polenta) bereiten ließ, welche außerdem auch noch das fehlende Brot ersetzte. Unsere Ungarn machten zwar saure Gesichter zu dem in Aussicht stehenden Menu, aber der Speck versöhnte sie mit dem Maismehl um so eher, als sie sich beim Einkaufe hatten überzeugen können, daß in Turn-Severin eben nichts anderes zu haben war. Im übrigen ist Mamaliga mit heißem Speck gar kein so übles Gericht, dem wir am selben Abende auch alle Ehre erwiesen.

Nächstentags bei grauendem Morgen ging es wieder vorwärts. Heute endlich sollte das mit so viel Ungeduld erwartete „Eiserne Thor" sich öffnen und wir in jene labyrinthischen Ueberreste aus der Urzeit unseres Planeten eindringen, welche selbst den ausschweifendsten Vorstellungen noch immer hinreichenden Spielraum gewährten. Wohl hatte die Odyssee seit Braila einigermaßen abkühlend gewirkt, aber nun, sozusagen an der Schwelle des sagenumwobenen Tempels, wurden mit einemmal all die Bilder wieder lebendig, welche eine allzurege

Phantasie von diesem Naturwunder entworfen, lange bevor noch der erste Schritt gethan war, der dahin führte. Wieder beherrschte jetzt das „Eiserne Thor" ausschließlich das Gesprächsthema; man fabulierte um so eifriger, je weniger man davon wußte, ohne sich dadurch allzusehr von der Wahrheit zu entfernen, denn an solcher Wirklichkeit wurde jede Fabel zu Schanden.

Aber auch hier bewährte sich der nivellierende Einfluß des bekannten „embarras de richesses". Der Mensch ist nun einmal weder physisch noch geistig im stande, äußere Eindrücke über eine gewisse Grenze hinaus in stets gleicher Stärke in sich aufzunehmen. Wäre es bloß nur das „Eiserne Thor" allein gewesen, welches uns in seiner gigantesken Größe entgegentrat, gewiß hätte es das vollste Interesse bis zum Ende wachgehalten, ungeachtet so mancher, durch die Fahrtverhältnisse bedingter Ablenkungen. So aber bezeichnet jener Name nur den letzten Abschnitt der von Bazias bis unterhalb Orsova reichenden größten Stromenge Europas — der Klissura — also gewissermaßen den Ausgang derselben in das weite Donauthal, welches dann bis zur Mündung die Scenerie charakterisiert. Nahezu 130 Kilometer waren stromauf, im Kampfe mit den wild einherstürmenden Wogen, durch eine Unzahl von gefährlichen Klippen zurückzulegen. Wir verließen Turn-Severin am 25. und erreichten Bazias am 28. März! Dies war unter allen Umständen des Guten zu viel.

Wenn es nun einerseits dem ungewöhnlich hohen Wasserstande zu danken war, daß wir die Schiffe benützen konnten und nicht in langweiligen, beschwerlichen Fußmärschen bis Bazias wandern mußten, so stellte dieser anderseits die Leistungsfähigkeit von Schiff und Führer auf die härteste Probe. Daß von einer raschen, flotten Fahrt keine Rede sein konnte, wo das Schiff vorsichtig die oft nur wenig die eigene Breite übersteigende Spur zwischen den zahllosen, vielfach unter dem Wasserspiegel verborgenen Riffen suchen mußte, versteht sich wohl von selbst. Aber es kamen oftmals auch solche Stellen vor, wo der gewaltige Remorqueur die ganze Kraft aufbieten mußte, um nur einen geringen Teil seiner Last vorwärts zu

bringen. So war es unter anderem gleich am ersten Tage bei dem Dorfe Szip, ungefähr 7 Kilometer südlich von Orsova, wo Felsbänke und Riffe den Strom gleich einem Wehr quer durchschnitten, über welches die angestauten Wassermassen pfeilschnell herabstürzten. Nur immer mit je einem Schlepper konnte die „Sissek" dieses enorme Hindernis überwinden und bei jeder dieser Expeditionen kam es vor, daß der unter Vollkraft arbeitende Remorqueur oft minutenlang nicht von der Stelle rückte, bis es ihm endlich gelang, der wilden Naturgewalt Herr zu werden. Daß derlei Zwischenfälle, die uns oft lange Stunden an einem und demselben Punkte festhielten, selbst auch das Interesse an der großartigen Natur ringsum abschwächten, ist wohl erklärlich. Wie gesagt, wir verließen Turn-Severin noch im Morgengrauen und erreichten das kaum 15 Kilometer entfernte Orsova erst um Mittag, also nach sieben bis achtstündiger Fahrt. Dies gibt den ungefähren Maßstab unseres Vorwärtskommens der ganzen Klissura entlang.

Die Strecke bis Orsova unterbrach ein Intermezzo, welches uns recht lebhaft daran gemahnte, wie tief im Oriente, wie fern von „Europa" wir uns noch befanden, obgleich uns nurmehr wenige Kilometer von der österreichischen Grenze trennten.

Während wir vor Anker liegend abwarteten, bis unser Dampfer den letzten unserer Schlepper über das Wehr bugsiert haben würde, erregte das mißtönende Geschrei von Aasgeiern größter Gattung, deren wir viele auch hoch in den Lüften kreuzen sahen, unsere Aufmerksamkeit. Von den Matrosen orientiert, entdeckten wir alsbald die Ursache der auffallenden Ansammlung dieser sonst so scheuen Raubvögel. Auf dreien aus dem schroff abfallenden Waldgebirge am türkischen Ufer kahl aufragenden, nahe aneinander liegenden kleinen Kuppen, erblickte man je einen hohen, vollständig entrindeten Tannenstamm. Etwa 2 Meter unterhalb des scharf zugespitzten Wipfels befand sich eine ungefähr 2 Meter im Durchmesser haltende, aus Bohlen gezimmerte runde Scheibe und auf dieser, am Rücken liegend, die Leiche eines Menschen, dem die Spitze des Baumes mitten durch den Leib ging. Ganze Scharen von Aasvögeln umschwärmten lärmend diesen entsetzlichen Apparat,

während einige der größten sich an der Leiche festgekrallt hatten und in wütendem Kampfe jeden Fetzen ihres grausigen Mahles gegen die übrigen verteidigten.

Wie man uns belehrte, waren wir hier Zeugen einer Urteilsvollstreckung, mittels welcher die türkische Justiz die jedenfalls sehr schweren Verbrechen der Gerichteten sühnte. Wer den hohen religiösen Wert kennt, den sowohl Mohammedaner, wie orthodoxe Christen auf ein streng rituales Begräbnis legen, wird sofort den Konnex zwischen dieser Strafmethode und dem Kult erkennen: der Gerichtete sollte nicht im Schoße der geweihten Erde den Tag des Gerichtes erwarten können, sondern in der Wildnis, zwischen Himmel und Erde schwebend, den Vögeln zum Fraße werden. Ob die drei, welche wir hier schaudernd betrachteten, zuerst hingerichtet und dann gespießt wurden, oder ob man ersteres für überflüssig gehalten, konnte man uns nicht sagen! Später, oberhalb Orsovas, fanden wir nochmals solche Gerüste, aber sie waren leer — die Aasvögel hatten bereits ihre Schuldigkeit gethan. —

Heller Jubel von allen Schiffen feierte die Ankunft in Orsova gleich einem hohen Festtage. Das Bewußtsein, nun endlich all den unberechenbaren und nicht immer gerade angenehmen Ueberraschungen des orientalischen Teiles unserer Donaufahrt auf immer entrückt zu sein, verwischte für den Augenblick jede Spur leidigen Erinnerns und ließ den Eintritt in die Heimat, im eigentlichsten Sinne des Wortes, als Erlösung erscheinen.

Wer nach einem vierzehntägigen Marsche bei schändlichem Frühjahrswetter, dann fast zwei Wochen hindurch, nicht viel besser als unter freiem Himmel, auf die unwirtlichen Räume eines Schleppschiffes beschränkt war, wo alles und jedes improvisiert, auch hinter den restringiertesten Ansprüchen auf Menschenwürdigkeit erklecklich zurückblieb, der allein könnte es würdigen, was wir empfanden, als uns an Stelle des weihlich genossenen orientalischen Chaos nun endlich wieder europäische Zustände winkten.

Vor allem wurden die Compagnien von dem dortigen k. k. Verpflegsmagazine „systemmäßig" mit Proviant versehen; es gab

nun wieder Brot, Fleisch, Viktualien, und binnen kurzem brodelte in den Kesseln die „vorschriftsmäßige Menage". Dann aber stürzte von den Offizieren alles, was sich losmachen konnte, ans Land, in die Gasthäuser. Nach Wochen wieder einmal schwelgten wir in dem Genusse auf einem wirklichen Sessel zu sitzen, die Füße behaglich unter den rein gedeckten Tisch auszustrecken und statt des ewigen Einerlei von Schöpsenfleisch, Maismehl und sonstigen Surrogaten europäischer Nahrungsmittel, an denen sich alle Kochkünste der Steuermännin fruchtlos abmühten, das, wenn gleich noch etwas beschränkte Menu nach eigener Wahl zu bestimmen. Unsere Invasion hatte in dieser Hinsicht viel Aehnlichkeit mit einem Heuschreckenschwarme — in unglaublich kurzer Zeit war Orsova, beziehentlich die frequentablen Speiselokalitäten, so kahlgefressen, daß die später kommenden „Diensthabenden" Mühe hatten, noch grüne Stellen zu finden.

Der Annehmlichkeiten unserer „schwimmenden Paläste" waren wir freilich noch nicht los und ledig. Unsere Fahrt sollte noch manchen Tag dauern und nach wenigen Stunden schon konnten wir, an Ada Kaleh vorüber, wieder das monotone Gestampf der Schaufelräder unserer unermüdlichen „Sissek" vernehmen. Aber männiglich wußte, daß es nun zu Ende gehe; die Stimmung war eine gehobene, der kurze Aufenthalt in Orsova hatte uns, sozusagen, mit einem Schlage europäisiert; unser ganzes Denken und Fühlen war nun ein anderes als bisher. Auch das Wetter hatte sich zum Guten gewendet; ein herrlicher blauer Frühlingshimmel spannte sich über den prachtvollen Formationen der Klissura, deren Großartigkeit wir nun im Vollgefühle physischen Behagens auf uns einwirken ließen.

Ohne störende Zwischenfälle erreichten wir am 28. Bazias, wo die Compagnien des 1. Bataillons ausgeschifft werden sollten, indes wir andern, das 3. Bataillon, die Fahrt nach Peterwardein fortzusetzen hatten.

In Bazias war damals noch wenig zu holen. Die Eisenbahn endete noch im fernen Westen und nur die Dampfschiffahrt auf der Donau, sowie die Lage am Eingange der Stromenge

hatten den Namen dieses geographischen Punktes auf die Bildfläche gehoben. Außer den Gebäuden der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft und einem ziemlich primitiven Wirtshause war die Besiedlung so gering, daß die Compagnien des 1. Bataillons in einem landeinwärts gelegenen Orte die Ankunft der übrigen drei Compagnien abwarten mußten.

Noch einmal, zum letztenmal, hob die „Sissek" ihre Anker und führte uns an Semendria, Belgrad, Semlin, Slankament vorüber, unserem künftigen Garnisonsorte zu. Es war in den ersten Nachmittagsstunden des 30. März 1857, als die imposant aufragenden Werke von Peterwardein, des österreichischen Gibraltar, am Horizonte auftauchten. Kurz danach führte uns die „Sissek" an die Landungsbrücke der Festung.

Wir waren am Ziele!

1859.

Reflexion.

„Duobus litigantibus, tertius gaudet."

Wenn zwei ſtreiten, freut ſich der dritte! Das will wohl beſagen, es falle jenem der größere Vorteil zu, der nicht mitgeſtritten, ſondern es über ſich gebracht, ruhig zuzuſehen, wie die beiden Kämpen ſich gegenſeitig ſchwächten.

Auf die Ereigniſſe der Jahre 1854—57 angewendet, war es jedenfalls Oeſterreich, dem dieſe glückliche Rolle zugefallen und, wenn man die Größe des Vorteiles nach der Dauer des Zuſehens bemeſſen darf, ſo mußte unſerem Staate unbedingt der Löwenanteil werden, denn wir haben dem Ringen ganz reſpektabler Gegner lange genug zugeſehen, um unſerem Freudenanteile die weiteſten Grenzen zu ziehen.

Leider können die ſogenannten „Geflügelten Worte" nicht immer vor der Wirklichkeit beſtehen. War in unſerem Falle ſchon das „Zuſehen" nicht ganz ſo vergnüglich, wie man es ſich anfänglich wohl dachte — denn es kam etwas teuer zu ſtehen — ſo fiel uns von der verheißenen Freude noch weit weniger zu; im Gegenteile, es freute ſich zuguterletzt ein ganz anderer, der lange nicht ſo virtuos im Zuſehen war wie wir. — Vielleicht verſtand er das Zugreifen um ſo beſſer!

Doch, ſei dem wie immer, die Zeit verfolgte unaufhaltſam ihre Bahn und brachte mit ſich, was ſie eben bringen mußte. Der Frieden von Paris hatte allerdings den „ehernen Mund der Kanonen" geſchloſſen, an deſſen Stelle aber trat das unheimliche Flüſtern der Diplomaten, welche nunmehr emſig daran waren, das eigentliche Facit der jüngſten Vergangenheit zu

fruktifizieren. Wir Soldaten kümmerten uns im ganzen wenig um dieſe Maulwurfsarbeit, das Politiſieren war damals in der Armee überhaupt nicht Mode, aber eine gewiſſermaßen inſtinktive Ahnung hatten wir doch, daß die Haltung Oeſterreichs während des Krimkrieges ſchwerlich nach allen Seiten hin befriedigt haben dürfte, und wir daher über kurz oder lang mit jenen abzurechnen haben würden, denen die öſterreichiſche Politik nicht zu Dank war — und das waren ja durchwegs alle. Die kurzen Intervalle zwiſchen unſerem Rückmarſche aus den Donaufürſtentümern und der Konzentrierung der kaiſerlichen Truppen am Po war alſo nur ein Uebergangsſtadium, welches in dieſen Blättern ſchon der Vollſtändigkeit des Geſamtbildes wegen nicht ganz unerwähnt bleiben darf.

Peterwardein—Prag.

(1857—1859.)

Als wir im Frühjahre 1857 die Donaufürstentümer verließen, schwebte uns die Zukunftsgarnison Peterwardein keineswegs im Lichte idealer Poesie vor. Schon der Begriff „Festung" hat für den Troupier etwas Beklemmendes. Scharfer Dienst unter Commandanten, die in dem der Armee nur oberflächlich bekannten Festungsreglement schon fast verknöcherten, schlechte Unterkünfte, Mangel an gesellschaftlichen Ressourcen, kurz alles, was unter der odiosen Bezeichnung „Kommiß"[1]) zusammengefaßt wird, liegt wie ein düsterer Nebel über dem Bilde, welches er sich von der „Festung" entwirft. Und nun gar Peterwardein! Wer kannte dieses weltvergessene Nest, wer hat je Gutes von ihm gehört? Im ganzen Regimente war niemand, der sich dessen rühmen konnte. Nicht die sagenhafte Gründung durch Peter von Amiens, noch die ruhmvollen Kämpfe Prinz Eugens haben verhindern können, daß sein Renommee das denk-

[1]) „Kommiß" ist eine in der Armee gebräuchliche Abbreviatur von „Kommission, Kommissär". Alles was an Armeebedürfnissen im Wege einer Kommission beigebracht wird, überhaupt also was das Aerar liefert, erhält den bezeichnenden Beisatz „kommiß". Wie gewagt diese Abbreviatur sprachlich auch erscheinen mag, in der Armee hat sie sich das Bürgerrecht ersessen; ist doch z. B. selbst im dienstlichen Verkehre das Wort „Kommißbrot" noch heute gang und gäbe. Der immer rege Armeewitz hat diesen Gattungsnamen seit Olims Zeiten auch auf Personen, Sachen, Verhältnisse u. dergl. übertragen, die er, gelinde gesagt, als sehr „hausbacken" stigmatisieren will. Neuestens wird wohl dem nicht ganz salonfähigen „kommiß" das feiner klingende „ärarisch" substituiert; was aber den Gebrauch des ersteren in abträglichem Sinne betrifft, ist er auch jetzt noch der herrschende.

bar schlechteste war: ein Fieberneſt erſten Ranges, welches ſchon mehr als eine Garniſon decimierte; fern von den Centren der Kultur, ſind dort Eiſenbahnen noch ganz unbekannte Dinge; die nächſte Eiſenbahnſtation, Groß-Kikinda, 150 Kilometer entfernt, nur nach grauenhafter Fahrt auf grundloſen ungariſchen Straßen zu erreichen. Einzig die Dampfſchiffe vermitteln den Verkehr mit Peſt ohne beſondere Eile oder Pünktlichkeit. Dazu ein äußerſt beſchwerlicher Dienſt infolge einer Ueberzahl von Feſtungsſträflingen, deren Gros aus den politiſchen Wirren der Jahre 1848—49 ſeinen Urſprung ableitet; der Commandant ein wahrer Wüterich von Anno dazumal. Kurz, die Hölle konnte nicht ſchwärzer ſein, als dies unglückliche Peterwardein im Munde der Fama.

Doch, wenn irgendwo die Regel gilt, daß die Dinge meiſt beſſer ſind als ihr Ruf, auch kein Berg ſo ſteil iſt, wie er von ferne ausſieht, ſo war dies hier der Fall. Nicht als wäre alles, was über dieſe Feſtung geſagt wurde, abſolut unwahr; weit entfernt davon; aber bei all dieſen Schildereien haben Wahrheit, Vorurteil und unrichtige Auffaſſung veränderlicher Verhältniſſe größeren Wert auf die Tradition gelegt, als auf die eigene Ueberzeugung und den beſſernden Einfluß der Zeit. Uns hatten die Eindrücke einer romantiſchen Donaufahrt vorerſt über alle Schreckniſſe der künftigen Garniſon hinwegſehen laſſen; als wir dann den Ort unſerer Beſtimmung erreichten, bot ſich uns ein weit friedlicheres Bild.

Peterwardein liegt auf der äußerſten Spitze der Fruska Gora, einem nördlichen Ausläufer des Vrdnikgebirges, welches ſich von Vukovár bis Szlankament in einer Ausdehnung von etwa 80 Kilometern hart am rechten Donauufer hinzieht. Die äußerſte Spitze dieſes Ausläufers endet in einem 75 Meter ſchroff abſtürzenden Baſaltfelſen, bei dem ſich die Donau nach einem kurzen nördlichen Laufe plötzlich in ſehr ſcharfem Winkel nach Südoſt wendet, ſo daß die auf einer Art Landzunge liegende Feſtung das Terrain nach Weſten, Norden und Süden frei beherrſcht.

Gegenüber dem Punkte, wo die Donau ihren Lauf ändert, liegt eine ausgedehnte, mit Auen und Wieſen bedeckte Inſel,

die „Kriegsinsel", von einem ziemlich breiten toten Arme in stundenweitem Bogen umflossen. Bis in die neuere Zeit bildete dieser Arm das Bett des Hauptstromes, indes der heutige Lauf der Donau jahrhundertelang als seichter, versumpfter Nebenarm die Insel vom rechten Stromufer trennte. Diese Aenderung im Laufe des gewaltigen Stromes ward durch die während der Türkenkriege erfolgte Anlage eines massiven Werkes auf der Südwestspitze der Insel hervorgerufen, welches, von den andringenden Fluten allmählich unterwaschen, endlich in den Strom stürzte und ihn dadurch nötigte, sich in dem bisherigen toten Arme ein neues Bett zu suchen. Die noch heute teilweise zu Tage liegenden kolossalen Ruinen lassen dies begreiflich erscheinen. Doch hatte die gewaltsame, unnatürliche Abänderung des Stromlaufes die in sanitärer Hinsicht sehr ungünstige Folge, daß bei den jährlich eintretenden Hochwässern die Fluten sich dem abnorm gekrümmten Bette nicht rasch genug accommodieren konnten, und daher regelmäßig sowohl die Kriegsinsel wie auch das flache linke Ufer weithin überschwemmten. Lief dann das Wasser ebenso schnell ab, wie es gekommen war, so blieben ausgedehnte Sümpfe und zahllose Fischkadaver zurück, deren Miasmen die Luft verpesteten. Dies, sowie die seit jeher vorhandenen Moräste, die fast immer nassen Gräben der „Unteren Festung", in denen das Wasser zugleich mit dem Niveau der Donau steigt und fällt, dann der Mangel an gesundem Trinkwasser haben jene Fieberatmosphäre hervorgerufen, welche Peterwardein zu einem der ungesundesten Plätze der Monarchie machte, der insbesondere von den Besatzungen sehr erhebliche Opfer forderte. Die rastlos vorschreitende Kultur hatte jedoch schon zur Zeit unserer Ankunft diese Uebelstände bedeutend eingeschränkt und sie bis heute auf ein Minimum reduziert. Wir hatten während ein und einem halben Jahre verhältnismäßig wenig vom Fieber zu leiden.

Auf dem schon erwähnten Basaltfelsen erhebt sich, steil und schroff aus der Donau aufragend, der älteste Teil Peterwardeins — die „Obere Festung", welche damals von einem Bataillon eines Grenzregimentes besetzt war. Ausschließlich nur Kriegszwecken dienend, enthält der uralte Bau in seinem sehr be-

schränkten Innenraume bloß eine Kaserne, ein Zeughaus und einige andere militärische Etablissements. Ein von türkischen Gefangenen kunstvoll bis unter den Wasserspiegel der Donau abgeteufter Ziehbrunnen lieferte einst der Besatzung das nötige Wasser. Heute pumpen Sträflinge mittels einer Hebemaschine, die durch ein riesiges Tretrad in Bewegung gesetzt wird, das Wasser aus der Donau direkt in die obere Festung.

Eine gedeckte hölzerne Stiege führt auf ungefähr 600 Stufen in die „Untere Festung", dem eigentlichen bewohnten Teil von Peterwardein, der in Summa nur 47 Privathäuser zählt und einer Vergrößerung kaum fähig ist. Auf der Westseite erheben sich die Mauern unmittelbar aus dem Strome; erst an der Ostfront treten sie allmählich zurück, um sich in leichtem Bogen an das ausgedehnte Hornwerk anzuschließen, welches den Bergrücken, auf dem die „Obere Festung" liegt, krönt und die großartigen Befestigungen gegen Südosten abschließt.

Von hier aus entwickelt sich in südöstlicher Richtung, gegen Kamenitz hin, das jedem Kriegstechniker bekannte Minensystem, welches zur Türkenzeit eine bedeutsame Rolle spielte und heute noch eine ohne Rivalen dastehende Sehenswürdigkeit aus der Zeit vormaligen Festungskrieges bildet.

Eine 257 Meter lange Schiffbrücke mit doppelter Fahrbahn, durch einen weitläufigen Brückenkopf gedeckt, führt von der Festung nach dem meist von Serben bewohnten Neusatz.

Vielfach wird Peterwardein in althergebrachter Weise als eine der stärksten Festungen der Monarchie genannt; es ist dies eben ein veralteter Begriff, der sich wohl auf Bauart und Lage beziehen kann, keineswegs aber in strategischem Sinne ernst zu nehmen ist. Sieht man die gigantischen Mauern, die tiefen Gräben der in tadelloser Kriegsbereitschaft gehaltenen Fortifikationen, mit einem Wort, überläßt man sich dem Eindrucke, welchen die in finsterer Majestät, einem erratischen Blocke gleich, aus der nach drei Weltgegenden den Horizont berührenden Ebene sich erhebende Feste auf den Beschauer ausübt, dann wird solch ein Urteil erklärlich. Zu früheren Zeiten war es jedenfalls vollberechtigt; nun aber hat auch für die altehrwürdige Schöpfung Peters von Amiens die Stunde geschlagen, die sie ihrer Jahr-

hunderte hindurch behaupteten Macht entkleidete: über den Wert einer Stromsperre, eines festen Depotplatzes dürfte die Bedeutung Peterwardeins, welches bestenfalls 10000 (?) Mann aufnehmen kann, kaum mehr hinausgehen. Zweifellos aber wird man — Gibraltar etwa ausgenommen — wohl nirgends in Europa so immense Steinmassen auf so geringem Raume aufgehäuft finden, wie eben hier.

Commandant dieses aus grauem Altertume in die Gegenwart hineinragenden Wahrzeichens war F.M.Lt. Vincenz Victor de Pontis. Ein Veteran aus den Befreiungskriegen, repräsentierte er das vollendetste Ideal eines alten Soldaten aus einer Zeit, welche durch die turbulenten Ereignisse der abgelaufenen Decennien dem Gedenken der jetzigen Generation noch mehr entrückt wurde, als dies der natürliche Gang der Dinge an sich bedingte. Ein geradezu klassischer Soldatenkopf mit einem Gesichte von fast jugendlicher Frische, welches volles, schneeweißes Haar und eben solcher Schnurr- und Backenbart in schönem Kontraste umrahmte, thronte auf einem Körper, der, in ebenmäßigen Formen die Mittelgröße überragend, die Attribute des Greises mit der Elasticität kraftvollen Mannesalters vereinte. Aufrechten Hauptes, stramm, aber ungezwungen in allen seinen Bewegungen, ließ nichts die Beschwerden des Alters erkennen, wenngleich eine im Jahre 1815 erhaltene schwere Verwundung ihn nötigte, sich beim Gehen eines Stockes als notwendiger Stütze zu bedienen.

Ungeachtet des martialischen Aeußeren schlug aber doch ein edles, warmfühlendes Herz in der Brust unseres Commandanten, der in wahrhaft väterlicher Weise um das Wohl seiner Untergebenen besorgt war. Nur in Betreff des Festungsreglements verstand er keinen Spaß. Wer sich gegen dieses verging oder der Autorität des Festungscommandanten nur im entferntesten nahe trat, durfte eines bösen Empfanges gewärtig sein. Doch auch dann erwies er sich ebensosehr als wohlwollenden Vorgesetzten, wie als rücksichtslosen Verteidiger seiner Prärogative.

Zur Charakteristik dieses, einer vielleicht schon im Aussterben begriffenen Species angehörenden Kriegers aus der „guten alten Zeit" möge es gestattet sein, vorgreifend hier einiger

Fälle zu erwähnen, welche dessen ganzes Gehaben treffend illustrieren.

Als F.M.Lt. Victor bei einem Spaziergange in den Festungswerken einen als Arrestantenbedeckung verwendeten Soldaten unseres Regimentes auf einer groben Dienstesverletzung betraf, ließ er sich denselben durch den Bataillonscommandanten, Oberstlieutenant v. Klapka, vorstellen. Wir alle waren überzeugt, daß Inkulpat nur mit einer tüchtigen Dosis St.-St.[1]) aus der Affaire gehen werde — und nach den damaligen Anschauungen auch mit Recht. Victor geriet schon beim Anblicke des Verbrechers, der sich so schnöde gegen das Festungsreglement vergangen hatte, in heftige Aufregung; er hielt ihm eine flammende Standrede, von welcher der arme Kerl allerdings kein Wort verstand, jedoch schon nach dem Tone der Musik in keinem Zweifel über das Finale war. Endlich wandte sich Victor zornglühend gegen Oberstlieutenant Klapka: „Wiederholen Sie zu Hause dem Manne, was ich gesagt habe, und lassen Sie ihm — einen strengen Verweis in das Strafenprotokoll eintragen." Mit sehr verschiedenen Gefühlen verließen beide das Commandantenhaus; Oberstlieutenant Klapka, selbst ein sehr edeldenkender Offizier, gewiß voll Hochachtung vor einem Vorgesetzten, der auf das Pflichtgefühl des Soldaten nicht gleich mit dem „Haslinger"[2]) einzuwirken suchte — der Delinquent aber in keineswegs angenehmer Erwartung der Dinge, die, wie er meinte, nun kommen würden. Es kostete einige Mühe, dem ganz verdutzten Puszta Bacsi die eigentliche Tragweite des über ihn gesprochenen Urteils klar zu machen. Jedenfalls aber war der „strenge Verweis" ein Unikum in den Strafprotokollen des Regiments seit dessen Bestande.

Einen ganz anderen Verlauf nahm ein zweiter Fall.

Im Sommer 1857 zeigte F.M.Lt. Marziani, Truppendivisions-Commandant im Temeser Banate, dem auch die Garnison von Peterwardein unterstand, dem Festungscommando an, daß er zu deren Inspizierung mit dem Kriegsdampfer „Erz-

[1]) Die übliche Abbreviatur für „Stockstreiche".

[2]) Der Korporalstock aus Haselholz.

herzog Albrecht" in Peterwardein ankommen werde. F.M.Lt. Victor erließ sonach die erforderlichen Weisungen, um den hohen Besuch genau nach den Satzungen des Festungsreglements zu empfangen. Es war auch wirklich alles in schönster Bereitschaft, doch die Sache kam anders.

Nach den Bestimmungen des Reglements durfte weder eine Truppe, noch Kriegsmaterial welcher Art immer, die Festung betreten, ohne vorher an der fortifikatorischen Grenze (Festungsrayon) Halt gemacht und von dort aus die Erlaubnis zum Einrücken, beziehungsweise Durchmarsche, vom Festungscommando eingeholt zu haben. Selbstverständlich war diese Vorschrift auch für die Kriegsdampfer der Donauflottille bindend. Diese hatten bei der fortifikatorischen Grenze Anker zu werfen, die Salutschüsse abzugeben und inzwischen durch einen Offizier die Erlaubnis zum Einfahren und Landen einzuholen.

Am festgesetzten Tage war das ganze Offizierscorps en parade auf dem Platze vor dem Commandantenhause um F.M.Lt. Victor versammelt; bei den in der Westfront der „Oberen Festung" placierten Geschützen standen die Artilleristen mit brennenden Lunten bereit, die Salutschüsse des Kriegsdampfers zu erwidern, worauf dann der Festungscommandant sich mit der ganzen Cortège zum Empfange an die Kriegslandungsbrücke begeben würde. Endlich wurde von der Signalstation in der „Oberen Festung" der Kriegsdampfer signalisiert und alles wartete gespannt auf den ersten Schuß; aber Minute nach Minute verging, nichts regte sich, nur das Schnauben der Schiffsmaschine bewies, daß der „Albrecht" seine Fahrt ununterbrochen fortsetze und jedenfalls schon die scharfe Biegung des Stromes bei der Kriegsinsel erreicht habe.

F.M.Lt. Victor war sprachlos, das Unerhörte geschah — der Kriegsdampfer fuhr unter vollständiger Ignorierung des Festungscommandos bis an die Mauern von Peterwardein! Niemand wagte auch nur zu flüstern; man sah ein Gewitter im Anzuge, ohne sich auch nur annähernd ein Bild von dessen Verlaufe machen zu können. Endlich wandte sich F.M.Lt. Victor zum Platzoberstlieutenant und gab, mühsam seine Erregung niederkämpfend, mit fester, aber eigentümlich klingender Stimme seine

Befehle: das Waſſerthor war, bis auf die kleine Thür für Fußgänger, zu ſchließen; auf der „Oberen Feſtung“ wurde die Flagge eingezogen, die Artilleriſten hatten bis auf weiteren Befehl keinen Schuß abzugeben; an der ganzen Weſtfront durfte ſich weder am Ufer noch auf den Wällen irgendwer blicken laſſen. Die Feſtung lag da wie ausgeſtorben.

Mittlerweile war der Kriegsdampfer knapp vor der Schiffbrücke angelangt, warf dort mitten im Strome Anker und begann hierauf den Salut mit Flaggen und Geſchütz. Dem langſam verhallenden Echo des letzten Schuſſes folgte eine geradezu unheimliche Stille. Auf dem Kriegsdampfer erwartete man augenſcheinlich die Erwiderung des Salutes, während wir in faſt fieberhafter Erregung der weiteren Entwicklung der Dinge entgegenſahen. F.M.Lt. Marziani war gerade kein Muſter chriſtlicher Sanftmut und Geduld — wir kannten ihn ja noch von der Moldau her —, bei unſerem Commandanten aber, der unbeweglich, wie aus Bronze gegoſſen, daſtand, war auf Nachgiebigkeit ebenfalls nicht zu rechnen. Von beiden Seiten war die Situation bis zur äußerſten Spitze getrieben; beide Generale glaubten ſich in unbeſtrittenem Rechte, jeder fühlte ſich in ſeiner Autorität verletzt und ſchien entſchloſſen, dieſelbe nachdrücklichſt zu wahren. Mit Bangen harrten wir des Momentes, der dieſe gewitterſchwüle Spannung löſen, die Gegenſätze ausgleichen würde. Ueber das „Wie“ fehlte uns allerdings jede Vorſtellung.

Endlich, nach faſt einer Viertelſtunde, wurden von der Donau her, von welcher wir nur durch den niederen Außenwall getrennt waren, Commandoworte laut; man hörte das Knarren der Ankerwinde, die gewaltigen Schaufelräder ſchlugen in die Fluten — der „Albrecht“ fuhr an die Kriegslandungsbrücke. Bald konnte man vernehmen, wie er dort vertäut wurde, und kurz darauf verkündete das Klirren der Säbel am Ufer, daß die Kataſtrophe unmittelbar bevorſtehe.

Energiſchen Schrittes durchmaß Marziani den verdunkelten Thorweg; nur wenige Schritte ging ihm Victor entgegen und flammenden Blickes ſtanden ſich alsbald die alten Krieger gegenüber. „Excellenz,“ tönte es ſcharf abgeriſſen, faſt gleichzeitig

aus beider Munde, aber Victor ließ sich als Rangsälterer das erste Wort nicht nehmen. „Excellenz," apostrophierte er kategorisch sein vis-à-vis, „wer hat Ihnen erlaubt, mit einem Kriegsschiffe in meine Festung zu fahren und mit Kanonen zu schießen!" — Marziani blieb die Antwort nicht schuldig. Er habe als Divisionär das Recht, die ihm unterstellten Truppen zu inspizieren, wo immer dieselben im Dienste verwendet würden. Im übrigen habe er hierzu die Bewilligung des Gouverneurs eingeholt, welcher ihm auch die Benützung des Kriegsdampfers zugestanden habe. Aber es half ihm wenig. Victor erwiderte, daß er als Festungscommandant nur Seiner Majestät dem Kaiser oder dessen Stellvertreter, dem Militär- und Civilgouverneur F.M.Lt. Grafen Coronini, unterstehe, und auch nur von diesen beiden Stellen Befehle anzunehmen habe. Aber selbst wenn F.M.Lt. Marziani einen solchen vorweisen könnte — was jedoch nicht der Fall sei —, so müßten dennoch die Vorschriften des Festungsreglements haarscharf eingehalten werden. Eben diese aber wurden durch das Einfahren des Kriegsschiffes gröblich verletzt; er müsse dem gegenüber im Interesse des Allerhöchsten Dienstes auf unverweilter Remedur beharren, widrigens nicht Ein Mann der Besatzung zur Inspizierung ausrücken werde. „Denn," so schloß Victor, „das Verfügungsrecht über die Besatzung einer Festung steht dem Festungscommandanten zu und sonst niemanden."

Dabei blieb es. Marziani mußte sich dem starren Wortlaute des Festungsreglements beugen, dem er offenbar nicht genügende Aufmerksamkeit zugewendet hatte. Im Interesse der Aufrechterhaltung des Dekorums konzedierte Victor, daß er mit seinem Stabe in der Festung blieb; der Kriegsdampfer jedoch mußte wieder über die fortifikatorische Grenze zurück, salutierte dort neuerdings die Festung mit den obligaten Kanonenschüssen, die nun erwidert wurden, und legte dann an der Kriegslandungsbrücke an.

Aber schon der nächste Tag gebar einen neuen Konflikt, als F.M.Lt. Marziani die dienstfreie Besatzung zu einer Feldübung beorderte, von welcher sie erst nach 1 Uhr mittags einrückte. Victor verbot dies mit der gewiß triftigen Begründung,

daß die Besatzung in allererster Linie für den Festungsdienst da sei, man aber von einem während vieler Stunden abgehetzten Soldaten, der kaum die längst kalt gewordene Menage in Eile hinabgewürgt habe, unmöglich fordern könne, daß er unmittelbar darauf den höchst anstrengenden und verantwortungsvollen Dienst als Arrestantenbedeckung gewissenhaft versehe. Marziani mußte auch hier dem guten Rechte weichen, entschädigte sich aber dadurch, daß er von da an die Feldübungen erst nach 4 Uhr nachmittags beginnen ließ, wodurch aus denselben thatsächlich Nachtmanöver wurden.

Auch sonst ließ sich F.M.Lt. Victor keinen Fall entgehen, jeden, wenn auch unbeabsichtigten Eingriff in seine Rechte zurückzuweisen. Als einst unser Regimentscommandant, Oberst Lippert, einen Offizier des 3. Bataillons von Peterwardein zur Leitung der Regimentsadjustierung nach Temesvár berief, ließ ihn Victor nicht abgehen. „Das wäre gut," sagte er, „wenn mir jeder Truppencommandant nur so ohne weiteres meine Offiziere abcommandieren dürfte. Da könnte ich am Ende selbst die Hauptwache beziehen." — Es bedurfte thatsächlich eines Befehls von Seite des Militär- und Civilgouverneurs, um den Offizier an seine neue Bestimmung zu bringen.

War aber F.M.Lt. Victor anderen gegenüber ein wahrer Fanatiker, sofern es sich um die Paragraphen des Festungsreglements handelte, so blieb er dies nicht minder, wenn dieselben seine eigene Person betrafen. Im Oktober 1857 kündigte der Militär- und Civilgouverneur, zugleich commandierender General im Temeser Banate, F.M.Lt. Graf Coronini, seinen Besuch in der Festung an. Wir waren seither in nähere Bekanntschaft mit dem vielgenannten Festungsreglement getreten und hatten herausgefunden, daß in dem oben erwähnten Falle der Festungscommandant dem Gouverneur bis an die fortifikatorische Grenze entgegenzureiten und ihn dann zu Pferde in die Festung zu geleiten habe. Nun wußte aber jedermann, daß Victor wohl zwei Wagenpferde, jedoch kein Reitpferd besaß; reiten hatte ihn überhaupt noch niemand gesehen und das war auch begreiflich, da ihm sein zerschossenes Bein mitunter schon das Gehen sauer machte. Es kann daher nicht wundernehmen,

wenn nicht nur die „Jungen", sondern auch die „Alten" neugierig waren, wie sich der alte Herr aus der Affaire ziehen werde. Als wir aber vernahmen, daß er sich auch hier strenge an das Reglement zu halten gedenke und sich bereits vom Geniemajor dessen Pferd ausgeliehen habe, da erfüllte uns Mitleid und ernste Sorge. Denn ist es, wie bekannt, schon für einen berufsmäßigen Reiter nicht ganz bequem, ohne jede Probe ein fremdes Pferd zur Parade zu reiten, um wie viel mehr für einen alten Mann, der bei aller Rüstigkeit doch des Reitens schon lange entwöhnt war und auch noch mit physischen Gebrechen zu rechnen hatte.

Als am Tage der Ankunft des Gouverneurs, der zu Lande von Semlin kam, die Besatzung in entwickelter Linie die „Grüne Baumgasse" entlang formiert war, und das Pferd an der Front vorüber zum Commandantenhause geführt wurde, da hatten wohl die meisten den geheimen Wunsch, der ominöse Gaul möchte noch im letzten Moment auf irgend eine Art undienstbar werden und so das fatale Abenteuer auf gutem Wege verhindern. Gespannt horchten wir gegen den Platz vor dem Commandantenhause, welchen man, da er senkrecht an das Ende der Gasse anschloß, nicht sehen konnte. Schon ließen die Hufschläge eines courbettierenden Pferdes Schlimmes ahnen, als zu allgemeinem Erstaunen F.M.Lt. Victor, gefolgt von einem Geniehauptmanne, in tadelloser Haltung und regelrechtem Generalsgalopp um die Ecke bog und die Front entlang sprengte, kaum daß noch rechtzeitig das Commando „Präsentiert!" gegeben werden konnte. So ging es fort bis zur fortifikatorischen Grenze, eine starke halbe Stunde weit. Dort vermochte F.M.Lt. Graf Coronini den prächtigen alten Soldaten nicht zu bewegen, vom Pferde zu steigen und bei ihm im Wagen Platz zu nehmen. Stramm wie ein junger Adjutant blieb Victor dem Wagen zur Seite, bis der Gouverneur die Festung erreicht und die Front der Truppen passiert hatte.

Soll'n 's ihm nachmachen!

Aber nicht allein in der genauen Handhabung des Dienstes kam die echte Soldatennatur Victors zum Ausdrucke; wie er

als Offizier dachte und fühlte, spiegelt sich in einer, an sich unbedeutenden Episode wieder, die in den ersten Sommer unseres Aufenthaltes in Peterwardein fiel.

F.M.Lt. Victor pflegte alljährlich für mehrere Wochen ein Bad zu besuchen. Abreise und Rückkehr, beziehungsweise Uebergabe und Rückübernahme des Festungscommandos an Oberstlieutenant v. Klapka wurde natürlich ebenfalls in reglementarer Form und zwar durch eine „große Wachparade" gefeiert, deren Glanzpunkt die altehrwürdige „Parola-Ausgabe" bildete. Sämtliche Offiziere en parade standen da vor der Front der neuen Wachen in einem Kreise; F.M.Lt. Victor sagte dem links von ihm Stehenden die „Parola" leise ins Ohr, und so ging es weiter, bis der letzte das geheiligte Wort wieder dem Festungscommandanten zuraunte. Wehe, wenn es unrichtig oder entstellt zurücklangte. Nach der Wachparade wurde Cercle gehalten, worauf sich der Commandant recht herzlich verabschiedete, respektive uns begrüßte.

Bei der ersten Rückkehr traf es sich nun, daß F.M.Lt. Victor den Cercle mit der Frage an Oberstlieutenant Klapka eröffnete, ob im Stande der Garnison Veränderungen vorgekommen seien. „Nein," erwiderte dieser, „nur meinen Adjutanten habe ich verloren." — „Was, ist er gestorben?" fragte Victor voll Teilnahme. — „O nein, Excellenz," gab Klapka zurück, „er ist ganz wohl; aber er hatte ein Verhältnis mit der Tochter eines Stabsoffiziers des Platzcommandos, welches in der letzten Zeit unliebsame Weiterungen hervorrief, so daß ich es für geraten fand, um die Transferierung des Lieutenants K. anzusuchen, welche auch bewilligt wurde; mein neuer Adjutant ist bereits. . . ." Weiter kam unser Bataillonscommandant nicht. Wir hatten schon während seines Berichtes in dem Gesicht des „alten Herrn" jene unverkennbaren Symptome wahrgenommen, die bei ihm auf Sturm zeigten und dieser ließ auch nicht lange auf sich warten. „Ah, hören Sie mir auf," unterbrach er Klapkas Referat, „der Offizier ist zum Dienste da, aber die Aufsicht über die Tochter hat der Vater zu führen. Das darf man nicht durcheinander mengen. Hätte man mich, als ich noch Lieutenant war, immer transferieren wollen, sobald

ich eine Liebschaft hatte — ich wäre keine acht Tage in ein und derselben Garnison geblieben."

So wie der Commandant, entstammten auch die übrigen Funktionäre des Festungs- und Platzcommandos einer, nur mehr durch wenige Ueberlebende repräsentierten Generation von Offizieren; es war dies aber auch die einzige Aehnlichkeit, die sie mit ihrem Commandanten gemein hatten. Eine Ausnahme hiervon machte nur der Platzlieutenant, der seines Zeichens früher Kapellmeister bei einem Infanterieregimente war.

Dies ist, in großen Zügen angedeutet, die Scenerie, welche für die nächste Zeit unser Thun und Treiben umgab. Als wir am 30. April 1857 in Peterwardein einrückten, empfingen wir Eindrücke, die sich kaum zutreffend schildern lassen. Es war, wenn der Ausdruck richtig gewählt ist, ein Stück eigentlich schon petrifizierter Vergangenheit, welches wir hier in frischem Leben pulsieren sahen. Dinge, von welchen wir nie eine Ahnung gehabt oder deren wir uns nur auf Grund des Geschichtsunterrichtes oder der Tradition dunkel erinnerten — hier standen sie leibhaftig vor unseren Blicken.

Nach dem halb feldmäßigen Leben in den Donaufürstentümern und den wechselnden Eindrücken einer sechzehntägigen Donaufahrt hatten wir zuerst das Gefühl, als wären wir in einer großen Schachtel eingepfercht, ungefähr wie ein Vogel, der bei jedem Flugversuche an die Stäbe seines Käfigs stößt. Denn die einzige Hauptgasse in der „Unteren Festung", der Corso und Stolz der Bürgerschaft — scherzweise die Linie A—B genannt — die „Grüne Baumgasse", erreichte zwischen ihren äußersten Endpunkten, dem Wasser- und dem Belgrader Thor, nicht einmal die Länge von 400 Schritten; zwei sehr kurze Quergassen, senkrecht auf deren Längenachse gestellt, können eigentlich diese Bezeichnung kaum beanspruchen. Es war uns im ersten Moment nicht ganz begreiflich, wo wir alle hier Platz finden sollten. Doch unsere Zweifel wurden bald behoben, als die Mannschaft von 5 Compagnien ihre Unterkünfte in den Kasematten der Wälle bezogen hatten. Sie waren mit einemmal wie weggeblasen. Die 18. Compagnie, welcher ich als Oberlieutenant zugehörte, kam als Besatzung in die Brücken-

schanze am linken Ufer. Für die Offiziere standen im Offiziers-pavillon oder sonstigen ärarischen Gebäuden Wohnungen bereit. Und all dies vollzog sich mit der Ruhe eines Automaten-theaters; eine halbe Stunde nach unserer Ankunft würde niemand geahnt haben, daß hier eine neue Garnison ein-gerückt sei.

Natürlich versäumte keiner, so wie nur die dienstlichen Verrichtungen absolviert waren, sich in besten Staat zu werfen, um das seltsame Nest näher zu betrachten, in welches uns das wechselvolle Soldatengeschick verschlagen hatte.

Daß in einem militärischen Etablissement wie Peter-wardein das Verhältnis zwischen Militär und Civil ein weit intimeres sein mußte, wie in großen Garnisonen, darauf waren wir wohl gefaßt. Hierzu kam noch, daß Peterwardein da-mals zu der nun aufgelösten Militärgrenze gehörte, also eine Militär-Communität bildete, mit einer nach militärischen Grund-sätzen organisierten Communalverwaltung. Bürgermeister war dort ein Major, seine Räte ebenfalls Offiziere oder Militär-beamte; die Lehrer trugen Uniform u. s. w. Ebenso war daran nichts Besonderes, daß in dem engen Raume, auf welchen die Bewohner der 47 Privathäuser angewiesen waren, sich jeder und jedes persönlich genau kannte und auf das intimste ver-kehrte. Diese kleinstädtischen Verhältnisse führten auch dazu, daß sowohl Männlein wie Weiblein die öffentlichen Straßen gleichsam nur als eine Fortsetzung ihrer respektiven Wohnungen betrachteten und demnach auch benützten. Eine besondere Toi-lette zu machen, wenn es sich um einen kurzen Ausgang han-delte, fiel kaum jemand ein. Fräulein Bürgermeister und Fräulein Platzoberstlieutenant hüpften ebenso graziös in ihrem, allerdings reizenden Hauskostüme über die Straße oder pro-minierten abends auf der Linie A—B, wie der Herr Apotheker und der erste „Großhändler", mit manch anderem ehrsamen Privatier, im Hauskäppchen auf einer vor die Thüre ge-brachten Sitzgelegenheit behaglich die Ereignisse des Tages besprachen.

Unter solchen Umständen war gewiß nichts leichter, als rasch Bekanntschaften zu machen, ja, es wäre schwer gewesen,

dem auszuweichen, da man sich seitens der Eingeborenen sozusagen als Hausherren betrachtete, deren Pflicht es sei, den Neuangekommenen in jeder Beziehung angenehm zu sein. Und dann waren die Peterwardeinerinnen — die jungen nämlich — so hübsch, allesamt aber so liebenswürdig, daß ihnen nichts leichter fiel, als dieser freiwillig auf sich genommenen Verpflichtung vollauf zu genügen. Als ich abends, von Neusatz kommend, welches ich von meiner Dislokation in der Brückenschanze aus zuerst perlustrierte, noch einen Abstecher nach Peterwardein machte, war ich sehr erstaunt, unsere, kaum erst eingerückten Offiziere schon im lebhaftesten Verkehre mit Damen auf der Linie A—B zu finden. Fast konnte es scheinen, als hätten sie alle schon früher einmal hier garnisoniert, und wären nun eben daran, alte Bekanntschaften wieder aufzufrischen.

Um es kurz zu sagen: wir waren binnen wenigen Tagen ganz so wie zu Hause und söhnten uns überraschend schnell mit der Thatsache aus, nun „auf der Festung" zu sein. So wie Peterwardein sich uns präsentierte, war es wirklich ein ganz gemütliches Nest, eigentlich mehr eine große Kaserne, wo man so recht en famille und zwar ganz gut lebte. Allerdings mochte der scharfe Gegensatz zu den Verhältnissen in Jassy nicht wenig dazu beigetragen haben, das neue Heim so ausnehmend behaglich zu finden. Dort ein, auf die Dauer recht abstoßendes Gemenge von Pracht, Elend und Ignoranz, in welchem nur der Schmutz echt war, der alles umgab; dazu nirgends ein deutsches Wort im eigentlichen Sinne und gesellschaftlich nur auf uns selbst angewiesen, fanden wir hier das strikte Gegenteil von alldem: angenehme gesellschaftliche Verhältnisse, die günstigsten Bedingungen für das materielle Leben, holländische Reinlichkeit. Und diesem allen haftete unverkennbar die Patina einer hundertjährigen Vergangenheit an, die einen so eigentümlich beschaulichen Anreiz über alles verbreitet, was sie berührt.

Hier sprach jeder Stein Geschichte; wohin man sich auch wendete, überall wurde man gemahnt an welthistorische Begebenheiten, an großes Unglück, aber auch an noch größeren Ruhm.

Die Stadtkirche birgt die Gräber einer Reihe von Helden aus den Türkenkriegen; die Festung selbst ist ein Denkmal des herrlichen Sieges vom 5. August 1716 und unweit von Peterwardein, halbwegs nach Karlowitz steht neben der schönen Wallfahrtskapelle von „Maria Schnee" die legendäre „Breunereiche", an welche gekettet der kaiserliche General Graf Breuner, gleich Sankt Sebastian, seine Heldenseele unter den Pfeilschüssen der Ungläubigen ausgehaucht haben soll[1]).

Sowohl in der Festung, wie in den meist von Fischern oder Weinbauern bewohnten Vorstädten: Meierhöfe, Rochusthal und Ludwigsthal, war Deutsch nicht nur die alleinige Verkehrssprache, sondern sie wurde sogar ganz in der Weise gesprochen, wie etwa in Wien oder Linz. Auch in Neusatz war neben der serbischen die deutsche Sprache allgemein gebräuchlich.

Der einzige Uebelstand in diesem Stillleben war der Mangel an Wasser, an gutem Trinkwasser nämlich, denn des anderen hatte man mehr als genug. In dieser Hinsicht waren die Peterwardeiner fast ausschließlich auf Flußwasser angewiesen, welches mittels zweier öffentlicher Pumpbrunnen, von der Schiffbrücke aus, der Donau entnommen werden konnte. Ungeachtet einer Filtriervorrichtung an den Brunnen war aber dieses Wasser, wie begreiflich immer noch sehr fragwürdiger Qualität;

---

[1]) F.M.Lt. Graf Siegfried Breuner wurde in der Schlacht bei Peterwardein, respektive bei dem, derselben am 2. August 1716 vorausgegangenen Reitergefechte bei Karlowitz von den Türken gefangen, nachdem ihm das Pferd unter dem Leibe erschossen worden war. Nach der Schlacht fand man seine gräßlich verstümmelte Leiche, mit Ketten am Halse und an den Füßen, kaum noch erstarrt beim Zelte des Großveziers.

Seine Familie ließ zur Erinnerung an diesem Orte eine Kapelle bauen, welcher sie, weil die Schlacht am Tage des Festes Maria Schnee geschlagen wurde, den Namen „Maria Schnee-Kapelle" beilegte. Neben der Kapelle steht allerdings noch jetzt ein prachtvoller Riesenbaum, der ganz wohl aus jenen Tagen herrühren kann, wenn er auch gerade keine Eiche ist, wie die Dichter singen.

Die Bevölkerung hält dieses Denkmal barbarischen Fanatismus, und heroischen Mutes in hohen Ehren; alljährlich am 5. August pilgern lange Prozessionen aller Stände hinaus, wo in der Kapelle feierlicher Gottesdienst gehalten wird.

hierzu kam noch die Beschwerlichkeit des Einholens, ferner daß im Winter zugleich mit Brücke auch die Brunnen dem Eisgange weichen mußten und nur das direkte Schöpfen unmittelbar aus der Donau erübrigte.

Wer wirklich gutes Trinkwasser haben wollte, konnte dies nur bei dem außerhalb der Festung und zwar Sommer und Winter gleich ergiebig aus dem Westabhange der Frusca Gora hervorquellenden „Jungfernbründl" finden. Da aber diese Quelle eine gute Viertelstunde vom Festungsthore entfernt, daher zum Bezuge des Wassers Pferde und Wagen erforderlich war, so konnte nicht jedermann oder eigentlich nur wenige davon Gebrauch machen. Es ist daher die nackte Wahrheit, wenn man sagte, in Peterwardein sei der Wein billiger als das Wasser, denn der Trauben gedieh dort eine unglaubliche Menge, so daß man um 2 Kreuzer = 4 Heller schon 1/4 Liter recht guten Wein erhielt. Das Vorhandensein von 36 Wirtshäusern unter den 47 Häusern der „Unteren Festung" beweist schlagend diese Thatsache. Auch die Mannschaft der Garnison erhielt während der Sommermonate, oder wenn es sonst ärztlich notwendig erachtet wurde, täglich 1/4 Liter Wein. Unter solchen Umständen konnte faktisch nur sträfliche Bosheit das Donauwasser der edlen Gottesgabe vorziehen und sich dadurch das Fieber auf den Hals laden.

Materiell waren wir also vollkommen gut gestellt; aber auch in dienstlicher Beziehung hatten wir uns nicht zu beklagen, soweit es nämlich die Offiziere betraf, von welchen täglich nur ein Hauptmann und zwei Subalternoffiziere den Inspektionsdienst in den beiden Festungen versahen. Die Mannschaft hatte es allerdings weniger leicht. Die ausgedehnten Werke, besonders aber die höchst beschwerliche „Arrestantenbedeckung" ließen dem Soldaten knapp die vorgeschriebenen 48 Stunden dienstfrei. Auf die militärische Ausbildung entfiel daher nur die unbedingt notwendige Zeit; F.M.Lt. Victor hielt strenge darauf, daß alle Exerzitien um 10 Uhr vormittags beendet waren, Oberstlieutenant Klapka aber gehörte nicht jener sehr zahlreichen Klasse von Vorgesetzten an, die den Wert des Unterrichtes nach dessen Dauer bemessen.

Ein ganz eigenartiges Gepräge erhielt Peterwardein durch die Festungssträflinge — hier kurzweg Arrestanten genannt —, deren schwere Ketten den ganzen lieben langen Tag durch die Gassen und überhaupt im Innern der ganzen Festung klirrten. Wer dies zum erstenmal sah, konnte sich eines unheimlichen Gefühls nicht erwehren; selbst wir brauchten geraume Zeit, um uns an diese, ohne Analogon dastehende Einrichtung zu gewöhnen.

Die Zahl der Sträflinge schwankte damals zwischen 200 bis 300 und zwar waren es vornehmlich die zu längerer, schwerer Festungsstrafe Verurteilten der ganzen Monarchie, welche die Kasematten auf der Landseite bevölkerten. Die Jahre 1848 und 1849 hatten in ihren Konsequenzen ein zahlreiches Kontingent hierzu gestellt; man fand unter diesen Unglücklichen alle Stände vertreten, den Raubmörder und den Kavalier; hohe Staatsbeamte und Offiziere der verschiedensten Grade, neben einfachen Bürgern und Soldaten. Es hört sich so alltäglich an oder liest sich so einfach: „zu 10 oder 20 Jahren schweren Kerkers verurteilt", aber in der Nähe gesehen, zeigt das Bild ganz andere Konturen. Hinter wem sich einmal die eisenbewehrten Pforten der Kasematten schlossen, der hatte auch Abschied genommen von der menschlichen Gesellschaft; die Ceremonie, welche dies Begräbnis eines Lebenden einleitete, bleibt gewiß auch der rohesten Natur im Gedächtnisse. Ich selbst habe einmal nur der Entfesselung eines Begnadigten in der Schmiede beim Neuthor beigewohnt und konnte das schaurige Bild lange nicht los werden.

Sämtliche Arrestanten trugen die gleiche Kleidung: Jacke, Hose und schirmlose Mütze aus weißem Halina; im Winter noch einen langen Kaputrock aus gleichem Stoffe, im Sommer eine Zwilchhose. Schwarzlederne Schnürschuhe schützten mit ihren bis zur Wade reichenden Schäften die Füße gegen Verletzungen durch die schweren eisernen Fesseln, welche eine aus weiten Eisenringen geschmiedete Kette verband, eben lange genug, um dem Träger Raum zum Ausschreiten zu lassen. Diese Fesseln wurden dem Sträflinge am Tage seiner Einlieferung angeschmiedet. Sie verließen ihn nie mehr, selbst nicht in Krank-

heitsfällen; erst am Tage der Entlassung oder des Sterbens befreite ihn wieder der Schmied von dem Zeichen des Verbrechens.

Mit der Festungshaft unmittelbar verbunden war die Zwangsarbeit und zwar nicht jene in geschlossenen Werkstätten, sondern es hatten die Sträflinge nach Ermessen des Festungscommandanten die verschiedensten Arbeiten im Freien zu verrichten. Sie alle aufzuzählen, würde zu weit führen; es dürfte genügen, sie in einigen Gruppen zusammenzufassen. Da war zunächst die Arbeit im Tretrade der Wasserschöpfmaschine, dann die Straßenreinigung, das Grasmähen auf den ausgedehnten Flächen der Festungswerke, endlich die Verwendung im Privatdienste. Das erstere, wo die Sträflinge gleich gefangenen Eichhörnchen in einer riesigen Trommel, dem Tretrade, ununterbrochen taktmäßig ausschreiten mußten, ohne je von der Stelle zu kommen, ist ungeachtet häufiger Ablösung eine Tortur im eigentlichsten Sinne; es war dieser Dienst zunächst auch das Strafmittel gegen Disziplinarvergehen.

Die Straßenreinigung wurde bis zum Exceß getrieben; Kot oder auch nur leichter Staub waren ganz unbekannte Dinge; man konnte füglich sagen, die Arrestanten warteten auf jeden Grashalm, welcher in den Fugen des Steinpflasters der Erde entsprießen wollte, oder auf jede Schneeflocke, die vom Himmel fiel, um sogleich wieder Ordnung zu schaffen.

Bedenklich schien uns die Heumahd; dort hatten auf meist sehr abgelegenen Orten wenige Soldaten während sechs tödlich langer Stunden eine mehr als doppelte Anzahl mit Sensen versehener Arrestanten zu überwachen, die, auf einem großen und infolge der Konfiguration der Werke meist sehr unübersichtlichen Raum verteilt, ihre Arbeit verrichteten. Was half hier dem Soldaten sein geladenes Gewehr gegen einen planmäßig vorbereiteten Ueberfall! Und doch war nichts leichter als solches, da unsere Soldaten die Sprache der Arrestanten zumeist nicht verstanden. Aber — es war nun einmal so und stand gewiß auch so im Festungsreglement.

Was aber weder ich, noch irgend einer von uns begriff, das war die Verwendung der Arrestanten zu Privatdiensten.

Was wir da sahen war uns ein Beweis, was Gewohnheit in Verbindung mit skrupelloser Oekonomie für Blüten treiben konnte. Die so ungemein verschiedenen Bildungsgrade der Arrestanten gestatteten deren Verwendung zu den heterogensten Verrichtungen, von der Knechtsarbeit an bis zu jener Stufe, die man im gewöhnlichen Leben nicht mehr in die Rubrik „Diener" einreiht.

Daß man die Arrestanten zum Wassertragen von den Brückenbrunnen in die Häuser, zum Holzspalten, als Gärtner u. s. w. an Private vermietete, soll gewiß nicht beanstandet werden. War doch solches — als Privatangelegenheit der Betreffenden — bis 1848 allgemein gang und gäbe, wie z. B. in Wien, wo die Grenadiere besonders bevorzugt waren. In Peterwardein aber wurden die zu Privatdiensten qualifizierten Arrestanten den „Bezugsberechtigten" des Platzcommandos, der Communalverwaltung 2c. unentgeltlich, über Verlangen auch dauernd zugeteilt und im Innern der Familie zu allen möglichen Dienstleistungen verwendet. Der Arrestant hantierte in der Küche, räumte die Wohnung auf, substituierte in ziemlich weitem Umfange das fehlende Stubenmädchen, servierte klirrenden Schrittes bei Tische, ja, er fungierte sogar als Kindermädchen und wiegte die kleinen Gören in den Schlaf, die sich von dem Geräusche der Ketten ihrer sonderbaren Wärterinnen nicht im geringsten stören ließen. Ebensowenig nahm man irgendwie daran Anstoß, die Arrestanten als Instruktoren der heranwachsenden Jugend zu verwenden. Sie unterrichteten in den verschiedensten Gegenständen, und es kam auch wohl vor, daß ein Arrestant das „Backfischchen" des Hauses am Klavier in die Mysterien unserer Tonheroen einweihte.

Kein Zweifel, daß der Arrestant sich glücklich pries, sein Dasein durch solche Gunst des Zufalls doch halbwegs menschenwürdig gemacht zu sehen; ebenso sicher mag es sein, daß auch die Dienstherren (oder Frauen), aus naheliegenden Gründen, nicht leicht besser bedient werden konnten, dabei aber noch namhafte Ersparungen im Haushalte erzielten, denn dieser so vortreffliche Diener verursachte nicht die mindesten Auslagen, weder in Bezug auf Lohn, noch auf Kost oder Unterkunft. Aber —

man stelle sich vor, daß in den Räumen, wo sonst „stille die Hausfrau waltet", den ganzen Tag hindurch die Sträflingsketten klirren und eine Gestalt in abstoßender Tracht für die Bedürfnisse der Familie sorgt, der stets ein vollkommen gerüsteter Soldat mit geladenem Gewehr und gepflanztem Bajonett so nahe als möglich auf den Fersen bleibt, dann wird man zugeben müssen, daß der Begriff „gemütliches Heim" auch unter Kulturmenschen ein außerordentlich dehnbarer ist.

Erschien uns anfangs diese Verquickung der Festungssträflinge mit der Familie als geradezu abschreckend, so fühlten wir, unbewußt zwar, doch um so tiefgreifender die nivellierende Macht der Gewohnheit, so zwar, daß in kurzer Zeit weder diese, noch manch andere Abnormität auf unser Behagen Einfluß zu nehmen vermochte. Nicht zum geringsten trug dazu bei, daß die patriarchalischen Anschauungen der Civilbevölkerung über die ideale Zusammengehörigkeit von Privatwohnung und öffentlicher Gasse auch vom Festungscommandanten geteilt wurden. Wohl möglich auch, daß das Umgekehrte der Fall war und diese Ansichten sich vom obersten Befehlshaber auf die Bevölkerung übertragen hatten — wie immer auch, uns kam all dies sehr gelegen. F.M.Lt. Victor, der seines Fußleidens wegen stets nur mit dem Stocke ging, gestattete auch den Offizieren der Besatzung, innerhalb des Festungsrayons außer Dienst ohne Säbel auszugehen. „Die Festung," pflegte er zu sagen, „ist unser Heim, da sind wir zu Hause, da brauchen wir keinen Säbel." Doch begeisterten ihn gewisse Ungleichheiten puncto der Ehrenbezeigungen, als Folge der eben erwähnten Konzession, zu einem Befehle, der ganz gut in den Anekdotenschatz Peterwardeins paßt. „Wenn ich zu Fuße, also ohne Säbel, an einer Wache vorübergehe," hieß es dort, „hat der Posten, wie es das Reglement vorschreibt, nur zu präsentieren; fahre ich aber an einer Wache vorüber, dann muß unbedingt ins Gewehr gerufen werden, denn da kann der Posten nicht wissen, ob ich nicht etwa den Säbel bei mir im Wagen habe."

Derlei kleine Eigentümlichkeiten, denen wir aufs genaueste Rechnung trugen, hielten am Ende den Humor rege, trugen aber auch dazu bei, daß wir an dem verrufenen Peterwardein

immer neue Vorzüge entdecken konnten, wenn auch so manche tiefe Schlagschatten nicht fehlten.

Der Sommer kam, mit ihm leider auch eine Hitze, an die wir gar nicht gedacht hatten. Liegt doch die Festung in gleicher Breite wie Venedig, und hatten wir viele Wochen hindurch ohne Abwechslung eine Temperatur von + 35 bis 42 ° R. im Schatten zu verzeichnen. Lag dann die Sonne während 8 bis 10 Stunden auf den Festungswerken, so durchglühte sie die ungeheuren Stein- und Felsenmassen derart, daß sie noch in den ersten Nachtstunden eine unerträgliche Hitze ausstrahlten. Da boten denn auch die köstlichen Donaubäder bei einer Temperatur des Wassers bis zu + 23 ° R. kaum eine größere Erquickung als die Nächte, der jedenfalls unangenehmsten Zeit im Jahre für Militär und Civil. Ungeheure Schwärme von Gelsen, die sich schon tagsüber mehr als nötig bemerkbar gemacht, füllten dann die unerträglich heißen Schlafgemächer. In diesen der Ruhe gewidmeten Räumen führte der gequälte Schläfer einen erfolglosen Kampf, dem die Millionen Frösche der Festungsgräben in eintönigem, pauselosem Chorus sekundierten. Erst kurz vor Tagesanbruch flohen oder schwiegen diese Quälgeister und dann erst konnte man zu kurzem Schlafe die Augen schließen.

Daß der überaus fruchtbare Boden um Peterwardein nicht auch eine tropische Vegetation besitzt, mag wohl seinen Grund in dem kurzen, dabei aber meist strengen Winter haben, der außer allem Verhältnisse zu den übrigen Jahreszeiten steht. Wohl dauert er normal nie mehr als 4 bis 10 Wochen, bringt aber sehr häufig eine Temperatur bis zu —10° R. Die Donau führt dann ungeheure Eismassen, welche ihr die zahlreichen Nebenflüsse, besonders jene aus den Alpenländern, zubringen; bei der Strombeuge an der Kriegsinsel stauen sich die Schollen, schieben sich über- und untereinander, frieren zusammen und bilden sehr bald eine Eisdecke bis zu einer Dicke von 2 Metern und darüber.

Bevor jedoch das Eisrinnen eintritt, schon bei den ersten Anzeichen, muß die Schiffbrücke aus der Donau entfernt werden, wenn auch nach diesem oft noch wochenlang das herrlichste

Wetter andauert und der Strom eisfrei bleibt. In einem solchen Falle — der übrigens normal ist — vermittelte dann ein Detachement des Tschaikistenbataillons[1]) aus Titel den sehr lebhaften Verkehr mit Neusatz mittels Kähnen (Zillen) oder Fähren gegen Entrichtung des gewöhnlichen Brückenzolles.

Doch, wenn der Eisgang dichter und das Ueberschiffen gefährlich wurde, wollte das hohe Aerar weder die Geschicklichkeit seiner Tschaikisten auf eine gefährliche Probe stellen, noch weit weniger aber die Ersatzpflicht für hiebei sehr leicht eintretende Havarien an Privatgut oder die Verantwortung für verlorene Menschenleben auf sich nehmen. Der „ärarische Verkehr" wurde dann gänzlich eingestellt, das heißt, man gab die Ueberfuhr frei und überließ es jedem einzelnen, nach seinem Ermessen den Strom zu übersetzen und dabei Leben und Eigentum auf eigene Faust zu riskieren. Illiberale Engherzigkeit kann man also den damaligen dortigen Behörden gewiß nicht zum Vorwurfe machen. Anderswo wäre bei dem geringsten Anscheine von Gefahr der Verkehr über die Donau behördlich verboten, vielleicht sogar beide Ufer durch Holzplanken unzugänglich gemacht worden.

In Peterwardein standen die Sachen eben anders. Das Erbe nach den Tschaikisten trat die in den Vorstädten der Festung seßhafte Fischergilde an, eine Genossenschaft, deren Mitglieder ihr ganzes Leben auf der Donau zubringen und daher auch Leistungen aufweisen, die man gesehen haben muß, um sie für glaublich zu halten. Solange das Eis nur in bröckligen Massen den Strom bedeckte, erforderte das Ueberschiffen mit Kähnen oder Fährbooten wohl größere Kraftanstrengung, hatte aber kaum irgendwelche Gefahr. Wenn aber das Eis kompakter wurde, große Eisplatten sich immer häufiger unter be-

[1]) Die Tschaikisten waren ein Ueberbleibsel der einst bestandenen Donauflottille, welche einen hervorragenden Teil der kaiserlichen Macht gegen die Türken bildete und Schiffe mit einer Bestückung bis zu 60 Kanonen führte. Nach ihrer Auflassung Ende des vorigen Jahrhunderts blieb nur noch die kleinste Gattung der Kriegsschiffe, die Tschaiken, erhalten. Nach ihnen wurden die Tschaikisten benannt, welche bis zur Auflösung der Militärgrenze derselben inkorporiert waren und den Grenzdienst zu Wasser von Titel a. d. Theiß an, donauabwärts versahen.

täubendem Getöse in das, eben bei der Festung engere Strombett zwängten und oft in 2 bis 3 Meter hohen Schichten übereinander getürmt sich im Stromstriche drehten, dann war das Ueberschiffen in gebrechlichen Kähnen, welche außer zwei oder drei Schiffern höchstens noch drei bis fünf Personen faßten, kein Kinderspiel. Das Ueberschiffen von Fuhrwerk jeder Art wurde dann ganz eingestellt. Insbesondere, wenn ein heftiger, flußaufwärts wehender Wind (der sogenannte „untere Wind") das Abfließen des Eises hinderte und die riesigen Schollen sich ganz unberechenbar stauten, wuchs die Gefahr ins Grausige. Immer jedoch forderte das Ueberschiffen ebenso ungewöhnliche Gewandtheit und Geistesgegenwart der Schiffer, wie Vertrautheit mit der Gefahr uud willenlosen Gehorsam seitens der Passagiere. Ruhigen Blickes beobachteten dann jene die krachend stromab treibenden Eismassen, nach einer halbwegs freien Wasserstraße spähend, die ihnen für den Augenblick wenigstens das Vordringen gestattete. Hatten sie eine solche entdeckt, so stieß der Kahn vom Ufer und wurde mit aller Kraft vorwärts gerudert, bis neue Eispressungen eine Aenderung des Kurses bedingten oder den Weg gänzlich versperrten. Dann trieb der Kahn, vom Eise ringsum eingeschlossen, ohne selbständige Bewegung abwärts; war jenes tragfähig, so stiegen die Schiffer, oft auch einige der Passagiere aus und schleppten den Kahn über die Eisplatte bis zur nächsten offenen Stelle und so ging es fort, bis günstige Verhältnisse die Landung ermöglichten. Oft aber schlug dies Manöver fehl; es ließen sich gar keine offenen Stellen entdecken oder jene schlossen sich, während der Kahn über das Eis geschoben wurde; nicht selten geschah es auch, daß die einschließenden Eismassen meterhoch die Köpfe der Schiffer überragten und jede Aussicht versperrten. Da blieb dann nichts übrig, als mit dem Eise zu treiben, bis neue, günstigere Veränderungen die Fahrt wieder ermöglichten. Hierbei lief der Kahn nicht nur Gefahr, zerdrückt zu werden, was durch allseitiges Anstemmen an die Eiswände noch abgewendet werden konnte, sondern es mußte auch verhindert werden, daß er nicht im Eise einfriere oder sich lose Eisstücke infolge der Kälte an den Boden oder die kaum 50 Centimeter hohen Bordwände an-

hefteten. In beiden letzteren Fällen würde jede selbständige Bewegung unmöglich werden und der Kahn dem gewissen Verderben entgegengehen. Das eigenartige Gegenmittel, welches hier angewendet wird, wäre wohl schon an sich genügend, selbst gröber besaiteten Naturen die Lust an solchem Sport zu vergällen. Um das Ein- oder Anfrieren zu hindern, muß der Kahn in fortwährender Bewegung erhalten werden, trotzdem hierzu nach welch immer einer Richtung kein Raum vorhanden ist. Aber diese Leute wissen sich zu helfen; Probieren geht eben über Studieren. Auf den Ruf „Lulaj" des Steuermannes beginnen die, auf quer über die Bordwände gelegten Brettern sitzenden Passagiere sich taktmäßig von rechts nach links zu wiegen und hierdurch den Kahn in eine schaukelnde Bewegung zu versetzen.

Auf diese Weise wird den beiden erwähnten gefährlichen Eventualitäten allerdings mit Erfolg entgegengearbeitet; ob auch ohne Gefahr, möchte ich nicht behaupten. Ich habe deren „Lulajs" einige mitgemacht, muß aber sagen, ich vergaß dabei ganz auf die Gefahr des Einfrierens, gegenüber der weit näherliegenden Möglichkeit des Umkippens; besonders im hohen Eise, wo kein Entkommen war, erschien mir das Einfrieren noch immer weit gemütlicher als das Kentern. Begreiflich ist, daß bei solchen Ueberschiffungen eine größere Abtrift nicht zu vermeiden ist, doch wird dies als das geringere Uebel angesehen, wenn nur schließlich das jenseitige Ufer erreicht wird. Es sind aber die Fälle gar nicht selten, daß die Schiffer froh sein müssen, nach vergeblichen Anstrengungen wieder auf das diesseitige Ufer zurückzukommen, um der Gefahr zu entgehen, das gleiche Resultat erst nach stundenlanger Arbeit und mächtiger Abtrift gezwungen zu erreichen.

Was treibt nun diese Menschen, sich alltäglich einem gräßlichen Tode auszusetzen? Ist es Gewinnsucht bei den Schiffern, Wahrung hoher Interessen bei den Passagieren? Nein, nichts von dem kommt in Frage. Für die Schiffer ist das ganze Unternehmen eine Art Sport, ein durch sein Alter geheiligter Brauch. Ihre Altvordern setzten die höchste Ehre darein, in ihrem Fache zu leisten, was sonst niemand vermochte; ihr Stolz war, niemals

die Ueberschiffung aufzugeben, möge sie auch noch so gefahrvoll sein; die Nachkommen halten dies Erbe hoch und sehen mit unsagbarer Verachtung auf die Tschaikisten herab, die vor dem Elemente das Feld räumten. Für eine wahrhaft aufreibende Arbeit, die Sehnen von Stahl erfordert, für die Preisgebung von Leben und Familie erhoben sie eine Taxe von 6, sage: sechs Kreuzern Wiener Währung, also nur um einen Bruchteil mehr als 5 Kreuzer österr. Währung oder 10 Pfennige![1]) Und die Passagiere? Sie gehörten vorwiegend dem „schwachen" Geschlechte an; Milchweiber aus den Vorstädten Peterwardeins, die Tag für Tag ihre paar Liter Milch oder eine Anzahl Eier nach Neusatz auf den Markt brachten.

Glücklicherweise währt die Zeit für diese landesüblichen Bravourstücke nicht sehr lange; dann stockt der Eisgang und eine Decke, der man die schwersten Lasten anvertrauen kann, überspannt den Strom. Nun trat wieder die Militärbehörde in Aktion; zahlreiche Arrestanten ebneten die vorher sorgfältig sondierte Bahn, bestreuten sie mit Sand und Erde, worauf dann der Verkehr zu Fuß und zu Wagen sich um so lebhafter entwickelte, je länger er unterbunden gewesen. Löste dann die Frühjahrssonne, die es dort schon Mitte Februar sehr gut meint, die Fessel, welche den alten Ister vorübergehend gebändigt, verschwand in einem großartigen Naturschauspiele die Eisdecke, dann usurpierten wieder für eine kurze Frist die Ueberfuhren den Verkehr. Erst wenn nennenswerte Eisnachschübe aus den Ursprungslanden der Nebenflüsse, insbesondere der Drau, mit Sicherheit nicht mehr zu gewärtigen sind, wird die Schiffbrücke wieder etabliert oder „eingehängt", wie der technische Ausdruck lautet.

Erfolgte unter dem Drängen elementarer Gewalt die Abtragung der Brücke in größter Eile, ohne Sang und Klang, so revanchierte man sich für den Entgang altväterischen Cere-

[1]) Im Volke war damals und ist großenteils noch heute die Rechnung nach der sonst längst unbekannt gewordenen Wiener Währung im Schwange; gerade so traf ich in Galizien die Rechnung nach Groschen und in Bayern noch heute, trotz Decimalsystemes, selbst in besseren Kaufmannskreisen jene nach Pfunden, Ellen u. dergl.

moniells durch um so solennere Feierlichkeiten bei deren Wiedereröffnung. Das „Einhängen" der Brücke, die doppelte Verankerung so vieler Brückenschiffe und der solide Ausbau des Ganzen mit seinen Durchlässen für Dampf- und Ruderschiffe nahm selbstverständlich mehrere Tage in Anspruch. Aber selbst wenn der ganze Bau vollendet war, durfte vor der feierlichen Eröffnung niemand die Brücke betreten. Da war es dann ein sonderbares Schauspiel, vom Ufer aus eine vollständig fertige Brücke zu sehen, neben welcher Fußgänger und Fuhrwerke aller Art auf den Ueberfuhrschiffen sich abquälten. Aber das Festungsreglement war allmächtig, da gab es kein Kompromiß. Peterwardein und Neusatz waren eine Zeitlang, wenn auch in milden Wintern nicht länger als zur Ausbesserung der Brückenschiffe unbedingt erforderlich, getrennt gewesen — ihre Wiedervereinigung mußte daher „nach Vorschrift" erfolgen.

Am festgesetzten Tage versammelten sich um ½11 Uhr vormittags die Honoratioren beider Städte an den respektiven Endpunkten der so gut wie möglich festlich geschmückten Brücke. Am rechten Ufer F.M.Lt. Victor mit allen Offizieren und militärischen Funktionären der Besatzung, den Spitzen der Militärcommunität und sonstigen „anspruchberechtigten" Notabilitäten, am linken der Chef der politischen Behörde mit den Vertretern der gesamten k. k. Aemter, selbstverständlich in voller Gala, der Commandant des Depotbataillons vom 6. Infanterieregiment und sämtliche Offiziere, der Bürgermeister cum suis 2c. Bei der Johanniskapelle verrichtete der Garnisonsfeldkaplan einen kurzen Gottesdienst zur Einweihung der Brücke, und mit dem letzten Schlage Elf setzten sich beide Gruppen in Bewegung. Zugleich intonierten die in einer kleinen Schanze neben der Brücke — dem Fieberschanzl — versammelten Hornisten der Besatzung den Generalmarsch, während die Geschütze der „oberen Festung" ringsum verkündeten, daß nunmehr zwischen Peterwardein und Neusatz der freie Verkehr wieder hergestellt sei. Und nun erfolgte von beiden Ufern her die feierliche Annäherung der Würdenträger.

Ungeachtet des tiefen Ernstes, der diese Scene beherrschte, mischte sich doch auch ein Stück unfreiwilligen Humors in die

mit echt spanischer Grandezza ausgeführte Ceremonie. Die Etikette forderte, daß die Repräsentanten der beiden Uferstädte sich genau bei der Johanniskapelle treffen mußten; nun aber stand diese nicht in der Mitte der Brücke, weil dort die Durchlässe sich befanden, sondern außerhalb des Stromstriches, also fast zu Anfang des letzten Drittels derselben in der Richtung gegen Peterwardein. Da nun beide Teile gleichzeitig die Bewegung begannen, aber die vom linken Ufer nahezu doppelt so weit zur Kapelle hatten, so mußten sie, um sich nicht gegen das feierliche Marschtempo zu versündigen, das Manco durch eine beträchtliche Alongierung der Schrittweite einzubringen suchen, indes der Gegenpart sein Uebergewicht durch entsprechende Verkürzungen wett zu machen bedacht war. Das sonderbare Zögern und Hasten während des gravitätischen Zuges über die lange Brücke konnte nicht verfehlen, bei vielen, insbesondere beim „jungen Volke" unwillkürlich auf das Zwerchfell zu wirken, was ihnen manch verweisenden Blick des Commandanten eintrug.

War nun endlich das Zusammentreffen glücklich zu stande gekommen, so folgte hierauf die ceremonielle Begrüßung. Man schüttelte sich die Hände, umarmte und beglückwünschte sich, als wäre jeder soeben einer Lebensgefahr entronnen. Dank dem nervenerschütternden Geschmetter von einigen 20 Signalhörnern und dem Krachen der Geschütze, konnte auch ohne weiterreichendes Gefährde beiderseits in schwungvollen Reden dem Vergnügen Ausdruck gegeben werden, daß die Trennung vorüber und man sich nun auch räumlich wieder so nahe stehe, wie vor und ehe. Nun geleitete der Festungscommandant die Neusatzer Notabilitäten bis auf das Peterwardeiner Ufer; dort neuerliche Begrüßung auf dem Boden der Festung; hierauf Rückkehr der ganzen Festversammlung auf das linke Ufer, wo der politische Chef die Festung als den Schutz und Schirm der kaiserlichen Gewalten in Neusatz pries und nach Zusicherung desselben durch den Festungscommandanten ein fast lebensgefährliches Händeschütteln die Ceremonie beendete. Die Hornisten stellten unter stillem Beifalle der Zuhörer ihre Fanfaren ein und nach dreimaligem „Abblasen" war der Verkehr über die Brücke freigegeben.

Als damals, im Frühjahre 1857, die beiden Chefs diese feierlichen Versicherungen austauschten, dachte wohl keiner daran, daß dieselben schon wenige Jahre später zur Wirklichkeit werden sollten. Als im Oktober 1860 infolge des „Oktoberdiploms" sich auch in Neusatz turbulente Nationalgelüste geltend machten und man die Wegschaffung aller mit dem kaiserlichen Doppeladler versehenen Schilder der Aemter, Tabaktrafiken 2c. forderte, da sahen eines Tages die Neusatzer ganz unvermutet die Mündungen von einer erklecklichen Anzahl schöner Achtzehnpfünder über die Brustwehren der Brückenschanze nach Neusatz hinüber kokettieren.

Der Festungscommandant, F.M.Lt. Baron Blomberg, hatte den heißblütigen Serben diese Ueberraschung bereitet und sie durch die lakonische Legende erläutert, daß mit der ersten Profanierung des kaiserlichen Adlers auch der erste Schuß auf die Stadt abgegeben werden würde. Nun hatten die Neusatzer noch zu sehr das Bombardement ihrer Stadt durch die Ungarn unter Perczel (1849) im Gedächtnis und kannten den einstigen Obersten Blomberg aus eben diesem Jahre zu gut, um die Warnung in den Wind zu schlagen[1]); die kaiserlichen Adler blieben, damals wenigstens, noch unbehelligt.

Von da an ging wieder alles seinen gewohnten Gang in den wohlbekannten, schon etwas ausgefahrenen Geleisen, der nur von den althergebrachten kirchlichen Feierlichkeiten oder den Besuchen höherer Funktionäre unterbrochen wurde. Speziell uns war jedoch ausnahmsweise noch eine andere, denkwürdige Unterbrechung des ewig gleichen Wechsels der dienstlichen Dinge beschieden: unser Bataillon erhielt hier an Stelle der Gewehre mit glatten Läufen und dem Perkussionszünderschlosse das neu-

[1]) Baron Blomberg war 1849 Oberst bei Kaiser-Ulanen in der Bacska. Bei den sehr mangelhaften und ewig widersprechenden Direktiven war es in der That schwierig, sich darüber klar zu werden, ob die Serben auf Seite des Kaisers oder der Ungarn stünden; Blomberg, Soldat aus der alten Schule und ein tüchtiger Haudegen, machte bald reinen Tisch, indem er, wie sie ihm eben unterkamen, einmal auf die Ungarn, das andermal auf die Serben losging und sich bei beiden in hohen Respekt setzte. Im Kriege 1859 verwundet, erhielt er nach F.M.Lt. Victor das Festungscommando von Peterwardein.

erfundene Lorenzgewehr mit gezogenem Laufe und Perkussionskapselzündung. Theoretisch vielleicht ein Meisterwerk, aber jeder Anlehnung an die Forderungen der Praxis entbehrend, war es ohne Frage die mindestwertigste Schußwaffe, welche die kaiserliche Infanterie seit Abschaffung der Luntenschlösser geführt. Die Kardinalforderungen, denen jede Kriegswaffe entsprechen soll, nämlich schnelles Laden, einfache Behandlung, größtmögliche Widerstandsfähigkeit gegen die Einflüsse des Gebrauches im Felde, blieben fromme Wünsche oder gingen unter im Theoretischen.

Das Laden war gegen früher viel komplizierter und dem bisher in der Armee altgewohnten gerade entgegengesetzt, indem nun die Patrone geteilt in den Lauf gebracht, der Ladstock sowohl zum Laden wie zum Versorgen jedesmal gewendet und dann erst die Zündkapsel aufgesetzt wurde. Für das bei einem Kompressivgeschosse bedingte scharfe Ansetzen desselben in der Kammer war die Konstruktion des Ladstockes eine höchst zweckwidrige, weil das dünne Ende desselben nicht nur das feste Erfassen erschwerte, sondern um des eventuell notwendigen Kugelziehers willen in eine scharfgeschnittene Schraube auslief, die den Schützen sehr leicht an den Fingern verwundete. Ueberdies war es häufig selbst mit größter Kraftanwendung nicht möglich, das Geschoß vollständig bis in die Kammer zu bringen, wenn nach einigen Schüssen der Pulverschleim, im Felde auch sonstige unvermeidliche Unreinigkeiten sich an die Rohrwände anhefteten. Der erste Gebrauch des neuen Gewehres im Ernstfalle ließ diese Mängel eklatant hervortreten; schon nach der Schlacht bei Magenta fanden sich beim Regimente viele Gewehre, meist solche, die in Händen der später eingerückten Ergänzungen waren, bei welchen die „verkehrt geladenen" Patronen den Lauf oft bis zu einem Dritteil füllten, und wieder andere, bei denen man das richtig geladene Projektil mit keiner Gewalt bis in die Kammer hinabdrücken konnte.

Die Zündkapseln waren weder mit der Patrone einheitlich verbunden, noch existierte irgend eine Vorrichtung zum raschen Aufstecken derselben auf den Piston; sie waren einfach dem Patronenpakete lose beigefügt und wurden nach Oeffnen jedes

derſelben in einer aus Sämiſchleder gefertigten, mit ſchwarzem Fell gefütterten Kapſeltaſche verſorgt, in welche man die Kapſel wohl leicht hineinbringen, um ſo ſchwerer aber wieder herausbekommen konnte. Auch hier ſtand dem „Gebrauche im Felde" die ewige Sorge um die „Parade" hemmend im Wege. Die auf der Bruſt am Patrontaſchenriemen befeſtigte Taſche wurde durch das häufige Anſtreichen mit weißer Farbe bald ſteif und hart wie Holz, ſo daß eine eigene Fingergymnaſtik dazu gehörte, die in der Taſche zwiſchen dem rauhhaarigen Pelzfutter ſteckenden wenigen Kapſeln einzelweiſe herauszuholen. Da auch die Patrontaſche nicht leicht beweglich und auch ſonſt ein Muſter von Unhandlichkeit war, zogen die Soldaten es zumeiſt vor, ihre Munition unmittelbar vor dem Gebrauche in den Hoſentaſchen zu depoſitieren.

Aus dieſen wenigen Andeutungen geht ſchon hervor, wie ſchwierig die Handhabung dieſes Gewehres im Gefechte war, und daß das Laden desſelben den nur halb oder noch weniger gedeckten Soldaten nötigte, ſich faſt ganz bloßzugeben. Auch das Zielen und Treffen war infolge der komplizierten Viſiervorrichtung ſelbſt für die wenigen nicht leicht, welche hinlänglich Routine und kaltes Blut beſaßen, um während des Gefechtes auf wirklich gezielte Schüſſe zu reflektieren.

Alles in allem genommen, dürfte ſeitens der Kriegsgefährten aus jenen Jahren die Behauptung nicht zu ſehr angefochten werden, daß unſerer Infanterie ſowohl 1859 wie 1866 weit beſſer gedient geweſen wäre, wenn ſie ſtatt der Lorenzgewehre die alten glatten Läufe, aber mit zweckentſprechender Kapſelzündung geführt hätte.

Neben dieſen, den praktiſchen Gebrauch der Waffe berührenden Mängeln war das Lorenzgewehr auch noch ſo ſenſibler Natur, daß man es maßgebenden Ortes für notwendig erachtete, eine Art militäriſcher Wanderlehrer zu kreieren, welche die einzelnen Truppenkörper vor oder bei der Beteilung mit der neuen Waffe über deren — man kann faktiſch nicht anders ſagen — Wartung und Pflege zu unterrichten. Wie weit man in dieſer Richtung ging und wie ſehr das neue Gewehr zur unverſieglichen Quelle von Unannehmlichkeiten „aller Grade"

für den Soldaten wurde, hat ein deutsches Witzblatt — ich glaube es waren die „Münchener Fliegenden Blätter" — im Winter 1858—59 treffend durch das Konterfei eines Kasernenzimmers illustriert, in welchem die Lorenzgewehre sorglich eingehüllt in den Betten lagen, während neben diesen die Soldaten an einem Stricke auf dem, für das Gewehr bestimmten Nagel des „Kopfbrettes" hingen. Das war drastisch, aber richtig. Die Läufe waren in der That von so weichem Materiale, daß ihre Konservierung die größte Aufmerksamkeit erforderte. Das aber haben wir weniger aus den Demonstrationen der „Wanderlehrer" gelernt, die mit überlegener Miene lockenförmige Drehspäne des Laufmaterials vorwiesen, als vielmehr dadurch, daß, wenn 1859 zufällig einmal eine Gewehrpyramide umfiel, dies selten abging, ohne daß ein oder der andere Lauf gebogen, das heißt unbrauchbar wurde.

Doch das Lorenzgewehr gehört schon längst zu den Toten, möge also auch hier seine Ruhe nicht weiter gestört werden.

Unser Aufenthalt in Peterwardein neigte sich zu Ende; anfangs des Sommers 1858 zeigte er sozusagen schon ein hippokratisches Gesicht. Stetig mehrten sich jene undefinierbaren, aber selten trügenden Anzeichen, welche, so wie die Sturmvögel dem bösen Wetter, einem jeden Garnisonswechsel vorausgehen, mag er nun erwünscht oder unwillkommen sein. Den vorliegenden Fall betrachtet, lag zweifellos letzteres näher. Ich wüßte keinen, der das militärische Stillleben mit nur einem, beziehungsweise zwei höchst wohlwollenden Vorgesetzten, gerne gegen den sattsam bekannten Trubel größerer Garnisonen eingetauscht hätte, mit ihren vielköpfigen Stäben und ebensovielen persönlichen Steckenpferden, den rivalisierenden Truppencommandanten und dem geistlosen Kultus des „Kamaschenknopfes", der dann in der Regel auf solchem Boden üppig wuchert.

Speziell für mich hatte eine Dislokationsveränderung noch ihre besonderen Dornen, obwohl ich mich das erste Jahr hindurch nicht so recht eigentlich als „Peterwardeiner" gerierte. Ich hatte, offen gesagt, keinerlei faible für die Festung, sie war mir nur ein Mittel zum Zwecke, insofern nämlich, als durch

sie mein Aufenthalt in der Brückenschanze bedingt war. Denn, konnten wir die Garnison in Peterwardein in vieler Hinsicht ein militärisches Idyll nennen, so war die Brückenschanze die reine Villeggiatur. Räumlich vollkommen isoliert, dabei aber, im Mittelpunkte zwischen der Festung und Neusatz, knapp an der kleinen, aber sehr anmutigen Promenade liegend, welche den „fortifikatorischen Grund" gegen die Stadt hin abschloß, genoß man dort ungestört die Vorzüge dieser und der Festung fast ohne jede der so manchen Unannehmlichkeiten, welche sich nirgends ganz vermeiden lassen. In sich vollkommen geschlossen, in der Sohle gegen die Donau hin aber weit geöffnet, erlaubte die Brückenschanze in freien Stunden ebensowohl den Besuch des Promenade-Cafékiosk, des Sammelplatzes der feinen Welt beider Ufer, wie sich mit Kahnfahren und Fischen zu unterhalten, oder am Donauufer unter dem Schatten uralter Ulmen der frischen, freien Luft zu genießen; immer angeregt durch die wechselnden Bilder, welche ein großer Strom bietet, und durch den lebhaften Verkehr zwischen hüben und drüben. Mochte ein hoher Besuch der Festung die strengste Etikette auferlegen — wir in der Brückenschanze wurden davon kaum berührt, denn äußerst selten wurde der exponierten 18. Compagnie eine spezielle Visite zu teil, weil die „Festung" das volle Interesse bis zur letzten Minute in Anspruch nahm. Und wie so manches Exerzieren, wie manche Feldübung ersparten wir nicht, wenn infolge der Durchfahrt eines Dampfers oder einer momentanen Havarie die Brücke zufällig gerade in der Stunde „offen" war, wenn wir hinüber sollten.

In Peterwardein fehlte mir überhaupt der „magnetische Punkt", und zwar schon deshalb, weil dort an und für sich mehr Offiziere als Damen waren, und ich bei meinem ersten Schritte in der „Grünen Baumgasse" schon alle Plätzchen bis auf das allerletzte besetzt fand. Was blieb also dort für mich. Und dann — dieser gesellschaftliche Verkehr, wie viel Anreiz er auch durch seine ganz ungewöhnliche äußere Intimität ausüben mochte, für mich hatte er so viel des Fremdartigen, daß mir sein Genuß keineswegs zum Bedürfnisse wurde. Auf den ersten Blick hin konnte der vertraute Ton zwischen den Damen

und ihren Cavalieren allerdings Verwunderung hervorrufen, aber diese Ansicht festhalten und hieraus abträgliche Schlüsse ziehen, könnte nur böswillige Verleumdung. Ueber all diesen Verhältnissen schwebte ein Fluidum von Bewachung, welches nichts zu wünschen übrig ließ. Daß die Entdeckung der Röntgenstrahlen erst 40 Jahre später gemacht wurde, war für die Peterwardeiner ohne jede Bedeutung; man wußte in den besagten 47 Häusern auch ohne sie, was jeder aß, trank, sprach, dachte, fühlte, ja, es gab sogar bevorzugte Sterbliche, die dies weit besser wußten, als der Betreffende selber. Was nun die Behütung der jungen Damen anbelangt, die sich allabendlich auf der Linie A—B ergingen, so blieb dort kein Wort, keine Miene, kein Blick, kein Lächeln unkontrolliert; die Invigilanten brauchten hierzu nicht einmal ihr Zimmer zu verlassen, der Raum war ja an sich so eng, daß er sich recht gut von jedem Fenster aus überblicken ließ. So wie alles in Peterwardein, stand auch die Flirtation unter dem Banner traditioneller Normen: auf der Gasse stehen bleiben war verpönt, abbiegen in eine Seitengasse, auch nur auf Momente, ein Verbrechen, welches gar nie vorkam; einer jungen Dame, unter welchen Umständen immer, den Arm zu bieten, galt als hoher Grad von Ungezogenheit; selbst auf Bällen war dies nicht gestattet, und auch die Braut blieb diesem Gesetze bis zum Hochzeitstage unterworfen.

Die dreihundert und einigen Schritte vom Wasser = bis zum Belgrader Thore bildeten einzig und allein die Bahn, auf welcher Cupido seine Pfeile entsenden durfte, und auf diesem engen Raume waren Hunderte Paare von Augen und Ohren in fast krankhafter Spannung, jeden Ton, jede Geste, jeden Augenaufschlag gnadenlos zu registrieren. Denn, wenn sich auch die „Jungen" nur für einen interessierten, die „Alten" fühlten sich solidarisch im Ergattern, wie im Schnattern.

Wird man es mir verargen, wenn ich kein Gefallen an einem „Frauendienste" fand, der einerseits ganz ungewöhnlicher Freiheiten sich erfreute, anderseits aber unter einer wahrhaft sbirrenhaften Censur stand? Das Ganze mutete mich an wie ein großes Pensionat, wie ein Bestschießen — mit blinden

Patronen. Da blieb ich weit lieber am linken Ufer; dort wehte eine freiere Luft über üppigen Fluren; es pulsierte, wenn auch in homöopathischer Verdünnung, ein städtisches Leben, die gegenseitige Ueberwachung war eine viel mildere. Nach Peterwardein ging ich meist erst spät nachmittags, um den Abend mit Kameraden und Honoratioren in einem recht guten Gasthause zu verbringen, dessen Eigentümer mit Stolz einen echt spanischen Namen trug: Las Torres! Wer denkt hiebei nicht unwillkürlich jener fernen Jahrhunderte, da Kreuzzüge und Türkenkriege die christlichen Völker von ganz Europa an Peterwardein vorüberführten!

Alles in allem war ich eigentlich nur Habitué der Festung und sah nicht anders, als mit einer Art ironischer Bonhomie auf meine Kameraden von der Linie A—B herab, ungefähr wie ein alter Soldat auf Knaben, welche mit Papierhut und Holzsäbel sehr ernsthaft Krieg spielen. Und dennoch, soll man es glauben, auf diesem kaum tellergroßen Stück Erde, den man den civilen Teil der „Unteren Festung" nannte, blühte auch für mich das Blümlein Wunderhold, beugte sich mein sehr selbstbewußtes Junggesellentum vor einer Macht, die stärker war als ich. Und dies geschah nicht etwa auf Bällen oder Kränzchen, die ich kaum besuchte, da ich kein Tänzer bin, auch nicht zur Sommerszeit, wo der Verkehr mit der Festung ohne jedes Hindernis offen stand, nein, gerade in der schlechtesten Jahreszeit, wo ich einmal beim Uebergange über die schon morsch werdende Eisdecke, in pechfinsterer Nacht mein Leben nur meinem Hunde verdankte, der unmittelbar vor mir in eine offene Eisspalte fiel und mir hierdurch die nahe Gefahr anzeigte.

Um es kurz zu sagen, ich verliebte mich, ernsthaft, unrettbar, „doch war mir's zum Heil, es riß mich nach oben". Postmeisters Laura war es, die unbewußt den Drachen besiegte. Ich habe sie früher kaum gesehen, wie sehr liiert ich auch mit ihrem Vater war, den wir alle hochschätzten und liebten; als ich sie aber einmal sah, da war's um mich geschehen!

Die „Postmeisterischen", wie die beiden hübschen Töchter des Herrn v. Alexich im dortigen Kleinstädterjargon hießen, waren die einzigen, für welche die Linie A—B nicht existierte;

sie galten daher als stolz. Die Frau Postmeisterin führte aber ein gar gestrenges Regiment und wußte meisterhaft das Dekorum zu bewahren, welches die Stellung ihres Gemahls als erster nichtmilitärischer Funktionär forderte. Es war nicht leicht in ihr Haus zu kommen, und wenn ich es dennoch auf alle Gefahr hin wagte, so geschah es das erste Mal unter der Aegide des Hausherrn, das zweite Mal als Brautwerber. Der Wurf gelang, und damit ist alles gesagt. Unsagbar jedoch war der Eindruck, den mein Entschluß, oder wie die „Scharfen" sagten, meine Bekehrung, bei den Peterwardeiner Liliputanern beiderlei Geschlechts, auch auf die in „zweierlei Tuch" hervorbrachte. Kein Mensch wollte glauben — oder stellte sich wenigstens so —, daß es wirklich mein Ernst sei. Ich hatte eben ein volles Jahr hindurch die „Koterie" als Lust behandelt, das sollte ich nun büßen. Man erzählte sich derart fabelhafte Episoden aus meinem Junggesellenleben, daß sich mir selbst fast die Haare sträubten. Ich hatte bis da gar keine Ahnung von dem durchaus nicht farblosen Renommee, welches mich umgab; doch wäre mir dies sehr gleichgültig gewesen, hätte nicht, wie ich erst viel später erfuhr, mein Oberst dieses sonderbare Urteil über mich ebenfalls geteilt. Wie dem auch sei, so viel ist sicher, daß es wohl schwerlich je einen Brautstand gegeben, welcher erst nach so vielen Hindernissen wie der unsere den schützenden Port der Ehe erreichte. Ende April hatte ich mein Heiratsgesuch eingereicht; es war alles in schönster Ordnung, ein abweislicher Bescheid außer dem Bereiche jeder Möglichkeit. Aber der Sommer verging ohne irgend ein Lebenszeichen vom Regimentsstabe in Temesvár. Dies focht mich jedoch wenig an; ich wußte, daß derlei Dinge nicht übers Knie gebrochen werden, im übrigen lebte ich im Kreise der Familie meiner Braut wie der Sohn im Hause, konnte also um so ruhiger warten.

Der Sommer war um, es kam die Weinlese, wohl das froheste Fest in jener Gegend, aber kein Bescheid, keine Heiratsbewilligung, die mir lieber gewesen wären als selbst die Trauben Kanaans. Endlich wurde anfangs Oktober 1858 das Regiment von Temesvár nach Prag versetzt; unser Bataillon wurde am 23. einbarquiert — noch immer nichts; großes Hallo! in Kräh-

winkel. Das war denn doch zu lang. In Prag wies mich der Regimentsadjutant an den Auditor, dieser lachte jovial und zeigte mir mein Gesuch im Urzustande der Einreichung, nicht einmal „präsentiert" war es. „Der Herr Oberst hat es ad acta legen lassen." — „Ja, warum denn?"

Er sagte: „Legen wir's ad acta, in sechs Wochen denkt er selber nicht mehr daran. Der und heiraten!"

Ich war wie versteinert; sollte es denn wirklich so sein! Ein Blick auf meine Vergangenheit — die war ja gar nicht so lang, ich zählte erst 27 Jahre — ließ mich nichts Besonderes erkennen; hin und wieder — nun ja — aber ewig kann das — bald wäre mir entschlüpft, leider — doch nicht fortdauern. Nun aber meldete ich mich sehr energisch um mein Recht; das Gesuch ging endlich nach Triest zum zweiten Regimentsinhaber, F.Z.M. Mertens, ab, dem die Entscheidung zustand, aber wie es scheint, mit „entsprechender" Einbegleitung. Nach vielen Wochen verlangte der Regimentsinhaber Ergänzungen meines Gesuches, die mich nötigten, nach Peterwardein und Essegg um ganz nutzlose Dokumente zu schreiben. Es war Januar 1859, als ich endlich mein „gehörig belegtes" Gesuch neuerdings einreichen konnte. Bevor aber noch eine Erledigung kam, erkrankte ich an den Blattern und es ging mir hart an den Kragen, ganz abgesehen davon, daß einem Bräutigam leichtlich Angenehmeres begegnen kann, als diese abscheuliche Krankheit mit ihren entstellenden Konsequenzen. Aber mein gutes Glück stand bei mir. Dank Jenners glorreicher Entdeckung, den radikalen Mitteln, die unser Regimentsarzt, ein energischer Knasterbart aus der alten Schule, in Anwendung brachte, und der aufopfernden Pflege seitens meiner guten Mutter, die eilends von Wien gekommen war, siegte meine harte Natur, und ich kam davon fast ohne eine Narbe.

Meine Rekonvalescenz wurde sehr erheblich gefördert durch die endlich einlangende Heiratsbewilligung. Nun hing der Himmel voller Geigen und alles Leid löste sich in Wohlgefallen auf. Kaum daß ich noch auf den Füßen stehen konnte, nahm ich einen 48stündigen Urlaub nach Wien, um dort die Kautionsangelegenheiten in Gang zu bringen, welche damals als Pro-

totyp von Schlepperei einer Art von Berühmtheit ſich erfreuten. Auch dies gelang, ſoweit es eben gelingen konnte; fieberhaft zählte ich nun die Tage bis zur Erledigung dieſes wichtigſten Punktes auf dem Golgatha zum Traualtar. — Da kam Napoleon III. mit ſeiner italieniſchen Frage!

Noch immer hoffte ich und hoffte, um ſchlimmſten Falls doch wenigſtens eine Witwe zurücklaſſen zu können — vergebens; früher als der ſo ſehnlich erwartete „Depoſitenſchein" kam der Marſchbefehl. Ich mußte fort. Um doch dem armen Mädchen, welches ihr Lebensglück an mein Geſchick zu ketten bereit war, wenigſtens eine moraliſche Sicherung zu bieten und jener Clique nicht Recht zu laſſen, die vom Anfange an den Ernſt meines Werbens begeiferte, that ich das einzige mir noch Mögliche: ich ſtellte ihr im Sinne der damals geltenden Konkordatsbeſtimmungen ein von der geiſtlichen Behörde aufgenommenes Eheverſprechen aus. Dies war aber auch alles; als ich meinen Namen unter das Dokument ſetzte, wirbelten thatſächlich ſchon die Trommeln. —

Italien.

(1859.)

Das politiſche Wetterleuchten vom Neujahr 1859 hatte das Nahen des Gewitters verkündigt; immer mehr verdüſterte ſich der Horizont, ſo daß auch dem Unbefangenſten für die nächſte Zukunft bangte. Doch blieb das 1. Armeecorps und damit auch unſer Regiment vorläufig, das iſt bis gegen Ende April, noch unberührt von den ſchon ganz offen betriebenen Kriegsvorbereitungen.

In dieſem Betracht hatte ich ganz recht gethan, meine perſönlichen Angelegenheiten ſo gut wie möglich zu ordnen, denn am 24. April, alſo genau 24 Stunden nach Abſendung des Ultimatums von Wien nach Turin, erhielten auch wir den Befehl, uns unverzüglich auf Kriegsſtand zu ſetzen. Es wurden denn auch ſofort die Anordnungen hiezu getroffen; es klappte alles vortrefflich, nur mit dem „unverzüglich" hatte es ſeine guten Wege. Da zeigte es ſich klipp und klar, daß das ſeit 1850 ſo ſehr kultivierte Repräſentationsſyſtem — oder ſagen wir lieber gleich den wahren Namen — das Paradeweſen, ſich nicht immer und überall mit dem eigentlichen Daſeinszwecke einer Kriegsmacht decke, mit einem Worte, nie Selbſtzweck ſein könne. Während unſerer Garniſonierung in Wien (1851—54), beziehungsweiſe ſeit Oberſt Lippert das Regiment commandierte, war dieſes das Paraderegiment par excellence, nicht bloß wegen ſeiner nach damaligen Begriffen wirklich ſehr guten Ausbildung, ſondern in nicht minderem Grade ſeines gewinnenden Exterieurs halber. Die weißen Röcke mit den ſcharlachroten Aufſchlägen und dazu die knappen

ungarischen Hosen gewährten unter Beihilfe manch anderer militärischer Kosmetik in der That einen prächtigen Anblick; und so war es erklärlich, daß kaum irgend ein fremder Potentat oder sonst eine illustre Persönlichkeit nach Wien kam, dem das Regiment nicht vorgeführt worden wäre. All dies aber nur unter der Voraussetzung, daß die weißen Röcke auch wirklich tadellos weiß waren, die scharlachne Egalisierung in den feurigsten Reflexen spielte und die blauen Hosen so gut wie gar keine Spuren des Gebrauches erkennen ließen, was bekanntlich bei jenen ungarischen Schnittes seine besonderen Schwierigkeiten hat.

Auf streng legalem Wege konnte solchen Anforderungen freilich nicht entsprochen werden; aber der Oberst war damals allmächtig innerhalb seines Regiments, und da konnte er auch Mittel finden, die Toilette seiner Bataillone auf der Höhe der Situation zu erhalten. Zunächst wurden die alljährlich vom Depot zu Großwardein zum Regimente abgehenden Ersatzmannschaften jedesmal mit ganz neuen Monturen aus dem Augmentationsvorrate versehen und dieser auch auf anderen Wegen nach Bedarf in Anspruch genommen. Der auf diese Weise in Wien erworbene Ruf mußte selbstverständlich auch darüber hinaus erhalten werden, und so kam es, daß zur Zeit der angeordneten Mobilisierung jede Compagnie mindestens 3 bis 4, manche sogar 5 bis 7 komplette Garnituren pro Mann besaß, das Augmentationsmagazin zu Großwardein aber fast leer war. Wie ein Donnerschlag traf unseren neuen Regimentscommandanten, Oberst Klapka, die Meldung vom Depotcommando, daß dort wohl die einberufene Mannschaft fast vollzählig beisammen sei, man aber keine Monturen habe, um sie zu adjustieren.

Da konnte nun wohl nur eine drastische Maßregel Aergeres verhüten. Sämtliche Compagnicommandanten (ich commandierte damals provisorisch die 9. Compagnie) wurden versammelt und ihnen aufgetragen, auf Ehre und Gewissen alle Monturen und sonstigen Rüstungssorten bis auf eine Alltags- und eine Paradegarnitur abzugeben. Das ganze ging dann ohne Sang und Klang auf Kosten des Regimentes als Eilgut zum Depot nach Großwardein. So endete nach fast zehnjährigem Triumphe die

ganze Herrlichkeit mit einem großen Krach, der die damaligen und auch die präsumtiven Compagniecommandanten mit einem gelinden Schauder in die Zukunft blicken ließ.

Der Abmarsch des 1. Armeecorps erfolgte wider Erwarten statt Ende Mai schon am 22., obwohl die Truppen um diese Zeit den vollen Kriegsstand noch nicht erreicht hatten und insbesondere beim Regimente die Ersatzcompagnien für das aufzustellende Grenadierbataillon noch ausständig waren. Die Ereignisse in Italien forderten jedoch gebieterisch die rasche Konzentrierung der Streitkräfte, und so wurde mit Rücksicht auf die Ueberlastung der österreichischen Eisenbahnen beschlossen, das 1. Armeecorps den Weg durch Sachsen und Bayern nach Tirol nehmen zu lassen. Nur die noch fehlenden Ergänzungen wurden direkt nach Tirol instradiert und hatten sich während des Marsches dem Regimente anzuschließen.

Am 23. Mai um 8 Uhr morgens begann das Regiment staffelweise die Einwaggonierung und setzte sich sodann der Zug in Bewegung, den wir erst nach 64stündiger Fahrt wieder verlassen sollten. Durch das weltbekannte Paradies der sächsischen Schweiz erreichten wir spät nachmittags Dresden, welches wir nach kurzer Unterbrechung der Fahrt wieder verließen und am 24. mittags in Hof ankamen. Noch am selben Tage erreichten wir Bamberg und Nürnberg, von wo wir am 25. mittags in den Bahnhof von Augsburg einfuhren und abends in München außerordentlich festlich empfangen wurden. Noch am selben Abende überschritten wir bei Kufstein wieder die österreichische Grenze und kamen am 26. um 1 Uhr nach Mitternacht in Hall an, wo wir einquartiert wurden.

Die lange Eisenbahnfahrt durch Sachsen und Bayern glich im wörtlichsten Sinne einem Triumphzuge. Unbeschreiblich war der Enthusiasmus aller Stände für den kaiserlichen Doppelaar. Die ganze sächsische Schweiz, die wir im hellen Sonnenschein durchfuhren, bot einen Anblick, der jedem unvergeßlich blieb. Ein wahres Meer von Flaggen verdeckte einen großen Teil des Geländes; da war kein Ort, keine Villa, auch nicht das kleinste Bauernhaus ohne festlichen Schmuck; auf jedem Bahnhofe staute sich die Menge im Sonntagsstaate und feierte unter Musik und

begeistertem Zurufe den Durchzug der Oesterreicher. In Hof, wo wir zu Mittag ankamen, wurde die Mannschaft bewirtet; in Augsburg erwartete uns das gesamte Offizierscorps der Garnison mit einem solennen Frühschoppen, an welchem auch die Mannschaft an improvisierten Tischen im Freien teilnahm. Der festlichste Empfang erwartete uns in München; ich weiß nicht mehr wer alles uns am Bahnhofe empfing, nur so viel ist mir davon in Erinnerung, daß Flaggen und Blumen uns den Himmel verdeckten, den wir dafür aber auf Erden um so näher hatten, wo Hunderte von reizenden Münchnerinnen uns mit allem, was gut und teuer war, zu bewirten suchten; vielleicht waren ihrer nur halb so viel, wie ich hier angab, das ist wohl möglich, ließ sich aber unter den damaligen Eindrücken ebensowenig aufs Haar bestimmen, wie jetzt, nach 40 Jahren.

Wer möchte es rügen, daß der geradezu phänomenale Enthusiasmus, die aufrichtige Begeisterung, die uns in allen Gestalten und Formen entgegengebracht wurde, uns wie in einem Taumel hielt, dessen Ende wir nicht mehr im stande waren, abzusehen. Doch nirgends wachsen die Bäume in den Himmel, und so wurden auch wir bald dessen belehrt, daß 64 Stunden märchenhafter Fahrt allerdings eine sehr angenehme Erinnerung hinterlassen mögen, daß aber schließlich auch sie doch wieder aus idealen Regionen zur hausbackenen Wirklichkeit führen, mit der wir armen Erdenwürmer allesamt zu rechnen haben. Nach den feierlichen Empfängen, den begeisterten Zurufen und den lieblichen Walküren, die allerorts uns erquickten — erwartete uns an der ersten österreichischen Bahnstation Kufstein ein, sage ein k. k. Gendarm! — Wir waren sofort wieder in der vorschriftsmäßigen Normalstimmung.

Offen gestanden haben die Ovationen, deren Gegenstand wir auf dieser Fahrt waren, ungeachtet wir sie mit voller und aufrichtiger Hingebung erwiderten, doch einen etwas bittersüßen Nachgeschmack hinterlassen. Ich glaubte anfänglich, es sei dies nur bei mir der Fall, aber als wir schließlich alles rekapitulierten, stellte sich als Endresultat bei allen das Gleiche heraus. Es ist immer ein fatales Gefühl, für irgend etwas gelobt, gefeiert zu werden, was man noch nicht geleistet hat, und von

dem man auch nicht einmal weiß, ob man es wird leisten können. Immer und immer wieder drängte sich dem oder jenem durch die Lippen: „Herrgott! wenn nun die Sache schief ginge . . .!" Es ist dies nichts Angenehmes. Und nun ist die Sache wirklich schief gegangen. Ein bitterer Tropfen in diese schöne Erinnerung.

Anfangs freilich hatten wir keine Zeit zu Reflexionen, welcher Art immer. Unser Ziel: der Ticino, lag noch weit vor uns; in Hall endete damals die Eisenbahn, die Strecke bis Bozen mußte also per pedes zurückgelegt werden und dazu ließ man uns wenig genug Zeit. Am 26. um 1 Uhr morgens waren wir in unsere Quartiere gekommen, mittags 12 Uhr ging's über Innsbruck nach Matrei, wo wir 9 Uhr abends einrückten; tags darauf marschierten wir von 6 Uhr früh bis 5½ Uhr abends nach Sterzing und am 28. in gleicher Zeit nach Brixen. Von dort aus ging der Marsch am 29. bis Klausen, wo im Freilager beiderseits der Straße gekocht wurde; um 11½ Uhr wurde aufgebrochen und abends 8 Uhr in Bozen eingerückt. Dort wurde ein Rasttag gehalten, während welchem die Ersatzcompagnien zu ihren Bataillonen einrückten.

Der Marsch über den Brenner bis Bozen war bewundernswert, doch nahm er die physischen Kräfte ziemlich in Anspruch, so daß wir herzlich froh waren, als wir am 30. abends wieder in die Waggons steigen konnten, die uns ohne Aufenthalt nach Mailand bringen sollten. Wenn wir hätten ahnen können, daß das Souper vor der Abfahrt von Bozen für lange Tage hinaus das letzte sein würde — wir hätten es zuverlässig opulenter gestaltet!

Im Fluge ging es nun durch Südtirol und die Lombardei nach Mailand, welches wir in der Nacht vom 31. Mai zum 1. Juni erreichten und sofort einquartiert wurden. Meine Compagnieoffiziere und mich traf es ins Hotel de la Ville, die Mannschaft war im Kastell untergebracht. Da uns bei der Auswaggonierung bedeutet wurde, wir würden einige Zeit in Mailand bleiben, keinesfalls aber noch am 1. Juni weitermarschieren, so schliefen wir bis gegen 10 Uhr, nahmen dann in aller Ruhe unseren café bianco und machten uns dann

auf den Weg, um einige der vielen Sehenswürdigkeiten dieser berühmten Stadt in Augenschein zu nehmen. Fand aber ein sehr unerwartetes, schnelles Ende, diese Rundschau, und war die gerechte Strafe dafür, daß unser erster Gang nicht dem Kastelle galt, wo unsere Leute eben daran waren, die Menage zu bereiten.

Ueberwältigt von den Eindrücken des wundervollen Domes traten wir eben aus dem Portale auf die Straße, als wir einige Offiziersdiener, mit den Habseligkeiten ihrer Herren beladen, im vollen Laufe daher kommen sahen. Nur im Vorübereilen riefen sie uns zu, daß das Regiment sogleich abmarschiere und schon auf der Piazza d'armi gestellt sei. Auf weitere Fragen erhielten wir keine Antwort, die Angerufenen waren schon außer Sicht. Wie ein Wirbelwind flogen wir nun in unser Hotel — richtig, dort lag auch schon das Aviso; unsere Burschen hatten unsere Siebensachen bereits zusammengepackt, wir vervollständigten atemlos unsere Feldadjustierung und fort ging's auf die Piazza d'armi. So unglaublich es uns schien, war doch alles richtig. Das Regiment war eben im Begriffe sich zu formieren, wir hatten knapp noch Zeit unsere Plätze einzunehmen. Es wurde geladen, die Volkshymne intoniert und sodann der Marsch angetreten.

Man mag sagen, was man will, das erste Laden mit scharfen Patronen, besonders wenn es so ruhig und feierlich geschehen kann wie hier, übt einen ganz eigentümlichen Eindruck selbst auf jene aus, welchen diese Ceremonie nichts Neues mehr ist. Man fühlt sozusagen den Strich, mit dem das Schicksal das bisherige Kapitel unseres Lebens abschließt und einen neuen Abschnitt beginnt, von dem keiner weiß, wie er enden wird. Wie lebhaft die Vivat! und Eljen! nach Schluß der Volkshymne auch ertönen mögen, der eigentliche Soldatenhumor, der hierauf folgt, ist nicht der richtige, wahre, es klingt etwas Gezwungenes aus der Konversation, die sich in der ersten Zeit des Marsches entspinnt, denn jeder fühlt den Ernst der Dinge, denen er nun entgegengeht, möge er sich auch noch so teilnahmlos geben. In unserem Falle hatte die feierliche Inaugurierung des Krieges die gute Rückwirkung, daß Offiziere

und Mannschaft fürs erste darauf vergaßen, daß sie ohne Mittagessen in Marsch gesetzt wurden, denn die Menage war noch nicht fertig, und die Offiziere wurden von dem plötzlichen Marschbefehle zu sehr überrascht, als daß an ein noch so bescheidenes Mahl hätte gedacht werden können.

Wie wir während des Marsches erfuhren, hatte das 1. Corps von Sr. Majestät dem Kaiser in Verona die Bestimmung erhalten, das rechte Ticinoufer von Sesto Calende abwärts zu sichern und hiedurch auch die Operationen des, dem 1. Corps zugewiesenen F.M.Lts. Urban zu begünstigen, den man in Varese vermutete. Da die Verhältnisse drängten, sollte G.M. Reszniczek mit seiner Brigade am 2. Juni in Gallarate eintreffen. Doch schon als wir Rho erreichten, also den halben Marsch nach der ersten Station, Legnarello, zurückgelegt hatten, erreichte die Kolonne der Befehl, daß infolge Anordnung des Armeecommandos das 1. Corps eine veränderte Bestimmung erhielt, daher die Brigade Reszniczek nicht nach Gallarate, sondern nach Magenta zu marschieren habe. Statt nach Norden ging's also nun gegen Westen, doch vollzog sich der Marsch nicht so flott wie er begonnen; zahlreiche Stockungen und Kreuzungen wirkten derart störend, daß wir erst nach Mitternacht Magenta erreichten, ohne indes dort die Ruhe zu finden, deren wir so sehr bedurften. Nachrichten aus dem Brückenkopfe von San Martino (rechtes Ticinoufer) forderten rasch eine ausgiebige Unterstützung der dort befindlichen Halbbrigade; infolgedessen erhielt die Brigade Reszniczek den Auftrag, den Marsch bis San Martino fortzusetzen. In Magenta durfte nur so lange gehalten werden als nötig, um der schon sehr erschöpften Mannschaft aus den längs der Ortsgasse bereitstehenden Weinvorräten die Feldflaschen zu füllen. Mir und noch einigen Kameraden gelang es, eine Kaffeebude aufzutrommeln und uns dort zu einigen Schalen „nero“ zu verhelfen.

Beim Weitermarsche begann ein leichter Regen, in dessen Begleitung wir im ersten Morgengrauen des 2. Juni bei San Martino die Eisenbahnbrücke über den Ticino passierten und dann, auf piemontesischem Boden, in den Brückenkopf einrückten. Man brauchte eben kein Vauban oder Montalembert zu sein,

um sich über dieses Werk ganz eigene Gedanken zu machen. Den Wert der Anlage selbst konnten wir allerdings nicht beurteilen, aber ihre riesige Ausdehnung mußte auch den Laien befremden. Selbst nach Anlangen der Brigade Reszniczek verlor sich noch immer die Besatzung in dem weiten Raume, zu dessen Verteidigung — wie G. d. C. Graf Clam sagte — mindestens drei starke Brigaden nötig gewesen wären.

An Positionsgeschützen waren fünf Zwölfpfünder vorhanden, von welchen zwei die Straße nach Trecate beherrschten. Auf eben dieser Straße, aber außerhalb wirksamer Schußweite, konnte man wahrnehmen, daß ein feindliches Detachement an einer Batterie arbeitete, welche, in den Straßenkörper eingeschnitten und wahrscheinlich für schweres Geschütz bestimmt, den beiden österreichischen Zwölfpfündern gerade gegenüber lag. Sonst war vom Feinde ringsum nichts zu sehen.

Wenn die Sorge um irgend etwas Genießbares alle unsere kriegerischen Instinkte für den Augenblick in den Hintergrund drängte, wird uns dies auch ein strengerer Richter als der sehr geehrte Leser verzeihen. Wir waren nun alle, samt und sonders, den dritten Tag ohne Nahrung, wenn man nicht als solche rechnen will, was sich jeder so im Vorübergehen zu beschaffen vermochte. Auf die hierauf bezügliche Meldung des G.M. Reszniczek wurde zwar angeordnet, den Brigadeproviantoffizier zu dem Magazine nach Abbiategrasso zu senden, an welches die Truppen des 1. Corps angewiesen waren, mittlerweile aber durch Requisition dem augenblicklichen Bedarfe abzuhelfen. Der Rat war gut — aber das Ergebnis der Requisition, wie ein Blick auf die Gegend begreifen läßt, gleich Null, und der Proviantoffizier kam gegen Mittag leer, mit dem klassischen Bescheide zurück: die Verordnung, daß das 1. Corps zur italienischen Armee gehöre, sei der Magazinsverwaltung noch nicht zugekommen, ergo . . . — Wir waren also offenbar ein wenig zu früh gekommen!

Ich will nicht behaupten, daß gerade dieser Grund der maßgebende war, obwohl ich ihn aus dem Munde des Proviantoffiziers selbst habe, aber die Thatsache bleibt aufrecht, daß man eine Truppe, welche am 2. Juni vor dem Feinde stand

und am 30. Mai zum letztenmal gegessen hatte, bei vorhandenen Mitteln ohne Nahrung ließ, sei nun der Grund welcher immer. Von was die Mannschaft sich ernährte, ist mir noch heute ein Rätsel; ich erstand von einem „zur italienischen Armee gehörigen" Hannaken einen halben Laib Kommißbrot um einen Viertelgulden und tafelte mit meinen Compagnieoffizieren, nicht ganz so wie Lucullus, aber wir wurden so ziemlich satt — bis auf weiteres.

Unter gelindem, aber stetigem Regen, Rekognoscierungen, Hunger und Fluchen verging der schier endlose Tag. Gegen Abend erhielt die 5. Division (9. und 10. Compagnie) unter Hauptmann Deseö den Befehl, bei einbrechender Dunkelheit auf der Straße nach Trecate vorzugehen und die in Arbeit befindliche französische Batterie zu zerstören. Es kam jedoch nicht dazu, weil inzwischen die Nachricht von dem Uebergange der Franzosen bei Turbigo eintraf und unser Corpscommandant es gegenüber den widersprechenden Befehlen aus dem Armee-Hauptquartiere für unerläßlich erachtete, hinter den Ticino zurückzugehen. Im übrigen wurde dieser Entschluß noch vor der Ausführung durch einen neuen Befehl des Armeecommandos sanktioniert, welcher die Räumung des rechten Ticinoufers und Stellungnahme am linken anordnete.

Es war 7 Uhr abends, als sich unser Bataillon und jedenfalls auch die übrige Besatzung, in aller Stille in Reihenkolonnen formierte — um 11 Uhr nachts standen diese in strömendem Regen noch immer des Abmarsches gewärtig, auf demselben Flecke. Wir wußten eben nicht, daß uns die ehrenvolle Bestimmung zugedacht war, den Uebergang zu decken und als Letzte den Brückenkopf zu verlassen. Gegen Mitternacht endlich ging es los. Die Besatzung verließ den Brückenkopf, die Zwölfpfünder an der Straße nach Trecate wurden vernagelt zurückgelassen und die Eisenbahnbrücke sollte gesprengt werden, sobald der letzte Mann sie passiert haben würde. Es war alles zur Zerstörung dieser prächtigen Steinbrücke vorbereitet; gewaltige Pulverfässer, unter der Brückenbahn an die Pfeiler befestigt, sollten mittels Elektricität zur Explosion gebracht werden. Wir hatten dies alles schon beim Hinmarsche beobachten

können und waren nun überzeugt, daß von dem mächtigen Baue kein Stein auf dem anderen bleiben würde.

Am linken Ufer angelangt, wurde unsere Division rechts, 2 Compagnien Ottočaner Grenzer links der Brücke, entlang des Flußufers aufgestellt, um eine eventuelle Störung seitens des Gegners abzuwehren. Mit Rücksicht auf die immensen Sprengmittel, welche an der Brücke aufgehäuft waren, schien uns die Entfernung, auf welche wir seitwärts derselben postiert wurden, wohl etwas sehr gering, so daß wir uns keinesfalls der Hoffnung hingeben durften, dem Zerstörungswerke ohne einige reale Erinnerungszeichen beiwohnen zu können. Die Ottočaner machten — wie wir später hörten — kurzen Prozeß und gingen parallel zu ihrer Aufstellung davon, wir aber blieben wo wir waren und harrten in lautloser Spannung der Explosion. Doch diese ließ länger auf sich warten, als wir dachten; endlich konnte man so etwas wie ein fernes Gepolter vernehmen; wir hielten dies für Gott weiß was, nur nicht für die Sprengung einer Brücke, die wir uns ganz anders gedacht; aber es wurde uns versichert, es sei alles bestens gelungen, wonach wir bei Tagesanbruch auf Ponte nuovo di Magenta, hinter dem Naviglio Grande (Schiffahrtskanal, der sich fast parallel mit dem Ticino von Oleggio bis Pavia hinzieht), zurückgingen, wo unser Bataillon Stellung genommen hatte. Dort wurden die Zollhäuser beiderseits der Straße zur Verteidigung hergerichtet und von 4 Compagnien besetzt; die 9. Compagnie stand links, die 10. rechts der Straße als Reserve. Die Arbeiten wurden ohne Hast hergestellt, denn die zerstörte Brücke bei San Martino bot die Gewähr, daß der Feind nicht so bald auf dem linken Ufer werde auftreten können.

Es mochte etwa 5 Uhr morgens sein, als man auf der Straße, welche in schnurgerader Richtung, aber mit einer leichten Einsenkung zwischen beiden Orten, von Ponte nuovo di Magenta nach San Martino führt, in der Ferne die weiße Uniform eines österreichischen Offiziers auftauchen sah, der sich raschen Schrittes unserer Stellung näherte. Alles war in Aufregung, die ungereimtesten Vermutungen wurden aufgestellt, wie dieser

Offizier ganz allein aus der Richtung vom Feinde herkomme, bis endlich mit Hilfe der Feldstecher die Gewißheit wurde, es sei dies der Lieutenant Hofmeister von der 7. Compagnie, der seit dem Abmarsche aus dem Brückenkopfe vermißt wurde und von dem man annahm, er sei zum Feinde übergegangen. Irgend einen halbwegs plausiblen Grund hierfür konnte man allerdings nicht aufbringen; Hofmeister war als blutjunger Offizier erst vor dem Ausmarsche aus Prag ins Regiment gekommen; seine Diensteskenntnis stand auf gleichem Niveau mit seinem politischen Urteile, nämlich auf Null; er war überdies ein Verwandter eines unserer Generale, kurz es fehlte an jedem Motive für eine Fahnenflucht — aber man mußte nun einmal ein Motiv haben, ergo fand man eines.

Die Sache erklärte sich übrigens bald in sehr einfacher Weise, aber man konnte wenig Freude daran haben. Was Hofmeister betraf, so war er vor dem Ausmarsche aus dem Brückenkopf, ermüdet durch das lange Stehen, und um sich vor dem Regen zu schützen, in eine knapp neben der Kolonne befindliche Laubhütte gekrochen und dort umfing ihn bald der feste Schlaf der Jugend derart, daß er den in größter Stille ausgeführten Abmarsch überhörte und allein zurückblieb. Als er erwachte, glaubte er anfänglich, wir wären vorgerückt und lief daher eilends nach Trecate, wo er seines Irrtums gewahr wurde, denn der Ort war vollkommen leer. Er kaufte sich dort einige schlechte Cigarren und trat dann die Bewegung in entgegengesetzter Richtung an, die ihn glücklich wieder zu seiner Truppe brachte.

Es ist nicht leicht möglich, die klassische Naivität, das Vollbewußtsein der Selbstverständlichkeit wiederzugeben, mit der Hofmeister seinen Bericht erstattete, den auch rückhaltlose Heiterkeit begleitete. „Aber wie sind Sie denn über den Fluß gekommen," fragte einer aus den oberen Regionen, indem er Hofmeisters trockene Kleider zweifelnd musterte. — „Ueber den Fluß?" erwiderte Hofmeister mit der verwundertsten Miene von der Welt, „nun über die Brücke." — „Aber was reden Sie, die Brücke ist ja gesprengt." — „Ach Gott, nein," versicherte der also Inquirierte, „sie steht noch so wie sie war. Nur

einige Meter des Geländers sind abgestürzt und die Brückenbahn zeigt hier und da geringe Unebenheiten, aber sonst ist alles wie früher." — Tableau! Ringsherum nicht so sehr erstaunte, als vielmehr ernstlich besorgte Gesichter. Es scheint, daß man über die Zerstörung des Ueberganges auch maßgebenden Ortes gewisse Bedenken hegte, doch dürften sie kaum so weit gegangen sein, wie aus Hofmeisters Aussagen zu entnehmen, denn sonst wäre es doch ganz widersinnig gewesen, mit Roß und Reiter auf gute 5 Kilometer zurückzugehen und die Brücke ihrem Schicksale zu überlassen. Am linken Ufer hätte dann schon aus dem Grunde eine entsprechende Truppe stehenbleiben müssen, um den Feind an der Ausbesserung und Gangbarmachung der Brücke so lange als möglich zu hindern. Bei dem Umstande, als der Uferwechsel der ganzen Armee angeordnet war und man auch die Flankenmanöver des Gegners über Turbigo kannte, hatte doch gewiß jede Stunde, um welche der Vormarsch der Franzosen in der Richtung San Martino-Magenta verzögert werden konnte, um so höheren Wert.

Das Dunkel, welches sich — außer jenem einer finsteren Regennacht — über alle diese Fragen breitete, wurde sehr bald gelichtet, als die Franzosen über die Brücke defilierten und auf der Straße in guter Sehweite Stellung nahmen. Ueber diese Thatsache konnte kaum irgend welcher Zweifel herrschen; gleichwohl erachtete man es für notwendig, die halbe 10. Compagnie (Oberlieutenant Täuber) und 1 Zug Ulanen unter Leitung eines Hauptmannes vom Generalstabe rekognoscierend gegen die feindliche Stellung vorgehen zu lassen. Diese Patrouille rückte auf der Straße bis in wirksamen Schußbereich vor, wurde angeschossen und kehrte, ohne auch nur einen Schuß abgegeben zu haben, mit einem Verluste von einem Toten und drei Verwundeten nach Ponte nuovo di Magenta zurück. Wir, die wir von dort aus mit begreiflicher Spannung das Debut unserer Halbcompagnie verfolgten, konnten uns anfänglich keinen Vers aus der ganzen Sache machen, doch da man uns versicherte, die Patrouille habe „ihren Zweck vollständig erreicht", so mußte es wohl auch so sein. Worin aber dieser Zweck bestand, darüber bin ich seit jener Zeit mit mir selbst im Haber,

denn ich habe damals von meinem Standpunkte aus genau das nämliche gesehen wie die Patrouille, ohne dabei angeschossen zu werden.

Auch die Franzosen gaben sich mit den Leistungen unserer Patrouille zufrieden; sie blieben gefechtsbereit in ihrer Position, störten uns jedoch nicht im geringsten. Dagegen herrschte in unserer Stellung lebhaftes Treiben. Außer der Instandsetzung der vier Zollhäuser war auch noch die Vorbereitung zur Sprengung der Brücke über den Naviglio zu treffen. Vielleicht im Hinblicke auf die mißlungene Sprengung der Ticinobrücke, wo die Sprengladung unterhalb der Brückenbahn angebracht war, meißelte nun ein Detachement Geniesoldaten mit unsäglicher Mühe die Minenherde in die Quadern des Mittelpfeilers der Brücke; doch, um es gleich im voraus zu sagen, es fehlte schließlich an Pulver, um die Minen zu laden; ein Uebelstand, der am folgenden Tage schwer empfunden wurde.

Mittlerweile war es der energischen Intervention unseres Corpscommandanten G. d. C. Grafen Clam-Gallas gelungen, seinen schon halb verhungerten Truppen Nahrung zu verschaffen. Ungefähr um 2 Uhr nachmittags des 3. Juni kam endlich Fleisch und Reis, doch fehlte das Salz; bis dies von Magenta herbeigeholt wurde, kamen die Kessel ans Feuer und alles schwelgte schon in den Zukunftsgenüssen, welche die lustig prasselnden Flammen verkündeten. Doch es stand nun einmal im Buche des Schicksals geschrieben, daß unsere unglückliche 5. Division sich noch lange nicht an den Fleischtöpfen — wenn auch nicht Aegyptens, so doch der Feldmenage — erfreuen sollte, ein wie bescheidener Wunsch dies auch war. Schneller als das Salz kamen die Franzosen, oder genauer gesagt — kam die Nachricht, daß die Franzosen kämen. Infolge des Ueberganges derselben bei Turbigo hatte der Corpscommandant schon mit Tagesanbruch des 3. Juni eine Kolonne, der auch das 1. und 3. Bataillon unseres Regiments angehörte, unter F.M.Lt. Baron Cordon in dieser Richtung vorgehen lassen, welche auch von 11 Uhr vormittags ab in ein heftiges Gefecht verwickelt war. Eben als bei uns die Erwartungen auf ein baldiges Mittagessen schon zur vollen Berechtigung gediehen waren, traf in

Ponte nuovo di Magenta die Nachricht ein, daß die Kolonne des F.M.Lt. Cordon zurückgedrängt worden sei und die Franzosen in dem Gelände zwischen dem Naviglio und der Straße Turbigo-Magenta vorrückten. Sofort wurden 2 Compagnien beordert, unter persönlicher Leitung des Obersten Mariassy vom 60. Infanterieregimente, der für den momentan unwohl gewordenen G.M. Reszniczek das Brigadecommando übernommen hatte, nach dieser Richtung hin zu tiraillieren, eventuell die Kolonne Cordon zu unterstützen. Da die 5. Division in Ponte nuovo di Magenta im Reserveverhältnisse stand, so war nichts natürlicher, als daß ihr diese Aufgabe zufiel; die Kessel mit der halbgaren, noch ungesalzenen Menage wurden also schweren Herzens umgeworfen, das Fleisch — auf Nimmerwiedersehen — den Compagniekarren überantwortet und dann ging's flott in die Vignen (Weinpflanzungen) hinein. Da die übrigen 4 Compagnien des Bataillons bereits die zur Verteidigung eingerichteten Häuser besetzt hatten, die Bataillonsfahne aber reglementmäßig bei der Mitteldivision (der 5.) eingeteilt war, so mußten wir sie wohl oder übel mitnehmen, wie wenig dies auch zu dem Tiraillieren, welches uns bevorstand, passen mochte.

Unser Abmarsch von Ponte nuovo di Magenta bezeichnet den Ausgangspunkt einer wahren Odyssee, welche wohl wert ist, der Vergessenheit entzogen zu werden, wenn auch nur als ein Beweis, welch ganz unberechenbare Situationen an den Offizier im Felde herantreten können.

Es war schon 4 Uhr nachmittags vorüber, als wir uns in Bewegung setzten und gleich außerhalb der Häuser zu tiraillieren begannen, d. h. die 10. Compagnie ging in der Kette vor, die 9. mit der Fahne folgte als Unterstützung. In dieser Formation durchstreiften wir kreuz und quer die schon dichtbelaubten Vignen, ohne einen anderen Feind zu finden, als den, welchen die aufgeregte Phantasie unserer Leute durch das dunkle Laub huschen sah. Nach stundenlangem Herumstreifen in großem Bogen erreichten wir endlich nach 7 Uhr abends die Nordlisiere von Boffalora, wo wir auf Anordnung Oberst Mariassys die Nacht über biwakierten. Es war herrliches Wetter, als der Morgen anbrach; die kühle Regentemperatur war echt italieni-

scher Junihitze gewichen, die uns von nun an nicht mehr verließ. Nun erst konnten wir das Terrain erkennen, in welches uns die Zufälle des Vortages gebracht. Boffalora liegt am linken Ufer des Naviglio Grande, am Nordrande eines niederen Plateaus, welches dort, wo unser Biwak lag, ziemlich steil abfällt, um sich unmittelbar darauf wieder gleicher Art zu erheben, so daß das hierdurch gebildete Thal nur eine sehr schmale Sohle hat. Auf Draht gezogene Vignen, Buschwerk und dazwischen spiegelglatte Grasstreifen bedeckten die Abfälle.

Der Vormittag verging in peinlichster Erwartung; wir standen isoliert vom Regimente und hatten so gut wie gar keinen Commandanten, denn Oberst Mariassy blieb unsichtbar; wir hatten natürlich keine Ahnung, daß er seit diesem Morgen das Brigadecommando wieder an den inzwischen dienstfähig gewordenen G.M. Reszniczek übergeben habe. Zudem hörten wir gegen Mittag schon starkes Geschütz- und Gewehrfeuer aus den Richtungen Ponte nuovo di Magenta; die Schlacht hatte also bereits begonnen und wir wußten noch immer nicht, wem wir eigentlich zugehörten. Endlich gegen 1 Uhr kam Oberst Mariassy, wie es scheint, ganz zufällig an die Nordlisiere, denn er war offenbar überrascht, uns hier zu finden. Er konnte oder wollte uns nicht sagen, wie wir zu unserem Regimente kommen könnten, wohl deshalb, um durch das Hin- und Hermarschieren der 2 Compagnien keine Störung in der Gefechtslinie hervorzurufen. Auf unsere Anfrage, welche Aufgabe wir hätten, zeigte er auf die gegenüberliegende Höhe, wo 2 Compagnien (ich glaube vom 4. Bataillon des 59. Infanterieregiments) standen und sagte: „Wenn diese 2 Compagnien geworfen werden sollten, dann nehmen Sie sie auf und werfen sich dem Feinde entgegen."

Dies ließ nicht lange auf sich warten. Kurz nach 1 Uhr flog die Kanalbrücke von Boffalora in die Luft, uns mit Trümmern überschüttend, die aber glücklicherweise niemand verletzten. Unmittelbar darauf war auch auf unserer Seite das Gefecht im Gange; jedenfalls rückte der Feind von Norden her vor, denn rechts von uns sahen wir eine Raketenbatterie den

steilen Abhang hinaufklettern und von Punkten, die kaum einem einzelnen Infanteristen genügend Raum geboten hätten, das Feuer in der Richtung gegen Bernate eröffnen. Wenige Minuten später ertönte von dort her ein wahres Huronengeheul und im nächsten Augenblicke purzelten die 2 Compagnien über den Abhang zu Thal, ihnen nach in dichten Schwärmen eine Masse Turcos (das algierische Tirailleurregiment von der Division de la Motterouge).

Wir standen diesseits schon parat. Als nun die Flüchtenden die Front vor der in Masse formierten Division geräumt hatten, stellte sich Hauptmann Deseö mit dem Zurufe: „Utánam, fiaim, egy szivvel és lélekkel ugy mint én!“ an deren Spitze, ließ das Signal „Sturm“ blasen, und nach den ersten Tönen des Hornisten flogen, wie auf Commando — sämtliche Tornister unserer Division zu Boden. Es war eben nichts darin, als eine komplette Parademontur und sonstiges Paradezeug, für welche unsere Hayducken wenig Zärtlichkeit empfanden. Zugleich aber — vielleicht auch um nur recht schnell aus dem Bereiche der verhaßten Kalbfelle zu kommen — stürmten unsere Leute unter lautem Hurra! den Abhang hinab. (Dies war eigentlich reglementwidrig, denn auf unseren Friedensübungsplätzen war das „Hurra!“ als unschön verpönt. Der Bajonettangriff mußte in scharfer Richtung, gleichem Tempo und mit streng vorschriftsmäßig schräge gehaltenem Gewehre lautlos ausgeführt werden. Erst der mächtige moralische Eindruck der französischen Bajonettangriffe, besonders jener der Afrikaner, schuf auch bei uns dem richtigen Angriffe freie Bahn, der nun im letzten Momente allgemeine Geltung erhielt. Zum Glücke war die Remedur nicht schwierig.)

Auf dem aalglatten Grasboden war weder bei den Turcos, noch bei uns an ein Halten oder auch nur an ein Stocken der Bewegung zu denken; wir hatten die kürzere, aber steilere Halde und da ging's in tollen Sprüngen und Gleiten hinab, so daß uns die eigene Wucht noch ein gutes Stück auf die jenseitige Böschung hinaufbrachte bis zu dem unausweichlichen, heftigen Zusammenpralle der feindlichen Massen. Ein nur Augenblicke währender Bajonettkampf, und die Turcos räumten das Feld,

nach ihrer Art schnell einen ausreichenden Raum zwischen sich und den Verfolger bringend und jede, wenn auch noch so primitive Deckung zum Feuern benützend. Man sah die weißen Pluderhosen nur so über die Hecken fliegen und im nächsten Momente pfiffen uns auch schon die Riesenprojektile ihrer Miniébüchsen um die Ohren.

In dieser Verfolgung, die immer rascher ging, je länger sie währte, verengte sich das Terrain gegen Bernate zu einem Hohlwege, und während ein Teil der Division beiderseits desselben vorrückte, drang der andere, die Fahne mit den Fahnenoffizieren voraus, im Laufschritte in denselben ein. Die Turcos hatten indessen schon über die Brücke bei Bernate das rechte Ufer gewonnen, nur einer, den die flatternde, reich in Silberstickerei erglänzende Fahne gereizt haben mochte, lag zu tollkühnem Handstreiche bereit im Hinterhalte. Als die Tete der Kolonne nur mehr wenige Schritte von seinem Verstecke entfernt war, sprang er hervor, feuerte auf den Fahnenführer Tartsy der 9. Compagnie sein Gewehr ab und stürzte auf die Fahne, die er mit beiden Händen faßte, um sie dem, wie er wohl annehmen durfte, tödlich Getroffenen zu entreißen. Gelang dieser Coup, so war es allerdings nicht ausgeschlossen, daß der Wagehals in dem schwer übersichtlichen Terrain das Weite gewann und mit seiner Beute das rechte Ufer erreichte. Doch — der Schuß war, obwohl aus nächster Nähe abgegeben, dennoch fehlgegangen. Tartsy hielt wacker seine Fahne und im selben Augenblicke stießen auch die beiden Fahnenoffiziere, Lieutenants Bartenstein und Kießling, dem Tollkühnen die Klingen durch den Leib. Schon in die Knie gesunken klammerte sich der todwunde Turco noch mit letzter Kraft an den Fahnenschaft, bis er unter Bajonettstichen und Kolbenschlägen verblutete. Gewiß ein tapferer Soldat, dem kein ritterlich Denkender eine ehrende Erinnerung versagen kann und den wir gerne gerettet hätten, wäre dies unter den obwaltenden Umständen möglich gewesen [1]).

Das linke Ufer des Naviglio war nunmehr — in unserem Bereiche — vom Feinde gesäubert, aber wir standen völlig

[1]) Führer Tartsy erhielt die große silberne Tapferkeitsmedaille.

isoliert, ohne auch nur annähernde Orientierung über die Verhältnisse der Schlacht. Da wir auf keine Unterstützung zu hoffen hatten, mußte sich Hauptmann Deseö mit den erreichten Vorteilen begnügen; dem Feinde auf das rechte Ufer zu folgen, durfte er mit so geringen Kräften nicht wagen; es wurde also bloß die Brücke verrammelt und die Division löste sich von Bernate bis zum Kamme der Boffalora gegenüber liegenden Höhe entlang des Naviglio in Kette auf. Die Franzosen thaten ein Gleiches am linken Ufer, in dessen Buschwerk sich zahlreiche Infanterie einnistete. Von beiden Seiten wurde bis gegen Abend ein sehr heftiges, aber fast nutzloses Feuergefecht unterhalten, welches besonders uns, die wir im Besitz des überhöhenden Ufers waren, nur geringen Schaden zufügte. Gleichwohl aber lagen doch Verwundete an der dem Feuerbereiche des Gegners zugekehrten Böschung, deren Bergung mitten im Feuer nicht gut möglich war. Ich machte daher den Versuch, durch Wehen mit dem Taschentuche und Hinweisen auf die Verwundeten die Franzosen zum Einstellen des Feuers zu bewegen, was auch gelang. Das Schießen hörte auf, beiderseits wurden die Verwundeten zurückgebracht und dann das Gefecht fortgesetzt. Die Franzosen, ich glaube, es war Infanterie von der Garde, erweiterten jedoch dieses Intermezzo in sehr praktischer Weise. Die Sonne brannte sengend nieder; beide Teile litten unsäglich unter quälendem Durste; beide hatten das Wasser zwischen sich, aber wer wollte um eines Trunkes willen sein Leben riskieren. Da hörte mit einemmal das Feuer der französischen Linie auf einem Punkte auf, was sich rasch nach rechts und links verbreitete; auch wir stellten das Feuer ein und da trat nun aus dem bergenden Gebüsche ein Franzose ohne Waffen, aber mit einer Feldflasche in der Hand hervor, salutierte höflich und deutete pantomimisch an, daß er Wasser holen wolle und uns dazu einlade. Allgemeines Gelächter lohnte diese Idee und im nächsten Momente waren die Uferränder des Naviglio mit Wasserholenden besetzt. Man hätte glauben können, bei einem Friedensmanöver zu sein, wenn man von hüben und drüben die freundlichen Zurufe hörte, welche die Feinde austauschten, ohne sie zu verstehen. Nach kurzer Frist waren die Franzosen im Gebüsch

verſchwunden, nur der Arrangeur mit der Feldflaſche blieb noch zurück, dankte in einer Art, um die ihn jeder Mimiker eines Balletts hätte beneiden können, für unſer freundliches Zugeſtändnis, warf uns eine Kußhand zu — und in der nächſten Minute knatterten wieder die Schüſſe, als wären ſie nie unterbrochen worden. Es war dies überhaupt der letzte Feldzug, den ich mitmachte, in welchem auch die Poeſie des Krieges noch zur Geltung kam.

Die Bewegungen Mac Mahons machten ſich endlich auch in unſerem kleinen Wirkungskreiſe fühlbar, wenn wir auch, wie begreiflich, von dieſem Manöver, welches ſo entſcheidend auf den Verlauf der Schlacht einwirkte, keine rechte Vorſtellung hatten. Doch meldeten die Patrouillen ſtarke feindliche Maſſen in unſerem Rücken, ſowie daß von den bisher in der Richtung gegen Magenta bemerkten öſterreichiſchen Abteilungen nichts mehr zu ſehen ſei. Erſt nachdem Hauptmann Deſeö, der von einem der letzten Schüſſe an der Schulter verwundet worden war, ſich perſönlich von letzterer Thatſache überzeugt hatte, beſchloß er, dem Naviglio entlang wieder auf Boffalora zurückzugehen. Es war dies eigentlich eine Seitwärtsbewegung, die uns um keinen Schritt nach rückwärts brachte.

Inzwiſchen hatte ſich die Situation bedeutend geändert; Boffalora war von den kaiſerlichen Truppen geräumt worden, die Franzoſen waren über dieſen Ort hinaus gegen Magenta vorgerückt und wir befanden uns daher ſchon hinter der erſten Linie des Gegners. Ohne Kenntnis hievon beim Eintreffen in Boffalora, ſollten wir bald durch den Augenſchein darüber belehrt werden. Als wir durch Gärten und über Hecken quer durch den Ort ziehend in ein größeres Wirtſchaftsgebäude eindrangen, fanden wir den Hof voll von öſterreichiſchen Gefangenen, deren Bedeckung bei unſerem Anblicke ſchleunigſt das Weite ſuchte. In dem Tumulte kam uns der verwundete Hauptmann Deſeö außer Geſicht; es war jedoch keine Sekunde zu verlieren, ſollte uns noch eine Möglichkeit offen bleiben, der ſicheren Gefangenſchaft zu entgehen; ich übernahm alſo das Diviſionscommando, rief den Gefangenen zu, ſich uns anzuſchließen und trachtete durch das Gelände die Richtung nach Magenta zu gewinnen.

Bei dem Herumirren in die Kreuz und Quer durch das nach allen Richtungen von mehr als mannshohen Rebenguirlanden durchzogene Terrain, welches besten Falls eine Rundsicht von höchstens 20 Schritten Breite und 100 in der Länge gestattete, kamen wir öfter mit feindlichen Abteilungen in Kontakt, die aber, wahrscheinlich irregeführt durch den Anblick unserer Fahne, eine weit stärkere Abteilung vor sich zu haben vermeinten und nach wenigen Schüssen auswichen. Auch wir thaten das nämliche, wenn wir überrascht wurden oder auf größere Truppenkörper stießen. Auch von französischer Reiterei wurden wir attackiert, die wir aber bald los wurden. Es waren, wenn ich mich recht erinnere, Kürassiere, die in so breiter Front, als die Kulturen es erlaubten, mit großem Lärmen, aber im Trab auf uns anritten. Ein kurzer Vorstoß mit dem Bajonette genügte, um sie unter dem Hohngelächter der Hayducken, denen eine solche Attacke etwas ganz Neues war, zum Umkehren zu bewegen. Wir sahen sie an diesem Tage nicht mehr wieder.

Eine Episode darf ich nicht unterlassen zu erwähnen, die ein Beispiel mehr zu den vielen ist, welche die Gewandtheit und Bravour unserer fixen Jäger erhärten. Wir befanden uns eben an dem Ausgange eines ungewöhnlich langen Vignendefilés, als am untersten Ende ein Jäger aus dem Laubwerke auftauchte, der, wohl ebenfalls von seinem Bataillon abgekommen, nun in vollem Laufe bemüht war unsere Kolonne zu erreichen. Noch hatte er nicht ein Fünftel des Weges zurückgelegt, als ihm ein französischer Reiter nachsetzte. Uns war es unmöglich zu schießen, ohne auch den Jäger zu gefährden; wir sandten rasch einige Mann längs der Defiléwand vor, aber ohne irgend eine Aussicht, daß sie zurecht kommen würden; es galt eigentlich nur dem Franzosen bange zu machen. Inzwischen hatte auch der Jäger seinen Verfolger wahrgenommen, und wir konnten deutlich bemerken, wie er von diesem Augenblicke an sein Tempo mäßigte. Schon sahen wir den Moment vor uns, wo der Franzose den armen Kerl niederstoßen würde, als dieser mit einer wahrhaft klassischen Volte Front gegen den Reiter machte und ihm mit einem regelrechten „Schlag und Sprung rechts!" die linke Seite abgewann. Hoch auf bäumte sich das Pferd, dem

der Hieb mit dem langen Haubajonétte die Naſe geſpalten; im nächſten Augenblicke kniete der Jäger auf der Bruſt des Franzoſen, den er beim linken Arme erfaßt und aus dem Sattel geriſſen hatte.

Dies alles war das Werk weniger Minuten, und noch ehe das lautſchallende Bravo! und Eljen! der unfreiwilligen Zuſchauer verhallt war, führte der Jäger den lebhaft geſtikulierenden Franzoſen ſamt dem Pferde zu uns. Der Gefangene legitimierte ſich als Sergeantmajor vom Train! Ich überließ ihn ſeinem Beſieger, der ihn wohlgemut vor ſich her trieb. Wohin, weiß ich ebenſowenig, wie, ob der brave Jäger ſich ſeiner Beute erfreuen konnte.

Die Verluſte, welche wir auf dieſer Irrfahrt erlitten, waren an und für ſich nicht groß, aber in dem wirren Terrain, wo wir oft ratlos eine Weile ſtehen bleiben mußten, um dann jene Richtung einzuſchlagen, von woher der geringere Lärmen zu vernehmen war, kamen die Leute derart auseinander, daß ich ſchließlich nur mehr die Fahne, die Lieutenants Bartenſtein, Kießling, Czech und Hofbauer, dann etwa 60 bis 80 Mann um mich hatte.

Heute kann ich ſelbſt nicht mehr ſagen, wie es uns gelingen konnte, durchzukommen und Magenta zu erreichen, wo noch die Arrieregarden im Feuer ſtanden. Genug an dem, es gelang. Eine Zeitlang folgten wir dann der Mailänder Straße, bogen aber beim erſten Seitenwege rechts nach Corbetta ab. Mein Streben war, baldmöglichſt aus dem Getümmel herauszukommen, mich über den Aufenthalt des Regiments zu orientieren und ſo viel von unſeren Leuten als nur immer thunlich zu ſammeln. Es war dies das einzig mögliche Ziel, welches ich mir vernünftigerweiſe ſtellen konnte.

In Corbetta angekommen, faßte ich Poſto auf einem kleinen Platze neben der Kirche und unternahm den geradezu lächerlichen Verſuch, irgend etwas Eßbares aufzutreiben, denn wir waren alle zum Umfallen hungrig und erſchöpft. Es ging an dieſem Abende der vierte Tag zu Rüſte, ſeit wir ohne jedwede halbwegs ſubſtantielle Nahrung waren. Von was die Mannſchaft lebte, iſt mir heute ebenſo unklar, wie über welche Subſiſtenzmittel wir Offiziere verfügten. Ich erinnere mich nur an

ſtinkenden Käſe, von dem in der Sonnenhitze das Fett herabtroff, ohne Brot — eine Speiſe, bei welcher der Ekel allein den Grad der Sättigung beſtimmte, dann die Spitzen der Weinreben und die Blätter des Sauerampfers, die wir, dem Beiſpiele der Mannſchaft folgend, maſſenhaft vertilgten. Zum Glück fehlte es noch nicht am Rauchmaterial, dieſem probaten Mittel, einen knurrenden Magen zu betrügen.

Das Reſultat meiner Forſchungen entſprach den Verhältniſſen, es war gleich Null. Dagegen fand ich, zur Kirche zurückgekehrt, mein Häuflein ſchon etwas größer; auch unſer Regimentskaplan Berkes hatte ſich dort eingefunden, ein lieber alter Freund im edelſten Sinne des Wortes. Auch er wußte uns vom Regimente nichts zu ſagen. Im übrigen brach ſchon die Dämmerung ein und es wäre Wahnſinn geweſen, in finſterer Nacht auf die Suche zu gehen. Ich beſchloß daher nach kurzer Raſt, mein Glück in der Richtung gegen Mailand zu verſuchen, denn in Corbetta zu bleiben, wo ſich nun die Armeereſerven ſammelten, war ein Ding der Unmöglichkeit.

Während wir eben über dieſe Dinge berieten, ſahen wir das 53. Infanterieregiment, welches bis jetzt noch nicht im Feuer war, an der Kirche vorüber in der Direktion gegen Magenta vorrücken. Der Kommandant desſelben, Oberſt Fleiſchhacker, der — unfreundlichſten Angedenkens — noch in der Moldau als Major in unſerem Regimente diente, ritt an mich mit der höhniſchen Frage heran: „Was machen Sie denn da?“ Ich meldete ihm ſofort die jüngſten Ereigniſſe, ſowie daß ich nach kurzer Raſt aufbrechen wolle, um zum Regimente zu ſtoßen, worauf er mich mit ſtrenger Miene anfuhr: „Sie werden die Fahne meinem Regimente übergeben und ſich mir anſchließen. Die Offiziere werde ich einteilen. Haben Sie mich verſtanden?“ An einen Widerſpruch war unter den obwaltenden Verhältniſſen nicht wohl zu denken; ich erwiderte alſo kurz: „Sehr wohl, Herr Oberſt.“ — „Alſo vorwärts!“ Mit dem ritt er ſeinem Regimente nach, wir aber ſtanden ſtumm einander gegenüber. Niemand äußerte ein Wort, aber jeder war überzeugt, daß man uns — und zwar mit vollem Rechte — mit Fußtritten aus dem Regimente jagen würde, wenn wir daran auch

nur hätten denken können, demselben eine solche Schmach anzuthun. Wir kannten nur zu gut die Motive, welche Oberst Fleischhacker bewegen konnten, eine solche Forderung zu stellen, zu der er gar kein Recht hatte und die ihn, den alten erfahrenen Soldaten, ganz übersehen ließen, daß eine Truppe, welche seit drei Tagen im anstrengendsten Dienste und zuletzt sieben Stunden lang im Feuer gestanden, sich nun physisch in einem Zustande befand, der neuerliche Anforderungen an dieselbe nur im Falle äußerster Notwendigkeit gestattete. Wir hatten unsere Fahne den ganzen Tag über unter Fährlichkeiten hochgehalten, von denen der Herr Oberst keine Ahnung haben konnte, und waren fest entschlossen, es auch fernerhin so zu thun. Ich richtete keine Frage an meine Offiziere; ihre Mienen sagten mir deutlich, was in ihnen vorging, und es gereicht mir noch heute zur freundlichen Erinnerung, daß keiner auch nur einen Augenblick an mir zweifelte. Als der Herr Oberst genügend außer Sicht war, zog ich den Säbel und commandierte zum Abmarsche, aber nicht zum 53. Infanterieregiment, sondern nach der Mailänder Straße, auf der wir uns im raschen Tempo fortbewegten.

Geschlossene Truppenabteilungen fanden wir auf unserem Wege nirgends, wohl aber eine Menge Versprengter, die sich an uns anschlossen, so daß wir bald eine Kolonne von ungefähr 600 Mann bildeten. Es war schon ganz finster, als wir in der Nähe von Quinto — 5 bis 6 Kilometer westlich Mailand — Halt machten, um die todmüde Mannschaft etwas ruhen zu lassen; eben hatte ich eines der an der Straße liegenden einzelnen Häuser betreten, um mich über die Situation möglichst zu orientieren, als meine Offiziere mich zurückriefen. Ich fand auf der Straße, aus der Richtung von Mailand kommend, einen der altartigen offenen Sanitätswagen, in welchem vier verwundete Offiziere saßen; einer von ihnen, der sich als Major zu erkennen gab, sagte mir, es sei unmöglich, nach Mailand zu kommen, weil dort Revolution ausgebrochen sei. Sie selbst hätten den Versuch gemacht, in die Stadt, beziehungsweise ins Spital zu gelangen, aber noch vor den Thoren umkehren müssen. Er beschwor mich, nicht weiter zu marschieren, da ich Ehre und Leben dabei riskiere, sondern ihn und seine Offiziere

unter unſeren Schutz zu nehmen und auf einem anderen Wege den Anſchluß an die Armee zu ſuchen. Mehr als alle dieſe Vorſtellungen wirkte auf mich das Argument, daß dieſe verwundeten und nur notdürftig verbundenen Offiziere doch gewiß jede Möglichkeit benützt haben würden, in ordentliche Pflege zu kommen, wenn eine ſolche überhaupt vorhanden geweſen wäre. Aus dieſem Grunde nahm ich die Nachricht von der Revolution in Mailand, welche ja doch an und für ſich nicht zu den Unmöglichkeiten gehörte, für bare Münze und beſchloß, unſere Vereinigung mit der Armee oder doch wenigſtens größeren Truppenkörpern in anderer Richtung zu bewirken. Dies aber war bei ſtockfinſterer Nacht, in einem ganz unbekannten, ſchwierigen Terrain und mit einer vollſtändig ausgepumpten Truppe allerdings leichter geſagt als gethan. Da ich jedoch überzeugt war, daß der Rückzug der Armee jedenfalls nur auf den ſüdlich von Magenta, ſenkrecht auf den Ticino gegen Oſten führenden Straßen ausgeführt werden könne, ſo hielt ich es für das klügſte, von der Mailänder Straße ſüdlich abzubiegen und ſo lange fortzumarſchieren, bis wir auf eine der zurückgehenden Kolonnen treffen würden.

Wir brachen alſo auf. Dem nächſten Hauſe entnahm ich einen Führer, der, unter entſprechendem Vorhalte zwiſchen vier Mann geſtellt, die Spitze bildete, und nun ging es in lautloſer Stille feldeinwärts auf einem Seitenwege, der uns auf die Straße Abbiategraſſo-Mailand bringen ſollte. Faſt eine Stunde dauerte dieſer unbehagliche Marſch, der eher einem Leichenzuge glich; ringsum war alles ſtill, dort, wo Mailand lag, blitzten hie und da vereinzelte Gewehrſchüſſe auf, gleichſam als Beſtätigung der Nachricht von einer Revolution. Endlich vernahmen wir vor uns das Raſſeln ſchwerer Fuhrwerke, wie ſolches von Geſchütz oder Rüſtwagen hervorgebracht wird. Ich ließ ſofort halten und kroch mit dem Führer nebſt ſeiner Bedeckung ſeitwärts des Weges ſo weit vor, bis ich endlich mit freudigem Aufatmen deutſche und ſlaviſche Leute unterſchied. Behutſam uns erhebend — um nicht angeſchoſſen zu werden — näherten wir uns der Wagenkolonne und erfuhren, daß es der Train und die Verwundeten von — ich weiß nicht mehr

welcher — Division sei, der Befehl habe, nach Mailand zu fahren. Da ungeachtet meiner Mitteilung von der ausgebrochenen Revolution der Traincommandant dabei blieb, nach Mailand zu fahren, wir aber gänzlich außer stande waren, noch weiter auf eigene Faust zu handeln, schlossen wir uns ebenfalls an und kamen um 2½ Uhr morgens auf die Piazza d'armi, die wir mit schlafenden Truppenabteilungen bedeckt fanden. Von einer Revolution war nicht die Spur, und es ist mir noch heute unerklärlich, wer den Insassen des Sanitätswagens den kolossalen Bären aufgebunden hatte.

Von einer Unterbringung der Mannschaft war schon deshalb keine Rede, weil die einzelnen Leute, sowie sie das schützende Thor hinter sich hatten, auf dem nächsten freien Plätzchen hinfielen und wie Tote schliefen. Ich selbst meldete mich bei F.M.Lt. Montenuovo und erhielt den Bescheid, mit meinen Offizieren im Kastell Unterkunft zu suchen und mich dem Abmarsche der übrigen Truppen anzuschließen. „Wenn Sie hören, daß die Division Montenuovo marschiert, so schließen Sie sich an." —

Es war schon gegen 4 Uhr morgens, als wir im Begriffe standen, uns in einem als Offiziersmassenquartier hergerichteten Mannschaftszimmer zur Ruhe zu begeben. Doch hatten wir kaum die Stiefel herab, als wir die schon vor uns dort „bequartierten" Offiziere sich marschfertig machen sahen. „Es ist ‚stiller Alarm'" — sagten sie uns — „die Division Montenuovo marschiert ab." — Das war wie bitterer Hohn auf die mir gewordene Weisung des Divisionärs! Ich sehe noch heute den armen Lieutenant Czech, der mir stumm, aber mit verzweiflungsvoller Miene seine blasenbedeckten nackten Füße hinhielt, die mehr sagten, als er je auszudrücken im stande gewesen. Doch, da half nichts; es war nur die Wahl, mitzugehen oder zurückzubleiben. Czech mußte wohl oder übel wieder in seine Schuhe hinein, und mit einem wehmütigen Abschiedsblicke auf die unbenützt gebliebenen Strohsäcke gingen wir auf die Piazza, wo schon reges Leben herrschte. Dort erhielt ich von F.M.Lt. Montenuovo die Verständigung, daß wir und alle anderen Versprengten die Bedeckung eines mit ärarischen Gütern beladenen Fuhrwesen-

trains zu bilden hätten, der unter Commando des Majors d'Harmant vom Mailänder Platzcommando nach Verona abgehen werde. Sämtliche Offiziere wurden dem neuen Commandanten vorgestellt und ihnen von F.M.Lt. Montenuovo zur Pflicht gemacht, den Befehlen ihres nunmehrigen Commandanten unbedingt Folge zu leisten und sich ohne dessen ausdrückliche Einwilligung nicht vom Transporte zu entfernen.

Wie wenig erbaut wir auch von unserer neuen Bestimmung waren, so ließ sich dagegen doch nichts einwenden. Ihre Notwendigkeit war einleuchtend, ebenso die Verpflichtung, unseren Dienst strenge zu erfüllen. Unmöglich konnte zugegeben werden, daß einzelne Bruchteile der verschiedensten Regimenter auf eigene Faust im Lande herumzogen, um ihre Truppenkörper zu suchen; schon Rücksichten auf die Verpflegung und ihre unvermeidlichen Konsequenzen erlaubten dies nicht, anderseits aber, da die Räumung Mailands beschlossene Sache war, verlangte die Bergung der ärarischen Güter eine starke Eskorte und da war es wohl das beste, hierzu die ungefähr 600 Versprengten zu verwenden, statt um dieses Zweckes willen irgend eine schlagfähige Truppe zu schwächen.

Es wurde heller Tag, bis der Train von ein paar hundert Wagen zusammengefahren und die kunterbunte Bedeckung regimenterweise geordnet war. Vom Regimente, und zwar meist von der 4. und 6. Division waren unter Hauptmann Leclair 4 Unteroffiziere und 350 Mann beisammen; da es dieser jedoch ablehnte, das Commando auch über die von mir nach Mailand geführten Reste der 5. Division zu übernehmen, so mußte ich dasselbe wie bisher behalten, und wurde mir mein Platz als Spitze der Kolonne angewiesen. Hauptmann Leclair bildete mit seiner kompakteren Abteilung die Queue, während die übrigen Regimenter in der Kolonne eingeteilt wurden. In dieser Marschform setzte sich um 4 Uhr morgens des 5. Juni die fast endlose Wagenburg gegen Lodi in Bewegung. Unser Weg durch die Stadt zum Thore glich einer Via triumphalis nicht im mindesten. Trotz der frühen Morgenstunde war die Bevölkerung auf den Beinen und bildete ein mehrreihiges Spalier, welches wir durchziehen mußten. Die Erinnerung an

1848—49, wo die kaiserlichen Truppen ebenfalls abzogen, aber bald wieder als Sieger und Rächer die Stadt betraten, hielt wohl jetzt alle Thätlichkeiten ferne, doch nichts hinderte die Italiener, sich in Verbalinjurien ganz ungestraft zu ergehen; wir erhielten davon ein vollgestrichenes Maß. Glücklicherweise verstanden unsere Leute nichts von all den Liebenswürdigkeiten, mit denen uns die Zuschauer aller Stände begleiteten, es wären sonst ernstere Konflikte vielleicht doch nicht zu vermeiden gewesen. Ich selbst aber trug ganz unfreiwillig noch zur Steigerung des patriotischen Vergnügens des Mailänder Pöbels bei. Unbekannt in der Stadt, die ich heute zum erstenmal in der Morgensonne sah, verfehlte ich den Weg zum Thore und bog um eine Straße zu früh links ab, so daß ich, statt zum Ausgange zu kommen, plötzlich vor der Stadtmauer stand. Doch faßte ich mich schnell, als ich merkte, daß nur einige Wagen mir gefolgt, die übrigen aber noch rechtzeitig in die richtige Gasse gebracht worden waren. In Voraussetzung, daß ich jedenfalls zum Thore gelangen müsse, wenn ich nach rechts hin der Stadtmauer folgte, schlug ich unbeirrt von dem Hohngelächter der Lateiner den Weg dahin ein und gelangte sehr bald ins Freie. Ich war des herzlich froh!

Am selben Tage kamen wir über Melegnano nach Lodi; dort endlich sahen wir und die Mannschaft nach fünftägigem Fasten wieder einmal warme Kost und konnten eine Nacht hindurch die müden Glieder strecken. Während des Marsches fand ich auch im Train das Pferd unseres Bataillonsadjutanten, des Lieutenants Pittreich, welches ich sofort an mich nahm. Ich erwähne dies nicht allein deshalb, weil ich als dessen spezieller Freund es als Pflicht erachtete, sein Eigentum zu sichern, sondern weil der Gaul berufen war, im späteren Verlaufe unserer Odyssee eine Rolle zu spielen[1]).

[1]) Lieutenant A. v. Pittreich hatte noch am 3. Juni sein Pferd dem Corpscommandanten G. d. C. Grafen Clam-Gallas überlassen, dessen Pferde noch am Transporte von Bozen nach Mailand waren, und that sowohl an diesem Tage, wie während der Schlacht Dienste als Frontoffizier. Später, als G. d. C. Graf Clam seine eigenen Pferde zur Verfügung hatte, konnte Pittreich nicht mehr zu dem seinigen gelangen, welches ich erst auf dem

Der weitere Verlauf unseres Marsches nach Verona wäre an sich keiner weiteren Erwähnung wert, denn er glich im Detail allen anderen derlei Ortsveränderungen; nur unsere Marschlinie verdient erwähnt zu werden. Major d'Harmant, der Land und Leute gründlich kannte, mußte vor allem bedacht sein, mit dem ungeheuren Train und Troß der operierenden Armee aus dem Wege zu kommen; da wir uns solcher Art fast immer auf abgelegenen Seitenrouten bewegten, so verlangte es die eigene Sicherheit, daß das schließliche Marschziel und die Zwischenstationen nicht im voraus bekannt wurden, um eventuelle Ueberfälle, Wegzerstörungen 2c. möglichst hintanzuhalten. Das Marschziel jedes Tages wußte also nur Major d'Harmant allein; kamen wir abends ins Biwak, so wurde requiriert, gekocht, geschlafen, bis uns der nächste Morgen wieder einem unbekannten Ziele entgegenführte. Natürlich folgten wir hierbei nicht der kürzesten Verbindung, sondern wichen ganz unberechenbar von ihr ab, so daß wir uns in einer vielfach gebrochenen Linie vorwärts bewegten.

Auf diese Weise kamen wir am 6. Juni nach Crema, am 7. über Orzinovi nach Verolanova, am 8. über Manerbio und Leno nach Castiglione delle Stiviere. Während dieses letzteren Marsches blieb Hauptmann Leclair mit seiner Abteilung, ohne mir etwas mitzuteilen, zurück und suchte seinen Weg zum Regiment auf eigene Faust. Auf welche Art ihm dies gelang, ist mir noch heute nicht bekannt; bei unserer Kolonne verursachte sein Verschwinden berechtigte Aufregung, denn, ohne es zu wissen, waren wir fast den ganzen Tag ohne Rückendeckung marschiert. Auch fürchtete Major d'Harmant, daß dieses Beispiel Nachahmung finden könnte, was ihn veranlaßte, den Offizieren das Ehrenwort abzunehmen, den Train ohne seine Erlaubnis nicht zu verlassen. Ueberdies wurde gerichtliche Untersuchung für jeden neuen Fall oder dessen Versuch angedroht.

Der 9. Juni brachte uns über Lonato und Desenzano nach Peschiera, wo wir vom Festungscommandanten, F.M.Lt.

Marsche nach Lodi entdeckte. Ein Adjutantenpferd repräsentierte damals einen ganz anderen Wert wie heute, da der Adjutant es nicht vom Aerar zugewiesen erhielt, sondern es sich aus Eigenem beschaffen mußte.

Gorizutti, bewirtet und dann im naheliegenden Castelnovo einquartiert wurden.

Am 10. Juni abends 6 Uhr erreichten wir endlich Verona, das vorläufige Ende unserer Kreuz- und Querzüge. Der Train fuhr nun allein an dem hiefür bestimmten Orte auf; die einzelnen Abteilungen der kombinierten Eskorte wurden in den disponiblen Räumen untergebracht. Wir, vom 37. Infanterieregimente, erhielten den Palazzo Pellegrini als Kaserne zugewiesen.

Meine Hoffnung, von hier, als dem Centralpunkte der Kriegsleitung, nun rasch zum Regimente gelangen zu können, wurde arg getäuscht; ich sah im Gegenteile schon in den ersten Stunden, daß wir hier im vollen Sinne festgefahren seien und die Aussichten, bald wieder loszukommen, geringer waren als je zuvor. Es war damals in Verona ein großer Mangel an Offizieren für den Lokaldienst, der infolge der vielen Spitäler, welche eben jetzt etabliert werden mußten, um so fühlbarer wurde. Da kamen wir nun gerade recht. Man nahm uns vor allem die Fahne und deponierte sie auf der Hauptwache; die Lieutenants Kießling, Czech und Hofbauer wurden am 11. Juni in verschiedene Spitäler commandiert, Lieutenant Bartenstein mußte noch am selben Tage mit Depeschen nach Mantua abgehen; nur mit größter Energie konnte ich erreichen, daß mir derselbe nach seiner Rückkehr als Compagnieoffizier belassen wurde. Ich selbst mußte mich täglich um 8 Uhr früh bei Major d'Harmant persönlich einfinden, um meine Anwesenheit zu konstatieren und Befehle zu empfangen. Auch wurden mir alle Angehörigen des Regiments, so wie sie allmählich einrückten, zugewiesen; mein Verpflegsstand stieg infolge dessen beträchtlich; ich erhielt für denselben alle nötigen Verpflegsartikel, aber nicht einen Heller an barem Gelde.

Ganz vergebens waren meine und Bartensteins Bemühungen, selbst unter Anwendung der verschiedensten Kniffe, Nachrichten über das Regiment zu erhalten. Ueberall das gewisse ominöse Achselzucken, aber auch nicht die leiseste Andeutung über die Frage, welche uns so lebhaft beschäftigte. Damals war ich wütend über solche Hinterlist — heute bin ich überzeugt, daß es wirklich niemand wußte.

Wie peinlich uns allen dieser gezwungene Aufenthalt war, brauche ich wohl nicht zu sagen. Wie es unter solchen Verhältnissen nur natürlich, jagten sich förmlich die Gerüchte über vorgefallene Gefechte, die sich nachträglich um so unwahrer erwiesen, je mehr Details sie anfänglich gebracht. Jedenfalls aber konnte das Regiment wiederholt in Aktion gekommen sein, während wir als Krankenwärter oder Transporthäusler dasaßen. Zwar hatten wir das beruhigende Bewußtsein, an diesen fatalen Verhältnissen keine Schuld zu tragen, vielmehr alles versucht zu haben, ihrer los zu werden, aber man weiß wie schwierig es ist, derlei hintennach zu beweisen und daß selbst im günstigsten Falle immer ein gewisses Odium haften bleibt, das dem ehrliebenden Soldaten das Blut ins Gesicht treibt.

So verging Tag um Tag, ohne eine Aenderung auch nur erhoffen zu lassen, als ich am 14. Juni Befehl erhielt, nächsten Tages mit meiner Mannschaft als Wache zu irgend einem Depot nach Chievo zu marschieren. Dies hätte nichts anderes als die Stabilisierung des unerquicklichen Verhältnisses zu bedeuten gehabt, dessen Unleidlichkeit nun den höchsten Grad erreicht hatte, und ich glaube, daß die Commandierung zum guten Teile auch bezweckte, den lästigen Quälgeist los zu werden, der alle Bureaux mit seiner ewigen Frage nach dem 37. Infanterieregimente unsicher machte. Dies alles bestärkte meinen Vorsatz, mich mit aller Kraft der mir drohenden Mumifizierung als Magazinswächter entgegen zu stemmen. Zunächst fuhr ich nach dem kaum 2 Kilometer nordwestlich an der Etsch, jedoch noch innerhalb des Fortsgürtels gelegenen Chievo, um mir die Situation zu besehen. Es war, wie ich es geahnt, eine riesige Kolonie von Magazinen, Bäckereien, Schlachtviehdepots 2c., aus welcher, war man einmal installiert, aus „dienstlichen Rücksichten" so leicht kein Entkommen war.

Als ich nach meiner Ankunft in Verona das Café militare betrat, war ich mir noch nicht ganz klar, welche Schritte ich zur Rücknahme des mir gewordenen Befehles zunächst unternehmen sollte; als mir aber die neueste Nummer des „Fremdenblatt" zur Hand kam, in welcher ich nebst den anderen vier Offizieren als vermißt und die Fahne des 2. Bataillons als in

Feindeshand gefallen angeführt war, da hatten die Zweifel ein Ende. Mein Entschluß stand fest: ich wollte den Versuch machen, statt nach Chievo zu marschieren, mit Mannschaft und Fahne auch ohne Bewilligung die Festung zu verlassen und dann auf eigene Rechnung das Regiment zu suchen, über dessen Aufenthalt mir in Verona niemand Auskunft zu geben wußte. Offen gestanden, hatte ich so gut wie gar keine Hoffnung auf das Gelingen einer Unternehmung, die jeder Unbefangene auch beim besten Wollen nur als verrückt bezeichnen konnte. Denn selbstverständlich konnte der Auszug nur bei Nacht geschehen, und zu solcher Zeit aus einem Hauptwaffenplatze wie Verona, mitten im Kriege und der Feind fast vor den Thoren, ohne Losung oder sonst eine Legitimation hinauszukommen, schien mir selbst nicht sehr wahrscheinlich. Ich vermeinte jedoch weit eher die Folgen des Fehlschlagens tragen zu können, als jene einer noch längeren Abfentierung von meinem Truppenkörper, wie unschuldig ich an diefer auch sein mochte. Hatte mein Versuch auch nur den Erfolg, daß die Kunde von dem Mißlingen zum Regimente gelangte — und das mußte sie auf dienstlichem Wege —, so war ich zufrieden, denn es war sonach der Beweis erbracht, daß ich nicht freiwillig in Verona geblieben sei, vielmehr das Aeußerste gewagt habe, um es zu verlassen.

Bartenstein war ganz meiner Ansicht; im übrigen nahm ich als Vorgesetzter alle Verantwortung auf mich. Den anderen Offizieren, mit Ausnahme des Lieutenants Czech, der krank im Spitale lag, teilte ich im Café militare, wo wir uns täglich trafen, mein Vorhaben mit dem Beifügen mit, daß ich sie keineswegs auffordern könne und werde, ihre dermaligen Posten zu verlassen, daß ich aber unter allen Umständen versuchen werde, in der Nacht vom 15. zum 16. Juni in der Richtung nach Villafranca aus der Festung zu kommen. Wie ich erwartet, versicherten mir die Lieutenants Kießling und Hofbauer, daß sie nicht fehlen würden, möchten die Folgen welche immer sein. Auch Oberlieutenant Filaus des Regimentes, Brigade-Proviantoffizier, Regimentskaplan Berkes und Regimentskapellmeister Leibold erklärten ihre Bereitwilligkeit, sich uns an-

zuſchließen und ſo wurde die Vereinbarung getroffen, um 1 Uhr morgens des 16. beim Palazzo Pelegrini zuſammenzukommen.

Allſeits wurde das ſtrengſte Geheimnis gewahrt; die Mannſchaft hatte keine Ahnung von dem, was geſchehen ſollte, und war der Meinung, daß wir kommenden Morgen nach Chievo abrücken würden. Vorbereitungen waren keine zu treffen; Bagage hatten wir keine, ſo wie wir gingen und ſtanden, brauchten wir nur die Mäntel anzuziehen, um vollſtändig marſchbereit zu ſein. Ueber Tag verrichtete jeder ſeinen Dienſt, abends hielten wir uns wie gewöhnlich im Cafè militare auf, welches wir um Mitternacht unauffällig verließen, um uns beim Palazzo Pelegrini wieder zu treffen. Dort arrangierte ich den Zug: an der Tete der Reihenkolonne, in welcher wir durch die menſchenleeren Gaſſen zogen, marſchierten ſämtliche Offiziere, der Regimentskaplan und der Kapellmeiſter, der den damals noch üblichen Dreiſpitz mit weißem Federbuſche trug. Hinter dieſen vor der erſten Reihe der Kolonne, Fahnenführer Tartſy, vorläufig noch ohne die Fahne, die ſich auf der Hauptwache in Verwahrung befand. Ich ſelbſt ritt das Pferd des Bataillonsadjutanten Lieutenant Pittreich; ein weiter Mantel aus ſchwarzem Kautſchuk mit halb emporgezogener Kapuze hüllte ſowohl mich als auch den Gaul teilweiſe ein.

In dieſem Aufzuge kamen wir zur Hauptwache, wo wir unſer gutes Glück zum erſtenmal auf die Probe ſtellen ſollten. Wir machten außerhalb des grellen Lichtkreiſes der Gaslaternen, welche das Wachhaus umgaben, „Halt," wonach ich den Lieutenant Bartenſtein zum Wachcommandanten ſandte, um kurz die Fahne des 2. Bataillons vom 37. Infanterieregimente Erzherzog Joſeph zu verlangen. Die Hauptwache iſt in einem eigenen Gebäude etabliert, welches über dem Niveau des großen Platzes liegt, den ſie beherrſcht; zehn bis zwölf breite Steinſtufen führen hinauf, daher bei Nacht der Blick von oben in die dunklere Tiefe etwas beirrt iſt. Von dem unerwarteten Eintritte Bartenſteins wahrſcheinlich im Schlummer überraſcht, ſtürzte der wachhabende Offizier aus dem Zimmer auf die Plattform, ſah da unten den ganzen Apparat eines Bataillonsſtabes und folgte die Fahne anſtandslos aus.

Fürs erste wären wir also glücklich durchgekommen, aber dies war pures Kinderspiel; es kam jetzt das Hauptthor mit einer Anzahl kleiner Thorwachen, wo überall zum mindesten die Losung notwendig war; wurde diese irgendwo gefordert, so saßen wir fest. Indes, ein „Zurück" gab es nicht mehr, also vorwärts zur Porta nuova. Wir gingen in ziemlich geräuschvollem Diskurse, ungefähr wie Leute, die sich im Finstern durch starkes Auftrappen selbst Mut machen wollen, vorwärts gegen die verhängnisvolle Thorwache.

„Halt! wer da?"

„2. Bataillon von Erzherzog Joseph!"

„Gewehr heraus!"

Der Offizier mit der Ronde trat vor; die Laterne war, wie dies immer der Fall, nur ein Dienstabzeichen, ohne etwas zu beleuchten; ich erwartete hoch zu Roß in tiefem Dunkel, den Mantelkragen aufgeschlagen, das Examen. Es fiel außerordentlich glimpflich aus. Bei den unaufhörlichen Truppenbewegungen, die sich in Verona kreuzten, nahm man die Sache offenbar nicht mehr so genau, und endlich, wer sollte auch auf die Idee kommen, daß eine Truppenabteilung, die sich für ein Bataillon ausgab und alle Attribute eines solchen: berittener Commandant, Fahne, Kapellmeister, Regimentskaplan ostentativ zur Schau trug, nichts weiter sei als eine Abteilung Versprengter, die, alle militärischen Vorschriften mißachtend, eben im Begriffe stand, eigenmächtig die Festung zu verlassen.

Der wachehabende Offizier mochte wohl dem gleichen Gedankengange folgen; er meldete sich als Oberlieutenant N. und trat dann mit der Schreibtafel in der Hand näher:

„Herr Major, ich bitte um den werten Namen."

„Angeli, vom 2. Bataillon des Infanterieregiments Erzherzog Joseph."

„Bitte, wohin?"

„Nach Villafranca."

„Ich danke."

Das Thor ging auf, die Straße war frei — wären wir nur auch schon außerhalb der Mauern!

Mir war, die Wahrheit zu sagen, etwas sonderbar zu Mute.

Eigentlich war ich auch nicht mehr als Oberlieutenant, geradeso wie der Wachcommandant, denn meine Ernennung zum Hauptmanne, die mir schon seit vier Wochen nachlief, hatte mich noch immer nicht gefunden. Aber, ich hatte mich dem Wachcommandanten nicht als Major vorgestellt; daß er mich dafür hielt, war mir sehr schmeichelhaft, aber sicher nicht meine Schuld; im übrigen entsprachen meine Angaben vollständig den Thatsachen. Diese Sophistereien beweisen, daß ich wirklich so etwas wie Gewissensbisse fühlte, besonders wenn ich an den Frührapport des Wachcommandanten dachte, der beim Platzcommando zu Verona große Ueberraschung hervorgerufen haben mochte; aber das Hemd ist dem Leibe näher wie der Rock, und dies besiegte nicht nur alle Skrupel, sondern war vielmehr der unmittelbare Anlaß, die Gutmütigkeit des Wachcommandanten bis zum äußersten auszubeuten. Wir hatten unseren Marsch wieder aufgenommen und die Tete war schon über den Oberlieutenant N. hinaus, aber schwer lag die Sorge auf mir, daß wir noch verschiedene Außenwerke zu passieren hatten, und es doch des Teufels wäre, noch zuguterletzt über einen Unteroffizierspoſten zu stolpern, wo wir schon den Hauptposten so erfolgreich abgewettert hatten. Da kam mir im richtigen Momente der rettende Gedanke; ich wandte mich im Sattel um und rief so recht „von oben herab“: „Ah, Herr Oberlieutenant, möchten Sie nicht so gut sein, uns den Gefreiten mit der Laterne mitzugeben, damit wir nicht bei jedem Zwischenposten wieder ein Examen zu bestehen haben. Wir haben wirklich keine Zeit zu verlieren.“

„Zu dienen, Herr Major, augenblicklich.“

Der Gefreite trabte nun voraus, wir hinten nach, und endlich hatten wir den offenen freien Boden der Straße unter den Füßen! Addio, Verona! Im Schritt und Trab ging's nun weiter in größter Hast, denn ich wurde des Gedankens nicht ledig, daß wir vielleicht doch, etwa durch die auffällige Kürze der Kolonne, nachträglich Verdacht erregt hatten und uns ein berittener Bote mit dem peremtorischen Befehl zur Umkehr einholen könnte. Doch es lief alles gut ab, um 5 Uhr früh waren wir in Villafranca.

Die Aufgabe war jedoch kaum erst halb gelöst; die Festung

hatten wir nun allerdings im Rücken, jetzt aber handelte es sich darum, so bald als möglich das Regiment zu finden. Zog ich mit meiner Bande kreuz und quer suchend im Lande herum, so hatte voraussichtlich die goldene Freiheit bald ein Ende; mein Plan war daher ein anderer, die Mannschaft mußte unmittelbar nach dem Eintreffen in Villafranca spurlos verschwinden, die Offiziere allein sollten auf die Suche gehen. Ich ging also sofort auf die „Commune" und requirierte dort von dem „Capo" unter verschiedenen, nicht immer ganz wahren Vorwänden einen leeren Kornspeicher außerhalb der Stadt, in welchem ich mein ganzes Detachement, die Offiziere inbegriffen, internierte. Niemand durfte das Gebäude verlassen; ich selbst requirierte Brot und sonstige kalte Lebensmittel und sandte kurz nach dem Eintreffen die Lieutenants Kießling und Hofbauer zu Wagen nach verschiedenen Richtungen aus, um Nachrichten vom Regimente einzuholen. Auch Oberlieutenant Filaus suchte auf gleiche Art seine Brigade und fand sie noch am selben Vormittage, konnte aber über das Regiment selbst nichts erfahren, weil dasselbe während des Marsches von Magenta bis hinter den Mincio vom 1. zum 11. Armeecorps übersetzt wurde. Die Unkenntnis dieser Neuigkeit war wohl zum Teile Ursache, daß die beiden Lieutenants spät nachmittags unverrichteter Dinge zurückkamen. Auch am folgenden Tage (17.) durchstreifte Lieutenant Bartenstein bis Mittag erfolglos in großem Bogen die Umgebung von Villafranca.

Was jedoch planmäßig nicht zu erreichen war, brachte der Zufall. Wir hatten bisher unseren Speicher selten verlassen und waren, um nicht aufzufallen, nur einzeln in die Stadt gegangen; so begab auch ich mich an diesem Tage mittags in eine von Offizieren stark frequentierte Trattoria, wo ich den Major Swoboda vom 25. Infanterieregimente traf, der bis kurz vor unserem Abmarsche aus Prag bei uns als Hauptmann gedient. Von ihm erfuhr ich gesprächsweise, daß er von Mantua komme und vor kurzem Tormene eben zur Zeit passiert habe, als das 37. Infanterieregiment bei dem Dorfe ein Lager bezog. — In der nächsten Viertelstunde fuhr ich auf der Mantuaner Chaussee nach dem kaum 7 Kilometer entfernten Tormene, fand richtig dort das Biwak des Regiments und rückte mit allem, was ich

aus Verona entführt hatte, noch am Nachmittage wieder in der Heimat ein.

Der Empfang war von seiten der Kameraden ein überaus herzlicher und zugleich der Inbegriff alles Lobes und aller Anerkennung, die uns wurde. Man legte es mir wohl mehrfach nahe, einen schriftlichen Bericht über das Ganze einzusenden und um eine Anerkennung für die Offiziere zu bitten, die in der Sache ihr Bestes geleistet hatten, aber — es war eben schwer, dies zu versuchen, ohne der Veroneser Episode zu erwähnen, und für die hätte man uns kaum einen Orden verliehen. Zudem konnte man unmittelbar nach unserem Einrücken nicht entfernt wissen, was man am Morgen des 16. in den beiden Spitälern, wo Kießling und Hofbauer commandiert waren, bei unserem Commandanten, Major d'Harmant, beim Platzcommando 2c. über unser Verschwinden gesprochen hatte. Es war noch lange nicht vorauszusehen, wie die Sache ausgehen würde, und schon deshalb war Schweigen vorläufig das beste. Dies waren wohl auch die Gründe, weshalb Oberst Klapka meinen mündlichen Bericht sozusagen nur zur Hälfte hörte und mich mit einem diplomatischen Kopfnicken entließ. Indes hatte das Abenteuer thatsächlich keine Folgen; die großen Ereignisse der nächsten Woche haben auch „die Flucht aus Verona" unter ihrer Wucht begraben. —

Nur eine ganz kurze Frist war mir beschieden, um mich in den lange vermißten Verhältnissen wieder behaglich zu fühlen; kaum eine Stunde nach unserem Einrücken wurde ich zu Oberst Klapka berufen, der mich verständigte, das Regiment habe den Auftrag erhalten, eine große Requisition auszuführen; ich sei zum Leiter derselben bestimmt und habe mich unverweilt zum Commandanten des 11. Armeecorps F.M.Lt. v. Veigl zu begeben, um dort die näheren Weisungen zu erhalten. Diese besagten, in Isola della Scala, ungefähr 15 Kilometer östlich von Tormene, oder dessen Umgebung, Schlachtvieh, Brot, Wein und überhaupt für die Truppen passende Lebensmittel jeder Art „in möglichst großer Quantität" zu requirieren und sobald als nur thunlich zum Corps zu schaffen. Wenn irgendwie erreichbar, sollten mindestens vier Ochsen noch diesen Abend der Corps-Fleischregie

zugestellt werden. Die in diesem Sinne mir übergebene „offene Ordre" ließ mir den weitesten Spielraum, enthielt aber auch die Mahnung, in keiner Form den Weg der Gesetzlichkeit zu verlassen. Vom Regimentscommando wurde dies dahin ergänzt, daß die relativ ausgeruhte Mannschaft meiner Compagnie, welche ich aus Verona brachte, mir zur Verfügung gestellt werde; auf meine Bitte wurde mir noch Oberlieutenant Vallentsits zugewiesen, welcher der Landessprache mächtig und mir von langer Kameradschaft her als ein äußerst findiger Offizier bekannt war. Außer uns beiden bestand also das Detachement aus etwa 60 Mann und einer Sediole, das ist eine Art Kabriolett, auf dessen einzigem Sitze knapp zwei Personen Platz fanden, so daß wir also selbst kutschieren mußten.

Obwohl die Uebersichtssphäre eines simplen Compagniecommandanten eine so beschränkte ist, daß er einen klaren Einblick in die komplizierten Verhältnisse der Heeresleitung und ihrer Dependenzen kaum je gewinnen kann, so muß ich doch sagen, daß der mir gewordene Auftrag mich geradezu verblüffte. Um nur vom 11. Corps zu sprechen, so stand dieses knapp an der Eisenbahn zwischen Mantua und Verona und zwar von ersterem 14, von letzterem 20 Kilometer entfernt. Die Verhältnisse in Mantua kannte ich zwar nicht, aber von Verona wußte ich, daß dort alle Bedürfnisse für die Verpflegung der Armee im Ueberflusse vorhanden waren; mit eigenen Augen hatte ich auf dem dortigen Bahnhofe lange Wälle von Kommißbrot, wovon ein Teil schon ungenießbar, längs der Fahrbahn aufgestapelt gesehen; war ich ja doch selbst, ehe ich der Festung valet sagte, zur Bewachung eines großen Depots von Verpflegsartikeln aller Art bestimmt gewesen. Und nun sollte das Corps, dessen Ankunft man bis auf die Stunde bestimmen konnte, auf die stets zweifelhaft bleibenden Resultate einer Requisition angewiesen sein, die sich auf mehr als 30 Kilometer ausdehnte, und daher mindestens ein bis zwei Tage in Anspruch nehmen mußte? Heute bin ich über diese Frage allerdings aufgeklärt, damals aber war sie mir ein ungelöstes Rätsel. Doch, was kümmerte das mich; mein neuer Dienst war mir eine willkommene Abwechslung und ich ging mit vollem Eifer an seine Ausführung.

Der erste Teil derselben, die Beschaffung von vier Ochsen für den dringenden Bedarf des Corps war leicht gelöst. Eingedenk dessen, daß man gewöhnlich annimmt, der Fuchs stehle nicht in der Nähe seines Baues, konnte ich voraussetzen, daß man in unmittelbarer Nähe von Tormene am wenigsten wegen Requisitionen besorgt sein werde, und ging daher geradeswegs nach dem kaum 3 Kilometer südwärts gelegenen Castiglione Mantovana. Es lag dieser Ort wohl schon im Bereiche eines anderen Corps — aber dies mußte ich nicht gerade wissen. Gleich anfangs des Dorfes präsentierte sich verheißungsvoll ein stattlicher Meierhof und richtig fand ich dort einen Maststall voll herrlicher Rinder, die einem Herrn Buigno gehörten. Dieser schwor mir hoch und teuer, er habe den strengen Auftrag von Seiner Excellenz dem Corpscommandanten, auch nicht ein Stück irgendwem anderen abzugeben, da sämtliche Ochsen für den Gebrauch des Corps bereit bleiben müßten. Ich erwiderte ihm, daß mir eine schriftliche Ordre weit wertvoller wäre als alle seine Schwüre, und da er eine solche nicht besaß, nahm ich gegen ordnungsmäßige Quittung vier Ochsen in Beschlag, die unter Bedeckung von drei Mann sogleich nach Tormene abgingen. Kaum war dies Geschäft beendet, als ich auch schon zum Höchstcommandierenden von Castiglione citiert wurde, der mir strengstens untersagte, hierorts Requisitionen vorzunehmen, und mir befahl, augenblicklich Castiglione zu verlassen. Ich hatte wirklich dort nichts mehr zu thun und suchte mit meinem Commando den Weg nach Isola della Scala.

Nach kurzem Marsche begegneten wir einem Detachement von 2 Offizieren und etwa 20 Mann, welch letztere eine sehr miserabel aussehende Kuh mit sich führten. Als wir sagten, daß wir nach Isola della Scala wollten, lachten sie hell auf und meinten, wir könnten uns den Weg sparen; sie wären schon diesen Morgen von Castiglione dorthin gegangen und nun auf dem Heimwege; die Kuh sei die ganze Ausbeute und auch diese hätten sie nur mitgenommen, um nicht ganz leer nach Hause zu kommen. Damit schieden wir. Wir beide schauten uns verständnisinnig an, die Herren Kameraden waren wohl noch etwas grün in Bezug auf Requisitionen und den Verkehr mit den

Lateinern. Eine Stadt, in der Menschen leben, und wo nichts Eßbares aufzutreiben ist, als eine alte Kuh!

Es war schon Abend, als wir unser Marschziel erreichten, und vor dem Palazzo Communale aufmarschierten. Gleich der erste Empfang mahnte zu erhöhter Vorsicht. Es war ein Deutscher, der uns entgegenkam, ein sicherer Herr Anton v. Windt, wie seine Karte lautete, und wie er uns in geläufigem Deutsch mündlich zu verstehen gab. Wir waren nun noch weniger erstaunt, wie früher, über die magere Kuh, welcher wir unterwegs begegneten; ist schon der Italiener ein Patron, mit dem schwer zu handeln ist, und dessen Gewissen dem Fremden gegenüber eigentlich gar keinen Boden hat, so gibt ihm der dort ansässige Deutsche immer noch ein Doublé vor und ist um so gefährlicher, weil schon die Landsmannschaft für ihn einnimmt.

Herr v. Windt erklärte uns natürlich, daß hier absolut nichts zu holen sei, und sagte, es seien heute schon zwei Offiziere zu gleichem Zwecke hier gewesen, hätten aber nichts gefunden. Ich bedauerte, daß diese beiden Offiziere, welchen wir begegneten, so grausam waren, der Stadt die letzte Kuh zu nehmen; wo nichts sei, habe auch der Kaiser sein Recht verloren, doch könne ich mit meiner ermüdeten Mannschaft nicht wieder sofort umkehren, Herr v. Windt werde also gewiß ein Nachtquartier und etwas kalte Küche für sie besorgen, damit wir nächsten Tages den Rückmarsch antreten könnten; auch möchte ich ihn ersuchen, noch heute zwei Timonellas (einspännige Droschken) für mich und meinen Offizier zu besorgen, da wir zeitlich morgens nach Tormene und Castiglione fahren wollten. Herr v. Windt war mit Vergnügen zu allbem bereit; eine leere Scheune beherbergte unsere Leute, die sich an Salami, Brot und Wein gütlich thaten; auch uns wurde ein ähnlicher Imbiß in der Gemeindekanzlei serviert.

War es nun unsere Bereitwilligkeit, baldigst wieder abzuziehen, oder hatte der sehr erfahrene Herr v. Windt herausbekommen, daß er es hier nicht mit Neulingen zu thun habe und Lunte gerochen — kurz, er vertraute mir während des frugalen Soupers an, daß vor zwei Tagen ein k. k. Bäckenmeister mit einem Transport Kommißbrot angekommen sei, den er in

einer ehemaligen Kirche deponiert habe. Dies war neu! Was in aller Welt hatte der Bäckenmeiſter in dieſer abgelegenen Gegend, wo ſich nicht ein Mann von der Armee befand, mit einem Brottransport herumzuziehen, während die nur 15 Kilometer weſtlich biwakierenden Truppen an allem Mangel litten! Ich ließ mir den Mann ſofort unauffällig zur Stelle bringen. Er war augenſcheinlich beſtürzt über die unerwartete Begegnung; ich ließ ihn aber gar nicht zu Worte kommen, ſondern verlangte zu wiſſen, wieviel Brot er habe und wohin dasſelbe beſtimmt ſei. Er hatte 2000 Portionen ohne beſondere Beſtimmung; ſie würden dem Verpflegsmagazine in Verona eingeliefert werden. „Gut, dann nehme ich ſie gegen Quittung für das 11. Corps.“ Er wollte proteſtieren, aber ich fiel ihm ins Wort: „Die Sache iſt ſo: entweder ich übernehme das Brot gegen ordnungsmäßige Quittung und Sie können dann gehen, wohin Sie Ihr Dienſt ruft, oder ich nehme das Brot ſamt Ihnen mit mir zum 11. Corpscommando. Dort wird man dann das Weitere verfügen.“

Dies war einleuchtend; ich übernahm das Brot, ſtellte eine Wache dazu und ließ den Bäckenmeiſter abziehen. Ich wollte ſein Brot; das hatte ich; mich aber in Näheres einzulaſſen, hielt ich nicht meines Amtes.

Mittlerweile war es 9 Uhr vorüber, die beiden Timonellas ſtanden bereit, auch die für den Transport des Brotes requirierten Carreti (einſpännige Kabrioletts) trafen ein, und nun eröffnete ich dem maßlos erſtaunten v. Windt, ich könne mir wohl vorſtellen, daß die Signori von Iſola della Scala ihr bewegliches Eigentum, eben aus Furcht vor Requiſitionen, bei guter Zeit auf ihre ländlichen Beſitzungen in Sicherheit gebracht haben mögen; ich hätte mich deshalb entſchloſſen, dort Nachſchau zu halten und zu nehmen, was zu nehmen ſei, denn das werde er ſelbſt einſehen, daß die Truppen unter allen Umſtänden eſſen müßten. Im übrigen werde ja niemand Schaden erleiden, denn alles, was ich nehme, würde ich quittieren und der Staat zuverläſſig für den Erſatz aufkommen. Ich erſuchte ihn, mich auf dieſer nächtlichen Fahrt zu begleiten und einen zweiten Herrn von der Gemeinde als Begleiter des Herrn Oberlieute-

nants Vallentsits zu bestimmen. Die Wahl der Orte, welche zu besuchen wären, überlasse ich ganz seinem Ermessen, ebenso auch die Repartierung der Requisition auf die betreffenden Gemeinden, vorausgesetzt, daß dieselbe meinen Anforderungen genüge. Ferner verlangte ich, daß er noch vor unserer Abfahrt die Stadtbäcker beauftrage, während der Nacht so viel Brot als nur möglich, in welcher Form immer, herzustellen, und legte ihm nahe, auch von seiten der Stadt eine Teilnahme an der Requisition einzuleiten, wogegen ich nicht ermangeln würde, ihm ein schriftliches Zeugnis über seine hingebende Thätigkeit und sein aufopferndes Wirken zum Wohle der k. k. Armee in bester Form auszustellen.

Die Uhr war sonach aufgezogen, sie funktionierte tadellos; das muß man den Italienern nachsagen, daß ihr Instinkt, den eigenen Vorteil rasch zu erkennen und demnach die Situation zu fruktifizieren, wirklich bewundernswert ist. Ich wußte, daß wir nur in solche Orte kommen würden, die Herrn v. Windt und seinem Anhange nicht übermäßig am Herzen lagen, wie auch, daß er die ihm überlassene Repartierung nicht zum eigenen Schaden durchführen werde, ganz abgesehen davon, daß ihm das in Aussicht gestellte Zeugnis seiner Zeit gewiß ein Anhalt werden würde, auch nach anderer Richtung hin sein Licht leuchten zu lassen. Doch was schadete das; schon in der Bibel steht: „Du sollst dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verbinden," und ich habe gefunden, daß man nach dieser Maxime am besten fährt, was auch die Antisemiten dagegen *sagen* möchten, *thun*, thun sie ja doch das Gleiche.

Gefolgt von einer entsprechenden Bedeckungsmannschaft auf Carretis, fuhren wir also nach zwei verschiedenen Richtungen ab und besuchten im Laufe der Nacht die Orte Isola Rizza, Oppeano, Bovolone und Salizzole. Ueberall vollzog sich das „Geschäft", dank der Umsicht des Herrn v. Windt, in musterhafter Schnelle und Ordnung. Von jedem Orte wurden die requirierten Artikel unter Eskorte von einigen Soldaten nach Isola della Scala geschickt; als wir uns, schon am hellen Morgen, dort wieder trafen, waren wir selber erstaunt über den Umfang und die Qualität unserer Erfolge; ohne die freundliche Mit-

wirkung des Herrn v. Windt hätten wir kaum den dritten Teil zusammengebracht. Außer dem Kommißbrote verluden wir bei unserem Abmarsche 1398 Panetti, das Erzeugnis der Bäcker von Isola della Scala während der Nacht vom 17. zum 18. Juni; 31 Säcke Reis, 12 Säcke Fisolen (Bohnen), 7 Speckseiten, 150 Pfund Salz, 1 Faß Wein, 1 kleines Faß Branntwein und außerdem eine gute Menge anderer Sachen, die, wie z. B. Salami, Käse ꝛc. strenge genommen nicht zur Feldverpflegung gerechnet werden, durch deren Zurückweisung ich aber niemand unverdienterweise kränken mochte. 31 Ochsen folgten der langen Wagenkolonne.

Nach Konstatierung des Thatbestandes quittierte ich Herrn v. Windt die gelieferten Artikel — im Sinne der obcitierten Bibelstelle —, stellte ihm auch ein glänzendes Zeugnis aus, dann zogen wir nach Mittag wieder heimwärts. Die langsame Bewegung unserer gehörnten Schutzbefohlenen, die wir mit Rücksicht auf deren künftige Bestimmung nicht überhasten durften, ließ uns so langsam vorwärts kommen, daß wir wenige Miglien vom Ziele, in Nogarole, übernachten mußten und erst am 19. morgens Tormene erreichten. Dort entledigte ich mich der willkommenen Beute und erfuhr zugleich meine Beförderung zum Hauptmann und Commandanten der 10. Compagnie. Die wechselvollen Irrfahrten seit dem 3. Juni fanden hiermit einen harmonischen Abschluß; es war aber auch aus mit aller Romantik, denn in dem strammen Rahmen der geschlossenen Bataillone gibt es für die Compagnien nur sehr beschränkten Spielraum.

Der Anteil unseres Bataillons an der Schlacht von Solferino war ein äußerst geringfügiger; nur der erste und der letzte Moment regen die Erinnerung an. Am Abende vor der Schlacht bezogen wir ein Biwak bei Cerlungo; als wir am 24. gegen Mittag aus dieser Reserveſtellung nach Guidizzolo vorgingen, zog sich unser Weg der ganzen Dauer nach, durch die vom Schlachtfelde zurückkommenden Verwundeten. Es ist dies eben das Schicksal der Reserven, daß alle Schrecken des Krieges in ihrer abstoßendsten Gestalt an ihnen vorüberziehen, bevor sie dem Gegner ins Auge blicken können. Dagegen läßt sich nichts machen; es ist nun einmal so, wie starke Nerven auch dazu

gehören mögen, um zu widerstehen. Daß man es aber für angezeigt fand, auch die Verbandplätze knapp neben der Straße zu etablieren und die ins Gefecht gehende Mannschaft an ihnen vorüberziehen zu lassen, das übersteigt meinen beschränkten Troupierverstand. In einem Lande, welches eigenartige Kulturen derart bedecken, daß ein weiterer Rundblick nur in Ausnahmsfällen möglich ist, da hätte man doch wohl auch für die Verbandplätze ein Fleckchen finden können, welches den deprimierendsten Akt des Krieges nicht gerade öffentlich zur Schau stellte.

Das zweite Moment aus der Schlacht, das furchtbare Gewitter, welches sie beendete, ist überhaupt nicht zu beschreiben, dennoch aber schon so oft beschrieben worden, daß ich mich dessen wohl entschlagen kann. Nur eines Zwischenfalles will ich erwähnen, der komisch genannt werden könnte, wenn er nicht Menschenleben gekostet hätte. Als wir bei Guidizzolo eintrafen, erhielt unser Bataillon den Auftrag, links des Ortes vorzugehen und den Feind zurückzuwerfen, der von dorther vorzudringen suchen werde; Näheres, besonders über die Besetzungsverhältnisse in und bei Guidizzolo erfuhren wir nicht und es blieb uns daher auch unbekannt, daß man noch vor unserem Eintreffen das Tschaikistenbataillon unter Major Th. v. Maina in der gleichen Richtung hatte vorgehen lassen. Nun aber trug das Tschaikistenbataillon lichtblaue Uniformen mit roten Aufschlägen; als daher unsere Tirailleure durch das dichte Buschwerk diese Farben schimmern sahen, eröffneten sie unbedenklich das Feuer und richteten manchen Schaden unter den in gleicher Formation vorgehenden Tschaikisten an. Major Maina merkte sofort, wie die Sachen stünden, und beeilte sich, sein Bataillon rechts hin gegen Guidizzolo aus unserem Feuerbereiche zu bringen. Dies war aber Anlaß zu einem neuen Mißverständnisse. Unser Bataillonscommandant, Major Zink, noch immer in der Meinung, wir hätten Franzosen vor uns, die sich nun auf die linke Flanke von Guidizzolo werfen wollten, gedachte deren Absicht durch einen überraschenden Stoß zu paralysieren, wozu ein tiefer Graben, der sich in der Richtung nach dem Dorfe hinzog, das geeignetste Mittel bot. Die Tirailleure wurden einberufen und das ganze Bataillon, oder doch mindestens die ersten 4 Compag-

nien, bewegte sich, den Major an der Spitze, in größter Eile dem Graben entlang gegen das Dorf. Als dieser nach ein paar hundert Schritten an einer Straße endete, benützte dies Major Zink, um auf derselben den geplanten Vorstoß auszuführen. Die Tschaikisten hatten sich indessen salviert, an ihre Stelle waren nun aber wirkliche Franzosen getreten, die gleichzeitig mit unserer Tete zum Angriffe vorrückten und zwar auf den allein sichtbaren Teil unseres Bataillons, die Queue, welche noch nicht in den Graben hatte gelangen können. Es bot sich also das gewiß seltene Schauspiel, daß zwei feindliche Sturmkolonnen auf etwa 80 Schritte parallel zu einander unter hellem Hurra vorwärts stürmten, so daß ihre Teten sich schon gegenseitig in der Flanke standen. Es ist wirklich schade, daß es nicht zur Lösung dieses gordischen Knotens kam; die Gefechtstaktik wäre um ein sehr interessantes Beispiel bereichert worden. So aber entlud sich eben im kritischen Momente das historisch gewordene Gewitter; die Abnormität der gegenseitigen Lage und die unerhörte Vehemenz des Naturereignisses bewirkten, daß beide Kolonnen in schönster Ordnung und ohne daß ein Schuß abgefeuert worden wäre, auf demselben Wege zurückeilten, den sie gekommen waren.

Es war dies das letzte kriegerische Ereignis in diesem kurzen, seinem Verlaufe wie seinen Folgen nach denkwürdigen Feldzuge.

Im Lager bei San Pancrazio nächst Verona erhielt ich am 6. Juli die erste Nachricht über meine vor fast drei Monaten eingeleitete Kautionsangelegenheit. Sie schien mir fast unglaublich. Eines geringfügigen Gebrechens wegen sandte man mir den ganzen voluminösen Akt zurück. Es wäre dies unter normalen Verhältnissen schon unangenehm genug gewesen, aber einem Offizier, der vor dem Feinde stand, also weder die Möglichkeit hatte, den Fehler zu beheben, noch auch die für ihn so kostbaren Dokumente entsprechend zu verwahren, einen Pack Schriften auf den Hals zu laden, das ist doch gewiß höherer — Kanzleischimmel! Wie leicht konnte im Trubel des Krieges das ganze Konvolut oder ein Teil desselben unwiderbringlich verloren gehen. Was dann? —

Drei Tage später, am 10. Juli, überraschte uns im selben Lager die Nachricht vom Waffenstillstande, infolge dessen das Regiment nach Marostica (westlich Bassano) in Kantonierung abrückte; meinem Bataillon wurde Sandrigo (12 Kilometer nördlich Vicenza) als Kantonierungsstation zugewiesen. Unvergeßlich wird mir und gewiß jedem daran Beteiligten der Moment bleiben, als G.M. Sebottendorf den versammelten Offizieren seiner Brigade am 13. im Lager bei Sandrigo die Nachricht bekannt gab, „daß Seine Majestät der Kaiser sich veranlaßt gefunden, Frieden zu schließen und zwar in einer Weise, die uns die Lombardei verlieren macht". Lautlose Stille folgte dieser Ansprache, jeder blieb wie festgebannt, wo er eben stand; wir hatten die Möglichkeit eines Friedens so wenig in den Bereich unseres Denkens und Fühlens gezogen, daß wir nun fast instinktiv erwarteten, es müßten der niederschmetternden Mitteilung des Brigadiers noch andere, hoffnunggebende Worte folgen. Aber auch er blieb vorerst stumm, bis er die Versammlung auflöste: „Es ist nun einmal so, meine Herren, wir müssen uns in den Willen unseres Kriegsherrn fügen, ohne Kritik, ohne irgend welche Bemerkungen." Wie ein elektrischer Funke verbreitete sich diese Hiobspost in der ganzen Brigade; das Lager, welches sonst in den Abendstunden von Ausbrüchen toller Soldatenlust widerhallte, blieb diesmal stumm wie ein weites Grab.

Schluß.

Nun hatten wir allerdings Gelegenheit, uns von den Strapazen zu erholen, die uns die letzten Monate gebracht, und dies besorgten wir redlich. Meine ganze Division (9. und 10. Compagnie) samt allen Offizieren erhielt das weitläufige, damals leerstehende Gehöft eines italienischen Großgrundbesitzers als Unterkunft angewiesen. Wir befanden uns sämtlich außerordentlich wohl darin; ohne irgend welche Berührung mit dem italienischen Gesinde führten wir dort unsere eigene Wirtschaft, die sich um so behaglicher gestaltete, als infolge des unvermutet rasch eingetretenen Endes des Krieges die von verschiedenen Patrioten als „milde Gaben" zur Armee gesandten Spenden an Wein, Cigarren und Lebensmitteln verschiedenster Art uns nun in erhöhtem Ausmaße, man könnte fast sagen verschwenderisch, zu gute kamen. Doch wird es begreiflich erscheinen, wenn ich hoffte, daß, nun die Kriegsfanfaren schwiegen und der Friede wieder seine segenspendenden Fittiche über den Fluren breitete, auch für mich recht bald die Stunde schlagen möchte, den zerrissenen Faden an dem Webstuhle meines Glückes wieder festzubinden. Dies stand aber leider in weiter Ferne. Bevor für die in Venetien angehäuften Truppen die neue Einteilung bestimmt und die Evakuation thatsächlich im Zuge war, konnte an einen Urlaub nicht gedacht werden, dann aber folgten die mitunter monatelangen Märsche in die neue Dislokation, mit einem Worte, es war sehr fraglich, in welchem Monate des Spätherbstes ich vor den Altar würde treten können — und nun standen wir erst in Mitte Juli! —

Doch es wacht, wie man sagt, über die Verliebten ein eigener Gott; auch mir reichte er seine helfende Hand, und wenn ich mir später auch sagte, daß eine etwas weniger drastische Unterstützung mir wohl den gleichen Dienst hätte zu leisten vermocht — damals war ich, hatte ich nur einmal den Kopf aus der Schlinge, von Herzen froh über das vielleicht etwas zutäppische Eingreifen meines heidnischen Schutzgottes. Wie gesagt, lebten wir nach eingetretenem Frieden in unserem Tusculum Sandrigo ungefähr so, wie der reiche Prasser im Evangelium; für unser Leibliches war ausreichend gesorgt, man plagte uns nicht mit Exerzieren 2c. und unsere Mannschaft zeigte sich dafür erkenntlich, indem sie in dem weiten Hofraume meines Meierhofes allabendlich parodistische Darstellungen einzelner Phasen des Feldzuges zum besten gab, welche zum Totlachen waren, aber auch zeigten, wie scharf und wie weit über seine natürliche Sphäre hinaus der Soldat die Handlungen der Höheren zu beobachten und zu beurteilen vermag.

Dieses harmlose Dasein wurde jäh unterbrochen durch die Erkrankung unseres Kameraden Bartenstein, dessen anfängliches Unwohlsein überraschend schnell einen so gefährlich typhösen Charakter annahm, daß unser Oberarzt die unverweilte Abgabe des Kranken in ein Spital nach Vicenza anordnen mußte. Um dies so rasch und für den Kranken so bequem als möglich zu effektuieren, entnahm ich dem Schuppen unseres Hausherrn einen Wagen, dessen bequeme, aber absonderliche Konstruktion vielleicht zur Zeit des Wiener Kongresses berechtigtes Aufsehen erregt haben mochte, spannte die beiden Pferde des Divisionskarrens vor und fuhr am 19. Juli bald nach 3 Uhr mit meinem schon delirierenden Kranken gen Vicenza. Da die eigentümliche Bauart des durchaus nicht leichten Wagens nur für zwei Personen Raum bot, mußte ich selbst fahren, was mir übrigens nichts Neues war. Die Sonne brannte mit voller Glut auf unser dachloses Fuhrwerk; ich zog es daher vor, den sehr breiten, grasbewachsenen und vom Straßenniveau kaum zu unterscheidenden schattigen Graben zu benützen, wie dies von leichten Fuhrwerken in der Regel geschah. Ich langte auch wohlbehalten in Vicenza an, übergab meine traurige Last und trat zwischen 10 bis 11 Uhr

nachts in Begleitung eines Offiziers meiner Division, des Lieutenants Ulrich, die Heimfahrt an. Ungefähr auf halbem Wege holten wir eine Fuhrwesenskolonne ein, deren Wägen gemächlich in der Mitte der Straße fuhren, so daß nicht vorbeizukommen war. In der Meinung, daß der Straßengraben auch auf dieser Seite so flach sei wie jener, welchen ich auf der Hinfahrt benützt hatte, bog ich in der halbdunklen Nacht ohne weiteres etwas rechts ab — und stürzte in einen mehr als 2 Meter tiefen, steilgeböschten Graben. Bei dem ersten verdächtigen Anzeichen war ich aus dem Wagen gesprungen in der Absicht, in dem, wie ich meinte, flachen Graben neben dem Wagen hergehend, diesen mit der Schulter zu stützen und so wieder auf die Straße zu kommen — ich schmetterte mit voller Wucht bis auf die Sohle nieder und ehe ich mich erheben konnte, lag mir der Wagen, die Räder nach oben, mit der schmalen Seitenkante auf den Schultern. Die beiden Pferde hatten das möglichste versucht, um sich auf dem Straßenrande zu erhalten, aber das Gewicht des fallenden Wagens riß sie zurück und so stürzten auch sie rücklings hinab, teils auf, teils vor dem Vordergestelle des Wagens, wo sie wütend um sich schlugen. Dies alles war natürlich das Werk von kaum einer Minute, und nicht länger währte es, bis ich durch die unter dem Wagen hervordringenden Hilferufe Ulrichs zu mir selbst gebracht wurde. In der Meinung, er sei unter dem Wagen eingeklemmt und vielleicht den Hufschlägen der Pferde ausgesetzt, raffte ich trotz unsäglicher Schmerzen meine Kraft zusammen, stemmte den Wagen auf einer Seite in die Höhe und im nächsten Momente fuhr Ulrich wie eine Natter aus seinem Verließe hervor. Er war wie durch ein Wunder vollkommen unversehrt geblieben. An meiner Seite fest schlafend, war er erst durch den vollbrachten Sturz erwacht, nach welchem ihn der Wagen wie ein schirmender Schild bedeckte; der plötzliche Schreck allein hatte ihm die gellenden Hilferufe ausgepreßt.

Schnell kam nun auch, durch sie herbeigeholt, der commandoführende Unteroffizier des Trains mit einigen Leuten zur Hilfe; Pferde und Wagen wurden aus dem Graben geholt, ich kroch mühsam auf allen vieren auf die Straße. Eine Unter-

suchung, so gut sie das unsichere Halbdunkel ermöglichte, ergab das erfreuliche Resultat, daß ich allein bedenklich havariert sei. Die Pferde waren merkwürdigerweise unverletzt und vom Wagen fehlte nur die äußerste Deichselspitze. Das war bald wieder alles zur Not repariert und wir konnten im Schritt den Weg nach Sandrigo fortsetzen, wo wir nach Mitternacht ankamen.

Am nächsten Morgen konstatierte der Arzt bei mir eine Prellung sämtlicher Gelenke auf der rechten Seite, von der Schulter bis zum Knöchel und eine hochgradige Entzündung dieser Teile, nebst einer Kontusion am Kopfe. Gebrochen war Gott sei Dank nichts, also auch in dieser Hinsicht alles gut abgelaufen. Kalte Umschläge und Ruhe stellten auch bald den status quo ante her, nur aus dem rechten Kniegelenke wollte das Uebel nicht weichen; es bildete sich dort allmählich eine Gelenksmaus, die mich momentan wohl nur marschunfähig machte, zehn Jahre später aber meine militärische Laufbahn im Truppendienste ein für allemal abschnitt. Vorläufig dachte ich natürlich noch nicht daran; ich war ganz zufrieden mit meiner Marschunfähigkeit, da diese mir die Erlaubnis brachte, während des am 29. Juli vom Regimente in seine neue Dislokation nach Troppau (Schlesien) angetretenen Marsches, bis Wien vorausfahren zu dürfen. Ich brach also am 27. auf und fuhr mittels Vorspann in kleinen Etappen durch das Ampezzothal über Brixen und den Brenner nach Innsbruck, von wo ich die Eisenbahn bis Rosenheim benützte. Alle meine Vorsätze, diese seltene Gelegenheit zu verwerten, um sehenswerte Punkte zu besuchen, in deren Nähe ich vielleicht Zeit meines Lebens nicht mehr gelangen würde, wurden zu Schanden gegenüber dem immer mächtiger werdenden Drange, meine Reise so sehr als nur möglich zu beschleunigen. Den Gedanken, von Rosenheim aus den Starnberger See zu besichtigen, verdarb mir ein Salzburger Retourkutscher, der mir am Bahnhofe seinen vorzüglichen Landauer anpries und an dem Starnberger See kein gutes Haar ließ. In Salzburg, welches ich mir um so genauer ansehen wollte, verleitete mich der bereits fertig zur Abfahrt im Posthofe dastehende Kurierwagen, nicht nur keine Minute in der Stadt zu verweilen, sondern mich auch gleich einem Postkolli durch das pracht-

volle Salzkammergut bis Linz schleppen zu lassen. Dort aber, schwor ich mir zu, wollte ich ein paar Tage rasten und mir die romantische Donaufahrt bis Wien keinesfalls entgehen lassen. Doch, der Kurier fuhr direkt in den Bahnhof; als ich dort in die Halle trat, um mein weniges Gepäck — ein winziges Kofferchen — zu erwarten und dann einen Fiaker zum Hotel zu nehmen, da tönte mir der schleppende Mahnruf des Kondukteurs entgegen: „Erstes Läuten zum Nachtzuge nach Amstetten, Melk, St. Pölten, Wien!" — Zehn Minuten später saß ich richtig in einem Coupé 2. Klasse und war am 3. August morgens in Wien. Nach achttägigem Rasseln und Rütteln!

Nun es aber schon einmal so war, eröffnete ich mit rücksichtsloser Energie meinen Feldzug gegen das k. k. Militär-Depositenamt. Was ich nur an Freunden, Bekannten und sonstigen Hilfstruppen aufbieten konnte, wurde in Bewegung gesetzt; es war in der That gefährlich, mir in den Wurf zu kommen, denn ich preßte alle erbarmungslos zu dem einzigen Dienste, der mich und all mein Thun und Treiben ausschließlich beherrschte. Trotzdem aber ging die Sache für meine Ungeduld noch viel zu langsam, obwohl ich eigentlich gar nichts zu versäumen hatte; bevor das Regiment in Wien eintraf, konnte ich ja doch nichts unternehmen. Endlich am 1. September war das Regiment in Wien versammelt; für mich hatte natürlich nur das Urlaubsgesuch Interesse, welches ich Oberst Klapka persönlich überreichte und er mir in wohlwollendster Weise bewilligte. Schien es ihm doch selbst, daß mein Hindernisrennen nach der goldenen Fessel nun nachgerade lange genug gedauert habe. „Schaun S' nur, daß Sie nicht vielleicht wieder die Blattern bekommen!" rief er mir zum Abschiede zu; es war dies eine Anspielung darauf, daß er in Prag gleichzeitig mit mir an den Blattern erkrankt, aber so wie ich mit einem blauen Auge davongekommen war. Nun, die Blattern bekam ich wohl nicht, blieb auch sonst gesund, aber ich hatte noch manche Hürde zu nehmen, bevor ich schließlich doch als Erster durchs Ziel ging.

Einen achtwöchentlichen Urlaub in der Tasche und den endlich eroberten Depositenschein in der Hand, fuhr ich eben triumphierend vom „Kriegsgebäude am Hof" meiner Wohnung

zu, als ein Kamerad mich stellte: „Hast du schon gehört, daß dein Schwager gestorben ist?“ Ich lachte, weil ich glaubte, diese Ente beziehe sich auf den Bruder meiner Braut, welcher in Wien seinen Studien oblag und mit dem ich erst vor ein paar Stunden gefrühstückt hatte. „Aber nein, ich meine nicht diesen, sondern den, der Hauptmann beim 39. Infanterieregiment in Legnago ist.“

Ich starrte den Unglücksraben an wie ein Gespenst; sprachlos, keines Wortes mächtig. „Tschau, grüß dich!“ tönte es von dort, denn der Wagen durfte nicht länger den Weg verstellen. Ganz betäubt trat ich in mein Zimmer; dort fand ich wirklich schon den jüngeren Bruder mit dem verhängnisvollen Telegramm!

Also das sollte das Ende und Ziel all meiner Mühe und Sorge sein. Nach ganz unerhörten Hindernissen, die ich mit einer Beharrlichkeit überwand, deren ich mich gewiß rühmen durfte, trat nun der Tod, der kalte, unbesiegbare Sieger zwischen mich und mein Glück. Aus dem frohen Singspiele, das ich mit Fug und Recht zu erwarten geglaubt, war nun eine erschütternde Tragödie geworden, statt in ein Haus der Freude, mußte ich in düstere Räume treten, in welchen ein trostloses Elternpaar den Stolz und die Freude seines Alters, den ältesten ihrer Söhne beweinte. Das waren traurige Auspizien! Alles war am Ende zu überwinden, an den Tod heranzutreten reicht aber Menschenkraft und Menschenwille nicht aus, der hielt seine Beute fest für immer. Und wenn auch, durch die Verhältnisse bedingt, die Trauung noch innerhalb meines Urlaubs vollzogen wurde — was war das für ein Fest unter dem Drucke solchen Schmerzes!

Noch am selben Abende saßen wir auf dem Zuge nach Pest, von dort führte uns das Dampfschiff in zwei Tagen bis Peterwardein — dem übrigen ist Schweigen der beredtste Interpret. Nach Ablauf der sechswöchentlichen Trauerzeit sollte die Trauung stattfinden.

Wenn ich mich dem Glauben hingab, diese Frist in Ruhe abwarten zu können, irrte ich mich abermals. Kaum war ich 8 oder 10 Tage in Peterwardein, als vom Regimente die

lakonische Weisung kam, sofort nach Troppau einzurücken. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Nachricht in der Festung, wo man natürlich nicht verlegen war, Gründe für diese außerordentliche Maßregel zu konstruieren; es gab sogar Leute, welche meine unvermutete Einberufung mit dem berüchtigten Unterschleifprozesse in Verbindung brachten, der nach dem Kriege eine so peinliche Gerichtsverhandlung zur Folge hatte. Wir in der Familie zerbrachen uns die Köpfe darüber, wie es möglich sei, daß Oberst Klapka, der mir den Urlaub persönlich erteilte und überdies aufs beste befreundet mit der Familie meiner Braut war, nun in so herber Form in mein Schicksal eingreifen mußte. Mein Schwiegervater war so vernünftig, mit den Thatsachen zu rechnen, wie sie eben lagen; er bestimmte, daß wir uns in aller Stille trauen lassen und dann nach Troppau abreisen sollten. „Es ist vielleicht gut, daß es so gekommen ist," meinte der seelensgute Mann. Ich verstand ihn und war ganz seiner Ansicht; denn, die Wahrheit zu sagen, je schneller ich, mit meiner jungen Frau natürlich, dem heimatlichen Hause den Rücken kehren konnte, desto lieber. Was sollten wir beide dort, wo jede Aeußerung des Glückes, ja selbst unser Dasein schon an und für sich, ein Attentat auf die ganz entgegengesetzten Gefühle der anderen war! Doch kam es nicht so weit. Unser Festungscommandant, F.M.Lt. Baron Blomberg, der während des Krieges eine Division im 11. Corps commandiert hatte, legte sich ins Mittel. Er telegraphierte ans Regiment um Aufklärung und richtig kam die telegraphische Antwort, daß das ganze auf einem Mißverständnisse seitens der Regimentskanzlei beruhe und man gar nicht daran denke, mich einzuberufen.

Das war also vorüber, aber Ruhe sollte mir deshalb noch immer nicht werden. Kaum acht Tage später kam ein neues Dienstschreiben, diesmal vom Rechnungsdepartement des Kriegsministeriums. Die hohen Wogen, in welchen damals der schon erwähnte Unterschleifprozeß aufbrandete, hatten, wie dies ja so häufig der Fall, glücklich dahin geführt, daß man von gewisser Seite an gar keinen Unschuldigen mehr glaubte. Wo man vordem zu wenig gesehen hatte, sah man nun nicht nur alles

doppelt und dreifach, sondern sah auch sogar dort etwas, wo thatsächlich gar nichts war. Wer immer auch nur in entferntester Beziehung zur Approvisionierung der Armee in Italien gestanden, mußte notwendigerweise auch ein Defraudant oder weiß Gott was sein. Nun hatte ich — wie man sich erinnern wird — einstens 31 Ochsen für das 11. Corps requirirt, ergo ...

Das löbliche Rechnungsdepartement fand sich demnach veranlaßt, mir vorzuhalten, daß ich 31 Ochsen requirierte, ich habe mich daher „binnen 48 Stunden standhaft zu äußern", was ich mit den Häuten und dem Unschlitt dieser Tiere angefangen habe, da diese Bestandteile bei der Mannschaftskost nicht miteinbegriffen seien, aber auch nirgends zu Gunsten des hohen Aerars in Empfang gestellt vorkommen. — Abermals große Aufregung; das schien nun doch ein auffallend ergänzender Schritt zu der kaum verflossenen Einberufung vom Urlaube und ein Mißverständnis wohl kaum anzunehmen. Mir aber fing die Sache nach und nach an, ins Geblüt zu gehen, derart, daß ich der wohllöblichen Rechnungsbehörde schon innerhalb 24 Stunden anzeigte, ich hätte diese 31 Ochsen lebendig requiriert und ebenso an die Truppen abgeliefert; in diesem Zustande habe jeder Ochse Haut und Unschlitt selber getragen, man möge sich um weitere Auskunft an diejenigen wenden, welche das Fleisch gegessen, Haut und Unschlitt aber wahrscheinlich zurückgelassen haben.

Trotz der ausgesuchten „Deutlichkeit" meiner „standhaften" Aeußerung war hiermit die Sache beendet, es kam nichts weiter. Wahrscheinlich hat die Wucht meiner Argumente auch dort durchschlagend gewirkt.

Meine Heiratsangelegenheit trat nun in das Stadium der „kirchlichen Verkündigung" und da erstand mir ganz unversehens ein neuer, sehr gefährlicher Gegner. Dem Civilstande meiner Braut entsprechend sollte die Trauung in der Peterwardeiner Pfarrkirche stattfinden; der Pfarrer derselben, ein gar gestrenger Herr, hatte bei mehrfachen Begegnungen meinen Gruß in sehr düsterer Weise erwidert und mich mit Blicken gemustert, die ich mir nicht zu erklären wußte. Eines Tages

aber blieb er vor mir stehen und fragte ganz unvermittelt, zu welchem Zwecke ich mich in Peterwardein aufhalte; ich ermangelte nicht ihn hierüber zu unterrichten, obwohl ich bestimmt wußte, daß er dessen nicht bedurfte; eben wollte ich noch einige Details über diese Angelegenheit beifügen, als er mich mit der Frage unterbrach, ob ich nicht auch glaube, daß zur Ehe ein christlich-frommer Sinn gehöre; es scheine ihm, als hätte er mich seit langem nicht in der Kirche gesehen. Ich verstand die Anspielung; sie bezog sich noch auf eine Episode aus meinem Garnisonsleben (als Junggeselle), wo ich einst mit mehreren Kameraden in der Weihnachtsmette war, die dort um Mitternacht abgehalten wird. Ich entschuldigte mich, soweit dies eben möglich war, ging auch von nun an jeden Sonntag in die Nobelmesse; aber — ich wußte, daß ich sehr auf der Hut sein müßte, um bei Pater Pero glimpflich durchzukommen. Aus diesem Grunde lernte ich die mir schon etwas aus dem Gedächtnisse entschwundenen Beichtgebete und Formeln neuerdings gewissenhaft auswendig und war am kritischen Tage auch vollkommen gerüstet, nur die fatale Stelle, wo der Zeitpunkt der letzten Beichte angegeben werden soll, machte mir Sorge. Wenn ich aber vermeinte, über diese Klippe nur so hinwegschlüpfen zu können, irrte ich mich gründlich; Pater Pero hielt mich sofort fest und fragte peremptorisch, wann meine letzte Beichte stattfand. Nun war ich festgefahren und bin noch heute überzeugt, daß mich unser Herr Pfarrer in einen mehrwöchentlichen Unterricht genommen hätte, wäre mir nicht im zutreffenden Moment beigefallen, daß wir vor der Schlacht von Solferino durch unseren Regimentskaplan die Generalabsolution erhalten hatten. Zwar war ich keineswegs sicher, ob diese als Beichte gelten würde, aber Pater Pero nahm sie nach einigem Sinnen dafür an und ich war erlöst. In diesem Augenblicke nahm ich mir vor, die Beichte niemals mehr zu versäumen (!).

Endlich am 9. Oktober 1859 gab Pater Pero unsere Hände vor dem Altar zusammen. Nach neunzehnmonatlichen Kämpfen hatte ich doch mein Ziel erreicht; ich habe es hart erkämpfen müssen — aber nicht zu teuer erkauft.

Revolution in Polen.

(1863—1864.)

Prolog.

„... Leben bleiben, wie das Sterben
Für das Vaterland ist süß."

H. Heine, „Zwei Ritter".

Man soll nichts auf Sprichwörter geben; sie gleichen in vieler Beziehung nur zu sehr den Wetterprognosen. Wer jenen allzuviel vertraut, wird so manches Mal ähnliches erleben wie der, welcher auf die Wetterpropheten bauend, ohne Regenschirm vom Hause geht und pudelnaß zurückkehrt.

Ich sollte dies am eigenen Fleische erfahren; das gutdeutsche Sprichwort: „Wie man sich bettet, so schläft man," wurde an mir gründlich zu Schanden. Wie sorgsam hatte ich mein Nest bereitet und wie behaglich mir das Leben darin ausgemalt zwischen einer jungen, lieben Frau und einem herzigen Sprößling! Es waren gewiß keine überschwenglichen Erwartungen, denen wir uns hingaben, keine spanischen Schlösser; nichts von alledem; nur ein einfaches, gemütliches Heim, wie es der Soldat eben haben kann, und das wir uns in jahrelangem Kampfe mit unerhörten Hindernissen redlich verdient zu haben glaubten.

In der That schien es, als wäre das mißgünstige Schicksal an unserer Beharrlichkeit ermüdet, denn als wir endlich nach langer Irrfahrt im sicheren Port eingelaufen, fanden wir alle Bedingungen vor, um bei unseren bescheidenen Ansprüchen mit Zuversicht erwarten zu dürfen, die Verheißung werde sich an uns dem vollen Umfange nach erfüllen. Und doch, wie wenig wurde davon wahr. Wie weich ich mich auch gebettet meinte — mit dem Schlafen war es anders; vielmehr wurde uns recht bald der herbe Ernst des Dichterwortes klar, daß auch der Frömmste nicht im Frieden leben könne, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.

Nachdem ich 1859 mit der schwer erkämpften Heiratsbewilligung in der Tasche, als wohlbestallter Bräutigam, statt an den Traualtar zu eilen nach Italien ins Feld gezogen, verlebte ich nach wiederhergestelltem Frieden allerdings ein Honigjahr in „Disponibilität“ [1]), dann aber war's mit dem Honig ein für allemal vorbei.

Meine Einberufung zum Truppendienste brachte mich im Spätherbste 1861 nach Lemberg, wo mein Regiment — Erzherzog Joseph Nr. 37 — garnisonierte.

[1]) Nach dem Frieden 1859 und der Versetzung der Armee auf den Friedensfuß war es eine der ersten Ersparungsmaßregeln, sich der überzähligen Offiziere dadurch zu entledigen, daß man es ihnen freistellte, gegen eine zweijährige Abfertigung den Dienst zu quittieren oder gegen einen zehnprozentigen Abzug von der einfachen Gage, bis zur Einberufung in Disponibilität zu treten. Welchen praktischen Erfolg diese Finanzoperation hatte, ist mir nicht bekannt, wohl aber weiß ich, daß man genötigt war, 1866 Offiziere direkt aus dem Civilstande in der Armee einzuteilen.

Der Aufstand in Russisch-Polen.

Es war ein eigenartiges Bild, welches die Metropole des österreichischen Polen in jenen Tagen darbot. In Russisch-Polen herrschten seit Ende 1860 revolutionäre Zustände. Wieder einmal hatten sich die ritterlichen Polen — und wahrlich nicht die Klügsten unter ihnen — ihres einstmals großen Vaterlandes erinnert und sich gegen den weißen Zar an der Newa erhoben. Weder Strenge, noch die am 29. April 1861, dem Geburtstage des russischen Kaisers, gewährte Amnestie konnte den von unberufenen Händen geschürten Brand noch im Keime ersticken. Die „Patrioten" beantworteten die auf Rat des Marquis Wielopolski von Alexander II. inaugurierte Systemänderung mit Ermordung des Generals Lüders (27. Juni 1862), dem Mordanschlage auf den Großfürsten Konstantin (7. August) und einem gleichen Versuche auf den Marquis Wielopolski (15. August). Schroff wiesen sie alle Zugeständnisse zurück und forderten die administrative Einheit des Königreiches oder, wie der technische Ausdruck der „Nationalregierung" lautete, die „Wiederherstellung Polens vom Meer zum Meere", worunter die Ostsee und das Schwarze Meer zu verstehen waren.

Allerdings — und dies verdient hervorgehoben zu werden — bekannten sich nicht alle Polen zu diesen sinnlosen Phrasen; viele von ihnen, und zwar gerade die ehrenwertesten, klarblickendsten Patrioten sahen in dem Vorgehen der Ultras weit eher ein nationales Unglück, denn einen fruchtbaren Schritt nach vorwärts auf der Bahn nationaler Wiedergeburt. Aber wie fast immer in ähnlichen Fällen fand diese, nicht nur an innerem

Werte, sondern auch an Zahl dem großen Haufen weit überlegene Partei nicht den Mut, mannhaft gegen die turbulenten Macher aufzutreten, welche die nationale Sache dem Verderben zutrieben. Sie scheuten ebenso davor zurück, als laue Patrioten denunziert zu werden, wie sie die Zwangsmaßregeln und schonungslosen Repressalien der unsichtbaren Nationalregierung fürchteten. Diese letztere verstand es dagegen meisterhaft, ihrem Treiben den Schein einer allgewaltigen, aus dem Innersten der Volksseele entsprungenen Idee zu geben und so wenigstens nach außen hin den Glauben zu stützen, als hätte die nationale Erhebung alle Kreise der Bevölkerung Polens ohne Unterschied des Geschlechtes und der Wohnsitze erfaßt.

In der scenischen Verwertung ihres Nationalunglückes — wie sie es nennen — suchten die Polen seit jeher ihresgleichen, und so trafen sie auch jetzt den Nagel auf den Kopf, indem sie eine allgemeine Nationaltrauer dekretierten, welcher sich unbedingt unterwerfen mußte, wer überhaupt in der Wahl seiner Toilette nicht beschränkt war. Natürlich traf dieser Ukas zunächst die städtische Bevölkerung, welche sich aber dadurch nicht allzusehr bedrückt fühlte. Vor dem Willen der „Patrioten" trat jede andere Rücksicht, selbst sogar die sonst allmächtige Mode zurück.

Und in der That, es hatte etwas für sich, diese ostentativ zur Schau getragene Trauer eines ganzen Volkes, wenngleich der Bauer und die ärmeren Städter sich aus leicht begreiflichen Gründen nicht daran beteiligten.

Das öffentliche Leben erhielt eine ganz eigenartige Physiognomie. Die Damenwelt, und alles was mit ihr in unmittelbarer Beziehung stand: das Baby in der Wiege, der Säugling auf den Armen der Amme und natürlich auch diese selbst, war in tiefste Trauer gehüllt. Vom Scheitel bis zur Sohle sah man nichts als schlichtes schwarzes Gewand aus einfachstem Stoffe, mit grell uniformem weißem Aufputze. Sogar die weißen Sacktücher trugen schwarze Ränder. Die sonstigen ins Gebiet der Lingerie gehörigen Hüllen entzogen sich wohl zumeist der Beobachtung, doch erlaubte schon das, was zu sehen war den Schluß, daß die Nationaltrauer — wenn häufig auch in abgedämpften Tönen — sogar bis dorthin gedrungen sein müsse.

Wer farbige Kleider oder Schmuck aus Edelmetall trug, gehörte entweder der militia vaga, dem nicht eingeborenen Beamtenstande oder der Judenschaft an; diese letztere durfte natürlich um Polen nicht trauern. Es fehlte ihr auch wirklich selbst der mindeste Anlaß dazu.

Handel und Wandel — soweit der nervus rerum gerendarum nicht in Betracht kam — hüllte sich in Sack und Asche. In den Schaufenstern der Konfektionäre nichts als Trauerware. Auch sonst wendete man vielen Scharfsinn auf, um weiße Gegenstände mit einem schwarzen, schwarze dagegen mit einem weißen Rande zu versehen. Schwarzgeriffelte Zuckerhüte waren ein beliebter Sport; Milch war von der allgemeinen Trauer ausgenommen, doch hatte jene von schwarzen Kühen den Vorzug. Daß übrigens die weibliche Eitelkeit selbst auf so sterilem Boden immer noch genügend Nahrung fand, ist außer Beweis gestellt.

Die Männer hatten es leichter. Ihre Nationaltracht war ohnehin schwarz und auch der französischen Kleidung läßt sich ja bekanntlich ganz leicht jeder beliebige Charakter aufdrücken.

Daß unter solchen Verhältnissen an öffentliche Vergnügungen oder andere Festlichkeiten nicht gedacht werden durfte, ergibt sich von selbst; die Nationaltrauer beherrschte eben souverän das ganze soziale Leben. Nur die Garnison konnte sich erlauben, Bälle, Kränzchen und sonstige Lustbarkeiten zu veranstalten; wem aber echtes Polenblut in den Adern rollte oder wer wenigstens daran glauben machen wollte, sah mit ostentativer Verachtung auf das Getriebe der „Schwaben" herab, wie schwer es ihm (oder ihr!) auch wurde, demselben fern zu bleiben.

Unmittelbar berührte uns die Nationaltrauer wohl nicht; man fand sich am Ende auch in diese nationale Marotte. Nebenbei gesagt büßte sie viel von ihrem ohnehin nur fiktiven Werte dadurch ein, daß die Polen, insbesondere das dort wirklich „schöne Geschlecht", ihre Physiognomie in Uebereinstimmung mit dem Trauergewande bringen zu sollen glaubten. Auf den Unbeteiligten wirkte dies zumeist geradezu komisch.

Uebermäßig heiter war daher der Aufenthalt in den galizischen Garnisonen gewiß nicht. Wir waren nahezu ausschließlich auf uns selbst und die materiellen Genüsse des Lebens ange-

wiesen — aber da hatten wir ja die Juden, konnten also der polnischen Gentry füglich entraten. Das Garnisonsleben nahm — was mein Regiment anbelangt — den gewohnten, öden Verlauf, wie wir es von unseren längeren Aufenthalten in Italien und der Moldau her gewohnt waren.

Erst das Jahr 1863 legte auf diese Idylle seine rauhe Hand. Das Geschrei und die tönenden Phrasen der radikalen Partei in Warschau hatten endlich den Warnruf der Vernünftigen übertönt; der Funke, welcher schon so lange unter dem angehäuften Brennstoffe fortgeglommen, schlug urplötzlich zur hellen Flamme empor.

Es wäre, gelinde gesagt, eine Anmaßung, wollte ich mir über die Verhältnisse, welche den endlichen Bruch zwischen den Warschauer Patrioten und der russischen Regierung herbeigeführt, ein Urteil erlauben; sagte man mir jedoch, daß die einen auf der Jagd nach Phantasmen eine Reihe von Unklugheiten begingen, die anderen aber nicht die richtigen Mittel gegen das Uebel fanden, so würde ich nicht in der Lage sein, dem zu widersprechen.

Genug davon; der Ukas, welcher die Rekrutierung für das Jahr 1863 regelte und die bisher exempt gewesenen Studenten nun ebenfalls der Militärpflicht unterwarf, brachte den schon überstraff gespannten Bogen zum Brechen.

In Voraussicht, daß bei ordnungsmäßiger Durchführung der Assentierung sich der größte Teil der Pflichtigen durch rechtzeitige Flucht derselben entziehen würde, ward angeordnet, die Konskribierten nicht erst vorzuladen, sondern sie in der Nacht vom 14. zum 15. Januar in kurzem Wege aus den Betten zu holen. Zweifelsohne hätte solcher Prozedur der Erfolg nicht fehlen können, wären nur die davon Betroffenen zur kritischen Zeit auch wirklich in ihren Betten gewesen. Aber, wie es selbst bei den sorgsamst gehüteten Geheimnissen vorkommt, daß doch immer irgend etwas von dem Geheimzuhaltenden transpiriert, so war es auch hier der Fall und die Transpiration so ausgiebig, daß von der beabsichtigten nächtlichen Razzia nahezu jeder wußte, der nichts davon wissen sollte. Es mußte schon ein ganz ungewöhnlich kindliches Gemüt sein, das sich die berühmte

„Katzfellnachtmütz" eben in jener unheilschwangeren Nacht so tief über die Ohren gezogen hatte, daß es der lichtscheuen Assentierungskommission zum Opfer fiel. Die große Mehrzahl zog es vor, der Ehre, als „polnischer" Rekrut in irgend ein kaukasisches Regiment eingereiht zu werden, durch eine freiwillige Villegiatur in den weitläufigen Wäldern der engeren Heimat aus dem Wege zu gehen.

Die Jahreszeit war allerdings nicht ganz danach, aber — was thut man nicht aus Liebe zum Vaterlande, besonders wenn man so sanft dazu gedrängt wird. Im übrigen darf man das Los dieser unfreiwilligen Waldbewohner auch nicht allzu tragisch nehmen. Der Wald war allerdings der schützende Hort, den die Flüchtlinge zuerst aufsuchten — wenn er nicht allzu weit entfernt war — sonst aber, oder sobald er seinen ersten Dienst gethan, vertauschten sie ihn baldmöglichst mit dem Aufenthalte in einem Edelhofe, wo sie Not und Sorge nicht zu Grunde richtete.

Gleichviel indes, ob nun in den Schrecknissen des schneestarrenden Waldes oder um den weniger romantischen, dafür aber weit behaglicheren Samowar herum — die blondgelockten Söhne Lechs waren nun einmal versammelt, bereit dem Rufe des Vaterlandes, das heißt derer, die daraus Kapital schlugen, zu folgen. Die notwendigen „Patrioten" kamen von Paris oder von sonstwo, und so konnte die seit dem letzten Male ohnehin nur kaltgestellte Revolution anstandslos wieder aufgewärmt werden. Nicht lange dauerte es und aus dem Scherz wurde Ernst. Die „Nationalregierung" verstand nachgerade keinen Spaß; der Waffentanz begann. Unsichtbare Faiseure besorgten das Arrangement und Henkergendarmen sorgten dafür, die die etwa nicht allenthalben hoch genug auflodernde Flamme des Patriotismus durch Mittel anzufachen, die man dem Gewalthaber an der Newa gründlich übel genommen hätte. Was nicht zum Bajonett oder der Sense greifen wollte, fraß lautlos aber sicher — Strick und Messer.

Ueber Ziel und Erfolg dieses abenteuerlichen Kampfes der Zwerge gegen den Riesen konnte bei der Außenwelt kaum irgend ein Zweifel sein; jedermann sah das Ende voraus. Anders die

Macher und die von ihnen mitgerissenen Volksschichten. Unbelehrt durch die Erfahrungen früherer Jahre erachteten sie es auch jetzt noch gewissermaßen als ein gutes Recht, die Wiederherstellung des Polenreiches zum weitaus größeren Teile von fremder Hilfe beanspruchen zu können. Obwohl ihr ehemals so mächtiges Vaterland nur durch eigene Schuld, infolge des gänzlichen Mangels an politischem Scharfsinne und der Fähigkeit zu regieren der jeweiligen Machthaber, zu Grunde gegangen war, fanden die Epigonen es doch ganz natürlich, daß sich ihretwegen ein europäischer Krieg entflamme, aus welchem das einstige Polenreich wie ein Phönix aus der Asche (anderer) wieder emporsteigen sollte.

Dies erwies sich jedoch bald als offenbarer Irrtum.

Preußen hatte sich gleich zu Beginn auf Seite Rußlands gestellt; die übrigen Mächte hielten sich reserviert, nur Frankreich meinte es ernst mit der polnischen Frage — insofern nämlich, als darunter die Rheingrenze gemeint war, welche Napoleon III. bei einer eventuellen europäischen Verwickelung für sich herauszuschlagen hoffte. England bildete in gewissem Sinne das Sicherheitsventil der diplomatischen Maschine, und Oesterreich, zwischen so verschiedene Interessen gestellt, suchte, wie seit jeher, auch in diesem Falle sein Heil in halben Maßregeln, die ihm nahezu — und zwar verdient — den Ruf der Zweideutigkeit eintrugen.

Zieht man sonach das Facit der politischen Kombinationen, auf welche die polnische Nationalregierung die Erhebung gegen Rußland basierte, so bleibt als positive Aktion der Großmächte kaum etwas anderes übrig, als daß Kaiserin Eugenie ihrem Lieblingspferde den Namen „Langiewicz" beilegte, eine Auszeichnung, die in der Weltgeschichte nicht vereinzelt blieb, ohne indes den Lauf der Dinge merkbar zu beeinflussen.

Um gerecht zu sein, muß man jedoch zugeben, daß, wenn es auch nur die „Extremen" waren, welche die Intervention der Großmächte ganz offen als einen wesentlichen Bestandteil ihres politischen Kalkuls proklamierten, doch auch die „Vernünftigen" insgeheim der ganz gleichen Ansicht huldigten und nur aus Opportunitätsgründen den Aufstand als „nicht zeitgemäß" verurteilten.

Im großen und ganzen war, insbesondere in Galizien, abgesehen von einer weitreichenden Opferwilligkeit, wenig überströmende Begeisterung zu merken; weder bei der Bevölkerung im allgemeinen, noch weniger aber beim adeligen Grundbesitzer. Man entzog sich keiner Leistung, that alles, um ja nicht als lauer Patriot zu erscheinen, dabei aber blieb es. Im Grunde war es ja doch nur das in Polen eingenistete Strebertum nach Aemtern und Würden, die Sucht eine Rolle zu spielen, was mit Ausnahme der wenigen, welche wirklicher Patriotismus leitete, als Haupttriebfeder der Teilnahme am Aufstande angesehen werden muß.

Militärischer Wert der Insurgenten in Galizien.

Nun der Stein bereits im Rollen war und seine verderbenbringende Bahn auch Oesterreichs Interessen tangierte, dürfte es angezeigt sein, das Wesen und den Wert der sogenannten „Insurrektion", insofern sie Galizien berührte, in allgemeinen Strichen zu kennzeichnen.

Das Auftreten der „Insurgentencorps" und ihrer Führer rechtfertigte vollkommen das obige harte Urteil über die Wurzel, welcher sie entsprossen. Schon in der Art ihrer Aufstellung lag, und zwar nicht bloß nur für den Kenner, wenig Zuversichterweckendes. Als Selbstinscenierer waren die Polen seit jeher unübertroffen. Die Verwertung, um nicht zu sagen Ausbeutung des „Polentums", dieses Ideals ritterlichen Duldens für romantisch veranlagte Jungfrauen und phantasievolle Schwärmer, bildete denn auch den Grundton, als endlich das Wort zur That werden und die Formation von wahrhaftigen „Insurgentencorps" (Banden) den politischen Umtrieben Nachdruck geben sollte.

Hinsichtlich der Organisation entbehrten diese „Streitkräfte" keines der Attribute einer großen Armee. Der ganze Apparat moderner Kriegsführung (oder doch dessen Nomenklatur) kam dabei zum Ausdrucke, insofern er sich den liliputen Verhältnissen der „polnischen Nationalarmee" nur immer accommodieren ließ. Das Ganze aber durchwehte ein aufdringlicher Zug von Romantik, den trotz seiner augenfälligen inneren Unwahrheit niemand so sehr für bare Münze nahm, als eben die Polen selbst. Wie in der Politik so glaubten sie auch hier an die

Fata Morgana, die sie sich vorgetäuscht, und hatten später, als die Mißerfolge sich häuften, bei jedem neuen Echec sofort das tröstende Wort „Verrat" in Bereitschaft.

In sich selbst fanden diese Banden so gut wie gar keinen Halt; es gab kein einigendes Band als etwa den sehr fraglichen Enthusiasmus fürs Vaterland, der aber bekanntlich noch weit rascher sich verflüchtigt, als er entsteht — wenn die Verhältnisse unerquicklich werden. Zum Ueberflusse konnte die „Schlachta" auch unter so bewandten Umständen jenen althistorischen Charakterzug nicht verleugnen, der schon in unvordenklichen Zeiten wie ein Wurm an dem Riesenstamme polnischer Herrlichkeit nagte: sie konnte kein rechtes Herz fassen für die misera contribuens plebs, welche ihr doch die so heiß ersehnte nationale Selbständigkeit wiedererkämpfen helfen sollte. Die Offiziere, das heißt die Edelleute, thaten sehr freundlich mit ihren Untergebenen, ja sie fraternisierten mit denselben mehr als gut sein konnte, solange sie deren Anhänglichkeit noch nicht sicher waren oder nahe Gefahr drohte; sie waren ihnen aber pure Luft, wenn kein solcher oder ähnlicher Anlaß sich zu encanaillieren vorhanden war.

Selbst bei bestem Willen kann also der militärische Wert der Insurgenten als nicht viel mehr als Null bezeichnet werden; er war gleichsam ein Hohn auf die von einer anerkennenswerten Opferwilligkeit gestützte Organisation. Es gab nur undisziplinierte Haufen ohne jedweden Gehalt, ohne geeignete Führer, die sich überdies gegenseitig durch Neid und Eifersucht lähmten. —

Uniformiert oder auch nur einheitlich ausgerüstet waren die Banden, im Anfange wenigstens, nicht; sie gingen meist unbewaffnet über die Grenze und erhielten dort das Nötige. Dafür aber prangten ihre Führer in einem theatralischen Aufputze, der nur aus der lebhaften Phantasie der Polen, die so gerne anticipiert, erklärt werden kann. Man konnte da die unglaublichsten Kostüme sehen, in welchen, wie dies gemeinhin vorkommt, gerade jene um so heldenhafter posierten, die den wenigsten Anlaß hierzu hatten. So z. B. Graf Komorowski, der Führer einer der größten, aber auch verunglücktesten aller Expeditionen, welcher — ich konnte nie den ursächlichen Zusammenhang erfahren — sich in türkischem Kostüme auf die

Nachwelt zu bringen versuchte, während der Pariser Commis Voyageur des Aufstandes — Rochebrun — sich zu gleichem Zwecke als polnischer Zuave präsentierte; ersterer einen veritablen Turban mit langer Quaste, letzterer die mit Pelz verbrämte Confederatka auf dem Heldenhaupte. Beide hatten unter dem echt orientalisch verschnörkelten Oberkleide, auf dem enganschließenden Leibrocke ein über die ganze Brust reichendes Kreuz aus weißem Stoffe aufgenäht, was sich besonders bei dem Türken sehr effektvoll machte. Im breiten Gürtel ein ganzes Arsenal von Waffen und, selbstverständlich, die kampfbereite Rechte an dem — in partibus — sieggewohnten Schwerte.

Allerdings zogen diese Herren in solchem Aufputze nicht auch ins Feld, dazu waren am Ende die Schneiderrechnungen doch zu hoch oder die „Theatergarderoben" zu difficil, aber in zahllosen Photographien zirkulierten die Konterfeis dieser „Russentöter" in allen Schichten der Bevölkerung und waren ganz dazu angethan Erwartungen anzuregen, die nicht entfernt sich realisieren sollten. Aber, mußten derlei Späße schließlich nicht auch von übelster Rückwirkung auf den Geist der „Insurgenten" werden, denen ihre phantastisch herausgeputzten Führer nur so lange als Helden glaubhaft erschienen, als man weit vom Schusse bei vollen Töpfen saß? Trat der Ernst heran, dann spielten diese Bajazzos eine ziemlich jammernswerte Figur; sie nahmen sich übel aus im Rahmen der That und ließen folgerichtig auch der „Mannschaft" das Kampfidol keineswegs als so hehr und erhaben erscheinen, als daß diese sich hätte lange bedenken sollen, ihm, sobald rätlich, den Rücken zu kehren.

Ein für die Insurrektion sehr empfindlicher Nachteil entsprang auch noch daraus, daß der Bauer aller politischen Bewegung fern blieb, sich bestenfalls teilnahmslos verhielt und ihn nur die Furcht vor Repressalien davon abhielt, den legalen Regierungsorganen hüben und drüben Nachrichten zu bringen.

Wie sich überhaupt kein Volksaufstand, keine Erhebung in Waffen ohne aktive Beteiligung auch der „besseren Hälfte" der Kämpfer für Freiheit und Vaterland denken läßt, so auch hier. Nur beschränkten sich die opfermutigen Polinnen nicht bloß nur auf die Sorge für die leiblichen Bedürfnisse ihrer Helden, son-

dern traten als wahrhafte Amazonen in deren Reihen — und wer weiß, ob die polnische Sache nicht besseren Nutzen aus dem ganzen Rummel gezogen hätte, wäre das Verhältnis das umgekehrte gewesen.

Die Leistungen der damals vielgenannten Pustowojtow, der steten Gefährtin des „Diktators" Langiewicz, stellen zuverlässig so manche der Theaterhelden, von denen soeben die Rede war, in den Schatten. Schon das Aeußere dieser beiden populärsten Figuren aus der Tragikomödie von 1863 machte einen weit sympathischeren Eindruck. Natürlich trug die Pustowojtow gleich allen übrigen Amazonen Männerkleidung, aber diese, sowie jene Langiewicz' beschränkte sich nur auf das einfache Nationalkostüm und illustrierte sozusagen den Ernst der Träger für ihre Mission.

Ich bedaure, diese Dame nur aus der Photographie zu kennen, wohl aber werde ich Gelegenheit haben, später einer anderen Amazone zu erwähnen, zu welcher mich der Verlauf der Ereignisse in persönliche Beziehung brachte.

Aber nicht die „Amazonen" allein waren es, welche das sogenannte schwache Geschlecht im Dienste der Insurrektion repräsentierten. Weit intensiver als das oft fragwürdige Wirken mancher dieser Huldinnen gestaltete sich das Eingreifen der Damenwelt überhaupt. Ohne des in der Natur begründeten Einflusses des „ewig Weiblichen" auch nur zu gedenken, fand sich in diesen Kreisen eine Energie, ein Aufgehen in die Sache, das in Erstaunen setzt. Die polnischen Frauen waren es, welche den inneren Dienst der Insurrektion besorgten; sie fand man weit mehr unterwegs als die Männer, wenn es sich um Verbreitung von Nachrichten oder operative Maßnahmen handelte. Allerdings konnten nur sie diesen Dienst mit voller persönlicher Sicherheit ausführen, denn wem würde es — insbesondere unter den schon sattsam geschilderten Verhältnissen — beigefallen sein, Damen auf offener Straße anzuhalten und zu inquirieren. Sie waren der That nach die wahrhaften Generalstäbler der Insurrektion, und es ist nicht so paradox, als es scheinen mag, wenn ich sage, daß unsere Beobachtungen in dieser Hinsicht zur Ueberzeugung führten: die wirklichen Männer in Polen seien eigentlich doch die Frauen.

Als ich im weiteren Verlaufe unſeres Grenzdienſtes in Szarpance hart am neutralen Boden ſtationierte, ſtand ich eines Morgens mit der ſehr niedlichen jungen Gutsfrau vor dem Hauſe, als eben die Patrouillen abgefertigt wurden. Die ſchöne Polin folgte mit einem eigentümlich ironiſchen Zucken der Mundwinkel dieſer Prozedur und wandte ſich dann raſch gegen mich mit der Frage: „Sagen Sie mir, Herr Hauptmann, warum ſchicken Sie dieſe armen Leute alle Tage ſo weit in die Wälder; ſoviel ich weiß, haben ſie bis jetzt noch recht wenig Erfolge gehabt.“

Ich war damals ſchon ziemlich orientiert in den Verhältniſſen, die mich umgaben, und erwiderte daher ohne Zögern: „Sie haben vollkommen recht, gnädige Frau; allein es iſt meine Pflicht, die ich hier erfülle, und dieſe richtet ſich nicht nach dem Erfolge. Es iſt, wie Sie wiſſen, eben jetzt der Uebertritt einer Inſurgentenabteilung in dieſer Gegend ſignaliſiert. Ich bin aus dieſem Anlaſſe hierher beordert worden und muß daher alle Aufmerkſamkeit daran wenden, ihn in meinem Bereiche zu verhindern. Jedoch, gnädige Frau, wenn Ihnen die Fatigen meiner Soldaten ſo ſehr zu Gemüte gehen, dann geſtatten Sie mir einen Vorſchlag: Geben Sie mir die Verſicherung, daß in meiner Grenzſtrecke der Uebertritt nicht ſtattfindet — und ich ſchicke keine Patrouille mehr aus. . . . Pardon! ich weiß genau, was ich ſage.“

Leicht errötend richtete ſie erſtaunt ihre ſchwarzen Augen voll auf mich, gleichſam als ſuchte ſie die Antwort auf eine unausgeſprochene Frage. Dann, wie plötzlich mit ſich im reinen, reichte ſie mir die feinmodellierte Rechte: „Gut, Herr Hauptmann! ein Mann, ein Wort! Hier meine Hand; ſolange Sie in Szarpance ſind, wird Ihren Bereich kein Inſurgent betreten. Wohlverſtanden: hinüber; für das ‚Herüber‘ kann ich nicht einſtehen.“ — Ein kräftiger Händedruck, wie er unter Polen üblich, der Vertrag war geſchloſſen — und wurde ehrlich gehalten. Schon in der nächſten Woche ging eine nicht allzu große Inſurgentenabteilung über die Grenze — im Bereiche meines Nachbars von der 2. Compagnie. Bei mir blieb alles ruhig; denn ſelbſtverſtändlich, wenn auch keine Patrouillen gingen, ſo hielt ich mit meinen Offizieren die Augen um ſo

schärfer offen — schon der Konstatierung des eingehaltenen Vertrages halber — konnte aber auch nicht die mindeste Spur eines Uebertrittes wahrnehmen.

Das bisher Gesagte, aus unmittelbarem Kontakte geschöpft, dürfte zur Charakteristik der militärischen Seite des Aufstandes genügen. Es findet seine volle Bestätigung in den Ausführungen des national-polnischen Historiographen des Jahres 1863, der von dem Hauptquartiere des Diktators Langiewicz zu Goszcza sagt: „Alles machte hier den Eindruck wie die Vorbereitung zur Jagd auf einem altadeligen Meierhofe. . . . Das Unternehmen (der Aufstand) zeigte sich hier in seiner ganzen Nacktheit, als ein verderblicher Leichtsinn, dem lediglich fremde Intervention einen ernsten Anschein geben konnte."[1])

Dies war das Richtige.

Im Inneren Galiziens, wo die Banden gebildet wurden und die Agitation in ihren Mitteln nicht wählerisch war — flammender Patriotismus, überschäumender Wagemut; je näher der Grenze — desto weniger von alldem. Zuletzt schien es nur mehr darauf anzukommen, die Grenze zu überschreiten, um sich sobald als möglich von den Russen, mit oder ohne Gefecht, nach Oesterreich „zurückdrängen" zu lassen. Thatsächlich ist mir kein Fall bekannt, daß eine übergegangene Insurgentenabteilung nicht wieder zurückgekommen wäre.

Diese Taktik erwies sich um so praktischer, als ihre Anwendung meist ganz gefahrlos war. Die Insurgenten erfreuten sich in Galizien gewissermaßen aller Vorteile der „inneren Linie", während die schwachen russischen Truppen nie wissen konnten, wann und auf welchem Punkte der langgestreckten Grenze ein Uebertritt stattfinden werde. Es blieb also, bis sich die Russen den bedrohten Punkten zuwenden konnten, immer Zeit, um auf dem mühelos occupierten Terrain einen Tag oder auch länger die sieghaften Eroberer zu tragieren. Dann allerdings ging es wieder pêle-mêle zurück, unter den sicheren Schutz der schwarzgelben Grenzpfähle. —

[1]) St. v. Kozmian: „Das Jahr 1863. Polen und die europäische Diplomatie." — Autorisierte deutsche Bearbeitung von Dr. S. R. Landau. — Wien 1896. Karl Konegen.

Oesterreich gegenüber dem Aufstande.

Die ersten Monate des Jahres 1863 verliefen für uns Soldaten in Lemberg vollkommen ruhig, während in Polen selbst schon Schüsse krachten. Die Nationalregierung hatte nämlich den klugen Gedanken gehabt, Galizien für neutral, beziehungsweise als eine Art Reserveanstalt zu erklären, aus welcher der Aufstand in Polen Nachschübe an Geld, Mannschaft, Waffen und sonst nötigem Requisit ziehen sollte.

Von seiten der österreichischen Behörden wurde dem nichts in den Weg gelegt und so konnten wir mit ruhigem Behagen das uns seit 1848 von anderwärts her wohlbekannte Treiben betrachten, welches nach dem ewig gleichen Rezepte Patriotismus, Freiheitsdrang, Tyrannenhaß 2c. zum Sieden bringt.

In Lemberg wie in Krakau wurde ganz öffentlich für den Aufstand geworben, während anderseits polnische Flüchtlinge aus Rußland in Galizien unbehelligt gastfreie Aufnahme finden durften. Man balancierte also mit mehr oder minderem Geschicke zwischen Ja und Nein, denn einerseits konnte und wollte man sich doch nicht so ganz sans gêne auf Seite der polnischen Rebellen stellen, hütete sich aber auch mit dem Knüttel dreinzuschlagen, solange die Sphinx an der Seine es nicht für gut gefunden, ihr wahres Gesicht zu zeigen.

Daß ein solches Schaukelspiel nicht verfehlen konnte, die Schwierigkeiten der Lage zu vermehren und Rekriminationen von allen Seiten hervorzurufen, war jedem Einsichtigen klar. Es konnte auch nicht lange so fortgehen, denn als die polnische Nationalregierung — wahrscheinlich in unrichtiger Auffassung

der Haltung Oesterreichs — bald sehr wahrnehmbare Spuren von Expansionsgelüsten zeigte, sah man sich in Wien genötigt die Zügel etwas straffer anzuziehen, ohne jedoch deshalb aus dem nebelhaften Dämmer herauszutreten, welches die Absichten der Regierung nach wie vor verhüllte. Uebertritte von einzelnen Insurgenten sowohl wie von ganzen Abteilungen nach Rußland wurden so wie Ansammlungen an der Grenze oder in der Nähe derselben, dann der unbefugte Besitz von Waffen oder deren Transport untersagt. Desgleichen hatten auch die von Rußland her über die Grenze kommenden Flüchtlinge, ob nun bewaffnet oder nicht, an die nächste politische Behörde abgeliefert zu werden.

Diese und noch manche andere Maßnahmen hätten allerdings der Agitation in Galizien Schranken setzen können, wären sie durch die Art, wie man sie in Anwendung brachte, nicht geradezu lächerlich geworden. Daß solche Ziele, wie sie in den erwähnten Verordnungen bezeichnet wurden, nur unter gleichzeitiger Proklamierung des Belagerungszustandes erreichbar waren, konnte offenen Auges gewiß niemand bezweifeln; davon aber war man weit entfernt. Man begnügte sich mit Besetzung der Grenze durch eine so unzureichende Truppenzahl, daß sich den einzelnen Detachementscommandanten der Gedanke von selbst aufdrängen mußte, die Regierung lege nur sehr geringen Wert auf die exakte Durchführung ihrer Erlässe. Um sich einen Begriff von der „hermetischen" Absperrung der Grenze zu machen, braucht man sich nur zu vergegenwärtigen, daß beispielsweise von Belzec (an der Straße Lemberg-Tomaszow) bis über Boranieperetoki (nördlich Sokal) hinaus, das ist auf einer Strecke von mindestens 75 Kilometer direkter Entfernung, 1 sage Eine Compagnie auf dem Friedensstande, also 80 Mann Sollstand, nebst einigen Zügen Husaren verteilt wurden! Dazu kommt noch, daß auf dieser enormen Strecke nur etwa 14 Kilometer weit der Bugfluß einen natürlichen Abschluß bildet; sonst überall ist die mäandrisch gewundene Grenze in den Waldungen nur durch einen ungefähr vier Meter breiten Durchschlag, im offenen Felde aber durch einen ebenso breiten Streifen ungepflügten Landes — den sogenannten „neutralen Boden" — und die beiderseitigen Grenzpfähle markiert.

Wie innerhalb dieser grandiosen militärischen Maßnahmen die Ideen der Regierung zur Geltung kamen, möge der nachstehende Vorfall illustrieren, der zugleich auch für lange die Charakteristik der österreichischen Politik gegenüber dem Aufstande in Polen in sich schließt.

Gleich in den ersten Tagen meiner Verwendung an der Grenze, als ich östlich von Belzec in dem elenden Dorfe Zurawze, knapp am neutralen Boden, mit drei Zügen Infanterie stationiert war, kamen Abgeordnete aus dem gegenüber liegenden podolischen Dorfe mit dem Ansuchen, den Einwohnern desselben innerhalb der österreichischen Grenze Zuflucht und Schutz zu gewähren, falls ihr Wohnsitz von Kosaken überfallen werden sollte.

Ich konnte dies um so weniger auf eigene Faust entscheiden, als kurz zuvor bei Narol — westlich von Belzec — der oberwähnte Fall thatsächlich eingetreten war und hierbei die Flüchtenden von russischem Militär auf österreichischem Boden festgenommen wurden, was für den dortigen kaiserlichen Kommandanten sehr verdrießliche Konsequenzen hatte. In lebhafter Erinnerung dessen meldete ich die mir vorgebrachte Bitte der Podolier meiner vorgesetzten Behörde, und bat insbesondere um Weisungen für den Fall, als die Russen die Verfolgung über die Grenze ausdehnen sollten.

Mein Bericht ging nach Lemberg zum Gouvernement und nach einigen Tagen erhielt ich einen Bescheid, den ich hier dem Sinne und fast auch dem Wortlaute nach getreu wiedergebe.

Was die Aufnahme von Flüchtlingen auf österreichischem Gebiete betreffe — hieß es dort —, so stehe dem kein Hindernis entgegen, vorausgesetzt, daß es sich mit Bestimmtheit feststellen lasse, es handle sich um friedliche Landbewohner, nicht aber um Insurgenten; ferner daß die betreffende österreichische Gemeinde sich zur Aufnahme der Flüchtlinge bereit erkläre und schließlich — daß dem Aerar keinerlei Auslagen oder Unzukömmlichkeiten erwachsen können. In Bezug auf den „kaum zu gewärtigenden" Fall, daß russisches Militär die Verfolgung von Flüchtlingen auch noch auf österreichischem Boden fortsetze, sei vor allem anzunehmen, daß solche Grenzverletzung nicht absichtlich, sondern — in der Hitze der Verfolgung — unbewußt geschehen sei.

Der österreichische Commandant habe daher den russischen in geziemender Weise darauf aufmerksam zu machen und die sofortige Räumung des österreichischen Gebietes, sowie die Freilassung der etwa auf selbem schon gemachten Gefangenen zu verlangen, unter allen Umständen aber die Ehre der österreichischen Waffen aufrecht zu erhalten.

Hier kann man nicht einmal sagen: Sapienti sat, denn selbst der Wissende mußte solchem gegenüber so klug bleiben wie zuvor.

Wer diesen Bescheid liest, ohne die damaligen Verhältnisse zu kennen, der muß notwendig annehmen, daß in Zurawce mindestens 1 Bataillon auf dem Kriegsstande nebst entsprechendem Geschütz und genügender Reiterei sich befunden habe, mit welchem der Commandant — wenn er mitten in dem Trubel von Flucht und Verfolgung die Erhebungen über den Civilstand der Flüchtlinge und die Verhandlungen mit dem russischen Commandanten wirklich zu Ende geführt — die Ehre der österreichischen Waffen erfolgreich zu wahren vermochte. Daß man aber ähnliche Instruktionen einem Offizier gab, der, vollkommen isoliert, nur über einen Sollstand von 60 Mann verfügte, darauf wird niemand verfallen.

Noch weit weniger dürfte man auf den Gedanken kommen, daß diese Handvoll Soldaten alle an sie gestellten Anforderungen, wie: Absperrung der Landesgrenze, Entwaffnung von Insurgentenbanden, unbedingte Sicherung der Waffenehre gegenüber russischen Truppen, samt allem, was mit diesen Leistungen verbunden, gerecht werden sollte, ohne auch nur eine scharfe Patrone der Taschenmunition zu entnehmen. Dies war unbedingt verboten. Allerdings sollte der Soldat, wie in der Garnison, so auch hier, stets mit scharf geladenem Gewehre in den Dienst gehen, jedoch durfte hiezu einzig und allein nur die sogenannte „Wachpatrone" verwendet werden. Es war diese ein posthumer Sprößling der glorreichen Erfindung des vielgenannten „Lorenzgewehres". Diese klassische Kriegswaffe für Friedenszeiten war nämlich so zarter Natur, daß man mit Grund befürchten mußte, es könnte das Innere des Laufes durch das Laden, respektive Entladen einer scharfen Patrone schon beim normalen Wachdienste

unheilbar geschädigt werden. Um nun der kaiserlichen Infanterie diese Eventualität für den Kriegsfall zu sichern, erdachte man die „Wachpatrone", bei welcher das Pulver statt in Papier, in einem Organtinsäckchen verwahrt war. Hiedurch wurde die Zündung durch die Zündkapsel auf gewöhnlichem Wege ermöglicht, ohne das Pulver aus der Patrone in den Lauf schütten zu müssen. Die Hauptsache aber lag darin, daß diese sonderbare Einheitspatrone von so kleinem Kaliber war, daß sie ohne Anwendung des Ladstockes, bloß durch die eigene Schwere in den Lauf hinabglitt und ebenso durch Umkehren des Gewehrs wieder aus demselben entfernt werden konnte.

Wie die „Wachpatrone" nach kurzem Gebrauche aussah, läßt sich denken; schon nach drei- oder viermaligem Laden hing an dem Langblei nur noch ein schwarzer Fetzen Organtin ohne eine Spur von Pulver, welches längst den Weg der Verstaubung gegangen war. In der Garnison lag am Ende wenig daran, wenn die Gewehre mit solchem Zeug „geladen" waren, an der Grenze aber forderte es schon die persönliche Sicherheit des Soldaten, daß man ihm eine Waffe in die Hand gebe, aus der er doch wenigstens einen Schuß abzufeuern hoffen durfte. Und so wuchsen auch hier die Bäume nicht in den Himmel; vor der unerbittlichen Notwendigkeit stehend, mußten wir auf eigene Verantwortung hin die Taschenmunition angreifen. Später, als sich die Insurrektion schon monatelang hinzog, wurde uns sogar die Indemnität gewährt. Unbestreitbar aber erlaubt die ursprüngliche Aufrechthaltung des Verbotes einen Schluß auf den Ernst, mit welchem die ganze Aktion angefaßt wurde.

Doch genug davon. Das Gouvernement in Lemberg trifft an alledem keine Schuld. Graf Mensdorff war in keiner viel besseren Lage, wie wir alle. Auch er konnte sich aus den Weisungen, wie sie ihm zukamen, kaum einen Vers machen und was die militärischen Maßnahmen gegen den Aufstand anbelangt, brachten sie ihn thatsächlich in die Situation eines Reiters, der einen forcierten Ritt ausführen soll — auf einem hölzernen Pferde.

Mittlerweile — man kann wirklich nicht anders sagen — stolperten bei uns die Dinge ihren Weg. Nachdem bereits im

April das im Zolkiewer Kreise stationierte 2. Husarenregiment teilweise zum Grenzdienste herangezogen worden war, erhielt am 2. Mai die 1. und 2. Compagnie meines Regimentes Marschbereitschaft, welcher 48 Stunden später der Befehl zum Abmarsche folgte.

Daß mir, als dem Commandanten der 1. Compagnie, die in Aussicht stehende Teilnahme an der „Wiederherstellung Polens" mein Soldatenblut in freudige Wallung versetzte, möchte ich, abgesehen von so manchem anderen, schon aus dem Grunde nicht behaupten, weil ich die süßen Geheimnisse des Grenzdienstes in Galizien schon früher einmal, im Spätherbste 1849, ausreichend zu genießen Gelegenheit hatte. Damals stand ich mit 1 Zuge des ruthenischen 10. Infanterieregimentes einsam und verlassen in dem Urwalde der Karpathen, an der südlichen Scheidelinie zwischen Galizien und Ungarn — heute rief mich das Geschick fast perpendikulär zu jenem Punkte nordwärts, um dort die galizische Grenze gegen Podolien und Volhynien zu sichern.

Aber welch ein Unterschied zwischen dem „Einst und Jetzt".

Als blutjunger Lieutenant blickte ich damals verwundert auf das unendliche Baumgewirre, in dem ich begraben lag, als auf eine mir ganz neue, jedenfalls hochpoetische, aber nichts weniger als komfortable Welt. Ein einsames Judenwirtshaus an der Straße nach Ungarn beherbergte mich und einen Finanzwachrespizienten; ein hölzerner, tschartakenähnlicher Anbau unsere Mannschaft. Schon Ende September fiel der erste Schnee, der sich nach kaum nennenswerten Unterbrechungen bald stabilisierte und die lautlose Stille ringsum geradezu ertötend machte. Der Respizient und der Jude waren meine einzige Ansprache; ich ertrug deshalb um so leichter meine absolute Unkenntnis des landesüblichen Idioms, denn, wenn ich es auch bis zur Vollständigkeit beherrschte — mit wem hätte ich dann reden sollen.

Kein Buch, keine Zeitung verirrte sich in unsere Waldidylle; nur wöchentlich einmal, wenn das Wetter es erlaubte, brachte ein Ochsenwagen von der, gleichfalls höchst elenden Compagniestation Boryina das Brot und Menageartikel für die

Mannschaft. Er mußte bei uns übernachten, denn an ein Zurückfahren am nämlichen Tage war nicht zu denken.

Wir, nämlich der Respizient und ich, verbrachten den größten Teil unserer Zeit mit Rauchen, wozu wir uns das Material noch bei gutem Wetter aus dem ungarischen Nachbarorte Uzsok herübergeschafft hatten. Mein Gefährte lehrte mich auch das polnische Nationalspiel „Pikett" und zuletzt widmeten wir uns noch der Kunst, diesem Labsal aller Einsamen. Aus Heuasche und Wasser bereitete ich eine graue Farbe, mit welcher wir mittels Pinseln, die wir aus Kiefern- und Fichtennadeln banden, die weiß getünchten Bohlenwände unseres gemeinsamen, einzigen Zimmers bemalten! Ich lernte dort die oft wunderbaren Arbeiten einsam Gefangener begreifen, Monte Christo auf Schloß Yf rückte meinem Verständnisse näher; worüber ich aber noch heute vergeblich nachsinne, das sind die Motive, welche meiner und meines Leidensgefährten Commandierung zu Grunde lagen. Glücklicherweise währte diese nur wenige Wochen; auf länger würden vielleicht die Surrogate, mit welchen wir die trostlose Einsamkeit unserer, nachts von Wölfen umheulten Hütte zu beleben versuchten, doch nicht ausgereicht haben. Für mich insbesondere war der Kontrast zwischen diesem Dasein und dem frischen, lebhaft bewegten Feldleben in Ungarn, aus welchem ich unmittelbar in jene Karpathenwildnis versetzt wurde, ein allzu krasser. Glücklicherweise gab es nicht leicht einen größeren Virtuosen in der Verwertung des „ubi bene" als mich und so nahm ich denn auch den rüden Eingriff der polnischen Revolution in meine Häuslichkeit mit leichtem Mute hin, obwohl er meine Kreise, mehr als gut war, störte. Meine Familie hatte sich eben um ein weiteres Glied vermehrt; wenige Tage vor dem Marschbefehl waren wir in eine neue Wohnung übersiedelt, alles, wohin ich blickte, befand sich in chaotischer Wirrnis, als ich den Stab zur Hand und von Frau und Kind Abschied nehmen mußte.

Charakteristik der Situation.

Unser vorläufiges Marschziel war Rawa ruska, ein kleines galizisches Landstädtchen nordwestlich von Zolkiew an der Lemberg-Tomaszower Straße. Es wird hoffentlich kein abträgliches Urteil meines Intellekts begründen, wenn ich bekenne, daß ich von der Existenz dieses, ohne Zweifel höchst interessanten Bruchteiles des glorreichen Polenreiches erst durch den Marschbefehl Kenntnis erhielt.

Die ungefähr 60 Kilometer bis zu unserer neuen Station legten wir in zwei Märschen zurück, erreichten also Rawa ruska am 8. Mai, in einem Wetter, so gut es eben zu dieser Jahreszeit in einem Lande sein kann, dem die eigenen Inwohner nachsagen, es sei dort 9 Monate Winter und 3 Monate kalt.

Rawa, wie es kurzweg auch genannt wird, hatte bei unserer Ankunft die vorteilhafteste Toilette angethan, in welcher eine polnische Landstadt sich den Fremden zu präsentieren vermag — es war vor wenigen Wochen Feuer ausgebrochen und alles niedergebrannt, was nicht ein barmherziger Zufall den Flammen entriß. Bei den eigentümlichen Verhältnissen in jenen Landstrichen, die ein geistreicher Schilderer so treffend „Halbasien" nennt, bedeuten „wenige Wochen" kaum mehr, als im civilisierten Europa „wenige Tage"; die notwendigsten und primitivsten Schutzwehren gegen Wind und Wetter ausgenommen, befand sich daher alles noch genau in dem selben Zustande, wie unmittelbar nach dem Brande. Dafür aber sah man nun nichts von all dem Unflat, der sonst das Auge des Fremden

beleidigt oder den zur Verzweiflung bringt, der verdammt ist, in solch grauenhaftem Neste für länger seinen Wohnsitz aufzuschlagen.

Nun lagerte die Poesie der Verwüstung über der Stätte sarmatisch-jüdischen Elends und ließ sowohl sie, wie den besitzlos Gewordenen in einer Art von Gloriole erscheinen, die sonst keinem von beiden je zu teil geworden wäre. Rauchgeschwärzte, dachlose Ruinen säumten die engen, winkligen Löcher ein, welche sich mit dem Namen „Gasse" brüsten und aus deren schier unergründlichem Moraste Trümmer verbrannten Gerätes und halbverkohlte Balken hervorragten. Ueberall brandschwarzes Gemäuer, lebensgefährlich überhängende Reste zerstörter Dächer, versengte Bäume, nirgends aber auch nur eine Spur schaffender Hände, das vernichtete Heim wieder aufzurichten. Was nicht unbedingt gethan werden mußte, blieb wie es war; kein Stein, kein Balken wurde gerührt, der ohne allzugroße Unbequemlichkeit auf dem Platze bleiben konnte, wo er eben lag. Mit wahrhaft asiatischer Indolenz sah Volk und Behörde ganz ruhig zu, wie auch das zu Grunde ging, was mit wenig Mühe hätte geborgen werden können.

Ueber dem Ganzen lag jener dumpfe, widerliche Geruch frischer Brandstätten. Hier schien er sich jedoch in Permanenz erklärt zu haben, so daß man sich kaum zu überreden vermochte, es würde je anders werden. Wie viel Unnennbares, von dem sich der Abendländer schwer einen Begriff machen kann, mochte aber auch hier verbrannt sein!

Selbst der Maischnee schien über diesem Chaos schon schmutzig vom Himmel zu fallen; die dünne Schichte, mit der er die Trümmer überzog, wirkte nicht belebend durch den Kontrast des Kolorits, sondern vermehrte mit dem trostlosen Grau in Grau nur noch die Beklemmung, die unwillkürlich den fremden Beschauer erfaßte.

Daß unter solchen Umständen in Rawa auf keine üppige Unterkunft zu rechnen war, ergibt sich wohl von selbst. Glücklicherweise war trotz allem Unheil, welches die Stadt betroffen, doch noch immer „Bruder Jud" da. Der Jude ist in Galizien sozusagen eine Art Vorsehung; man könnte dort am Ende ganz

gut auskommen, wenn es keine Schlachta gäbe, nimmer aber ohne Jud. Beweis an dem, daß vom Mittelstande nach aufwärts bis zur höchsten Aristokratie jedermann seinen Hausjuden, seinen Faktor hat, der alles, aber auch schon ganz alles besorgt; desgleichen auch jedes Regiment, jede wie immer Namen habende Behörde, denn, ohne Jud geht es nun einmal durchaus nicht.

Also fand auch ich mit meinem Lieutenant ein ziemlich annehmbares Unterkommen in dem Hause eines jüdischen Schenkers. Das gemeinsame Zimmer war auffällig rein, nur das Ameublement ließ zu wünschen übrig. So gab es unter anderem für uns beide nur ein Bett, über dessen Wäsche ich besser schweige. In dieser Beziehung hatte ich aber schon 1849, als ich von Raab nach Sambor transferiert wurde, meine Studien absolviert, was mir nun sehr zu statten kam. Damals, als Halbasien schon bei Krakau anfing und der „Vorspannswagen" die Stelle der heutigen Luxuszüge einnahm, fand ich im „Hotel" meiner ersten Nachtstation, Tarnow, ein Bett vor, welches nichts anderes enthielt als ein durch wiederholten Gebrauch schon ziemlich komprimiertes offenes Stroh. Als urwüchsiger Westeuropäer hielt ich dafür, daß man das fehlende in meiner Gegenwart nachzutragen beabsichtige, um mich von dessen relativer Jungfräulichkeit zu überzeugen. Als es aber immer tiefer Abend wurde, ohne daß sich etwas regte, citierte ich den Hotelier (selbstverständlich Semit), der mich jedoch in einer Art mitleidsvollen Wohlwollens darüber belehrte, daß vollständig eingerichtete Betten im flachen Lande Galiziens nicht üblich seien, weil jeder halbwegs anständige Reisende „aus guten Gründen" sein eigenes Bettzeug mit sich führe. Darin hatte nun Jainkif vollkommen recht; ich fand bis Sambor nirgends ein anderes Bett wie in Tarnow, und die Fournituren, die er mir auf mein energisches Andringen schließlich brachte, ließen mich auf den ersten Blick erkennen, wie triftig die „guten Gründe" der „halbwegs anständigen" galizischen Reisenden seien. Offenbar konnte ich nicht weniger „anständig" sein wollen als diese, und verzichtete leichten Herzens. Ich verbrachte also eine Nacht auf dem Kriegspfade mit den Ureinwohnern meiner

leeren Bettstatt, verschaffte mir aber schon in Przemysl einen Strohsacküberzug, den ich von nun an in jeder Nachtstation frisch mit Heu füllen ließ und an einer möglichst einsamen Stelle meines Gemaches placierte.

So hatte ich es auch diesmal — nur mit entsprechend größerem Komfort — gehalten und überließ meinem Gefährten das gesamte Bettgewand, mit welchem er nachtsüber auf mehreren Sesseln seine Liegerstatt improvisierte. Zum Glücke war der Gute außerordentlich kurzsichtig und so entging ihm der größte Teil der Schrecken, die mich in die Flucht geschlagen.

Im übrigen war unseres Bleibens in Rawa nicht lange. Wir fanden dort 1 Eskadron des 2. Husarenregimentes unter Rittmeister Graf Grünne, ferner den Oberstlieutenant Baron Stentzsch desselben Regimentes, der das Commando über die Grenzstrecke Belzec-Spássow führte, so daß nunmehr der gesamte militärische Apparat zur Funktion bereit war. Nur schien es nicht so ganz leicht, ihn in Thätigkeit zu setzen.

Unser neuer Chef war trotz seines urdeutschen Namens ein in jeder Hinsicht idealer Husar. Ueber Mittelgröße, mager, aber kräftig und sehnig; tiefbrauner Teint, mächtiger schwarzer Schnurrbart und unter den buschigen Brauen ein Paar Augen, aus denen jene eiserne Energie herausleuchtete, die kein Hindernis kennt. Als verwegener, aber stets zielbewußter Reiter war er ein Feind alles Zauderns und Zögerns, insbesondere aber jener Gattung Menschen, die unter der Bezeichnung „Schwierigkeitenmacher" sattsam bekannt sind. Dabei aber schlug ein warmfühlendes Herz in seiner Brust, welches ihn bei allem, was er vorhatte und unbeugsam durchführte, doch auch das persönliche Interesse des einzelnen nicht übersehen ließ, soweit dies mit den Forderungen des Dienstes nur immer vereinbar war. Kurz, ein Husar, „wie er im Büchel steht" — aber offenbar kein großer Diplomat; dazu ließ sich seine soldatische Geradheit nicht verwenden. Wie geschickt und geistvoll er auch über die Lage sprach, ohne etwas zu sagen, so wußten wir doch schon nach den ersten Sätzen, daß er über das, was er uns eigentlich hätte sagen sollen, nicht viel besser unterrichtet war als wir selbst. Man konnte mit voller Sicherheit behaupten, daß wir alle zu-

sammen keine rechte Vorstellung darüber hatten, zu welchem Zwecke wir eigentlich hier versammelt seien.

Was wir hierüber in offizieller Form erfuhren, wird heute, nach 36 Jahren, manchen wie „Jägerlatein" anmuten; uns war es bitterer Ernst, wenn auch die grauen Haare, die wohl jeder Ueberlebende seitdem bekommen hat, sicher nicht von da herrühren. Wir sollten also durch fleißiges, scharfes Patrouillieren die Grenze möglichst abschließen; jeden Uebertritt von Insurgenten nach Rußland verhindern; über unsere Grenze flüchtende Insurgentenbanden entwaffnen und sie, sowie alle sonst als „verdächtig" Aufgegriffenen dem nächsten Bezirksamte übergeben.

Man braucht bloß die enormen Strecken, welche uns zur Bewachung zugewiesen waren, mit den geradezu lächerlich geringen Mitteln zu vergleichen, über die jeder einzelne Commandant verfügte, um Wert und Kern der Instruktion zu erfassen. War die Attrappierung verdächtiger Individuen rein Sache des Zufalles, so beruhte die Entwaffnung von „Insurgentenabteilungen" vornehmlich auf deren gutem Willen. Dieser war nun allerdings ausreichend vorhanden, aber dies erfuhren wir erst später; damals durften wir solches nicht ohne weiteres voraussetzen.

Was konnten wir unter solchen Umständen unseren Patrouillen für Weisungen geben, wie in ihnen jenen Eifer, jenes Pflichtgefühl wecken, welches die unerläßliche Grundlage solch anstrengenden Dienstes bilden muß. Wer es erfahren konnte, weiß, wie demoralisierend laxe oder unausführbare Befehle auf die Mannschaft wirken und wie scharf diese das innere Wesen der Befehlgebung zu klassifizieren versteht.

Welche Früchte die Instruktion zur Grenzbewachung zeitigte und wie sehr die aus allem ersichtliche Devise der hohen Regierung: Wasch' mir den Pelz, aber mach' ihn nicht naß, ihrem eigentlichen Werte nach erfaßt wurde, mag folgender Vorfall illustrieren:

Im tiefen Walde, hart an dem Durchschlage, der den „neutralen Boden" markiert, hält regungslos ein Husar als „stehende Patrouille". Ein sogenannter „Insurgent", der ent-

weder dem eigenen Drange, wahrscheinlicher jedoch imperativer Nötigung folgend nach Russisch-Polen hinüber will, dem aber trotz alles früheren Renommierens der Mut immer tiefer in die kurzen Hosen sinkt, je näher er der Grenze kommt, erblickt den Husaren und sieht sofort in ihm den rettenden Engel, der ihn aus allen Nöten befreien kann. Wurde der kühne Patriot bei seinen letzten Schritten an der Grenze von dem ungarischen „Schergen der Gewalt" festgenommen, so konnte er mit Stolz auf seine gewaltsam unterbrochene Heldenbahn hinweisen. Er wurde Märtyrer der heiligen Sache, blieb der edle Pole wie zuvor und brauchte vor allem nicht nach Rußland zu gehen, was am Ende unter den obwaltenden Umständen allen Kundgebungen nationalen Heldenmutes weitaus vorzuziehen war. Und — sollte er, um dieses ersehnte Ziel zu erreichen, dem Zufalle, wenn nötig, ein klein wenig unter die Arme greifen müssen, was lag daran! Im tiefen, verschwiegenen Walde — wer sah's!

Kunstgerecht und mit viel mehr Geräusch als irgendwie nötig, pürscht sich also der Heldenjüngling an den Husaren heran und hält links von ihm, hart an der Demarkation im Gebüsche, nun nichts anderes erwartend, als daß der ungarische Reiter sich blitzschnell auf die willkommene Beute stürzen werde. Dieser aber, der das Manöver recht gut bemerkt hat, wendet ruhig sein Pferd nach rechts. Was soll er sich Scherereien machen mit dem Landläufer!

Der Pole hält dafür, der Husar habe ihn nicht bemerkt, sieht aber auch ein, daß er hier, wo er in zwei Sprüngen auf russischem Boden sein konnte, sich nicht durch ein allzu auffälliges Geräusch bemerkbar machen dürfe. Er schleicht daher zurück, umkreist im weiten Bogen den Posten und wiederholt das Spiel, das ihn auf der linken Seite geäfft, nun auf der rechten. Vergebliche Mühe! Der Husar wendet ruhig sein Pferd nach links. Nun wird dem Polen aber ernsthaft bange. Er weiß nicht, was er mit diesem Posten anfangen soll, der doch offenbar dazu dasteht, um alles zu sehen, was ringsum vorgeht, aber doch partout nichts bemerkt. Schon sieht er sich vor der Alternative, entweder doch über die Grenze zu gehen, was

ihm aber durchaus nicht paßt, oder nach Hause zurückzukehren und dort das Scheitern seiner Unternehmung durch eine großartige Lüge zu motivieren, an die — dessen ist er versichert — niemand glaubt. So zwischen Hammer und Amboß faßt der Pole einen mannhaften Entschluß; er geht nochmals ein Stück zurück und dann geräuschvoll geradewegs auf den Standpunkt des Husaren los. Mit gut gespielter Ueberraschung ob des unerwarteten Zusammentreffens mit einem kaiserlichen Posten und augenscheinliche Verlegenheit simulierend, apostrophiert er diesen auf gut polnisch, aber mit nicht mißzuverstehenden Gesten: „Bitte, Herr Husar, darf ich hier über die Grenze gehen?" Worauf der Husar auf ungarisch: „Geh' zum Teufel!" — zugleich reißt er sein Pferd herum und reitet weg.

Verblüfft sieht der Pole seinem widerwilligen Dränger nach und — geht trübselig nach Hause.

Gewiß, dieser Vorfall schmeckt sehr nach der Anekdote, nichtsdestoweniger aber ist er wahr vom Anfange bis zum Ende. Wir erfuhren davon erst später auf indirektem Wege von „unten herauf", und Rittmeister Graf Grünne war in der Lage, den Sachverhalt festzustellen. Aber selbst im Falle man es wirklich nur mit einer Anekdote zu thun hätte —, wäre sie nicht trefflich erfunden? Könnte die allgemeine Situation schlagender charakterisiert werden?

Im übrigen war der Patrouillendienst, so wie wir ihn verrichten sollten, durchaus nicht so einfach. Im offenen Felde hatte es allerdings keine Schwierigkeit, aber dort war für uns nichts zu suchen. Denn daß die Insurgenten, ob nun einzeln oder in Banden, nicht gerade dieses Terrain zu ihren Uebergängen wählen würden, lag auf der flachen Hand. Unser Dienst führte uns also in die Wälder und die waren etwas ganz anderes wie etwa der Wiener Prater oder der Laxenburger Park. Dort führte die liebe Natur, und zwar eine sehr urwüchsige, unbeschränkt das Scepter; ihr Gebiet wurde dem Unkundigen nur zu leicht zum Labyrinth. Ein Grundbesitzer, bei dem ich zeitweilig stationierte, versicherte — und es wurde mir allseitig bestätigt — daß man von Szarpance bis an die Ostsee gelangen könne, ohne die Wälder zu verlassen. Es braucht

dies gerade nicht buchstäblich wahr zu sein, um längere Touren auch nur in unseren Wäldern, ohne Leitung eines Führers als sehr mißlich erscheinen zu lassen. Wer aber sollte unsere Patrouillen führen? Der Bauer nicht, der Jude noch weniger. Beide hatten nicht den mindesten Anlaß, sich unserthalben den Zorn und die Rache der radikalen Polen auf den Hals zu laden, wenn auch diese edlen Ritter nichts Besseres wünschten, wie ihre Expeditionen als durch Verrat vereitelt darstellen zu können. Ueberdies war es allenthalben bekannt, daß die Henkergendarmen in Galizien nicht minder ihr Wesen trieben, wie in Russisch-Polen; Haus und Hof konnten also in Flammen aufgehen, ohne daß gerade immer nur Unachtsamkeit oder Zufall daran Schuld sein mußten. Durch gezwungene, das heißt ex officio beigestellte Führer hätte man daher besten Falls nur erreichen können, daß die Patrouillen in der Regel dorthin gelangten, wo nie ein Insurgent gewesen.

Von der Mannschaft konnte aber auch nicht gefordert werden, daß sie in den Wäldern, wo sie weder Weg noch Steg kannte, einen intensiven Patrouillendienst durchführe, notabene unter Verhältnissen wie die sattsam bekannten. Ich war und bin von nichts so sehr überzeugt, als daß meine Patrouillen auf irgend einem stillen Plätzchen im Walde ihrem Dienste „oblagen". Ausgenommen waren nur jene Patrouillengänge, deren Ziel der Standpunkt eines Detachements war; dann aber war die Entfernung so groß, daß schon aus diesem Grunde nicht daran gedacht werden konnte, die Patrouille werde auch nur einen Schritt von dem kürzesten Wege abweichen.

Mein Kamerad, der Hauptmann von der 2. Compagnie, welcher vielleicht etwas gendarmeristischer veranlagt war oder Vorschriften allzu wörtlich nahm, welche eigentlich doch nur ab hoc et ab illa gegeben wurden, mußte in dieser Beziehung böse Erfahrungen machen. Von seinem Standpunkte Spassów glaubte er seine Patrouillen nach der Kummersbergschen Spezialkarte dirigieren und ihnen gemessene Weisungen geben zu können, die sie in die entferntesten Waldreviere führten. Er mußte aber gleich bei der ersten den Echec erleben, daß sie bis zum späten Abende nicht zurückkam. Indes war, allem Anscheine

nach, diese Patrouille nicht unbeachtet geblieben; im „Hofe" wußte man jedenfalls ihre Schicksale und so konnte die Gutsfrau — wie überall, so auch hier die Generalstäblerin — den Hauptmann beim Souper sehr teilnehmend fragen, ob seine Patrouille noch nicht eingerückt sei.

Dem unerquicklichen Abende, der sich hieraus entwickelte, folgte eine sorgenvolle Nacht; der Morgen kam, aber keine Patrouille, so daß dem Hauptmanne, der sich scheute, den Beistand seines Gastfreundes in Anspruch zu nehmen, nur noch erübrigte, die ganze Compagnie zu einer Streifung ausrücken zu lassen, um die verlorene Patrouille zu suchen. Schon waren die Vorbereitungen im vollen Gange, als beim Frühstück die Hausfrau dem Compagniechef mit schlecht verhehltem Hohne sagte: „Bitte sehr, lieber Herr Hauptmann, echauffieren Sie sich nicht weiter wegen Ihrer Patrouille. Es ist ihr nichts geschehen; sie wird in einer halben Stunde hier sein." Und so war es auch.

Die Patrouille hatte sehr bald jede Orientierung verloren und war viele Stunden im Walde herumgeirrt, bis sie endlich gegen Abend zufällig(?) einen Waldheger traf, der sie in seine Hütte mitnahm und am nächsten Morgen nach Spassów zurückführte.

Man kann sich denken, in welcher Art polnischerseits dieses Abenteuer verwertet wurde. Landesüblich ausgeschmückt machte es die Runde, als klassischer Beweis der Inferiorität der Regierungsmaßnahmen gegenüber der nationalen Sache. Unsere Situation wurde dadurch keineswegs gemütlicher.

Was den Dienst am meisten erschwerte, war der Mangel an Nachrichten. Hatten auch die politischen Behörden den Auftrag, uns auf dem Laufenden zu erhalten, so wußten sie entweder selbst nicht viel, oder brauchten es uns nicht zu sagen, wenn sie dies für besser fanden. Die Unsicherheit, welche alle Aktionen der Regierung beherrschte, hatte sich naturgemäß überallhin verbreitet. So wie in Krakau, Lemberg und ganz Galizien offen für den Aufstand geworben werden konnte, waren auch die Unterbehörden lax und legten sich die Sache je nach Umständen zurecht. Anfangs noch unsicher tastend, orientierten sie sich natürlich viel schneller als wir und amtierten nicht

immer ausschließlich zum Schaden der Insurrektion. Dabei genossen wir noch des besonderen Vorteils, daß damals überall deutsch amtiert wurde. Es gab bei keiner Behörde irgend einen Angestellten bis zum Amtsdiener herab, der nicht der deutschen Sprache mächtig gewesen wäre; auch unter den Edelleuten kamen nur vereinzelt solche vor, die sich bloß in ihrem nationalen Idiome auszudrücken vermochten.

Heute wäre dies jedenfalls anders!

In Bezug auf Nachrichten waren wir also nahezu ausschließlich auf uns selbst angewiesen, denn was wir von auswärts erfuhren, war entweder sehr spärlich oder, mitunter sogar wissentlich, falsch. Wir befanden uns daher haarscharf in der Lage eines Mannes, der etwas suchen soll, ohne zu wissen, was und wo es verloren wurde.

Seitens der Regierung schien man denn auch diese Ungereimtheit zu fühlen, verfiel aber gewohntermaßen auf ein Auskunftsmittel, welches niemanden half, wohl aber die Ausführungsorgane in die peinlichste Lage versetzte. Da selbst der allergewöhnlichste Unterthanenverstand ausreichte, um sich darüber klar zu sein, daß die Insurgenten weder beim Bauer, noch beim Juden und auch nicht in den Bezirksämtern ihre Sammelplätze haben würden, so blieben nur noch die Edelhöfe. Dort fanden die einzelnen Insurgenten Unterkunft, bis das Vaterland sie rief, worauf sie dann sozusagen etappenweise von einem Edelhofe zum anderen, bis an den eigentlichen hart an der Grenze liegenden Sammelplatz vorgeschoben wurden. Sie fanden dort ihre Commandanten, wurden in Eile organisiert und dann folgte der Uebertritt nach Rußland. Die Regierung wählte also mit gutem Bedacht die Edelhöfe zu ihrem archimedischen Punkte, nur waren die Mittel, welche in Anwendung gebracht wurden, nicht entfernt im Geiste jenes Weisen.

Um die politische Agitation, vornehmlich aber den Aufenthalt oder die Ansammlung von Insurgenten in den Edelhöfen zu hindern, erhielten die Offiziere des Grenzdienstes die Weisung, sich überall, wo sie zu längerem oder auch nur vorübergehendem Aufenthalte stationiert wurden, in den Edelhöfen einzuquartieren. Auf diese Art vermeinte man, den Insurgenten den gleichzeitigen

Aufenthalt unmöglich zu machen und durch häufigen Wechsel der Stationen die Insurrektion an der Wurzel zu fassen. Bis zu einem gewissen Grade wäre dies vielleicht auch möglich gewesen, hätte man gegenüber von so außergewöhnlichen Verhältnissen sich auch zu analogen Maßregeln aufraffen können, die dem Offizier die Möglichkeit gewährt hätten, vorkommenden Falls imperativ einschreiten zu können. So aber wurde eben dem, was man hindern wollte oder hindern zu wollen sich den Anschein gab, geradezu in die Hände gearbeitet. Die Anwesenheit des Offiziers war eigentlich, und zwar im wörtlichsten Sinne, eine Sauvegarde für den Gutsbesitzer und seine Schutzbefohlenen. Die politischen Behörden fanden darin den Anlaß, sich um die Vorgänge auf den Edelhöfen nicht weiter zu kümmern, und selbst der Gendarm hielt es nicht für angängig, die Wohnung eines Offiziers in seine Dienstessphäre einzubeziehen.

Wie wenig wir auch die Erweiterung unserer Prärogative durch eine teilweise Inaugurierung des Ausnahmszustandes herbeiwünschten — denn der Charakter des Offiziers vereint sich nun einmal nicht mit den Verrichtungen des Büttels —, so fühlten wir doch voll und ganz den Widersinn solcher Anordnungen wie die oben erwähnten. Sie stellten uns vor die Wahl, entweder dem Hausherrn gegenüber, der uns mit aller erdenklichen Gastfreundschaft aufnahm, den Spion zu machen oder die Rolle des „dummen Kerls" zu übernehmen. Denn fast in jedem Edelhofe saßen wir zu Tische mit einer größeren oder kleineren Anzahl junger Leute, die kaum das Lachen verbeißen konnten, wenn man sie uns in aller Form als „Verwandte des Hauses" verschiedenster Grade vorstellte. Was blieb uns da anderes übrig, als verständnisvoll gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Meinerseits kehrte ich so manches Mal und mit vielem Erfolge den Spieß um, indem ich im Verlaufe der Konversation die verschiedenen imaginären Verwandtschaftsgrade mit ernstester Miene derart kunterbunt durcheinander mengte, daß schließlich weder der Hausherr, noch die von ihm Vorgestellten mehr wußten, ob sie Vetter, Bruder, Onkel oder Tante seien. Eine spontane Lachsalve löste zuletzt den gordischen Knoten — und das war strenge Grenzbewachung!

Aber selbst nicht einmal jener Vorteil, der durch das gewaltsame Einschieben der Offiziere in die intimen Kreise der Edelleute noch am naheliegendsten schien, nämlich die gewissermaßen von selbst sich ergebende bessere Information über Angelegenheiten des Aufstandes, konnte bei der allzu simplen Anlage des Ganzen erreicht werden. Die Edelleute müßten mit Blindheit geschlagen gewesen sein, wenn sie den Sinn und Zweck dieser Regierungsmaßregel nicht augenblicklich sollten erkannt haben. Sie überboten sich an Beweisen weitgehendster Gastfreundschaft — die übrigens dortzulande im weitesten Umfange und aufrichtig unter allen Umständen geboten wird —, was aber die Insurrektion betraf, bewahrten sie uns Offizieren gegenüber eine undurchdringliche Zurückhaltung. Nie wurde in den so verschiedenen und oft wechselnden Gesellschaften politisiert oder über den Aufstand gesprochen; es war, als habe man durch prinzipielle Ausschließung dieses Themas jede mögliche Indiskretion, jeden faux pas, wie dies beim vollen Becher wohl leicht vorkommt, von vorhinein vermeiden wollen.

Und wir? Was konnten wir derlei Verhältnissen gegenüber zur Wahrung des Dekorums unserer Stellung und um nicht lächerlich zu erscheinen anders thun, als unausgesprochen, aber zweifelsohne anzudeuten, daß uns der Handel zwischen Polen und Russen ganz kalt lasse und wir uns auf die genaue, aber rein mechanische Ausführung unseres Dienstes beschränkten Die Polen — man muß dies zugestehen — waren weit entfernt, unsere peinliche Lage auszubeuten. Sie kannten dieselbe, ohne es uns merken zu lassen, und benahmen sich in dieser Hinsicht durchwegs als wahre Gentlemen, welche die Courtoisie wo nur immer möglich so weit ausdehnten, daß sie es sogar vermieden, in unserer Gegenwart polnisch zu sprechen. Unser Verhältnis zu ihnen war denn auch ein ganz kordiales und sie trugen wahrlich keine Schuld, wenn unser Aufenthalt an der Grenze trotz alledem viele und tiefe Schatten warf.

Besetzung der Grenze.

Bei der ganz unverhältnismäßigen Ausdehnung der Grenzstrecke, welche dem Detachement des Oberstlieutenants Baron Stentzsch zugewiesen war, konnte eine gleichmäßige Besetzung derselben auch noch aus dem weiteren Grunde gar nicht in Frage kommen, weil über jene Punkte, welche die Insurgentenbanden zu ihren Einbrüchen in Rußland wählen würden, nicht die mindesten Anhaltungspunkte existierten. Die Besetzung bestand daher größtenteils aus sogenannten „fliegenden Detachements", das heißt, es wurden deren Commandanten angewiesen, sich stets bereit zu halten, auf das erste Aviso sofort mittels Vorspannwagen an jene Orte abzugehen, welche ihnen bezeichnet werden würden. Daß hierdurch eine systematische Bewachung der Grenze, welche doch eine entsprechende Orientierung sowohl im Terrain, als auch in den sonstigen Verhältnissen voraussetzt, geradezu illusorisch wurde, ist einleuchtend.

Unserem Commandanten erübrigte denn auch nichts anderes, als unmittelbar nach unserer Ankunft in Rawa zunächst die Endpunkte der ganzen Linie und einzelne Punkte innerhalb derselben zu besetzen, seinen Standpunkt aber hinter der Mitte derselben zu nehmen, von wo er die eventuell notwendig werdenden Verfügungen noch am besten treffen konnte.

Demnach marschierte die 2. Compagnie an den rechten Flügel nach Spassów, um dort die Verbindung mit der Strecke Radziechow-Brody zu suchen, in welche, kurz nach unserem Abmarsche von Lemberg, die übrigen 4 Compagnien des 1. Bataillons unter Oberstlieutenant Kunsti (später Oberstlieutenant Kauffmann) beordert wurden.

Den linken Flügel der Strecke im Anschlusse an Belzec, wo die westlich gegen Krakau verlaufende Grenzlinie begann, bildete der 1. Zug der 1. Compagnie, mit welchem Lieutenant Straka Zurawce besetzte. Mit dem 2. Zug ging Oberlieutenant Hordt nach Boranie peretoki und stellte die Verbindung mit der 2. Compagnie her. Zwischen dem 1. und 2. Zuge standen einige Flügel des 2. Husarenregiments. Ich blieb mit der noch übrigen halben 1. Compagnie vorläufig in Rawa. Dies war also sozusagen unser strategischer Aufmarsch.

Die Entfernungen obiger Infanterieposten unter sich, direkt nach der Luftlinie gemessen, waren folgende: Zurawce-Boranie peretoki 68 Kilometer, Boranie peretoki-Spassów 23 Kilometer, daher die frontale Ausdehnung der ganzen Grenzstrecke ungefähr 100 Kilometer, die sich aber, wenn man den hier maßgebenden Krümmungen der Reichsgrenze folgt, um mindestens 60 bis 80 Kilometer erhöhten.

Auf russischer Seite obwalteten hinsichtlich der Grenzbesetzung ähnliche Verhältnisse wie bei uns. Auch dort mangelte es, aber aus ganz anderen Gründen, an ausreichenden Kräften zur vollständigen Absperrung der Grenze; so wie wir mußten auch die Russen ihre Truppen per Wagen nach den bedrohten Punkten bringen. Nur ging man dort planmäßiger vor; man wußte, was man wollte, es war alles eiserner Ernst und daher auch der Dienst der Grenzbewachungstruppen ein bei weitem härterer. Doch hatten die Russen das voraus, daß sie auch im Frieden eine unserer einstigen Militärgrenze ähnliche Institution — die Grenzkosaken — unterhielten, welche samt ihren Familien bleibend in den hierzu bestimmten Grenzorten stationierten.

Gab es für uns irgend eine Möglichkeit, doch wenigstens hinsichtlich der Verhinderung von Grenzüberschreitungen größerer Insurgentenbanden Erfolge zu erzielen, so lag sie offenbar nur in der, wenn auch unausgesprochenen Uebereinstimmung im Vorgehen der beiderseitigen Grenztruppen. Zum mindesten mußten die Russen an die Aufrichtigkeit unserer Aktion glauben und überzeugt sein, daß wir mit gleichem Ernste wie sie der Insurrektion gegenüberständen. Aber auch in dieser Richtung hatte das eigentümliche „System" der Regierung eine geradezu un-

übersteigliche Schranke aufgerichtet. Wir kamen mit den russischen Offizieren wiederholt auf dem neutralen Boden zusammen und verkehrten mit ihnen in der kameradschaftlichen Weise von Waffenbrüdern befreundeter Mächte, mit welchen uns in diesem Falle noch die Gleichartigkeit des Dienstes verband, den wir, jeder diesseits seiner Grenzpfähle, versahen. Es waren meist sehr gebildete Herren deutscher Abkunft — Kurländer — kaum daß sich je einer fand, der nur des Russischen mächtig gewesen wäre.

Ungeachtet aller kameradschaftlichen Intimität waren wir aber nicht im stande, sie zu überzeugen, daß wir der Insurrektion gegenüber die gleichen Tendenzen verfolgten wie sie. Sie ließen es sich nicht nehmen, daß unser ganzer Grenzdienst nur Komödie sei und wir eigentlich doch mit den Polen unter einer Decke steckten. Unsere feierlichsten Beteuerungen wurden mit aller Courtoisie aufgenommen, aber sie zersplitterten an dem allerdings logischen Schlusse, daß unsere Weigerung sie über die Verhältnisse der polnischen Agitation in Galizien zu unterrichten und ihnen dadurch ihren ohnehin schweren Dienst einigermaßen zu erleichtern, ziemlich klar erkennen lasse, wie wir ein Interesse daran hätten, den Polen mindestens nicht zu schaden. Daß wir nicht sprachen, weil wir nichts wußten, ließen sie nicht gelten — und von ihrem Standpunkte hatten sie auch unbestreitbar recht.

„Wollen Sie behaupten," mußten wir uns sagen lassen, „daß Ihre Regierung Sie an die Grenze geschickt habe, ohne Sie entsprechend zu informieren, oder sollen wir annehmen, Ihre Regierung habe gar keine Kenntnis von dem, was unter den Augen der Behörden in Galizien sich vollzieht? Die Intimität Ihres Verkehrs mit den Edelleuten an der Grenze weist schon an und für sich darauf hin, daß man den Insurgenten nicht wehe zu thun beabsichtigt."

Hierauf ließ sich schwer etwas erwidern. Wir mußten es auch in den Kauf nehmen, daß sich die Russen ebenso zugeknöpft gegen uns verhielten, und wir, wie die Folge zeigen wird, nicht einmal im stande waren, von dem unmittelbar bevorstehenden Rückübertritte zersprengter Insurgentenbanden irgend welche Nachricht von seiten der Russen zu verlangen.

Angesichts solcher Verhältnisse, die uns sehr sanft zwischen zwei Stühlen auf die Erde betteten, mußte sich folgerichtig der rege Eifer, den wir für unseren Dienstbetrieb mitbrachten, bald auf eine niedrigere Temperatur stellen. Er erhob sich nicht über die simpelste Mechanik des Dienstes, welche in den vorgeschriebenen Patrouillengängen und den ebenso aussichtslosen Streifungen ihr Genügen fand. Da wir die Uebergänge von Insurgentenbanden mangels entsprechender Nachrichten nie zu hindern vermochten, legten wir das Hauptgewicht auf die Empfangnahme Herüberflüchtender. In dieser Hinsicht hatten wir nämlich bald herausgefunden, daß jede Bande innerhalb weniger Tage und fast auf dem nämlichen Punkte auf Galizien replizierte, von dem aus sie kurz zuvor das russische Reich bedroht hatte.

Aber selbst dieser mehr negative Grenzsicherungsdienst wurde ernstlich gefährdet, als uns bekannt wurde, daß alle den Bezirksämtern eingelieferten Insurgenten sofort wieder in Freiheit gesetzt würden, falls sie nicht eingestanden oder ihnen nicht nachgewiesen werden konnte, daß sie nicht zum erstenmal in Rußland eingebrochen seien, sondern dies schon wiederholt versucht hätten. Natürlich ließen die meisten dies weislich bleiben, denn am Ende war ihnen der ohnehin nicht sehr waghalsige Beruf als Insurgent doch noch weit lieber, wie das freie Quartier in einer österreichischen Festung. Zu was also unser aufreibender Dienst, wenn wir die Gefangenen ein paar Stunden nach ihrer Einlieferung gemütlich in den Straßen bummelnd trafen oder mit ihnen an einem Tische saßen. Hätte sich nicht bald der „Insurgentenfang" zu einer Art Sport herausgebildet, der dem Ganzen einen gewissen Reiz verlieh — der Grenzdienst hätte notwendig allgemach versumpfen müssen, denn auf die Länge der Zeit kann es auch den Anspruchslosesten nicht befriedigen, immer nur Erbsen an die Wand zu werfen und die Lacher auf des Gegners Seite zu sehen.

Waren wir schon kurz nach unserem Eintreffen in so mancher Beziehung gründlich entnüchtert und fiel sozusagen Blatt um Blatt von dem grünen Reis unserer Erwartungen — eines glaubten wir doch gewiß nicht bezweifeln zu dürfen, näm-

lich daß die Regierung bestrebt gewesen sei, durch öffentliche Kundgebungen die Situation im großen und ganzen zu klären, dem Heere von Gerüchten aller Art berichtigend entgegenzutreten und vor allem die politischen Behörden in den Grenzbezirken von den militärischen Maßnahmen zu verständigen, welche sie anzuordnen für gut befunden hatte. Aber auch hier scheint man nicht über die traditionelle Halbheit hinausgekommen zu sein, denn sonst hätte unsere erste Aktion an der Grenze, die Besetzung von Zurawce, nicht mit einem Zwischenfalle eingeweiht werden können, der jeden Possendichter glücklich machen würde.

Wie schon erwähnt, war Lieutenant Straka, ein geborener Prager, Commandant des Detachements in diesem Dorfe. Ein Original in mehr als einer Hinsicht, führte er den Spitznamen der „lange Illie", und dieser war wohlverdient, denn sein Träger war ebenso abnorm lang wie dünn. Schon während der Occupation der Donaufürstentümer (1854) Offizier, mußte er nach 1859 seiner geschwächten Gesundheit halber in den Ruhestand treten und war erst 1863 wieder zum Dienste einberufen worden. Von Natur aus so unpraktisch wie möglich veranlagt, verband sich bei ihm ein ungemein reges Pflichtgefühl mit einer außerordentlich lebhaften Phantasie, welche ihm wohl, hätte er nicht schon der „lange Illie" geheißen, den treffenden nom de guerre „Don Quichotte" eingetragen haben würde.

Die ganze Atmosphäre war damals saturiert mit den unglaublichsten Gerüchten über die Insurrektion. Bei dem Geheimnisse, welches diese umgab, und dem undurchdringlichen Nebelschleier, in den sich die k. k. Regierung hüllte, konnte es nicht wohl anders sein. Es gab thatsächlich keine noch so unsinnige Version, die nicht geglaubt, aufgebauscht und weiter verbreitet wurde, während das Wirkliche zumeist unbeachtet blieb. So war es denn auch kein Wunder, wenn in einer für das Romanhafte so empfänglichen Natur wie Lieutenant Straka sich Vorstellungen einnisteten, die ganz jenen Schauerromanen entsprachen, welche zu allen Zeiten in den „Vorlesungen bei der Hausmeisterin" dem gläubigen Auditorium das Gruseln lehrten. Er erblickte in dem polnischen Aufstande ein blutrünstiges Drama nach Art des spanisch-französischen Guerilla-

krieges zu Anfang des 19. Jahrhunderts und glaubte sich in Zurawce auf einem äußerst gefährlichen Posten, wo er seines Lebens keine Stunde sicher sei. Erfüllt von diesem Wahn trieb er die Vorsicht so weit, daß er sich nur vollständig angekleidet, den blanken Säbel neben sich, zu Bette legte, der Hornist des Detachements aber allnächtlich seine Liegerstätte im Flur, quer vor der Thür des Commandantenzimmers, nehmen mußte.

Sonderbarerweise scheinen ähnliche Vorstellungen auch das k. k. Bezirksamt zu Uhnow beherrscht zu haben. Obwohl dieser Ort nur 15 Kilometer nordöstlich von Rawa und kaum 12 östlich von Zurawce, also gleichsam im Brennpunkte beider, gelegen war, muß man dort dennoch keine Ahnung von dem Einrücken der Infanterie in Rawa gehabt haben. Denn sonst wäre es ganz unbegreiflich, wie die Besetzung Zurawces durch Lieutenant Straka das Gerücht hätte gebären können, es sei in diesem Dorfe eine größere bewaffnete Insurgentenbande eingetroffen, deren Commandant im Hause des Oekonomen (Gutsaufsehers) Quartier genommen habe. Noch weit unverständlicher aber bleibt es, wie dieses unsinnige Gewäsch auch beim Uhnower Bezirksamte Glauben finden konnte, welches seiner amtlichen Stellung nach doch mindestens mit den nächstgelegenen Orten in steter Fühlung hätte sein sollen.

Genug an dem! Alle Welt — in Uhnow — sprach von den Insurgenten, ergo mußten sie auch da sein. Für den Bezirksvorsteher waren es wohl sorgenschwere Stunden, ehe er, vor diesen eklatanten Fall gestellt, das wirre Durcheinander seiner Gedanken in eine konkrete Form brachte. Da es ihm vollständig an Mitteln fehlte, die ganze Insurgentenbande gefangen zu nehmen oder auch nur zu entwaffnen, so wollte er, die einsame Lage des Oekonomenhauses benützend, sich durch einen kühnen Ueberfall doch wenigstens ihres Führers bemächtigen. Die ganze bewaffnete Macht, über die er verfügte: ein Gendarm und der jüngste Bezirksbeamte (in Uniform) — die anderen waren alle Familienväter — wurde aufgeboten, das Wagestück auszuführen. Diese beiden sollten im Dunkel der Nacht sich an das feindliche Hauptquartier anschleichen und den Insurgentenhäuptling überwältigen, „dieweil er eben schlief".

Die Aufgabe war unter allen Umständen keine leichte und nur unter der Voraussetzung auszuführen, daß die Insurgenten, jede Vorsicht beiseite setzend, ohne Sicherungsposten allesamt der Ruhe pflegten. Dies war am Ende zu riskieren; aber selbst im günstigsten Falle konnte der bei Dingfestmachung des Häuptlings schwer zu vermeidende Lärm die ganze Bande auf die Beine bringen und dann wehe den Angreifern. Es galt daher in vollster Stille bis an das Bett des Opfers zu gelangen und es wehrlos zu machen, bevor es noch an Widerstand denken konnte.

Die beiden Auserwählten von Uhnow waren sich all dessen wohl bewußt und hatte der jugendliche Aktuarius in diesem Augenblicke wahrscheinlich nichts so sehr bedauert als seinen Junggesellenstand und seine Eitelkeit, die ihn verführt hatte, sich eine Uniform anzuschaffen. Doch kamen derlei Reflexionen jetzt zu spät und blieb nichts übrig, als durch äußerste Vorsicht die Gefahren zu mindern, denen man zweifellos entgegenging.

Es war schon fast Mitternacht, als die zwei Ritter die unmittelbare Umgebung von Zurawce erreichten. Tiefe Stille lag über den Hütten des Dorfes, von welchen das weißgetünchte Haus des Oekonomen selbst in dem herrschenden Halbdunkel weithin sich abhob. Nur ein Auge wachte, jenes Pan Zniatynskis, des Oekonomen, der nach einem letzten Rundgange in den ausgedehnten Oekonomiegebäuden zu seiner Behausung zurückkehrte. Durch das Blitzen der Waffen des Gendarmen aufmerksam gemacht, beobachtete er aus sicherer Deckung den weiteren Verlauf der Expedition, über die er dann auch später authentisch zu berichten vermochte.

Nach kurzem Halte pirschten sich indes Aktuar und Gendarm von Osten her waidgerecht an das einsame Haus heran. An seiner nördlichen, der Grenze zugewendeten Front zeigte dieser kunstlose ebenerdige Riegelwandbau vier niedere Fenster und in der Mitte die, von einer kleinen gedeckten hölzernen Veranda maskierte Eingangsthür. Von dieser führte quer durch das Haus ein ziemlich breiter Flurgang, auf den rechts und links die Thüren der beiden Wohnzimmer mündeten, von welchen je eines der Oekonom und Lieutenant Straka bewohnte.

Lautlos standen Aktuar und Gendarm an der Ecke des Hauses. Sie brauchten nicht erst zu rekognoscieren; kannten sie doch die Ubikation schon seit langem; aber Atem mußten sie schöpfen und das wild schlagende Herz zur Ruhe kommen lassen, bevor sie die letzten — vielleicht allerletzten Schritte thaten.

Um zum Eingange zu kommen, mußten sie an den östlichen zwei Fenstern vorbei. Auf allen vieren, der Gendarm voran, wurde also der Vormarsch entlang der Frontmauer des Hauses bis zum ersten Fenster fortgesetzt; dort lugte der Gendarm behutsam durch die Scheiben und erkannte in dem schwachen Scheine des unter Wolken ziehenden Mondes die Umrisse der hohen Stiefel eines Mannes, welcher ausgestreckt auf einem Bette lag, dessen Fußende über das Fenster hinausreichte. — Nun war's heraus! Kein Zweifel, die in Uhnow eingelaufenen Nachrichten waren richtig — Insurgenten hatten Zurawce besetzt; hier lag ihr Anführer offenbar ahnungslos in tiefem Schlafe. Nun galt es zu handeln. Der Plan war bald gemacht. Man wollte in der gleichen Marschform — auf allen vieren natürlich — an den Fenstern vorbei bis zum Eingange vorrücken, sich im Flur sammeln, dann beide zugleich auf die Thür stürzen und den gewiß noch schlaftrunkenen, tödlich erschrockenen Insurgentenchef unschädlich machen, noch ehe er zu den Waffen greifen konnte. Was dann weiter nötig, sollten die Umstände ergeben; jedenfalls war zu trachten, möglichst bald außer Sicht des Schauplatzes der That und nach Uhnow zu gelangen.

Indes war die Sache so einfach nicht, wie die zwei Ritter vermeinten. Es war ihnen nämlich passiert — was auch anderwärts schon vorgekommen sein soll —, daß sie beim Entwurfe ihres Angriffsplanes ganz des Gegners vergaßen und die immerhin denkbare Möglichkeit gar nicht in Frage zogen, ob sich derselbe die Ausführung des gegen ihn geplanten Anschlages auch so ohne weiteres gefallen lassen werde. Dieser aber war in dem vorliegenden Falle von nichts weiter entfernt als von eben dem.

Am ersten Abende, den er auf seinem isolierten Posten zubrachte, begab sich Lieutenant Straka mit bangem Zweifel

zur Ruhe, ob wohl die heutige Nacht schon jene Ereignisse bringen werde, an deren minutiöser Detaillierung sich seine Phantasie unabläßig abquälte. Natürlich floh der Schlaf seine Augen, dagegen arbeitete sich das Gehirn müde an allen denkbaren und undenkbaren Möglichkeiten, mit denen sein schlecht disziplinierter Geist die Situation belebte.

Da, es mochte ungefähr Mitternacht sein, vernahm sein durch die Aufregung geschärftes Ohr ein leichtes Geräusch an der Außenwand des Zimmers, knapp an welcher sein Bett stand. Gespannt horchend, kam er bald zur Gewißheit, daß sich jemand außen am Boden fortbewege; auch wollte ihn dünken, leise geflüsterte Worte in polnischer Sprache zu vernehmen. Ohne sich zu rühren, hob er vorsichtig den Kopf, bemüht, durch das Fenster einen Ausblick ins Freie zu gewinnen und — entdeckte im halbverhüllten Mondlichte die Spitze eines Bajonetts, die sich eben rasch zu Boden senkte. — Also doch! Nun war's entschieden. Insurgenten schlichen sich heran, um sich seiner Person zu bemächtigen, wohl gar ihn zu ermorden. Solch fanatischen Revolutionären war ja alles zuzutrauen. Oder waren es Henkergendarmen?

Freund Illie kalkulierte nicht lange. War es ihm nun einmal beschieden, das erste Opfer zu sein, so sollten es seine Mörder zum mindesten nicht leicht haben. Als er sicher war, daß sich das ominöse Geräusch in der Richtung gegen die Hausthüre entfernte, ließ er sich sachte vom Bette herab, nahm den Säbel zur Hand und war, wie weiland Priamus, „nun seines Feinds gewärtig". —

Inzwischen hatten die beiden Verbündeten den Flur erreicht und gegenüber der Thüre ihres Insurgentenhäuptlings eng aneinander gedrückt konzentrierte Stellung genommen. Der Aktuar zog vorsichtig, jedes Geräusch vermeidend, den Degen. Noch ein kurzes Lauschen mit verhaltenem Atem. Alles war mäuschenstill — und nun drauf! Beide stürzten mit einem Satze gegen die Thür, deren elendes Schloß ohne weiteres nachgab — aber, ein neues, ganz unerwartetes Hindernis hemmte den Siegeslauf der bezirksämtlichen Kolonne. Gerdan, der tapfere Hornist des 1. Zuges, den die Sorgen, welche seinen Commandanten drückten,

nicht im geringsten berührten, hatte pflichtschuldigst sein primitives Nachtlager quer vor der Thür seines Offiziers genommen und schlief dort den „gesunden Schlaf des Walachen", ohne auch nur die leiseste Ahnung von dem zu haben, was in seiner unmittelbaren Nähe sich vorbereitete. Der Gendarm war der erste, der ihm mit dem eisenbeschlagenen Stiefel vollwuchtig auf den Unterleib trat. Wütend riß sich Gerdan empor; im nächsten Augenblicke kollerte der Gendarm mit allem was an ihm war gegen die Hausthüre, während der Aktuar, welcher nur einen Moment nach dem Gendarmen Gerdan auf den Hals gestiegen war, mit gezücktem Degen durch die offene Thür ins Zimmer flog und dort auf die Knie niederschlug.

Nun war die Situation allen Ernstes kritisch. Die beiden Kämpen im Zimmer standen sich stichbereit gegenüber; der Hornist, im Dunkel des Flurs ohne jede Orientierung, hatte eben sein Faschinenmesser gezogen, um den Gendarmen, den er für weiß Gott was halten mochte, abzuthun. Glücklicherweise erschien noch zu rechter Zeit der Oekonom als Engel des Friedens und trennte die Parteien.

Wie natürlich, war auch er dem ganzen mysteriösen Vorgange mit größtem Staunen gefolgt. Was in aller Welt brachte den ihm persönlich wohlbekannten Aktuar mit dem Gendarmen zu nächtlicher Stunde und in solcher Weise zu seinem Hause, welches überdies nun auch noch einen kaiserlichen Offizier beherbergte? Unverkennbar war da Außerordentliches im Zuge. Als dann die beiden lautlos in das Dunkel des Flurs tauchten, da fühlte der gewiß nicht gelahrte, aber praktische Landwirt instinktiv, daß er nicht länger mehr müßig zusehen dürfe. Ohne noch den Schlüssel zu der sicher nicht leichten Entzifferung des Rätsels gefunden zu haben, eilte er gestreckten Laufes ins Haus und kam eben noch zurecht, um zu hindern, daß die unglaubliche Ungeschicklichkeit eines leitenden Beamten zuletzt blutigen Ausgang finde. Sein schon von weitem gellender Ruf: „Herr Lieutenant — Herr Lieutenant! — Pan Woytowczinski! Um Gottes willen!" orientierte rasch die Acteure dieser sonderbaren Komödie.

Pan Zniatynski, der Oekonom, verfügte nicht über hinreichen-

den deutschen Wortreichtum, um mir ausdrucksvoll das Tableau zu schildern, welches sich nach seiner Intervention im Zimmer und im Flur gruppierte; zweifellos muß es ein Bild von überwältigendem Eindrucke gewesen sein. Sprachlos vor Freude umarmten sich die beiden Führer, als sie sich darüber klar waren, daß keiner von ihnen ein Insurgent sei und sie somit nicht nötig hätten, einander an den Hals zu gehen. Unmöglich konnte solch freudiges Ereignis nur mit Worten gefeiert werden; in rührender Uebereinstimmung wurde beschlossen, die glückliche Lösung der Schrecken der Nacht auf gemeinsame Kosten zu feiern. Lieutenant Straka steuerte Thee, Zucker und Rum bei, der Oekonom lieferte das Wasser, seine Gattin das Brennmaterial — und so saßen sie alle beisammen und genossen die edle Gottesgabe, wenn auch nicht gerade „unverwässert, unverzückert", so doch in richtiger nationaler Mischung. — — —

Während dieser Scenen unfreiwilliger Komik war ich mit der noch übrigen halben 1. Compagnie als „verfügbare Reserve" in Rawa. Der Aufenthalt dortselbst kann füglich als die hohe Schule der Langweile bezeichnet werden. Gewiß hätte die Stadt auch in ihrem normalen Zustande nichts geboten, auf was ein civilisierter Westeuropäer mit vollem Rechte als höheres Lebensbedürfnis Anspruch erheben kann; in ihrem damaligen aber war sie geradezu gräßlich. Entfernen durfte man sich nicht, selbst größere Spaziergänge waren ausgeschlossen, denn bei den unsicheren Verhältnissen mußte man jeden Augenblick eines Befehles gewärtig sein, der nicht den geringsten Aufschub gestattete. Also — vormittags eine Schachpartie mit Rittmeister Graf Grünne, welche dieser im tiefsten Negligé absolvierte. Sein Zimmer war noch armseliger als das meine; wer es in Abwesenheit des Insassen betreten hätte, würde nie darauf verfallen sein, daß er sich in der Wohnung eines Sohnes des damals allmächtigen Generaladjutanten des Kaisers befinde. Mittags fanden wir in einem kleinen Wirtsgeschäfte, welches ein ehemaliger Husarenwachtmeister hielt — dem einzigen öffentlichen Lokale in Rawa — verhältnismäßig gute Kost und annehmbaren Wein; der Nachmittag dehnte sich in endloser Länge bis zu der Stunde hin, die uns in demselben Lokale zum Souper vereinigte. So ging

es Tag für Tag ohne eine andere geistige Anregung, als höchstens Briefschreiben und die fragwürdige Lektüre verspäteter Nummern des „Fremdenblatt", die Grünne von weiß Gott wo nachgesendet erhielt.

Ich beneidete die Offiziere der Eskadron; sie fanden wenigstens in ihrem Dienste, dem obligaten Reitschulreiten 2c. eine wohlthätige Kürzung der überlangen Stunden; was aber sollte ich mit meinem, nur auf dem Papiere, kaum 20 Mann starken Fußvolke anfangen! Einer altgewohnten Neigung folgend, verlegte ich mich auf ethnologische und Lokalstudien, welche mir anderwärts schon so manches Mal behilflich waren, einen gelegentlichen Ueberschuß an Zeit loszuwerden. Ich stapfte denn auch hier kreuz und quer durch die Gassen; fand auch wirklich eine gute Menge Ungeahntes, es war aber solcher Art, daß ich meine Entdeckungstouren bald aufgab und auch nichts darüber berichte; schon aus dem einfachen Grunde, weil ich dessen sicher bin, daß man mir ohnehin nicht glauben würde. Als Besserungsanstalt für verstockte Antisemiten würden sich jedoch derlei Versuchsobjekte mit dem namenlosen Elende, welches sie bergen, vorzüglich bewähren.

Eines einzigen Resultates meiner Forschung möchte ich aber doch erwähnen, als eines Beweises sophistischer Schlauheit, mit welcher das auserwählte Volk selbst sogar den strengen Satzungen der Orthodoxie ein Schnippchen zu schlagen weiß. Schon bei meiner ersten Durchquerung Galiziens im Jahre 1849 und dann auch später war mir aufgefallen, daß überall in den Judenvierteln oder vorherrschend von Juden bewohnten Orten, Drähte sowohl quer über die Straße, als auch zwischen isoliert stehenden Baulichkeiten gespannt waren. Ueber den Zweck dieser Vorrichtung konnte ich nie ins reine kommen; gewiß nur deshalb, weil ich keinen Anlaß hatte, mich ernstlich dafür zu interessieren; hier wurde mir die Aufklärung. Dem orthodoxen Juden verbietet der Talmud am Sabbath außer Haus zu gehen; nun aber ist in Galizien alles orthodox und daher obiges Verbot von sehr erheblicher Tragweite. Da jedoch der Talmud den Begriff der Zusammengehörigkeit eines Anwesens und damit zugleich auch jenen des „Außer-Haus-gehens" nicht genau fest-

stellt, so spintisierten sich die Schlaumeier heraus, daß Baulichkeiten nicht gerade durch eine Mauer, Planke, Zaun 2c. verbunden sein müßten, um als ein Objekt zu gelten, sondern eine Schnur, ein Draht ganz den nämlichen Zweck erfüllen könne. Indem sie nun zwischen den gegenüberliegenden Häuserreihen einer Straße, oder zwischen isoliert stehenden Gebäuden Drähte spannten, konnten sie sich frei im Orte bewegen, denn sie gingen nie „außer Haus", da dieses infolge der sinnreich hergestellten Verbindung mit den übrigen als ein und dasselbe Objekt zu betrachten war. Probatum est! —

Glücklicherweise war der trostlose Aufenthalt in Rawa nur von kurzer Dauer. Mitte Mai erhielt ich Befehl, mit meinem Detachement nach Zurawce zu marschieren. Mein Eintreffen dort brachte nicht die mindeste Veränderung der Sachlage hervor; zu thun war absolut nichts, denn die insurrektionellen Vorkommnisse hüben und drüben spielten sich vorläufig mehr im Westen ab und reichten östlich nicht über Belzec hinaus, von dem meine Station etwa 9 Kilometer entfernt war. Es erübrigte für uns also nur der Patrouillendienst und zwar hauptsächlich im Waldterrain gegen Belzec, während das ganz offene Land nach Osten zu, bis zu dem 7—8 Kilometer entfernten Nowosiolki kardinalskje, wo Oberlieutenant Zaleski mit 1 Zug Husaren eingerückt war, weniger Aufmerksamkeit erforderte.

So blieb es Wochen hindurch, und ich hatte also hinlänglich Muße, mich in der durchaus nicht pittoresken Gegend umzusehen. Wenn ich im vorhinein bemerke, daß mir die Langweile von Rawa aus auf dem Fuße folgte, kann man mir aufs Wort glauben. Es war das ödeste Dasein, welches sich denken läßt, aber man hatte doch wenigstens freie, frische Luft um sich und außerdem Stunde für Stunde die Hoffnung, daß sich die Situation unversehens beleben werde.

Ganz natürlich mußte ich mein Logis gemeinsam mit Freund Illie nehmen, denn das Haus hatte nur zwei Zimmer, von welchen eines das Ehepaar Zniatynski bewohnte, während das unsere eigentlich Absteigquartier des Gutsherrn war, wenn dieser seine Besitzung mit einem Besuche erfreute. Zwei höchst einfache, aber, nebenbei gesagt, sehr reine Betten, ein Tisch,

zwei Sessel, alles von Tannenholz ohne Anstrich oder Politur, füllten die eine Schmalseite des glatt weißgetünchten Gemaches, dessen übrigen Raum ein gewaltiger Ofen aus Mauerwerk und eine Holzbank mit dem Waschgeschirr in Anspruch nahm. Sonstiges Ameublement scheint man für überflüssig gehalten zu haben; wir waren übrigens der nämlichen Ansicht und befanden uns ganz wohl in dem kleinen Nest.

Unsere Hauswirte boten alles auf, was sie vermochten, uns den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen und, natürlich unter gewissen Vorbehalten, gelang ihnen dies auch, insofern es von ihrer Einwirkung abhing. Es war ein ganz sonderbares Paar, die Eheleute Zniatynski: er ein Vollblutpole, sie eine ditto Böhmin; wer sie aber näher kannte, mußte sich fast Gewalt anthun, um nicht an das entgegengesetzte Verhältnis zu glauben. Ein guter Fünfziger von gedrungener Gestalt, immer peinlich sauber in seinem Aeußeren, glich Pan Zniatynski seinem ganzen Wesen nach einem böhmischen Dorfschullehrer (alten Stils!) wie ein Tautropfen dem andern. Seine Gattin dagegen konnte das Epitheton „bessere Hälfte" einzig nur auf Grund uralten Herkommens beanspruchen. Sie hatte in den langen Jahren ihrer Ehe alle guten Eigenschaften, welche sie aus ihrem Geburtslande mitgebracht, gegen die zahlreichen minderwertigen ihrer neuen Heimat eingetauscht, ohne sich auch nur um eine einzige der besseren, die doch dort ebenfalls vorkommen, zu bereichern. Von erklecklicher Leibesfülle, dabei äußerst salopp, schien sie in dem Wasser als Reinigungsmittel ganz ausnehmend gefährliche Eigenschaften zu vermuten; auch anticipierte sie damals schon zum guten Teile die heute in der Damenwelt üblichen Frisuren, denn ihr nicht übermäßig reiches, fahlblondes Haar flog ihr auch an den windstillsten Orten wie vom Sturme gepeitscht um den Kopf. Er sprach das Deutsche gut, mit einem mehr böhmischen als polnischen Einschlag; sie dagegen hatte ihre Muttersprache total vergessen, polnisch nie ordentlich gelernt, das Deutsche immer nur radebrochen und sprach nun ein Kauderwelsch, welches selbst ihren sonst so ruhigen Gemahl oft genug zur hellen Verzweiflung brachte.

Es war nicht gerade beruhigend, zu denken, daß diese Dame

ganz allein dem internen Hauswesen vorstand und daher auch die Küche ausschließlich besorgte. Gleichwohl mußten wir in den sauren Apfel beißen und uns ihrer Kochkunst anvertrauen, wollten wir unsere Verköstigung nicht aus der Mannschaftsmenage besorgen. Denn im Dorfe selbst war natürlich absolut nichts zu haben; es bestand aus einem so elenden Konglomerat bäuerlicher Anwesen, daß dort nicht einmal ein Judenwirtshaus existierte. — Das will was sagen in Galizien! Wir schlossen also einen Kontrakt, der uns gegen Beistellung von Kaffee, Zucker, Fleisch und Kerzen für den Gesamthaushalt, welche Artikel der zum Einkauf der Menage für die Mannschaft täglich nach Uhnow abgehende Vorspannswagen besorgte, die komplette Verpflegung sicherte. Was wir dabei im Laufe der Tage für Erfahrungen machten, decke die Nacht des Schweigens. Schon ein Blick in die Küche mußte auch den Hungrigsten um den Appetit bringen. Mich trieb die Neugier, dies zu thun — hätt' ich's lieber bleiben lassen! Ich berühre gar nicht den Punkt der Reinlichkeit, dies ist Nebensache; aber wer nie die Myriaden Fliegen gesehen, welche in einer polnischen Küche auf dem Lande Platz finden, vermag sich auch keine Vorstellung von der Vermehrungsfähigkeit dieses Insektes zu machen. In ruhigen Stunden bedeckt es Wände, Geschirr, Geräte, kurz alles und alles so dicht, daß man zuerst meint, es sei dies alles rauchgeschwärzt; zur Zeit des Kochens aber kommt Leben in diese Patina, der ganze Schwarm hüllt die Küche förmlich in eine dichte Wolke, die nur dem Eingeborenen den Aufenthalt darin ermöglicht. . . . Wer nie sein Brot in Thränen aß — pah! wir besaßen so gut wie nichts von diesem letzteren Artikel, aber unser „Brot" hätten wir so gerne ohne Fliegen gegessen — doch dies wär' zu schön gewesen, es hat nicht können sein. Sehr bald war unser Hauptnahrungsmittel nur noch Kaffee, den wir selber bereiteten, dann Eier in der Schale und Erdäpfel „in der Montur", denn bei diesen Gerichten konnte man doch so ziemlich sicher sein, darin weder Fliegen noch Haare zu finden. Auch das hierlands unbekannte ungarische Gulyas, welches ich unter dem Vorwande nationaler Rarität durch einen Soldaten bereiten ließ, war oft unser Retter in der Not und machte verdientes Furore.

Eines Falles kann ich jedoch nicht umhin zu erwähnen; er ist typisch nicht nur für das kulinarische Gebaren in Zurawce, sondern noch für so manches andere, über die bescheidenen Grenzen dieses Gebietes hinaus. Gegen Ende Mai eröffnete uns beim Mittagstische der Oekonom, daß der Gutsherr, Pan Seredkiewicz, seinen Besuch für Ende der Woche angesagt habe. „Da mußt du etwas Gutes kochen, Mutter," apostrophierte er seine Gattin, „so etwas, was sich aufheben läßt. Ich weiß nicht, warum der Gutsherr keinen Tag bestimmt hat; man muß sich also vorsehen. Ich werde nach Belzec schicken, dort ist gestern ein Kalb geschlachtet worden, vielleicht bekomme ich einen Kalbsschlegel." —

Für uns bedeutete der Besuch des Gutsherrn eine willkommene Unterbrechung des trostlosen Einerlei, in dem wir unsere Tage fortschleppten, denn bei aller Liebenswürdigkeit unserer Wirte war ihr Intellekt doch nicht derart, als daß wir bessere Abwechslung nicht freudig hätten begrüßen sollen. Wir sahen also der Ankunft des „gnädigen Herrn" mit um so größerer Spannung entgegen, als im Hause wirklich Vorkehrungen bemerkbar wurden, die auf etwas Besonderes schließen ließen. Auch die Witterung schien der bevorstehenden Feierlichkeit günstig. Der seit einigen Tagen herabrieselnde Landregen hatte vor kurzem aufgehört und in dem raschen Umschwunge, der dortzulande den Witterungswechsel charakterisiert, einer fast tropischen Hitze Platz gemacht.

Am Abende des nächsten Tages — es war ein Donnerstag — promenierte ich mit Straka auf der Straße nach Belzec, als an der Lisiere des nahen Waldes ein Bauer auf einem Pferde sichtbar wurde, dessen ganze Attelage aus einem durch das Maul gezogenen Stricke bestand. In dem fußtiefen Sande der Straße ungeheure Staubwolken aufwirbelnd, trabte er emsig in der Richtung gegen Zurawce. Es war der Bote Zniatynskis, der mit dem Braten zurückkehrte. Doch erwies der biedere Ruthene dieser pièce de résistance des Empfangsdiners seines Gutsherrn nur geringe Achtung, denn er hatte den kostbaren Kalbsschlegel kurzweg an die langen Mähnen seines struppigen Gaules gebunden, um ihn so auf das bequemste in die Hofküche von Zurawce zu spedieren. Wir lachten herzlich über

diesen ingeniösen Transport und wünschten nur, daß dem Braten, bis er auf die Tafel kommen würde, nichts Aergeres begegne als der Staub, der ihn förmlich imprägnierte, und die Püffe, welche ihm die Vorderfüße des Gaules während des Trabens versetzten. Doch, dunkel sind des Geschickes Pfade; wir sollten an dieser unglückseligen Kalbskeule noch sehr Bitteres erfahren.

Der Gutsherr ließ auf sich warten; große Herren pflegen ja derlei zu lieben. Es wurde Freitag, er kam nicht, Samstag auch nicht. Der Oekonom wurde immer kleinlauter; ich aber sah mit Grausen dem Sonntage entgegen, überzeugt, daß wir, falls der Gestrenge an diesem Tage auch nicht käme, den nun mindestens 4 Tage alten Kalbsschlegel als Sonntagsbraten vorgesetzt bekommen würden. Doch ging der gefürchtete Tag ohne Gefährde vorüber, obwohl gewisse verzagte Reden Zniatynskis von „nicht mehr länger warten können" u. s. w. darauf hindeuteten, daß das „Gespenst" noch immer im Hause sei. Beunruhigt durch diese halben Worte, beschloß ich eine Untersuchung der in dem verwilderten Obstgarten befindlichen, schilfgedeckten Eisgrube, um mir Gewißheit über den fraglichen Fall zu verschaffen, da ich von der zweifellos richtigen Voraussetzung ausging, daß, wenn der ominöse Kalbsschlegel noch immer unter den Lebenden spukte, er doch sicher nirgends anders sein könne, als in der Eisgrube. Sie war leer, offenbar seit Jahren nicht benützt, daher auch zweifelsohne die Schlußfolgerung berechtigt, daß der gefürchtete Braten überhaupt nicht mehr existiere. Wohin er gekommen, ließ mich kalt, vielleicht hatten ihn die Fliegen gefressen; jedenfalls wären ihrer genug da gewesen, um auch in weit kürzerer Zeit mit ihm fertig zu werden; wir waren ihn los, und dies war die Hauptsache.

Gehoben durch diese Kombinationen gingen wir auch am Montag wohlgemut zu Tische; es war keine Rede weder vom Kalbsschlegel noch vom Gutsherrn, die Konversation bewegte sich in den gewöhnlichen, ewig wiederkehrenden Kreisen. Während wir uns aber nach dem zweiten Gange einer Art von schadenfrohem Behagen überließen, da geschah das Unglaubliche — der unglückselige Schlegel, der seit fünf heißen Sommertagen in der sogenannten „Speisekammer" neben der Küche gefault

hatte, kam nun gebraten auf den Tisch! Ein ekelhaft rotes, vom Knochen fallendes Stück Fleisch, dessen penetranter Geruch das Zimmer verpestete. Beim Anblicke dieses Monstrums konnte ich mich nicht enthalten, in ein schallendes Gelächter auszubrechen; so waren wir ihm also trotz alledem und alledem doch nicht entgangen. Bald aber nötigten mich die irrespirablen Gase, die dem „Braten" entströmten, für meine persönliche Sicherheit zu sorgen. Der arme Oekonom war ganz verdutzt und richtete vorwurfsvolle Blicke auf seine Ehehälfte; diese aber schien die Sachlage absolut nicht zu begreifen; nur allmählich wich aus ihren Mienen der Ausdruck selbstzufriedenen Triumphes, mit welchem sie den Braten serviert, dem ungeheuchelten Erstaunen über die Aufnahme, welche er gefunden. Doch genug! Das Diner war zu Ende — wir nahmen den Kaffee diesmal im Freien.

Endlich am Donnerstag abends kam der Gutsherr. Er war, wie mir schon sein Name verriet, ein Armenier, und von diesen gibt es keine anderen als solche „vom reinsten Wasser". Wir ließen von Uhnow kommen, was gut und teuer war; er seinerseits hatte einige Flaschen Wein mitgebracht, an denen er das Sprichwort demonstrierte, daß man in Galizien den Wein aus Schnapsgläsern und den Schnaps aus Weingläsern trinke. Wir waren deß zufrieden; für die Qualität seines Weines waren die kleinen Gläser, die er dazu mitgebracht, immer noch viel zu groß.

Nur zwei Tage lang täuschte Pan Seredkiewicz die Erwartungen, die wir mit seinem Besuche verbunden; nach seiner Abreise kehrte in unserem Stillleben wieder die frühere Oede ein, welche in den folgenden Wochen nicht durch den geringsten Vorfall unterbrochen wurde. Wie wir diese Zeit verlebten, kann ich heute weder sagen noch begreifen; genug an dem, wir brachten es am Ende doch zuwege ohne geistig oder körperlich Schaden zu nehmen. Weniger Glück hatte mein erster Compagnieoffizier, Oberlieutenant Hordt. Er war mit einem Zuge mutterseelenallein in Boranie peretoki, ohne eine andere Ansprache als den „Edelmann", bei dem er wohnte, einen hinfälligen Greis von sehr geringen geselligen Vorzügen, dem man außerdem mit

billiger Rücksicht auf die Dürftigkeit seiner materiellen Mittel, auch noch eine etwas weitgetriebene Oekonomie zu gute halten mußte. Es war gegen Abend eines der letzten Junitage, als ich vom Grenzstreckencommando den Befehl erhielt, unverweilt mittels Wagen nach Jastrzębica aufzubrechen, zugleich aber auch die Mitteilung, daß Oberlieutenant Hordt in Boranie peretoki irrsinnig geworden sei, mithin Lieutenant Straka das dortige Commando zu übernehmen habe.

Soll ich erst betonen, mit welchen Gefühlen ich diese beiden Neuigkeiten aufnahm. Brachte mir die eine die schon so lange ersehnte Ortsveränderung, so mußte das traurige Geschick meines langjährigen Kameraden mich tief erschüttern. Bei der großen Entfernung zwischen Zurawce und Boranie peretoki war ich seit unserer Trennung in Rawa außer aller Verbindung mit Hordt, der dienstlich an die viel nähere 2. Compagnie in Spassów gewiesen war. So fehlte mir auch über das Nähere seiner Erkrankung jede Nachricht und ich durfte mich der Hoffnung hingeben, daß eine Ortsveränderung die gestörten Funktionen bald wieder festigen würde. Allein die Sache war ernster; Hordt wurde nach Lemberg transportiert und starb ohne jemals wieder den Besitz seiner geistigen Kräfte erlangt zu haben.

Als mich später mein Dienst auch nach Boranie peretoki führte, fand ich es sehr begreiflich, daß man dort um den Verstand kommen könne.

Der Befehl zum Abmarsche von Zurawce bedingte sofortigen Aufbruch. Wir waren sämtlich allerdings hiezu bereit, unsere Vorkehrungen nahmen keine halbe Stunde in Anspruch, desto mehr Zeit erforderte die Aufbringung der immerhin zahlreichen Vorspannswagen; auch mußte die Rückkehr der noch ausständigen Patrouillen abgewartet werden, kurz es war schon die Dämmerung eingebrochen, als sich die Kolonne in Bewegung setzte.

Unser Bestimmungsort, der Mittelpunkt einer ausgedehnten gräflich Rénardschen Besitzung, lag an 70 Kilometer östlich von Zurawce am rechten Ufer des Bug in einer von Wäldern umgebenen Niederung, ungefähr 20 Kilometer südlich von Sokal und 12 Kilometer südöstlich von Krystynopol. Ueber Veranlassung und Zweck unserer Transferierung hatte ich nur vage

Vermutungen; von einem eigentlichen Grenzdienste in engerem Sinne konnte füglich keine Rede sein, denn Jastrzębica war gut 18 Kilometer vom nächsten Grenzpunkte entfernt und dieser lag bereits in der Sphäre der in Spassów und Radziechów stehenden Detachements. Meine Instruktion wies mich nur an, westlich gegen den Bug, nördlich bis Wola Komarowska und östlich über Korczyn hinaus zu streifen.

Unsere Fahrt ging über Uhnow, Belz nach Krystynopol, wo wir den Bug durchfurteten und dann über Pozdzimirz nach Jastrzębica. Obwohl die Behörden in diesen Orten hinsichtlich der Bereithaltung von Vorspannswagen avisiert waren, nahm die Fahrt doch die ganze Nacht in Anspruch und wir erreichten unser Ziel nicht lange vor Mittag.

Lieutenant Straka hatte die Kolonne schon in Krystynopol verlassen, um über Sokal nach Boranie peretoki zu gelangen.

Jastrzębica bot, seinem abschreckenden Namen (Geierneſt) zum Trotze, einen wohlthuenden Gegensatz zu dem bisherigen Grenzleben. Nirgends tritt dort das kulturbringende Deutschtum drastischer zu Tage, als in jenen Oasen kräftiger, zielbewußter deutscher Art inmitten galizischen Grundbesitzes, wo das bequeme Althergebrachte nur widerwillig dem, entschiedenes Eingreifen fordernden Neuen Raum gibt. Während, um nur ein Beispiel anzuführen, in Zurawce die Obstbäume buchstäblich von Raupen aufgefressen waren, auf den Feldern aber Pflüge von wahrhaft ägyptischer Provenienz verwendet wurden, deren jeder 4 Ochsen und 5 Arbeiter in Anspruch nahm [1]), sah man in Jastrzębica durchwegs reinliche, gutgehaltene Gärten, und zeitgemäßes Ackergerät auf den Feldern, die denn auch einen ganz anderen Anblick boten als jene.

Ein stämmiger Forstmann, der gräfliche Oberförster Eder, trat mit seiner jungen Frau grüßend aus dem netten steinernen Wohnhause und führte mich in ein Zimmer, das mich wieder daran glauben ließ, in Europa zu sein.

[1]) Zwei Personen (Mann oder Weib) führten das Zugvieh, eine lenkte den Pflug und zwei drückten während der Vorwärtsbewegung mit voller Wucht auf die Pflugschar, um sie nur halbwegs in den schweren Boden eindringen zu machen.

Die Wirtschaftsgebäude, das Gesinde, sogar der Hofhund und die Hühner, kurz alles war hier so ganz anders als — anderswo und strömte jenen erfrischenden Odem aus, der bei dem Besucher unwillkürlich das Gefühl breiter Behaglichkeit hervorruft. Und in der That, ich konnte mich voll in diese vertiefen. Gleich die erste, höchst wichtige Frage hinsichtlich meiner Verpflegung — denn auch in diesem Orte war keine Rede von einem menschenwürdigen Gasthause — erledigte der Oberförster durch Vorweisung eines Schreibens, in welchem Graf Rénard anordnete, alle Offiziere oder Beamte, die während der Dauer des Aufstandes auf einem seiner Güter anwesend sein würden, in jeder Beziehung als seine Gäste zu behandeln. In Gottes Namen also! Nach den etwas fragwürdigen Kompositionen der Dame Zniatynska durfte man sich es schon gefallen lassen, endlich einmal wieder, ohne vorausgegangene Suche nach Fliegen und Haaren, den Löffel sorglos zum Munde führen zu können. Mit einem Worte, ich befand mich sehr bald, und zwar ohne jeden philosophischen Einschlag, den ich in Zurawce sehr nötig gehabt, in einem Zustande wunschlosen Behagens, den bloß nur die Sorge drückte, daß er zu schön sei, um lange dauern zu können.

Wenige Tage nach meiner Ankunft traf auch der Ersatz für Oberlieutenant Hordt, beziehungsweise Lieutenant Straka, ein: Lieutenant Cziuk, ein Rumäne aus dem Banat und prächtiger Offizier in jeder Hinsicht; er hatte nur den einzigen Fehler, daß er ungeachtet seiner 22 Jahre doch schon im unbestrittenen Besitze einer vollkommen entwickelten Glatze war, wofür ihn ein prachtvoller braunroter Schnurr- und Backenbart sicher nicht schadlos halten konnte. Indes störte dies seinen unverwüstlichen Humor nicht im geringsten; wir paßten daher vortrefflich zusammen.

In dienstlicher Beziehung variierten wir virtuos das alte Lied: machten Streifungen, fanden nichts und streiften wieder. Es war, als ob es gar keine Insurgenten gäbe; wüßte aber auch wirklich nicht, was sie hier gesucht haben sollten. Dagegen wurden meine Zweifel über die Dauer unserer dermaligen Stationierung nur zu bald bittere Wahrheit. Es geht mir nun

ſchon einmal ſo mit meiner Divinationsgabe; was ich je befürchtete, iſt noch immer eingetroffen, das Gute aber nie. Auch hier ſo. Wir waren ſechs geſegnete Wochen in Zurawce, wo wir mit ebenſo vielen Tagen übrigens genug gehabt hätten; in Jaſtrzębica waren es knapp 14 Tage. Gegen Mitte Juli inſpizierte Oberſtlieutenant Baron Stentzſch den Poſten und kündigte zugleich an, daß wir uns bereit halten müßten, binnen kurzer Friſt eine neue Station zu beziehen.

Wie dies nun einmal Regel in der Welt, ließ das Unangenehme auch hier nicht lange auf ſich warten. Nur wenige Tage nach dem Beſuche des Grenzſtreckencommandanten hatten wir auch ſchon Befehl, mittels Wagen nach Tuturkowice abzurücken. Da half nun „kein Zittern vorm Froſt", wie die öſterreichiſchen Bauern ſagen, es mußte geſchieden ſein. Die gemütlichen Abende, nach gut beſetzter Tafel in anmutendem Geſpräche mit unſeren gebildeten und lebensfrohen Wirten — ſie gehörten nunmehr dem Erinnern an, während der Oberförſter unſere Fragen bezüglich der neuen Station mit bemerkenswerter Diplomatie umging.

Führte uns der erſte Dislokationswechſel 70 Kilometer von Weſten nach Oſten, ſo brachte uns der zweite etwa 45 Kilometer nach Nordweſten. Kurz nach Mittag wurde aufgebrochen. Der Weg führte über Sokal, einer Stadt hart am rechten Bugufer, die, obwohl ſie meiſt aus Bauernhäuſern beſtand, doch zur Ariſtokratie der dortigen Oertlichkeiten zählte und ſich viel darauf zu gute that, daß die zwei Längsſtraßen, aus denen ſie beſtand, ſogar Namen hatten: die Lemberger- und die Edle Gaſſe. Zwei kurze Quergaſſen, welche geradeswegs auf die Felder führten, trugen die Bezeichnung: Faule Gaſſe und Neugaſſe. Anſonſten zeichnete ſich die Stadt infolge des ſandigen Bodens durch auffallende Reinlichkeit aus und beſaß außer einem „Hotel" auch noch ein veritables Delikateſſengeſchäft, deſſen Beſitzer wir eben in der roſigſten Laune fanden. Ein durchgegangenes Huſarenpferd war vor kurzem in ſeinen Laden gedrungen und hatte dort alles kurz und klein geſchlagen, was zur Folge hatte, daß man jetzt, nachdem das hohe Aerar wohl oder übel das Seinige hatte thun müſſen, in dem geſchmackvoll reſtaurierten Laden

durchwegs nur frische, preiswürdige Ware fand. Pan Groth, der Kaufmann, versicherte, er wünsche sich gar keine anderen Kunden.

Bis die nötigen Wagen zusammengetrommelt waren, was in jeder „Stadt" immer weit länger dauert wie draußen am Dorf, war es fast Abend geworden, so daß wir erst bei Einbruch der Dunkelheit in die schier endlose Pappelallee einbogen, die in schnurgerader Linie zum „Schlosse" von Tuturkowice führt. Diese Alleen sind, wenigstens in Ostgalizien, typisch; man braucht gar nicht zu fragen; wenn in der Ferne die Pappeln auftauchen, dann kann man sicher sein, am Ende derselben den Edelhof zu finden.

In Tuturkowice wurden wir zwar erwartet, doch war das Schloß unbewohnt und wir fanden dort zu unserem Empfange nur den „Wataw", eine Persönlichkeit, die man ihrem Berufe nach in Wien unter der Rubrik „Hausmeister, Hausbesorger" zu finden gewohnt ist. Der Besitzer selbst wohnte in Sokal, hatte jedoch Auftrag gegeben, das ganze Haus zu unserer Verfügung zu halten. Mit dieser devotest vorgebrachten Erklärung führte uns der Wataw in ein ebenerdiges Gelaß, stellte den Leuchter mit der brennenden Kerze auf einen langen, schmalen Tisch aus blankem Fichtenholze und wünschte uns gute Nacht.

Wir waren so gut wie im Finstern; die qualmende Unschlittkerze warf ihren Schein nur auf einen Umkreis von kaum zwei Schritten, war daher gänzlich unvermögend die Dunkelheit zu durchdringen, welche fast fühlbar auf uns lastete. Ringsum sah man keine Wände, sie lagen außerhalb des Lichtkreises; auch der Plafond ließ sich nur an der Stelle gerade oberhalb des Leuchters in zweifelhaften Umrissen bestimmen. Dazu erfüllte ein höchst unangenehmer, an Moder gemahnender Geruch den ganzen Raum, dessen abnorme Ausdehnung wir aus der tönenden Resonanz unserer Schritte und dem Wiederhall jedes Wortes ermaßen.

Eine Rekognoscierung, die wir mit dem Leuchter in der Hand vornahmen, steigerte noch das Befremden, welches sich unwillkürlich unser bemächtigt hatte; sie führte uns über glatte Parketten an das Ende eines ungefähr 25 Schritte langen und

halb so breiten Saales, von dessen verhältnismäßig niedriger Decke mehrere Kronleuchter herabhingen. Ein Gesamtbild des Ganzen war bei der mangelhaften Beleuchtung nicht zu gewinnen; allem Anscheine nach befanden wir uns in einem Ballsaale und man wird es gewiß natürlich finden, daß wir lebhaft wünschten, tiefer in dieses Mysterium einzudringen. Rasch entnahmen wir also unseren Koffern den gesamten Vorrat an Stearinkerzen, den wir vorsorglich in Sokal für Wochen hinaus ergänzt hatten, und besteckten damit unter Beihilfe unserer Burschen die Kronleuchter. Aber auch jetzt, im Lichte von mehr als zwanzig Kerzen, accommodierte sich das Auge nur allmählich dem Düster des weiten Raumes und konnten wir wahrnehmen, daß es in aller Form ein Tanzsaal war, den man uns als Wohnung zugewiesen hatte, aber ein Tanzsaal so eigentümlicher Art, die sich wohl sehen und empfinden, schwer aber schildern läßt. Es war, als ob vor Jahren eine fröhliche Gesellschaft wie durch den Willen eines mächtigen Zauberers mitten im lustigen Reigen verschwunden wäre, oder die ruhelosen Seelen längst Verstorbener hier ihrer Lust gefrönt hätten, bis der Glockenschlag „Eins" sie wieder in ihre Gräber scheuchte.

Den Wänden entlang liefen rotgepolsterte Bänke, wie dies in Ballsälen üblich; wirr standen die sonstigen Sitzgelegenheiten umher und eine Anzahl Rohrsessel in der Ecke wies zweifellos die Stelle, wo bis zum letzten Moment die Musiker gesessen. An den dreiarmigen Wandleuchtern, wie auch an den Lüstern hingen noch die vom Staube und dem Zahn der Zeit zerfressenen künstlichen Blumen, mit welchen, wie die vielen überall vorkommenden gleichen Fragmente zeigten, der Saal geziert gewesen war. Verblichene Reste von Stoff, Bändern u. dergl. an den Nischen der Fenster, den großen, erblindeten Pfeilerspiegeln und den Stangen der Kronleuchter ließen noch jetzt erkennen, wie einst kundige Hände sich um die dekorative Ausschmückung des Festsaales bemüht hatten. Einen geradezu schaurigen Eindruck brachten die in den Fensternischen an Schnüren herabhängenden, reichverzierten Ampeln hervor. Sie dienten einst zur Aufnahme von natürlichen, haarfeinen Schlingpflanzen, die aber jetzt, längst verdorrt, dem Ganzen fast das Aussehen

von frisierten Totenschädeln verliehen und bei der leisesten Berührung in Staub zerfielen.

Was war da einst vorgegangen? Was mochten diese stummen Zeugen wohl zu erzählen haben? Welch grausiges Verhängnis hatte hier urplötzlich die Schatten des Todes über Lust und Freude glücklicher Menschen geworfen? Aber noch mehr — welchem dämonischen Einflusse sollte man es zuschreiben, daß an dieser Stätte des Eingreifens rätselhafter Gewalten in das frische, frohe Menschenleben, im Laufe von offenbar vielen Jahren, nichts gerührt wurde, daß man nie daran dachte, die Spuren des Unglückes auszutilgen, sondern alles so ließ, wie es in dem Augenblicke war, wo vielleicht die Thräne der Verzweiflung das fröhliche Jauchzen vollpulsierender Lebensluft erstickte?

Diesen und noch einem ganzen Rattenkönig anderer Fragen gegenüber erlahmte nicht nur der Geist, sondern sogar auch die lebhaft erregte Phantasie. Vergebens gelangten wir in unseren Schlüssen bis zu den gewagtesten Extravaganzen, das entwirrende Ende fanden wir doch nicht; nach wie vor blieben die Zeugen des großen Rätsels stumm, ja, es bedurfte wahrlich keiner krankhaften Einbildung, um sich glauben zu machen, sie grinsten uns höhnisch an im Bewußtsein ihrer Unnahbarkeit. Wir beide waren gewiß nicht gespensterssichtig und auch nicht entfernt romantisch veranlagt, aber wir brauchten gleichwohl eine Weile, bis wir uns wieder selber fanden und des erkältenden Eindruckes los zu werden vermochten, welchen dieses sonderbare Logis auf uns abgelagert. So viel aber war uns klar, daß wir nicht mehr als nur diese *eine* Nacht an dem unheimlichen Orte zubringen würden. Für den Augenblick ließ sich wohl nichts thun, aber am Morgen gedachten wir unter jeder Bedingung eine andere Unterkunft zu finden.

Nach einem kalten Imbiß, mit welchem wir uns ebenfalls noch in Sokal versehen hatten und einem beruhigenden Tschibuk, den ich meinem Lieutenant vorrauchte — er selber konnte den Tabak nicht vertragen — suchten wir unsere Lagerstellen auf. Letzteres ist wörtlich zu nehmen; denn da alle Lichter bis auf zwei gelöscht waren und der Tisch, welcher diese trug, fast in der Mitte des Saales stand, so hatten wir in der That eine

Art von Entdeckungsreise nötig, um zu unseren Betten in den Ecken an der Schmalseite des Saales zu gelangen. Diese Betten selbst verstärkten noch das Gefühl des Ungemütlichen bis zum Uebermaße. Offenbar erst im letzten Momente von weiß Gott wo herbeigeschleppt, versetzten sie uns fast gewaltsam ebenfalls in eine längstvergangene Zeit, in der sie gewiß als außerordentliche Prunkstücke bewundert wurden. Breite, massive, mit Vergoldungen und mythologischen Ornamenten überladene Möbel — aber ohne Bettzeug. Für mich hatte dieser Mangel allerdings nichts zu bedeuten, ich war vorgesehen; aber für den armen Cziuk konnten die Burschen momentan nichts anderes auftreiben, als einen jener großen Säcke, in welchen die Bauern das frischgemähte Gras von den Wiesen bringen. Mit Heu gefüllt gab dieser zwar eine hinreichend weiche, ihrer cylindrischen Form aber um so weniger stabile Unterlage, als sie für das Riesenbett viel zu klein war und daher in dem konstanten Bestreben, sich zu wenden, keinerlei Hindernis fand.

Abgesehen von den ingrimmigen Verwünschungen, welche Cziuk ausstieß, so oft er im Schlafe von dem Sacke auf die Bettbretter herabkugelte und dann im Finstern mühsam wieder suchen mußte ins Equilibre zu gelangen, verlief die Nacht ohne Störung. Doch ließ uns die Neugier keine Ruhe; wir konnten nicht erwarten, den Schauplatz unseres Abenteuers im Tageslichte zu sehen. Er bot uns wenig Neues mehr, nur nahm er sich nun etwas weniger geisterhaft aus, als bei der zweifelhaften Beleuchtung und unserer natürlichen Erregtheit abends zuvor. Noch während des Frühstückes citierte ich den Wataw und stellte ihm unter Vermittelung meines Feldwebels, eines geborenen Galizianers, alle jene Fragen, die sich aus den Erlebnissen der letzten 12 Stunden von selbst ergaben. Allein der Inquirent befand sich, wenigstens in diesem Betracht, im Stande der Unschuld: er wisse von allem nichts, habe auch keine Schlüssel zu den sonstigen Gemächern, doch würde jeden Augenblick ein Delegierter des Herrn von Olexinski aus Sokal erwartet, der gewiß alle unsere Wünsche erfüllen werde. Wir mußten uns also in Geduld fassen und konnten uns indes in unserem Heim ein wenig umsehen.

Das „Schloß", wie es hier genannt wurde, konnte eigentlich nur den Rang eines Landhauses beanspruchen, aber es war ein Stockwerk hoch und dies sicherte ihm hier, wo die Mehrzahl der adeligen Landsitze sich höchstens zu einem bescheidenen „Hochparterre" aufschwang, die aristokratischere Bezeichnung. Es bestand aus einem stockhohen Mittelbau von sechs Fenstern Front, an welchen sich beiderseits ebenerdige, zweifensterbreite Flügel anschlossen, deren einer den fatalen Ballsaal enthielt, während im anderen sich kleine Wohnpiecen befanden. Rückwärts des Hauses vermittelte ein hübsches, reinlich beschottertes Parterre den Uebergang zu einem, anscheinend parkartigen Garten.

Endlich, gegen 9 Uhr vormittags, fuhr der Abgesandte Olexinskis in den Hof. Er brachte alle uns noch mangelnden Ausstattungsstücke, Bett- und Tischwäsche 2c., vor allem aber die Aufklärung über das viele Geheimnisvolle, was uns seit unserer Ankunft umgab.

Pan Lapajowski, Wirtschaftsbeamter bei Olexinski — wie er sagte — war ein noch junger Mann von eleganter Tournüre und wirklich feinen Umgangsformen, der ein auffallend schönes Deutsch, fast ohne jeden Accent, sprach. An den Fragen, die uns so lebhaft beschäftigten, nahm er augenscheinlich nicht geringeren Anteil wie wir selbst; von ihm erhielten wir die lebensvolle Darstellung eines Familiendramas, welche uns tief erschütterte und die ich genau in derselben Weise wiedergebe, wie ich sie hörte.

Als im Jahre 1846 die Cholera in der hiesigen Gegend mörderisch wütete, war die ganze Familie Olexinski in Tuturkowice versammelt. Die Eltern des gegenwärtigen Besitzers, nebst dem ältesten Sohne und seiner Familie hatten dort ihren ständigen Aufenthalt, die übrigen Familienglieder waren aus ihren von der Seuche bedrohten Wohnsitzen mit Kind und Kegel zu den Eltern geflüchtet, weil dort seit Beginn der Krankheit noch kein einziger Ansteckungsfall vorgekommen war und die Besitzung daher gewissermaßen immun zu sein schien. Es waren also die Großeltern, Kinder, Enkel, Schwiegersöhne und Schwiegertöchter, nebst anderen Blutsverwandten, im ganzen 34 Personen in Tuturkowice anwesend, wo die Wohlhabenheit und Gast-

freiheit des Besitzers, sowie die Absicht, durch ein reges gesellschaftliches Leben dem moralischen Drucke der Seuche entgegenzuwirken, häufig auch die Bekannten aus den benachbarten Edelsitzen im fröhlichen Kreise vereinigte. Nur ein einziges Mitglied der Familie fehlte; Hendrjk, der jüngste Sohn des Hauses, war zum Abschlusse seiner Ausbildung noch auf Reisen und hielt sich zur Zeit in Belgien auf.

Da, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, zeigten sich während eines Festes zu Ehren des Hochzeitstages der Großeltern, die ersten Spuren der Seuche. Eines der Kinder, welches schon im Laufe des Tages über ein anscheinend geringfügiges Unwohlsein geklagt hatte, erkrankte unter den gefährlichsten Symptomen und war eine Leiche, ehe noch der eiligst aus Sokal herbeigeholte Arzt den thatsächlichen Ausbruch der Cholera konstatieren konnte. Wie natürlich hatte es nun mit allen Festesfreuden ein Ende. Die Gäste verließen in Hast den nun unheimlich gewordenen Ort, indes die Insassen, vor Schrecken fast gelähmt, alles Ersinnliche aufboten, um die Ausbreitung der Krankheit zu hindern. Die seither schon angewendeten Vorsichtsmaßregeln und Präservative wurden nun verdoppelt, mit großen Kosten ein eigener Arzt ständig ins Schloß berufen, kurz alles nur denkbar Mögliche versucht, das drohende Verhängnis zu bannen — umsonst! Erbarmungslos brach die furchtbare Epidemie Zweig um Zweig von dem stattlichen Baume, hielt der Tod seine grause Ernte. Bevor noch der abwesende Sohn aus der Ferne heimkehrte, lebte kein einziges Glied der zahlreichen Familie, welche vor kurzem noch Freude und Fröhlichkeit in Tuturkowice verbreitet hatte. Zwar war nicht versäumt worden, schon bei den ersten Anzeichen drohender Gefahr Hendrjk schleunigst nach Hause zu berufen — aber Eisenbahn und Telegraph standen damals noch in den Kinderschuhen; eine so weite Reise erforderte längere Frist, als der Würgengel zur Vernichtung so vieler Menschenleben bedurfte. Als der Unglückliche seine Heimat betrat, fand er sie leer, ausgestorben im nacktesten Sinne des Wortes, dagegen aber innerhalb des Dorffriedhofes einen kleinen, durch Flechtwerk abgegrenzten — mit 34 frischen Gräbern. Er war der einzige Ueberlebende und zugleich auch der letzte derer von Olexinski!

Es wäre thörichtes Beginnen, sich hier in einer Schilderung des Gemütszustandes Hendrjks verlieren zu wollen. Es kann auch der Gefühlsärmste mitempfinden, was solch ein Schicksalsschlag besagen will, sowie es auch nicht wundernehmen kann, daß der Vereinsamte in schwere Krankheit fiel, aus der er nach langem Siechtume, nur körperlich vollständig genesen, wieder erstand. Bei sonst intakt erhaltener geistiger Kraft blieb ihm ein — wenn der Ausdruck gestattet ist — morböser Verfolgungswahn, in welchem er seine Gesundheit für unausgesetzt gefährdet hielt und daher bei Tag und Nacht, auf Schritt und Tritt einen Arzt zur Seite haben wollte. Glücklicherweise gestatteten seine Mittel reichlich die Bestallung eines Leibarztes, dessen Stelle bei der robusten Gesundheit und dem chevalieresken Sinne des Dienstgebers, eine der angenehmsten Sinekuren gewesen sein mochte.

Dies der Hergang einer Familientragödie, wie sie wohl kaum ein noch so phantasiereicher Geist für einen Roman zu erfinden wagen dürfte. Hätten wir an der Wahrhaftigkeit unseres Berichterstatters zweifeln wollen — das einmütige Zeugnis aller, welche dies entsetzliche Bild der Vernichtung an sich vorüberziehen sahen, würde uns überzeugt haben. —

Olexinski zog sich nach der Katastrophe auf seine Besitzung in Sokal zurück. Ich hatte wiederholt Gelegenheit, mit ihm zu verkehren und fand einen feingebildeten, in mancher Beziehung sogar jovialen Mann von etwa 40 Jahren, der in keiner Hinsicht weder den Edelmann im besten Sinne des Wortes, noch auch den normalen, klaren Geist vermissen ließ — nur der Arzt folgte ihm wie sein Schatten, um den er sich sofort ängstlich umsah, wenn er ihn auch nur für einen Augenblick nicht in seiner unmittelbaren Nähe fand. Eigentümlich fiel es auf, daß es nicht im mindesten die Person des Arztes war, an die er sich so sehr attachierte, sondern einzig nur der Berufsmann. Als ich später einmal den Auftrag hatte, ihn nach Zolkiew abzusenden und sein Arzt ihn nicht begleiten durfte, nahm er ohne weiteres mit dem ihm ganz fremden Militärarzte vorlieb.

Von ganz absonderlicher Rückwirkung war das eben geschilderte Familiennachtstück auf die Besitzung Tuturkowice selbst.

Daß Olexinski nach allem, was geschehen, wenig Vorliebe für diese haben konnte, wird man begreiflich finden, trotz alledem erscheinen die Verfügungen ganz ungewöhnlich, die er hinsichtlich derselben traf. Noch vor seiner Erkrankung hatte er angeordnet, daß im Schlosse alles unberührt bleibe, so wie er es gefunden; nach seiner Genesung verschärfte er diese Weisungen, indem er ihnen unbeschränkte Dauer gab. Niemand durfte jemals wieder in dem Schlosse wohnen, niemand die Zimmer betreten, gleichviel in welchem Zustande sie sich befänden. Selbst die im flachen Lande von Galizien so hoch gehaltene Gastfreundschaft mußte Halt machen an den Grenzen dieser, dem Vergessen und dem Verfalle geweihten Stätten. Nicht einmal einem Verwalter oder Oekonomen wurde der Aufenthalt gestattet; nur der Wataw, welcher ein abseits gelegenes Häuschen bewohnte, blieb dort zur Beaufsichtigung der Feldarbeiter und der Liegenschaften. Auch war alles untersagt, was zur Instandhaltung oder Wohnlichmachung von Haus und Anwesen dienen konnte.

So war es geblieben vom Jahre 1846 bis 1863. Wir waren die ersten, denen sich nach 17 Jahren die so lange verschlossen gebliebenen Pforten wieder öffneten; wir konnten uns denn auch nicht weiter wundern über das, was wir gefunden hatten und noch finden sollten. Daß der Ballsaal seiner Zeit das erste Objekt war, welches man abschloß, ohne sich weiter um ihn zu kümmern, leuchtet ein; ebenso daß man uns gerade diesen Raum für die erste Unterkunft anwies; man setzte eben ganz richtig voraus, daß er unter den obwaltenden Verhältnissen noch der sanitär geeignetste sei.

Wir sollten uns hiervon bald selbst überzeugen.

Die Erzählung Lapajowskis hatte in unserem Appartement, im Ballsaale stattgefunden; nun forderte er uns zu einem Rundgange durchs Schloß auf, um ein passenderes Lokal zu finden. Wir brachen also auf; unser Führer ebenso erregt wie wir, denn auch er hatte diese Räume noch nie betreten.

„Aber wollen wir vorher nicht einen Tropfen Kontuszowka nehmen," meinte Lapajowski, „es dürfte uns vielleicht gut thun." Dies war ein Vorschlag, der in Galizien nie refusiert wird; wir folgten ihm daher willig und entnahmen

der von Herrn Olexinski gesendeten Flasche einige „Tropfen", wie sie glücklicherweise unser Herrgott nie, selbst im größten Zorne nicht, als Regen auf die sündige Erde fallen läßt. Die polnischen Tropfen sind eben nicht kleiner.

„Vielleicht möchte auch eine Cigarre ‚nicht ohne' sein," reichte Lapajowski sein Etui herum, „man kann nie wissen, zu was etwas gut ist."

Nun ging's hinauf in den ersten Stock. Ueberall der undefinierbare Geruch längst verlassener Räume, vermischt mit unverkennbaren Moderdüften.

Unser Führer öffnete die erste Thür — wir standen sprachlos, er selbst nicht minder: Ein mäßig großes, zweifenstriges, mit etwas altmodischer Eleganz möbliertes Zimmer. In einer Ecke ein Bett mit weißem Linnen in einem Zustande, als hätte es der Kranke erst vor kurzem verlassen. Auf dem Nachttischchen verschiedene Requisiten: ein Trinkglas, natürlich jetzt ohne Wasser, aber die Pulverschachteln, leeren Pulvercouverts und die Oblaten rings umher ließen keinen Zweifel über den Dienst, den es zuletzt zu leisten hatte. Dazu Medizinflaschen von allen Größen, silberne Kaffeelöffel, dann eine Menge von anderem Gerät, dessen Bestimmung unschwer zu erraten, kurz das lebloſe Requisit eines herzbrechenden Dramas, dessen Schauplatz vor 17 Jahren dieses kokette kleine Zimmer war.

Ich schweige von der Atmosphäre, die uns umfing, im stillen aber segnete ich Pan Lapajowski ob seiner Idee puncto Kontuszuwka und Cigarren.

Die nächsten Zimmer sahen wir uns nur von der Schwelle aus an, sie glichen dem ersten bis ins Detail; es war aber schon an dem einen mehr als genug, um Appetit und Humor gleich schwer zu schädigen. Nicht um die Welt hätten wir in diesen Räumen unseren Wohnsitz aufschlagen wollen.

Es blieben also nur noch die ebenerdigen Lokalitäten. Dort fanden wir dem Ballsaale gegenüber und auf den Flur mündend ein Zimmer, welches in restringiertem Maße wohl ähnliche Attribute wie jene in der Bel-Etage enthielt, aber es hatte den großen Vorteil, vollständig isoliert zu liegen, und außerdem war es auch das letzte, was uns noch zur Wahl stand.

Wenn auch nicht so elegant wie jene oben, war es doch recht komfortabel eingerichtet, offenbar einst ein Fremdenzimmer; zwei Betten, genau in dem Zustande wie die im ersten Stocke, auch Pulverschachteln und Oblaten — aber nach gründlicher Lüftung und Restauration nahmen wir schließlich doch davon Besitz.

Eigentümlich war, aber nichts weniger als einladend, daß, sowie die Fenster geöffnet wurden, ein dichter Fliegenschwarm ins Zimmer drang und nicht mehr daraus zu vertreiben war. Mochte man sie auch bis auf die letzte verjagt haben, sowie ein Fenster auch nur ganz kurze Zeit offen stand, waren sie auch alle wieder da, obwohl weder eine Küche, noch ein Stall in der Nähe war. Nur die vollständige Verfinsterung des Zimmers schützte vor ihren zudringlichen, ekelhaften Angriffen. Zum Glücke hatten wir ausgezeichnetes Wetter und konnten daher den größten Teil des Tages im Freien, beziehungsweise auf dem Parterre hinter dem Hause zubringen, von wo man auch der erquickenden Aussicht auf den Garten genoß.

Näher besehen barg auch dieser unter seinem üppigen Grün eine Enttäuschung, aber was man dort fand, stimmte so harmonisch zu dem, was wir bereits von Tuturkowice gesehen, daß es vielleicht noch weit mehr und unangenehmer überrascht hätte, wäre es anders gewesen. Das ertötende Verdikt des letzten Olexinski hatte sich auch auf das erstreckt, was die Natur geschaffen und Menschenhand nur verbessert hatte. So wie im Hause, war auch im Garten alles dem Verfalle überlassen worden. Dichte Vegetation bedeckte nun die einst sauber gehaltenen Wege; Bäume und Sträucher wucherten wild durcheinander und bildeten an vielen Stellen wahrhaft dschungelartige Dickichte. Nur mühsam konnte man durch diese Pflanzenwirrnis vorwärts kommen, welche während der langen Jahre des Verlassenseins, die Tierwelt als unbeschränktes Territorium usurpiert hatte. Bei jedem Schritte verfing sich der Fuß in dem dichten Gewirre von Schlingpflanzen, raschelte es unheimlich ringsum im Gebüsche, stiegen Schwärme von Mücken empor.

Zwei, einst gewiß sehr anmutende Kioske von Birkenstämmen lagen nun in modernden Trümmern. Wehmütig stimmte der Anblick eines weiten Bassins mit einer Gruppe

lebensgroßer mythologischer Figuren, von welchen früher gewiß kunstvolle Wasserstrahlen in einen von Goldfischen bevölkerten Teich niederplätscherten. Nun war dieser statt des klaren Wassers mit einem Chaos aller erdenklichen Gewächse gefüllt, die Göttergruppe unter einer dicken Schicht von Moos und Gras kaum mehr zu erkennen; selbst ein Birkensamenkorn hatte im Laufe der Jahre dort Platz und Nahrung gefunden, sich zu einem stattlichen Baume zu entwickeln.

Und so traf das Auge überall, wohin es sich auch wenden mochte, nicht das Bild der Zerstörung, sondern das weit niederdrückendere des Verfalls, der Verwesung. Hypochonder durfte man nicht sein, um hier auch nur kurze Zeit zu hausen; für nervöse oder zartbesaitete Naturen aber wäre der Aufenthalt nicht minder verderblich geworden, wie jener in Boranie perotoki für den armen Hordt. Glücklicherweise wußten wir nichts von alledem. Zugleich mit der Befriedigung einer gewiß verzeihlichen Neugier, die uns zu allerlei „Forschungen und Entdeckungen" trieb, war auch die liebe Gewohnheit in ihr Recht getreten, so daß wir uns bald, und zwar nicht bloß nur relativ, wohlbefanden. Allerdings mußten wir täglich morgens ein ganz respektables Wacholderfeuer in unserem Wohnzimmer anzünden, um den unsagbar widerlichen Geruch auszutreiben, der immer wieder von neuem entstand, wie oft man ihn auch ausräucherte; aber wir benützten das Zimmer ja ohnehin fast nur zum Schlafen.

Auch für unsere leiblichen Bedürfnisse war nicht übel gesorgt. Wir hatten prächtige Milch zu unserem Morgenkaffee, den wir in eigener Regie erzeugten; die Küche besorgte die Frau des Wataw, welche eine gar nicht zu verachtende Köchin gewesen wäre, hätte sich ihre Kunst über etwas mehr erstreckt, als auf die Verwertung des landesüblichen Buchweizen (Heidengrütze, Kascha). Darin war sie virtuos. Ein Mittagessen ohne mindestens zweimal Kascha gab es überhaupt nicht; ja, bei unserem ersten Diner brachte sie es zuwege, das ganze Menu — Rindfleisch ausgenommen — aus den gewagtesten Kompositionen dieses geschmacklosen Gemüses herzustellen. Nun, da mußte denn wieder die ungarische Nationalküche aushelfen, auch hatten wir ja Hühner ad libitum zur Verfügung.

In unseren dienstlichen Verhältnissen änderte sich auch hier so gut wie nichts; wir suchten noch immer Insurgenten, die — wenigstens für uns — nicht da waren. Wohl hörte man von Insurgentenbanden und Gefechten knapp an der Grenze in der Strecke Belzec-Krakau; auch bei Brody waren Zusammenstöße zwischen Russen und Aufständischen vorgekommen, nur bei uns blieb alles still. Wir waren zwar auch nur 3 Kilometer von der Grenze entfernt, aber dort bildete sie der Bug, sie war daher für Uebergänge nicht geeignet.

Nahezu vier Wochen hatten wir in dem großen Leichenhause zugebracht, bis es endlich den Anschein gewann, als wolle die polnische Weltgeschichte auch bei uns ein etwas lebhafteres Tempo einschlagen. Einzelne Gerüchte über bevorstehende Grenzüberschreitungen nach Volhynien, in der Gegend von Miljatin, waren schon seit mehreren Tagen im Umlaufe, aber derlei war schon öfter dagewesen ohne sich zu bewahrheiten, so daß wir auch jetzt wenig Gewicht darauf legten. Wider Erwarten wurde es aber diesmal ernst. Gegen Mitte August brachte ein Ordonnanzreiter[1]) des 2. Husarenregiments aus Belz den Befehl, ohne Zeitverlust nach Szarpance abzugehen und dort, im Vereine mit dem in Luczyce stationierten Zuge des erwähnten Husarenregimentes unter Oberlieutenant Graf Szirmay, eine Insurgentenbande in Empfang zu nehmen, welche am Vortage von den Russen unweit der Grenze geschlagen wurde und voraussichtlich nach Galizien zurückkehren dürfte.

Also doch einmal etwas Greifbares an Stelle der ewigen Suppositionen. Wir hatten nun um 30 Kilometer weiter nach Osten zu rücken; der Weg ging abermals über Sokal, wohin ich vorausfuhr, um die Vorspannswagen bereitzustellen und mich womöglich über den mir ganz unbekannten Stand der Dinge zu orientieren. Lieutenant Cziuk verließ Tuturkowice gegen 3 Uhr nachmittags.

In Sokal fand ich alles in ungewöhnlicher Erregung. Es war das erste in der Nähe der Stadt vorgefallene Gefecht, und

[1]) Der dienstliche Verkehr mit den einzelnen Detachements wurde nur mittels Infanteriepatrouillen oder durch „Briefordonnanzen" des 2. Husarenregiments unterhalten.

läßt sich denken, in welcher Weise dasselbe aufgebauscht und kommentiert wurde. Man konnte da wahrhaft haarsträubende Einzelheiten erfahren und von Heldenthaten erzählen hören, gegen welche die Heroen aller Zeiten in das Nichts versanken. Selbstverständlich war nicht daran zu denken, aus diesem Wust von Ungeheuerlichkeiten auch nur ein Körnchen Wahrheit herauszufinden.

Herr v. Olexinski, den ich zufällig traf, versicherte, man wisse von der ganzen Sache nur so viel als bestimmt, daß in der Gegend von Luczyce ein Gefecht stattgefunden habe, in welchem die Insurgenten große Verluste erlitten und zersprengt wurden. Daß sie nach Galizien übertreten würden, sei sehr wahrscheinlich, doch könne niemand angeben, wo dies geschehen werde. Ich fand letzteres sehr natürlich, da es im Grunde doch nur die Russen waren, welche diesen fraglichen Punkt indirekt zu bestimmen hatten. Als Olexinski erfuhr, daß ich nach Szarpance bestimmt sei, sagte er: „Da kann ich Ihnen nur gratulieren; Sie werden da eine ebenso achtbare, wie liebenswerte Familie kennen lernen. Der Eigentümer, Herr Osmulski, war ehemals Offizier, wurde in der Ingenieur-Akademie zu Wien erzogen und hat im Geniecorps bis zum Oberlieutenant gedient. Leider kommen Sie aber jetzt in ein Haus der Trauer, denn ich habe soeben Nachricht erhalten, daß der Bruder der Frau in dem vielbesprochenen letzten Gefechte gefallen sei."

Ich war nicht sehr erbaut von dieser Ergänzung des anfänglich sehr angenehmen Berichtes. Abgesehen von dem mäßigen Vergnügen, von einem Trauerhause in das andere zu kommen, mochte man auch der Sache wie ferne immer stehen, war es jetzt das erste Mal, daß ich in einem Edelhofe mit der Familie des Hausherrn leben sollte; da konnte es gewiß nicht erwünscht sein, wenn zu den Schwierigkeiten des Verkehrs, welche die dienstliche Stellung mit sich brachte, auch noch der lähmende Einfluß eines frischen Todesfalles kam. Indes mußte die Situation so genommen werden, wie sie eben lag; ich wartete nur das Eintreffen der Compagnie ab, um die Fahrt nach Szarpance fortzusetzen, wo wir zwischen 7 und 8 Uhr abends eintrafen.

Man kann sich einen Begriff von der Geheimhaltung unserer Dispositionen und dem vorzüglichen Nachrichtendienste auf polnischer Seite machen, wenn ich sage, daß die Transferierung meiner Compagnie nach Szarpance, welche vier Stunden nach Erhalt des Befehles effektuiert war, dort in solcher Raschheit bekannt wurde, daß man nicht nur mein Einrücken auf die Stunde kannte, sondern im Hause Osmulskis auch noch Zeit fand, einen solennen Empfang vorzubereiten. Am Vorplatze des, auf einer gegen die Straße etwas steil abfallenden Terrainwelle gelegenen Hofes, warteten unser die künftigen Hauswirte, uns nach polnischer Sitte das ganze Haus in zuvorkommendster Weise zur Verfügung stellend. Er ein stattlicher Mann an den Vierzigen, der sich seine militärische Jugend bewahrt hatte, sie eine überaus zierliche Erscheinung zwischen zwanzig und dreißig, deren tiefschwarzes Haar nicht auf die Polin schließen ließe, hätten nicht die Gesichtszüge und das ganze Gehaben hierfür den schlagenden Beweis erbracht. Osmulski sprach natürlich deutsch ohne jeden Accent; auch seine Gattin war dieser Sprache ausreichend mächtig, nur stand sie mit den zusammengesetzten Hauptwörtern, den unregelmäßigen Verben und dem Unterschiede zwischen „ie" und „ei" beharrlich auf dem Kriegsfuße. Sie sagte ebenso leicht „Kopfschmerz, wie Schmerzkopf"; „Liebe, wie Leibe", und konnte ungeachtet zahlloser Korrekturen ihres Eheherren sich nicht daran gewöhnen, daß gewisse unregelmäßige Zeitwörter die Stammsilbe „ie" des Präsens, im Perfektum in ein „o" verwandeln, wie z. B. sieden, schießen u. s. w., andere aber wieder nicht. Es kamen da die greulichsten Wort- und Satzbildungen zu Tage, die aber weder den Ernst, noch die Ergiebigkeit ihrer Konversation beeinträchtigten, im Gegenteile derselben einen eigenen Reiz verliehen. Es läßt sich jedoch leicht ermessen, welch außergewöhnliche Anforderungen der Verkehr mit ihr an die Wohlerzogenheit des Zwerchfelles der Hörer stellte.

Beim Eintritte in das Haus fanden wir eine reich besetzte Tafel, an der außer dem Oberlieutenant Grafen Szirmay auch noch Graf Komorowski aus Luczyce und der als nationaler Dichter bekannte Besitzer von Machnow (bei Zurawce) Herr v. Korzeniowski als Gäste teilnahmen. Mein anfängliches Be-

fremden über diese ganz unmotivierte Feier unseres Einzuges wurde, wie man sehen wird, sehr bald behoben, weniger aber mein Erstaunen darüber, daß unserer Ankunft ein genauer Bericht über meine bisherigen Dienste an der Grenze, ja sogar über meine Charaktereigenschaften vorangegangen war. Daß zwischen den Juden aller Kronländer in pekuniärer Hinsicht ähnliche Freimaurerverbindungen bestehen, war mir bekannt. Als unser Regiment 1859 aus Italien nach Troppau und von dort nach Lemberg in Garnison kam, hatten die dortigen Juden, beziehungsweise die „Geldgeber" schon ganz genaue Berichte über die Kreditfähigkeit jedes einzelnen Offiziers in Händen, daß man sich aber in Galizien, während der Grenzbewachung, auch über die moralischen Potenzen der Detachementscommandanten auf dem Laufenden zu erhalten wußte, war mir neu.

Während des Soupers berührte die Konversation nur ganz allgemeine Themen; des Aufstandes wurde fast gar nicht gedacht; mit um so größerer und gar nicht angenehmer Spannung sah ich dem Momente entgegen, in welchem notwendig des Todesfalles in der Familie des Hauswirtes gedacht werden mußte. Graf Komorowski, ein schöner Greis mit silberweißem Haar und Bart, brachte endlich, als Senior der Tafelrunde, dieses bisher gemiedene Thema durch den teilnahmsvollen Hinweis auf die gedrückte Stimmung der Hausfrau zur Sprache. Allerdings war die Dame, an deren Seite mir der Ehrenplatz zu teil geworden, bisher sehr einsilbig gewesen; man sah deutlich, wie sie sich Zwang anthat, an der Unterhaltung teilzunehmen, aber ungeachtet dessen konnte ich mehr als einmal bemerken, wie sie sich der Thränen nicht zu erwehren vermochte. Daß diese nach den Worten Komorowskis nun unaufhaltsam flossen, ist begreiflich, weil natürlich; für mich aber war damit auch der Augenblick gekommen, wo ich meine zuwartende Haltung aufgeben und ins Gefecht treten, das heißt, als unmittelbarer Nachbar und Ehrengast, der schönen Leidtragenden Trost und Teilnahme widmen mußte.

Es ist dies unter allen Umständen eine sehr mißliche Aufgabe, wenngleich es auch Fälle geben mag, in denen sie zur beneidenswerten und vielbeneideten wird. Ich konnte mich dessen

wohl nicht erfreuen und ging mit gerechtfertigtem Zagen daran, einer Dame Troſt zu ſpenden, die ich kaum eine Stunde lang kannte, von deren ſonſtigen Verhältniſſen aber ich abſolut nichts wußte. Ich brachte alſo alle bei ähnlichen Gelegenheiten anwendbaren Gemeinplätze ins Treffen, deren mir wohlbewußte Schalheit ich glücklicherweiſe durch Epiſoden aus meiner eigenen Erfahrung zu lindern vermochte. Indem ich ihr vorſtellte, daß lange nicht alle Toten der erſten Verluſtliſten auch wirklich alle tot ſeien, konnte ich darauf hinweiſen, daß auch ich nach der Schlacht von Magenta als „vermißt" aufgeführt wurde, während ich doch dieſe Nachricht erſt 10 bis 12 Tage ſpäter, ganz wohlbehalten im Café militare zu Verona aus dem „Fremdenblatt" erfuhr.

Obwohl meine Ausführungen Frau Osmulska keineswegs überzeugten, da ihr, wie ſie ſagte, leider nur allzu beſtimmte Nachrichten zugekommen ſeien, ſo weckte meine Suada doch auch ihre Mitteilſamkeit, und ich hörte nun, daß ſie von einem Flüchtlinge, welcher Zeuge des Todes ihres Bruders geweſen, ſolche Einzelheiten erfahren habe, die ihr keine Hoffnung mehr ließen. Ich dagegen ſah ſchon, noch ehe die ſehr mit Thränen gewürzte Erzählung ihr Ende fand, daß die Arme in die Hände eines jener hochſtapelnden Schlachtenbummler geraten war, deren es nicht allein nur unter den Polen gibt. Meine wirklicher Ueberzeugung entſtammenden Hinweiſe, daß es einem Manne, der in ſo verzweifelter Situation geweſen, wie ihr Berichterſtatter angab, platterdings unmöglich ſein mußte, derlei Details wahrzunehmen, ſchien endlich Eindruck auf die ſchöne Trauernde zu machen. Mich ſelbſt begeiſterte die trotz allem ſehr anregende Konverſation zu der pyramidalen Renommage: „Gnädige Frau, glauben Sie mir, Ihr Bruder iſt ſo wenig tot wie Sie und ich. Ich freue mich ſchon, wenn morgen unſere Patrouillen von der Suche an der Grenze zurückkommen werden, Ihnen Ihren Herrn Bruder unverſehrt präſentieren zu können."

Das war nun wohl „etwas ſtarker Tobak" — aber, ich hatte ja nichts zu riskieren und derlei Worte nimmt man am Ende nicht ſo genau. Mittrauern und kondolieren konnte ich unter allen Umſtänden morgen noch immer, für heute aber trug

mir meine „Kühnheit" einen warmen Händedruck und einen Dankesblick aus den nachtdunklen Augen, in dem eine ganze Welt lag. Man glaubt ja so gerne, was man wünscht; wer könnte es also dieser armen jungen Frau verargen, wenn sie sich — momentan wenigstens — halb und halb von Sophistereien gefangen nehmen ließ, die ihr aus der Seele sprachen.

Als wir ziemlich spät uns trennten, brachte Frau Osmulska noch eine größere Photographie, ein Gruppenbild, welches zwei kleine Mädchen vorstellte, die sich an einen zwischen ihnen sitzenden schönen schwarzbärtigen Mann anschmiegten.

„Ich habe Ihnen, Herr Hauptmann" — erläuterte die Dame — „heute meine beiden Töchter nicht zeigen können; die Kleinen sind natürlich schon zu Bett; aber wenigstens im Bilde möchte ich sie Ihnen vorstellen. Diese, die kleinere, ist unser Nesthäkchen, Henriette (den polnischen Kosenamen, den sie gebrauchte, habe ich mir nie eigen machen können), die größere heißt Helka (Helene), ist aber nur um zwei Jahre älter."

„Ah, danke bestens ... sehr nette liebe Kinder, sehr schön, in der That ... ganz natürlich. ... Aber — dieser Herr mit dem Barte ... der soll doch nicht den Papa vorstellen?"

„Ach nein, das ist mein Bruder Johann, eben der, welcher ... Sie wissen ja ..."

Ja, ich wußte genug, ohne jeden weiteren Kommentar und nahm freundlichsten Abschied für die Nacht, nicht ohne kleine Gewissensbisse hinsichtlich der Trostesworte, welche ich gebraucht und die der kommende Tag wohl kaum einlösen dürfte.

Die Gemächer, welche mein Lieutenant und ich bezogen, waren zwei kleine separierte Mansarden in der gegen das Dorf gewendeten Giebelseite des Hauses. Das niedrige Fenster in jeder derselben gewährte einen freien Ausblick über die tiefer liegenden Küchengärten des Ortes, der nur durch einen Fahrweg von dem Edelhofe getrennt war.

Meiner Gewohnheit nach ein Frühaufsteher, war ich am nächsten Morgen, als noch alles rings im Schlafe lag, eben im Begriff das Fenster zu öffnen, um meinen Tschibuk in die taufrische Landschaft hinauszurauchen, als ich durch die Spalten der

einfachen Percalvorhänge weit unten in den letzten Gärten eine dunkle Gestalt erblickte, die, behutsam über die Zäune steigend, dem Hofe sich näherte. Selbstverständlich blieb ich nun regungslos in meinem Lugaus, mit großem Interesse eine Scene verfolgend, die eine blitzartige Ideenassociation in Kontakt mit dem Gesprächsthema vom gestrigen Abende brachte.

Vorsichtig äugte der Schwarze hinter jedem Zaune, ehe er, jede Deckung ausnützend, zum nächsten vorging; es war in der That meisterhaft, wie er die reglementaren „Vorschriften über gedeckte Annäherung" in die Wirklichkeit übersetzte. Noch aber war es mir nicht möglich geworden, die Gestalt ganz zu erfassen; immer verdeckte das Laubwerk gerade den oberen Teil der Figur, so daß ich bestimmt nur erkennen konnte, daß es ein dunkelgekleideter, barfußgehender Mann sei, der ein Paar hohe Röhrenstiefel in der Hand trug. Endlich beim vorletzten Zaune mußte er sich ganz geben und was ich schon seit Anfang vermutet, gehofft, gewünscht — es war richtig; der Mann, den ich seit einer halben Stunde nicht aus dem Auge ließ, er war es — er war der „tote Bruder Johann". Wie gut war es, daß mir Frau Osmulska gestern noch im letzten Momente die Photographien ihrer Töchter zeigte! — O diese Weiber!

Soll ich des Näheren schildern, aus wie vielen Gründen mich diese Entdeckung so froh stimmte, daß ich mir fast die Hände wund rieb vor Freude? Ich denke nicht. Wer das Herz dort hat, wohin es gehört, der braucht keine Erklärung, und der sie braucht, dem hilft sie nicht.

Doch ich durfte meine Beobachtungen nicht unterbrechen, am wenigsten jetzt, wo die Entwicklung unmittelbar bevorstand. Also Bruder Johann pirschte sich noch bis zum letzten Zaune vor und war nun fast unter meinem Fenster angelangt; von dort warf er zuerst Erdschollen über den Fahrweg in den Hof und rief dann mit gedämpfter Stimme: „Mihalko, Mihalko!" — Das war weniger klug; denn, war so große Vorsicht, wie er sie aufwandte, bei der Annäherung notwendig, so mußte so nahe am Ziele das Rufen unbedingt vermieden werden. Mihalko, der Knecht, war auch ganz der gleichen Ansicht; er telegraphierte mit Händen und Füßen: Vorsicht! — legte die eine Hand auf

den Mund und deutete mit der anderen vielsagend nach meinem Fenster. Pan Johann begriff, kroch auf allen vieren den Zaun entlang bis zu den Ställen und verschwand bald im Innern des Hofes. — Mir war ein Stein vom Herzen!

In die weitere Entwicklung dieser Familienangelegenheit unmittelbar einzugreifen, lag nicht in meinem Plane; ich wollte sehen, wie man sich mir gegenüber verhielt. Nach dem Frühstück — ich erzeugte unseren Kaffee auch hier in eigener Regie — war die Hausfrau noch nicht sichtbar, der Hausherr ließ sich nichts merken und that ganz unbefangen; ich mußte also warten. Allmählich rückten meine Patrouillen ein, die noch abends vorher ihre Instruktionen erhalten hatten. Sie brachten eine Anzahl von Insurgenten, welche sie in verschiedenen Verstecken noch schlafend überraschten. Ich rief einige der intelligenter aussehenden heran und frug sie nach dem Schwager Pan Osmulskis; alle antworteten mit einer scheinheiligen Leichenbittermiene: „O, der ist tot.“ Wahrscheinlich glaubten sie, ich fahnde speziell nach diesem, als einem besonders gravierten Individuum.

Nach Beendigung der dienstlichen Geschäfte, das ist der Absendung der Gefangenen zum Bezirksgerichte nach Sokal, fand ich unsere Hauswirte im Salon; ihn wohlgemut, sie dagegen tragierte tiefe Schwermut, was ihr aber nicht besonders gelang; offenbar war wenigstens sie, über mich nicht ganz im reinen und mochte wohl dafür sein, die Anwesenheit des „Toten“ geheim zu halten, um ihn bei günstiger Gelegenheit anderswo unterzubringen. Aufrichtig gestanden ärgerte mich dies. Wenn ich auch bald einsah, daß meine Hauswirte nicht unrecht hatten, wenn sie sich einem Unbekannten, und sei er auch Offizier, nicht blindlings auslieferten, so bäumte sich doch mein Soldatengefühl dagegen auf, auch nur vorübergehend so sbirrenhafter Instinkte verdächtigt zu werden. Ich konnte mir eine kleine Rache nicht versagen.

„Nun, gnädige Frau, haben Sie keine Nachrichten erhalten?“

„Keine besseren, als ich schon hatte. Mein armer Bruder lebt nicht mehr.“

„Gräßlich!“

„Und Sie, Herr Hauptmann, haben ihn Ihre Patrouillen auch nicht gefunden?“

„Nicht einmal seine Leiche.“

„Mein Gott!“

„Aber offen gesagt, gnädige Frau, widerstrebt es mir noch immer, an seinen Tod zu glauben; heute noch weit mehr als gestern!“

„Aber wie das?“

„Sehen Sie, verehrte gnädige Frau, ich mache so für mich meine kleinen Beobachtungen. Gestern abend, wo doch noch die Möglichkeit vorhanden war, daß die Todesnachricht sich nicht bestätige, da floß, sehr zum Schaden Ihrer schönen Augen, der Thränenquell unaufhaltsam; heute dagegen, wo kaum noch ein Zweifel an dem Hingange des armen Pan Johann gestattet ist, verfügen Sie auch nicht über das kleinste Thränchen. Das gibt mir zu denken.“

„Aber Sie sind wirklich grausam. Erschöpft sich denn nicht eben der tiefste Schmerz zuerst in seinen Aeußerlichkeiten, während er im Innern um so heißer brennt? Weil meine Thränen versiegten in übergroßem Weh, ziehen Sie daraus so abscheuliche Schlüsse! Und endlich Sie, Herr Hauptmann, Sie haben ja persönlich die Gefangenen um meinen Bruder befragt und von ihnen gehört, daß er tot ist; auch Ihre Patrouillen haben ihn, wie Sie eben selbst sagten, nicht gebracht.“

„Vollkommen richtig. Die eingebrachten Insurgenten haben so gesprochen, weil sie es für angemessen hielten, Ihren Herrn Bruder, mir gegenüber, tot sein zu lassen; für sie war das unter allen Umständen das sicherste. Meine Patrouillen aber konnten ihn nicht bringen, weil er lange vor ihnen selber gekommen ist. Fragen Sie nur Mihalko.“

War es ein Ding der Unmöglichkeit, die feine Malice wiederzugeben, mit der mich Frau Osmulska an meine etwas großsprecherischen Versicherungen vom Abende zuvor gemahnte, wie da im frohen Bewußtsein, den geliebten Bruder auch ohne meine Intervention gesichert zu wissen, tausend mutwillige Kobolde durch die Maske der Trauer guckten, so entzog sich jetzt

auch die Wirkung meiner letzten, in trockenem Ernste vorgebrachten Worte jeder Beschreibung. Alle Farbe war aus dem Gesichte der kleinen Verschwörerin gewichen, starr, mit dem Ausdrucke stummen Schreckens hingen ihre Augen an mir, wie unbewußt bewegten sich die Lippen, als wollten sie sprechen, aber kein Laut entrang sich dem Munde, der doch sonst die Worte so wundersam zu gestalten verstand.

Voll tiefen Mitgefühles stand ich dieser Frau gegenüber und war eben im Begriffe, ihre Qualen ebenso rasch zu enden, wie ich sie hervorgerufen, als ihr Gemahl mir darin zuvorkam. In ihm hatten schon längst die Gefühle des einstigen Offiziers, die sich in edlen Charakteren nicht so leicht verwischen, die Oberhand gewonnen. „Aber siehst du, Helene" — wandte er sich an seine Frau — „ich habe es dir doch so eindringlich vorgestellt, daß du dich ganz umsonst quälst, daß Johann in unserem Hause so frei und sicher ist, wie du und ich. Zu was also dieses Versteckenspiel! Ja, Herr Hauptmann, mein Schwager ist hier — Sie wissen es ja ohnehin."

„Und ich sage Ihnen, daß mich dies von ganzem Herzen freut, daß es mich glücklich macht, Ihre Frau Gemahlin so schwerer Sorge ledig zu wissen. Es freut mich dies um so mehr, als ich an Ihrem Glücke teilnehmen kann, ohne in den geringsten Widerstreit mit meinen Pflichten zu kommen. Selbst bei noch so strenger Auffassung fordert mein Dienst von mir nur, die von Patrouillen eingebrachten oder beim versuchten Uebergange, also auf frischer That festgenommenen Insurgenten der politischen Behörde abzuliefern. Aber meine Verpflichtung erstreckt sich nicht auf Angehörige und Freunde der Familien, in deren Heim mich einzudrängen ich genötigt bin; da kann es mir denn auch ganz gleichgültig sein, ob diese zu Wagen, zu Pferd — oder barfuß das ihnen befreundete Haus besuchen."

Unter schallender Heiterkeit gab ich dann meine Beobachtungen auf der Höhe der Mansarde zum besten und so löste sich das Intermezzo zu allseitiger Zufriedenheit. Frau Helene schämte sich anfänglich wohl noch ein wenig über ihre mit so ungeahntem Erfolg durchgeführte Intrigantenrolle, aber das ging vorüber; es strahlte zu viel Glück aus ihren Augen, als

daß für irgend ein anderes Gefühl noch Raum hätte sein können.

Mittlerweile brachte Herr v. Osmulski den Gegenstand von so viel Schmerz und Fröhlichkeit aus dem Nebenzimmer und nun kam für mich ein Moment angenehmster Ueberraschung. Ich sah den Mann der Photographie ruhigen Schrittes auf mich zuschreiten; er ging nicht mehr barfuß, sondern hatte weiche Pantoffel an den Füßen, die von den ungewohnten schweren Stiefeln und dem von den Russen angegebenen lebhaften Marschtempo arg gelitten zu haben schienen.

„Hier mein Schwager, Dr. Johann Moraczewski," präsentierte Osmulski den Ankömmling. Ich erwartete nun eine polnische oder im Deutschen doch ebenso fremdklingende Anrede, blieb aber sprachlos vor Staunen, als er mich in aller Gemütsruhe apostrophierte: „Guten Morgen, Herr Hauptmann! Sein's nit bös, daß ich Ihnen so viel Schererei mach' . . ." — Was war das! Das war nicht nur deutsch, das war der liebe, weiche Laut vom Donaustrand, von meinem lieben Wien, den ich nie vergessen, wenngleich ich mich seit Knabenjahren in fremden Landen herumgetrieben, und der mir stets wie Musik klang, wo immer er auch an mein Ohr schlug. Hier aber, wo ich eher alles andere erwarten konnte als die Wiener Mundart zu hören, war ich vollkommen überwältigt; ich wäre dem soi disant Insurgenten am liebsten um den Hals gefallen.

Herr Osmulski löste das Rätsel. So wie ich im Knabenalter meine Vaterstadt verlassen, war Moraczewski gleicher Art in Wien eingezogen, hatte im Theresianum seine Studien gemacht und dann in Wien bleibend eine Lebensstellung gefunden, die ihm, ehe der Ruf der Nationalregierung ihn in die Reihen der galizischen Freiheitskämpfer stellte, nur selten kurze Besuche seines Geburtslandes gestattete. Auf diese Weise war er nach und nach ganz Wiener geworden. . . .

„Und hat darüber seine Muttersprache vergessen," fiel hier Frau Helene entrüstet ein, „denken Sie nur, er spricht ganz miserabel polnisch!"

„O das macht nichts," platzte ich, noch ganz im Banne der erlebten Ueberraschung, unter allgemeinem Gelächter heraus.

Was soll ich noch weiter sagen? Auch unter ganz anderen Verhältnissen wie die anormalen, welche mich umgaben, trifft man auf mehr triste als angenehme Situationen; hier aber hatten günstige Zufälle in der kurzen Spanne Zeit von kaum zwölf Stunden einen Umschwung herbeigeführt, wie er sonst nur im Theater vorzukommen pflegt und als glaublich hingenommen wird. Wem es beschieden war, solchen Wandel mitzuleben, vielleicht sogar ein klein wenig daran beteiligt gewesen zu sein, der hat des Geschickes Gunst an sich erfahren. —

Nach dem letzten Gefechte in Volhynien ward es wieder still an der Grenze und unser Dienst, der durch die letzten Vorfälle kaum erst eine wohlthuende Auffrischung erhalten hatte, zog wie sonst die gewohnten Kreise. Die meisten Flüchtlinge nach diesem Gefechte hatten noch vor unserem Eintreffen, da von Spassów bis Boranie peretoki faßt 30 Kilometer weit eine unbesetzte Lücke klaffte, das Weite gesucht; uns blieb eigentlich bloß die Nachlese, bei der wir nur fanden, was durchaus nicht verloren gehen wollte.

Das einzige Gute der jüngsten Dislokationsveränderung war, daß ich meine Compagnie endlich wieder insofern vereint hatte, als die Entfernung zwischen Szarpance und Boranie peretoki kaum 10 Kilometer betrug. Der Patrouillengang zwischen beiden Posten konnte also regelrecht unterhalten werden, auch war ich nun in der Lage, meinen exponierten Zug zu inspizieren. Der erste Besuch, den ich dort machte, bestimmte mich, dieses Detachement alle acht Tage abzulösen, da ich nicht gesonnen war, die Anstalten für Geisteskranke mit meinen Offizieren zu bevölkern. Sonst blieb, wie gesagt, alles beim alten, nur Frau Osmulska sorgte in ihrer quecksilbernen Weise für eine Abwechslung, die ihr aber leicht hätte sehr unangenehm werden können.

Der Edelhof von Szarpance lag hart an der Grenze, welche hier eine gute Strecke durch offenes Terrain führt, von dem Hofe aber nur durch die Landstraße und eine mäßig große Wiese getrennt war. Letztere benützte ich, seit der Patrouillengang, infolge des schon früher erwähnten Kompromisses mit der Gutsherrin von Szarpance, reduziert war, als Exerzierplatz. Gegenüber, auf volhynischer Seite, war das Terrain ebenfalls

offen; unweit von der Grenze sah man das Städtchen Miljatin und seitwärts von diesem, nahe dem „neutralen Boden" konnte man zwischen den Bäumen eines Parkes die weißen Mauern eines Landhauses — hier natürlich Schloß — hervorleuchten sehen. Unmittelbar an der Grenze standen die Baracken eines Kosakendetachements; Miljatin war von einer Abteilung russischer Jäger besetzt.

Bei diesen topographischen Verhältnissen war es natürlich, daß die russischen Offiziere an den neutralen Boden kamen, um die österreichische Compagnie exerzieren zu sehen, und daß sich bald ein recht kameradschaftlicher Verkehr zwischen ihnen und uns entwickelte. Auch vom Schlosse kam fast täglich eine elegante Frauengestalt und promenierte längs der Grenze.

Frau Osmulska schien ebenfalls lebhaftes Interesse an militärischen Uebungen zu nehmen, denn sie kam regelmäßig, entweder allein oder von einer ihrer Töchter begleitet auf die Wiese. Dort sah sie eine Weile dem Exerzieren zu, nahm aber schließlich immer meinen Arm zu einer Promenade entlang dem neutralen Boden, da das lange Stehen sie ennuyiere. Ich konnte mir wohl denken, was das Ende von diesem Liede sein würde, und richtig dauerte es auch gar nicht lange, so standen sich die beiden Damen gegenüber. Die auf russischer Seite, eine bildschöne junge Polin, setzte aus guten Gründen keinen Fuß auch nur auf den neutralen Boden, daher die Konversation auf die Entfernung von einigen Metern geführt werden mußte. Dies hatte zweifellos sein Unbequemes, es war also begreiflich, daß Frau Osmulska unter meiner Deckung sich ihrer Freundin näherte, welche mir als Fräulein Idalie (den unaussprechlichen Familiennamen habe ich nicht verstanden) vorgestellt wurde. „Unsere Familien stehen sich sehr nahe" — erläuterte meine Begleiterin — „vor dem Aufstande haben wir uns gegenseitig sehr häufig besucht, nun aber ist uns dies seit langem versagt und ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie mir wieder einmal ein Zusammentreffen mit meiner Freundin ermöglichen. Leider versteht sie nicht deutsch; Sie müssen daher entschuldigen, wenn wir in Ihrer Gegenwart polnisch sprechen."

Ich verneigte mich schweigend; was hätte ich auch erwidern

sollen; nur hoffe ich heute noch, daß die beiden Damen mich hoch genug taxierten, um nicht zu glauben, daß sie mich wirklich täuschen konnten. Zum mindesten sah ich in dem Gesichte der Dame von jenseits klar und deutlich, daß sie jedes Wort verstand, was ihre Freundin zu mir sprach. Hier waren zuverlässig zwei nationalpolnische Generalstabsabteilungen in Thätigkeit.

In dieser Weise entwickelte sich täglich morgens reges Leben auf der sonst so öden Wiese, bis ein heute noch nicht ganz aufgeklärter Zwischenfall allen diesen Annehmlichkeiten ein Ende machte. Ich bin weit entfernt anzunehmen, daß Frau Osmulska sich den Russen gegenüber direkt oder indirekt als meine Frau geriert habe, sicher aber ist, daß die russischen Offiziere in ihr nichts anderes sahen und deshalb ihrem Verkehre mit Fräulein Idalie auch dann nichts entgegenstellten, wenn sie, wie dies häufig geschah, ohne meine Begleitung zu ihren Rendezvous ging und die Vorsicht so sehr außer acht ließ, mit ihrer Freundin auf russischem Boden zu verkehren. Nun hatte die erste Ablösung des Detachements in Boranie peretoki stattgefunden und Lieutenant Straka überwachte das Exerzieren gerade an einem Tage, an welchem weder Frau Osmulska noch ich auf der Wiese erschienen. Beim Zusammentreffen mit den russischen Offizieren stellte einer derselben die Frage: wo heute die Frau des Kapitäns sei. Straka replizierte wahrheitsgetreu, sie wäre in Lemberg und führte gegenüber den Behauptungen der Russen, daß sie aus bester Quelle wüßten, meine Frau sei bei mir, sieghaft den Beweis, daß die Dame, welche hier gemeint sei, niemand anderes wäre, als die Gutsfrau von Szarpance. Die Russen waren natürlich wütend, so mystifiziert worden zu sein, und schwuren der Sache ein rasches Ende.

Begreiflicherweise war ich von alledem auf das peinlichste überrascht, konnte aber nichts anderes thun, als Frau Osmulska erklären, daß ich auf das Vergnügen, mit ihr an der Grenze zu promenieren, von nun an verzichten müsse und ihr rate, sich überhaupt in vorsichtiger Entfernung vom neutralen Boden zu halten, wenn sie nicht eine unfreiwillige Tour nach Volhynien riskieren wolle.

Von diesem Tage an blieb auch die schöne Idalie unsicht-

bar, so daß anzunehmen war, die Russen hätten ihrerseits ebenfalls die ihnen dienlich scheinenden Maßnahmen getroffen. —

Gegen Ende September vollzogen sich in den Verhältnissen der Grenzbesetzung namhafte Aenderungen. Hatte man endlich maßgebenden Ortes aus den Erfahrungen des Sommers die Lehre gezogen, daß mit den geringen Mitteln, die bisher verwendet wurden, der angestrebte Zweck sich auch nicht einmal dem Scheine nach erreichen lasse; war anzunehmen, die Insurrektion werde nun — etwa um die Kräfte der Russen zu teilen — mit größerem Nachdrucke wie seither in Volhynien auftreten, oder waren politische Gründe ausschlaggebend — genug an dem, es erfolgte eine Verstärkung und damit zugleich auch die vom Uranfange notwendig gewesene bessere Konzentrierung der Truppen, sowie deren Stabilisierung in bestimmten Abschnitten entlang der Grenze. Infolge dessen schob das 1. Bataillon meines Regimentes die bisher in Radziechow-Stojanow stationierte 4. Compagnie unter Hauptmann v. Haasz nach Spassów-Jastrzębica vor. Die 2. Compagnie der Grenzstrecke des Oberstlieutenants Baron Stentzsch unter Hauptmann Bogović kam nach Tartakow (9 Kilometer östlich Sokal), die 1. Compagnie nach Steniatyn (6 Kilometer nordöstlich Sokal), mit 1 Zuge, wie bisher, in Boranie peretoki. Doch ward schon damals bestimmt, daß diese Compagnie nebst 1 Zug Husaren demnächst bleibend in Sokal stationiert werden würde, welches gewissermaßen den Centralpunkt der ganzen Grenzstrecke bilden sollte. Dort hatte auch der Landesgerichtsrat v. Poglies seinen Standort, welcher von seiten der Regierung als politischer Kommissär in den Zolkiewer Kreis delegiert worden war. Das Grenzstreckencommando blieb nach wie vor in Belz.

Die geringe Entfernung unserer neuen Station von Szarpance (12 Kilometer) machte uns den Abschied um so leichter, als dieser Ort, mit dem uns so angenehme Erinnerungen verbanden, auch jetzt noch eine Appertinenz der 1. Compagnie blieb.

In Steniatyn fanden wir eine wesentlich andere Situation. Es war dies eine jener in Galizien nicht seltenen Besitzungen, die eigentlich nur noch in dem Familienstolze der Eigentümer wurzeln, aber schon längst aufgehört haben eine Quelle genü-

gender Mittel für den schweren Kampf ums Dasein zu bieten. „Armut und Edelsinn" ist allen und jedem sichtbar als Devise aufgedrückt, bis endlich das unvermeidliche Schicksal sich erfüllt, oder ein unvorherzusehender Glücksfall das Blatt zum Besseren wendet. Unsere Wohnung mußten wir wohl oder übel im „Hofe" nehmen; hinsichtlich einer weiterreichenden Gastfreundschaft fand ich jedoch plausible Gründe, welche es uns, ohne die Hauswirte zu kränken, ermöglichte eigene Menage zu führen.

Die Existenz in Steniatyn war so eintönig wie nur denkbar, denn, da wir nun sozusagen in zweiter Linie standen, reduzierte sich der an und für sich erfolglose Patrouillendienst auf ein Minimum. Zum Glücke brachte die Nähe von Sokal, wo denn doch etwas mehr Leben pulsierte, manche Abwechslung in das sonst gar zu trostlose Einerlei. In dieser Stadt vereinigten sich nicht nur eine Menge Kommunikationen aus allen Richtungen, sondern sie besaß in der Delikatessenhandlung des Herrn Groth, respektive der mit ihr vereinigten Weinstube, auch den Sammelplatz aller Edelleute der Umgebung. Es war dies so eine Art politischer Börse oder Neuigkeitsbureau und natürlich auch die Niststätte einer Unzahl von „Enten" aller Gattung, die von dort in die Umgebung hinausflatterten.

Aus eben dieser Quelle verbreitete sich auch die Nachricht, daß sich seit mehreren Wochen eine Insurgentin in Sokal befinde, welche im Gefechte bei Radziwilow (8 Kilometer nordöstlich Brody) schwer verwundet worden. Sie sei die Tochter eines in Sibirien gestorbenen ehemaligen Führers aus dem Aufstande von 1830; Herr v. Olexinski habe sie von ihrem ersten Zufluchtsorte auf österreichischem Boden mit sich nach Sokal genommen, wo sie unter sorgsamster Pflege ihre Gesundheit wieder erlangte. Anfänglich wurde das Geheimnis strenge gewahrt; man war ja noch nicht sicher, wie sich die Regierung dieser Sache gegenüber verhalten würde. Als man aber in dieser Hinsicht beruhigt sein konnte, ließ sich das Hochgefühl, eine leibhaftige Insurgentin, eine Amazone innerhalb des Weichbildes der Stadt zu haben, die wirklich im Feuer gestanden und ihr Blut fürs teure Vaterland verspritzt hatte, nicht länger eindämmen. Hatte schon früher die Crème de la crème der

Damenwelt von Sokal und Umgebung sich eifrigst um die Auszeichnung bemüht, von der gefeierten Heldenjungfrau empfangen zu werden; waren jene, denen das Glück wurde, sich an ihrer Pflege, in welcher Verrichtung immer, beteiligen zu können, Gegenstand neidischer Bewunderung, so beherrschte, als einmal der bergende Schleier gehoben wurde, schrankenlose Begeisterung für das edle Heldenmädchen alle Schichten der städtischen Bevölkerung. Die numerisch überwiegende bäuerliche hatte begreiflicherweise für derlei höhere Gefühle kein Verständnis.

Daß bald sich ein dichter Fabelkreis um diese Dame wob, die unter einem tönenden Namen, der nicht der ihre war, auftrat, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Es wäre dies wohl allerwärts der Fall gewesen und wenn die Bewunderung hier zum förmlichen Kultus wurde, so finden sich hierfür sowohl in dem spezifischen polnischen Volkscharakter, als auch in dem Einflusse der damaligen Verhältnisse ausreichende Gründe. Glücklich, wer nur irgend einen Fetzen der Kleidung, welche die edle Märtyrerin getragen, der Verbandstücke, die ihre Wunde umhüllt, als teure Reliquie für sich erobern konnte; die Frau des Bezirksvorstehers, als erste Dame der Stadt, trug mit Stolz einen Knochensplitter aus der Wunde der Gefeierten in goldenem Medaillon um den Hals, und wie nicht anders zu erwarten, hatte sich auch schon der reiche Gutsbesitzer eingestellt, der es als höchstes Glück erstrebte, der nationalen Heldin Herz und Hand, samt Zubehör, fürs Leben anzubieten, während es dem Adel der Umgebung Ehrensache war, die gänzlich mittellose Braut glänzend auszustatten.

Mit einem Worte, ganz Sokal taumelte im Enthusiasmus, und wer weiß, zu welchem Ende diese wunderliche Affaire noch gekommen wäre, ob nicht etwa die heldenmütige Streiterin für Polens Freiheit das Haus Olexinskis wirklich an der Hand des mit ihrem Blute errungenen Gatten verlassen haben würde, hätte nicht ein glücklicher Zufall die nationalen Enthusiasten vor einer geradezu unerhörten Blamage bewahrt, indem er die kunstvoll aufgebauschte Epopöe ihres erborgten Nimbus entkleidete und sie in ihrer wahren Gestalt, als lächerliche Farce hinstellte.

Wir in Steniatyn hatten die Mär von der verwundeten Amazone zuerst durch einen der Söhne unserer Hauswirtin erfahren und seitdem kannte mein Lieutenant weder Rast noch Ruhe, diese allbewunderte Heldin kennen zu lernen. Ich legte dem nichts in den Weg; im Grunde genommen war ich selbst neugierig genug, konnte mich aber mit Rücksicht auf meine dienstliche Stellung nicht persönlich damit befassen. Cziuk war aber unermüdlich; mehr als einmal ging er zu Fuß nach Sokal, da ich mir der geheimnisvollen Amazone wegen mein Pferd nicht zu Schanden reiten lassen wollte. Eines Tages nun kam er ganz aufgeregt und vor Lachen kaum eines Wortes mächtig von einer solchen Tour zurück:

„Wissen Sie, Herr Hauptmann, wer diese Amazone ist? — Ich hab's doch heraus. Die Stascha ist's, die Stascha!"

Anfänglich war ich nicht gleich orientiert, kam aber, von Cziuk unterstützt, bald darauf, was er meinte. Wenn ich dann seine Heiterkeit nicht sofort teilte, so hinderte mich nur das maßlose Staunen über die ganz ungeahnte Enthüllung. Um es kurz zu sagen, die Stascha (Anastasia) war eine in Lemberg ziemlich bekannte Persönlichkeit, aber nicht ihres nationalen Heldentums wegen, sondern als Priesterin der Venus vulgivaga, welche die unteren Schichten der Garnison mit ihrer keineswegs unbezahlbaren Gunst beglückte. Unbestreitbar richtig war nur, daß sie sich — aus welchen Gründen ist gleichgültig — wirklich einer bei Brody die Grenze überschreitenden Bande als Amazone anschloß und im Gefechte bei Radziwilow durch einen Schuß nicht unerheblich, aber auch nicht gefährlich verwundet wurde. Alles andere war Komödie, zu der sie aber durch die Ueberschwenglichkeiten ihrer Beschützer geradezu gedrängt wurde.

So wie die Sachen standen, erachtete ich es für angezeigt, deren weiterer Entwicklung Schranken zu setzen, denn es ging doch wohl nicht an, eine solche Posse angesichts der kaiserlichen Behörden bis an die äußersten Konsequenzen fortführen zu lassen. Gleichwohl war unter den obwaltenden Verhältnissen kein ausreichender Anlaß zu offiziellem Einschreiten gegeben, denn Stascha war am Ende geradeso Gast im Hause Olexinski, wie so manch andere, die wir in anderen Edelhöfen trafen und

denen man gleichfalls nichts anhaben konnte. Hier handelte es sich vielmehr darum, die fatale Geschichte möglichst geräuschlos aus der Welt zu schaffen. Zu diesem Ende wendete ich mich an den politischen Kommissär Herrn v. Poglies, einen ebenso liebenswürdigen und feingebildeten Mann, wie pflichtgetreuen k. k. Beamten, der als Pole in allen Kreisen der Hautevolée verkehrte. Er war nicht wenig überrascht durch meine Eröffnungen, die er bei persönlicher Nachforschung vollkommen bestätigt fand; auch teilte er durchwegs meine Ansicht, daß diesem Treiben rasch und ohne Aufsehen eine Ende gemacht werden müsse.

In Sokal hatte man natürlich keine Ahnung von der Mystifikation, deren Opfer so viele ehrenwerte Familien geworden, es läßt sich daher begreifen, daß die Aufklärungen einer so glaubwürdigen Persönlichkeit wie Herr v. Poglies gleich einem Donnerschlage wirkten. Wie immer in ähnlichen Fällen, wollte nun ein jeder schon längst gewisse Beobachtungen gemacht haben, und es währte gar nicht lange, so war die arme Stascha fast noch mehr verachtet, als sie kurz vorher vergöttert wurde. Daß jetzt diejenigen ihre erbarmungslosesten Feinde waren, die sie vordem unter die Sterne versetzt hatten, versteht sich wohl von selbst. Wessen man vor wenigen Stunden mit Stolz sich gerühmt, wurde nun glattweg verleugnet; die Reliquien verschwanden, als wären sie nie dagewesen; die Frau Bezirksvorsteherin, welche die ihre nie ohne Thränen und brünstige Verwünschungen der „russischen Henker" betrachten konnte, empfand nun tiefsten Ekel vor ihrem „besudelten" Medaillon und forderte von ihrem Gatten nachdrücklichst die zwangsweise Entfernung der ci-devant Märtyrerin aus der Stadt. Nur Herr Olexinski traf das Richtige, indem er seiner bisherigen Pflegebefohlenen ohne jedes tadelnde Wort eine entsprechende Anzahl Banknoten mit dem Ersuchen überreichte, nun, da sie völlig hergestellt sei, so bald wie möglich sein Haus zu verlassen.

Fräulein Stascha nahm die Sache nicht allzu tragisch. Als nüchterne Rechnerin hatte sie wohl vom Anfange an gewußt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, sowie daß man

auch jetzt noch gewisse Rücksichten gegen sie nicht außer acht lassen dürfe, denn ihr Schweigen war Gold, nicht nur für ihre bisherigen Gönner, sondern auch für die k. k. Behörden, welche in dieser Angelegenheit das Auge mehr, als gut war, zugedrückt hatten. Sie zeigte sogar weit mehr Philosophie als ihre nunmehrigen Widersacher, indem sie ohne jede Gemütserschütterung den gewiß schroffen Wechsel der Dinge hinnahm. Nun der letzte Akt des Heldenstückes zu Ende gespielt war, ging sie resolut wieder zum Volksstücke über, nahm im „Hôtel" Pawlikowski ein Zimmer und ließ sich dort gegen eine fixe Taxe interviewen.

War diese Rache auch nicht einer polnischen Walküre würdig — süß war sie gewiß. Die „Sokaler" gaben sich auch alle erdenkliche Mühe, die Atmosphäre auf gute Art zu reinigen, da sie sich doch nicht dazu verstehen mochten, sich ihrer „Jungfrau von Radziwilow" per Schub zu entledigen. Aber erst ein wiederholter „Druck von Oben" auf den Hôtelbesitzer, dessen Geschäftsgeist sein nationales Fühlen überwucherte, nötigte Stascha das Weichbild von Sokal zu verlassen, in welchem für sie ohnehin nichts mehr zu holen war. Doch war es ihr schwer, den üppigen Boden ihres Amazonenmärtyrertums so ganz mit einemmal zu meiden. Schon nach dem 13. Kilometer machte sie in Krystynopol Rast und gelangte in dieser Stadt, in absteigender Linie, bis in die Unteroffizierskreise des dort liegenden Husarenzuges. Hier aber erblich ihr Stern. Der Stationscommandant vom 12. Infanterieregimente hatte nicht jene Rücksichten zu nehmen wie die Civilbehörden in Sokal; als der Skandal zu arg wurde, ließ er eines schönen Tages Stascha durch einen Gendarm ersuchen, ihren Stab gegen Süden fortzusetzen. . . .

Als wir im Spätherbste 1864 wieder in Lemberg einrückten, fanden wir auch Stascha wieder in ihrer früheren Anstellung. Sic transit gloria mundi! [1])

Ungefähr am 20. September erfolgte unser Abmarsch von

[1]) K. E. Franzos hat in seinen hochinteressanten „Bildern aus Halbasien" in der Novelle: „Wladislawa und Wladislaw" diesen Stoff benützt. — Hier die Originale.

Steniatyn nach Sokal, wo wir voraussichtlich bis zum Ende des Grenzdienstes bleiben sollten. Auf was diese Voraussetzung beruhte, ist mir noch heute unbekannt; für mich bedeutete sie eine sehr willkommene Aenderung meiner persönlichen Verhältnisse, indem mir Oberstlieutenant Stentzsch gleichzeitig zu verstehen gab, er hätte nichts dagegen, wenn ich meine Familie an mich ziehen wolle, falls ich für selbe eine entsprechende Unterkunft ausfindig machen könne. Ich war seit einem halben Jahre von den Meinen getrennt; abgesehen von den sehr fühlbaren Auslagen eines doppelten Haushaltes, zu denen das hohe Aerar nichts beitrug, als daß es meiner Frau die Wohnung in Lemberg beließ, bedarf es keiner weiteren Erwähnung, daß ich das Zugeständnis meines Chefs als einen wirklichen Glücksfall betrachtete.

Schwieriger war es, die Wohnungsfrage zu lösen, denn in Sokal bewohnte jeder sein eigenes Haus und war auf Mietparteien nicht eingerichtet. Wollte ich meine Familie transferieren, so mußte dies — wie man zu sagen pflegt — mit Kind und Kegel geschehen, denn in meiner neuen Station wäre es mir nicht möglich gewesen, auch nur eine Bank leihweise zu bekommen, geschweige denn, die für eine Familie von sechs Personen notwendigen Utensilien. Da an ein Einmieten nicht zu denken war, so blieb nur noch die Möglichkeit, ein ganzes Haus in Miete zu nehmen; es war dies auch schon deshalb jedem anderen Modus vorzuziehen, weil hierdurch die Unabhängigkeit meiner Stellung aufs beste gegen alle Klatschbasereien gesichert wurde, die sonst in einem Mietsverhältnis leicht günstigen Nährboden finden konnten. Doch ging auch das nicht so ohne weiteres, denn alle Häuser waren, und zwar meist von ihren Eigentümern bewohnt.

Durch Vermittlung eines der Bezirksbeamten, mit denen wir im besten Einvernehmen lebten, machte ich die Bekanntschaft eines wohlhabenden Bauers, der zwei Häuser oder richtiger gesagt Anwesen besaß. Das eine derselben, im Mittelpunkte der Stadt, gegenüber dem Bezirksamte, der Apotheke und des Etablissements Groth gelegen, war im Frühjahre abgebrannt; er hatte sich dann in das zweite gezogen und während des Som-

mers die Herstellung des ersten begonnen. Dieses letztere war er bereit, mir nach vollendetem Wiederaufbaue, das ist im kommenden Frühjahre, zu vermieten. Das war mir natürlich etwas zu lang; doch sah ich mir den „Bau" an, der allerdings noch sehr Embryo war. Ich fand ein landesübliches, strohgedecktes Bauernhaus besserer Art; auf der Gassenfront beiderseits des Einganges zwei durch den Flurgang getrennte, ziemlich große zweifenstrige Zimmer, in denen aber je ein gutes Drittel unter einem riesigen gemauerten Backofen mit vorgelegtem Sparherde verschwand. Rückwärts hinaus war rechts der Kuh-, links der Schweinestall und im Flurgange ein offener Herd. Selbstverständlich war von einem gedielten Fußboden weder jetzt noch für das kommende Frühjahr die Rede; dem ganzen Holzbau fehlte der Anwurf, kurz, vom Standpunkte des Bauers konnte ich den Termin: bis zum Frühjahre nicht allzulang finden, denn übertriebene Anstrengung ist nicht Sache dieser Leute.

Der langgestreckte Hof, in welchem zwei hölzerne Wirtschaftsgebäude standen, reichte mit seinem unteren Ende an das freie Feld.

Nach langem Handeln — ohne solches geht es nun einmal nicht — kam endlich ein Vertrag zu stande, wonach ich das Haus samt Hof und den Wirtschaftsgebäuden zu einem im voraus zahlbaren Jahreszinse von 25 Gulden österreichischer Währung vom 1. November 1863 an mietete. Zugleich verpflichtete sich der Eigentümer, das noch abgängige Baumaterial unverweilt zu ergänzen, ich dagegen, das Haus auf meine Kosten fertig zu stellen und es ihm seiner Zeit so, wie ich es im Gebrauche hatte, zu übergeben. Ich war mit dem Geschäfte hochzufrieden; der Bauer noch mehr. Auf seinem stupiden Gesichte stand die helle Freude, wieder einmal einen „Herrn" tüchtig übers Ohr gehauen zu haben; er äußerte sich schadenfroh gegen meine Leute, er werde das Material sogleich zuführen, der „Pan Hetman" aber sicher nicht am 1. November in das Haus einziehen. Mir war diese Bosheit nur dienlich; meine Hayducken fanden darin einen Sporn, dem „Polacken" zu zeigen, was der „Ungar" kann, denn selbstverständlich war das ganze Mietgeschäft darauf basiert, den Ausbau des Hauses selbst in die

Hand zu nehmen. Meinen Leuten war das nichts Neues; sie wohnen ja in ihrer Heimat nur in solchen Häusern, dort aber gibt es weder Architekten, noch Baumeister; überdies waren auch verschiedene Handwerke in der Compagnie vertreten.

Am Tage, als das Werk begann, glich das Haus im wörtlichsten Sinne einem Ameisenhaufen. Es gewährte den jungen Burschen eine leicht begreifliche Lust, wieder einmal in heimatlicher Arbeit sich zu versuchen, und so ging der „Bau", gefördert durch entsprechende Erfrischungen, mit zauberhafter Schnelle vorwärts. Nach wenigen Tagen stand das Haus bis auf den letzten Nagel fix und fertig da, nur der Lehmanwurf der Außenwände mußte noch trocknen, um sich dann in blendendem Weiß dem Kreise seiner illüsteren Gegenüber anzufügen.

Nach dem übereinstimmenden Urteile meiner rustikalen Nachbarn war aus dem Bauernhause ein Herrenhaus geworden. Die Metamorphose war auch in der That überwältigend; alle Räume hatten solide Bretterböden; der Schweinestall war zur „Stationscommandokanzlei", der Kuhstall zur Küche umgeschaffen; frisch in die Bohlenwand geschnittene Fenster „zum Oeffnen und Schließen", wie die Bauern bewundernd hervorhoben, gaben diesen beiden Räumen weit mehr Luft und Licht, als die meisten der Wohnzimmer in der Stadt je hatten. Ein gußeiserner Ofen, noch aus der vorsintflutlichen Zeit, da Sokal eine ständige Garnison hatte und der für einen großen Saal genügt hätte, war vom Bezirksamte für die kaum 8 bis 10 Quadratmeter Bodenfläche bietende Kanzlei beigestellt worden; der Küche lieferte „Bruder Jud" nach meinen Angaben einen Sparherd aus Sturzblech, der zwar in keiner Kochkunstausstellung einen Preis erhalten hätte, uns aber vollkommen alle Dienste that, die man von ihm forderte. Endlich hatte der Compagnie-Zimmermann aus einer Anzahl ausrangierter eichener Grenzpfähle, die seit Jahren unverkäuflich beim Bezirksamte lagen und nun billig in meinen Besitz übergingen, eine Schlafpritsche für die Köchin, dann sonstige Küchenmöbel im Stile der Pfahlbauten gefertigt. Auf der Gassenfront prangte eine hölzerne Tafel mit der Aufschrift: „k. k. Militär-Stationscommando" und unter derselben schritt eine Schildwache ihre Zeit ab. Nur entblößten Hauptes

gingen nunmehr die bäuerlichen Sokaler an diesem Hause vorüber, mancher vielleicht im Innern einen Segen sprechend zum Schutze gegen die bösen Geister, die an dem unerhört schnellen Baue wohl auch mitgeholfen hatten.

Während dieser häuslichen Arbeiten schien sich der aufständische Horizont neuerlich verdüstern zu wollen. Man sprach von einer großartigen Expedition, welche die Bestimmung habe, den in Volhynien zu formierenden Banden den nötigen Chargencadre, Munition und Waffen zuzuführen. Auf meine dienstliche Haltung nahm dieses Gerede natürlich keinen Einfluß; in dieser Beziehung war ich auf die Mitteilungen der politischen Behörde angewiesen, die über den entsprechenden Apparat zur Einholung von Nachrichten verfügte. Von dieser Seite legte man jedoch den kursierenden Gerüchten wenig Wert bei und informierte mich dahin, daß nur am linken Ufer des Bug Anzeichen einer Insurgentenansammlung bemerkbar wären, wohin ich auch, mit dem gewohnten Erfolge, meine Patrouillen dirigierte.

Offen gestanden beschäftigten mich jetzt ganz andere Dinge wie diese Putschgerüchte, die im Laufe des Sommers schon so oft aufgetaucht waren, ohne sich je zu bewahrheiten. Ich hatte meinen Urlaub in der Tasche und Herr v. Osmulski mir einen bequemen vierspännigen Landauer zur Verfügung gestellt, so trat ich denn wohlgemut am 27. Oktober die Fahrt nach Lemberg an. Aber wenn es, wie der Dichter sagt, noch weit ist vom Becher bis zum Munde, so ist es nicht im geringsten näher von Sokal nach Lemberg; man kann da auch ohne Intervention der „finsteren Mächte" allerlei erleben. Vorläufig hatte dort meine Frau alles eingepackt und ein, natürlich jüdischer, Spediteur den Transport unserer Habseligkeiten übernommen, so daß meine Familie in dem allermobilsten Zustande nur meine Ankunft erwartete, um dann die Reise an die äußerste Grenze der Monarchie anzutreten. Dazu aber sollte es nicht kommen, wenigstens nicht in der Weise, wie wir es gedacht.

Kaum eine Stunde war ich in kühler Morgenfrische unterwegs, als in Krystynopol ein Gendarm den Wagen anhielt und mir eine Karte des Herrn v. Poglies übergab, der mich in dem dortigen Einkehrwirtshause erwartete. Mir schwante Unheil

und wie gewöhnlich täuschte mich mein Instinkt auch diesmal nicht. Herr v. Poglies teilte mir mit, daß bestimmte Nachrichten vorlägen, nach welchen der schon länger besprochene Uebergang einer größeren Insurgentenbande nun wirklich in den nächsten Tagen zu gewärtigen sei und zwar nicht am linken, sondern am rechten Ufer des Bug bei Boranie peretoki, also in meinem speziellen Bereiche. Eben auf einer Inspizierungstour begriffen, aber von meiner bevorstehenden Abreise in Kenntnis, habe er gefürchtet, mich nicht mehr in Sokal zu treffen, und daher zu der unumgänglich notwendigen Besprechung den Punkt Krystynopol gewählt, den ich unbedingt passieren mußte. Er hielt es von größter Wichtigkeit, daß ich meinen Posten unter so geänderten Umständen nicht verlasse, da hierdurch ganz unberechenbare Verlegenheiten für Oberstlieutenant Stentzsch entstehen könnten.

Die Richtigkeit dieser Argumente war einleuchtend und ich für deren Mitteilung Herrn v. Poglies zu Dank verpflichtet. Meine ungesäumte Rückkehr stand außer aller Frage, denn die Erlaubnis, meine Familie zu mir kommen zu lassen, war weit mehr ein Akt persönlichen Wohlwollens seitens meines Chefs, wie dienstlich begründet; es durfte daher durch mich auch nicht die geringste Unannehmlichkeit für ihn erwachsen. Ich biß also kurz entschlossen in den gewiß sehr sauren Apfel. Der Kutscher, ein alter verläßlicher Ruthene, setzte, von Herrn v. Poglies bestens instruiert, den Weg nach Lemberg allein fort und überbrachte meiner Frau ein Schreiben, in welchem ich ihr auseinandersetzte, warum sie das früher vereinbarte Programm nun allein ausführen müsse. Es war dies keine geringe Anforderung an eine junge unerfahrene Frau, die bisher noch nicht die kleinste Reise selbständig gemacht hatte und jetzt eine so lange, beschwerliche Fahrt in einem wildfremden, nur sehr spärlichen Komfort bietenden Lande unternehmen sollte. Von der mehr als 90 Kilometer langen Strecke entfielen nur etwa 30 auf die Chaussee, mindestens ebensoviele mußten auf miserablen Wegen in dichtem Walde zurückgelegt werden, der erst unweit Krystynopol wieder offenem Terrain wich. Aber mein tapferes Weib zeigte sich schon damals als das, als was es sich seitdem

in mehr als 40 sehr bewegten Jahren bewiesen, als echte Soldatenfrau, die ohne Klage, aber mit selbstbewußter Energie auch den widrigsten Verhältnissen entgegentritt. Nicht minder anerkennenswert erscheint der Heroismus meiner Mutter, einer Urwienerin, die kaum je das Weichbild ihrer Vaterstadt überschritten und eben das erste Mal auf Besuch in Lemberg war, nun aber sich sofort bereit erklärte, das Schicksal ihrer Enkel zu teilen. Ungeachtet all dessen aber kann man mir es gewiß nicht verübeln, wenn meine Gedanken oft genug sorgenvoll bei meinen Lieben weilten und es gerade keine Segenswünsche waren, die ich über die Störer meines Glückes heraufbeschwor.

Während also der Landauer leer gegen Süden fuhr, kehrte ich auf einem Vorspannswagen nordwärts nach Sokal zurück, wo ich die Angaben des Herrn v. Poglies im allgemeinen bestätigt fand. Näheres war auch jetzt nicht zu erkunden, nur so viel stand fest, daß die politische Behörde herzlich schlecht unterrichtet war, als sie das linke Bugufer meiner besonderen Aufmerksamkeit empfahl. Wie hoch man auch jetzt dortamts die Achseln in die Höhe ziehen mochte und von bedauerndem Staunen kaum zu sich kam — an der Thatsache änderte dies so gut wie nichts. Während meine Patrouillen am linken Ufer im tiefen Herbstkot die Schuhe verdarben, sammelten sich die Insurgenten ganz behaglich am rechten, in den ausgedehnten Waldungen zwischen Sokal und Boranie peretoki, also in meiner unmittelbaren Nähe!

Allerdings brauchte es ein paar Tage, bis darüber einige Sicherheit wurde und man über Stärke und Zusammensetzung der Insurgentenbande Genaueres erfahren konnte. Trotz aller Umsicht, mit welcher Herr v. Poglies die Nachforschungen betrieb, durften deren Resultate doch nur mit einem gewissen Vorbehalte aufgenommen werden, der in dem Bestreben aller Beteiligten, die k. k. Behörden irrezuführen, seine volle Berechtigung schöpfte. Unter Führung des Grafen A. Komorowski, dem jugendlichen Sprossen eines dort hochangesehenen Geschlechtes und k. k. Oberlieutenant außer Dienst, sollten 1200 Mann Infanterie und 150 Reiter mit 2 leichten (zerlegten) Feldgeschützen in Volhynien einbrechen, die schwachen russischen Truppen ver-

jagen und dann ohne Zeitverlust so weit als möglich ins Innere vordringen. Ein wie gewöhnlich mit voller Bestimmtheit auftretendes Gerücht wollte auch wissen, daß Graf Komorowski eine wohldotierte „Kriegskasse" mit sich führe, um in Volhynien den Aufstand entsprechend zu basieren.

Oberstlieutenant Baron Stentzsch war mittlerweile in Sokal eingetroffen und hatte unter anderem die nötigen Schritte gethan, daß die in Spassów stationierte 4. Compagnie des 37. Infanterieregimentes unter seine Befehle gestellt werde, um das ausgedehnte Waldterrain, in welchem die Insurgenten zu vermuten waren, förmlich zernieren zu können. Zu gleichem Zwecke waren auch die am linken Ufer des Bug stationierten Husarenzüge gegen den Fluß konzentriert worden und hatten Befehl, denselben auf das erste Aviso zu durchfurten.

Es wurde nun allseitig ein intensiver Patrouillendienst nach einheitlichem Plane eingeleitet, so daß man wirklich hoffen durfte, diesmal die Insurgenten, noch bevor sie die Grenze erreichten, dingfest zu machen. Aber wie es so häufig bei Treibjagden geschieht, daß das beste Wild gerade auf den schlechtesten Schützen kommt, so traf auch hier unter den vielen Patrouillen eben diejenige auf die Insurgenten, von welcher diese am wenigsten zu fürchten hatten.

Lieutenant Straka, der damals das Detachement in Boranie peretoki befehligte, war mit 6 Mann südwärts gegen Rojatin vorgegangen und fand auf dem Wege dahin eine Insurgentenschaar, die er auf 800 bis 1000 Mann schätzte, im tiefen Walde biwakierend. Hier zeigte sich nun wieder einmal, wie unendlich vorsichtig man in der Anwendung phrasenhafter Stellen bei allgemein gehaltenen Instruktionen sein müsse; finden solche nicht die notwendige geistige Initiative oder die richtige Interpretation seitens der Unterorgane, so geschieht in der Regel das Gegenteil von dem, was zu erreichen beabsichtigt war. So auch hier.

Angesichts dieser enormen Ueberzahl auf Seite der Insurgenten, von denen er aber noch nicht bemerkt worden war, stand Straka einzig und allein die fameuse Weisung vor Augen, daß „die Ehre der österreichischen Waffen unter allen Umständen

aufrecht erhalten werden müsse“ [1]). Ohne nur im mindesten seiner autoritativen Stellung zu gedenken, bloß im Hinblicke auf die Ungleichheit der physischen Kräfte, machte er gar keinen Versuch — welcher Art immer — gegen die Bande, beziehungsweise ihren Führer, sondern begnügte sich, einige außerhalb des Biwaks herumstreichende Marodeure gefangen zu nehmen und sie samt der vorschriftsmäßig instruierten Meldung unter Bedeckung nach Sokal abzusenden. Da es ihm jedoch nicht gelang, sämtliche Marodeure abzufangen, so kam Komorowski durch jene, welche der österreichischen Patrouille sich entziehen konnten, zur Kenntnis, daß sein Schlupfwinkel entdeckt sei; er wartete natürlich die umständliche Prozedur nicht ab, durch welche Straka seine vorgesetzte Behörde über die Situation unterrichtete. Begünstigt von den ausgedehnten Waldungen, gingen die Insurgenten in der Nacht vom 30. zum 31. Oktober zwischen Szarpance und Boranie peretoki in mehreren Abteilungen über die Grenze.

Inmitten dieses Trubels war auch meine Familie nach zweitägiger Fahrt wohlbehalten in Sokal angekommen und hatte das „Stationscommandogebäude“ bezogen, in welchem gleichzeitig auch das Hauptquartier des Grenzstreckencommandos für die Dauer der zu gewärtigenden Ereignisse etabliert wurde.

Als Folge des gelungenen Uebertrittes Komorowskis nach Volhynien, waren unsere Operationen wieder auf den seit Anfang praktizierten Vorgang beschränkt, nämlich, die Insurgenten bei ihrer, voraussichtlich bald zu erwartenden, gezwungenen Rückkehr auf österreichischen Boden gefangen zu nehmen. Bei der ganz ausnahmsweisen Stärke der Abteilung und dem fast durchwegs waldigen Terrain, welches die Flucht der Freischärler ausnehmend begünstigte, fiel den k. k. Truppen eine um so schwierigere Aufgabe zu, als über den Aufenthalt, beziehungsweise die Bewegungen der Insurgenten in Volhynien nur vage Gerüchte kursierten. Vor allem handelte es sich darum, die verfügbaren Truppen derart zu konzentrieren, daß sie jenen Raum, in welchem der Rückübergang zunächst erwartet werden durfte,

---

[1]) Siehe S. 257.

vollständig in ihrer Gewalt behielten. Dies war, mit Rücksicht auf die wahrscheinliche Marschrichtung Komorowskis, die Strecke vom Bug bis gegen Szarpance. Bei diesem Orte, und von dort weiter südlich, war weniger zu besorgen, weil in Miljatin russische Truppen standen und bis in die Nähe von Spassów der Wald beiderseits etwas mehr von der Grenze zurücktrat.

Demgemäß disponierte Oberstlieutenant Baron Stentzsch am 1. November:

Die 3 Züge der 1. Compagnie rücken noch am selben Vormittage von Sokal nach Skomorochy (7 Kilometer nördlich am Bug); der 4. Zug bleibt in Boranie peretoki.

Die in Spassów stehende 4. Compagnie (Hauptmann Haasz) marschiert bei Erhalt des Befehles nach Steniatyn und schiebt 1 Zug (Oberlieutenant Vörenyi) nach Boranie peretoki vor.

Die 2. Compagnie bleibt in Tartakow.

Alle 3 Compagnien entsenden starke Patrouillen gegen die Grenze.

Vom 2. Husarenregimente rückt der in Krystynopol stehende Zug nach Sokal; die am linken Bugufer in Warez und Uhrynow stationierten 2 Züge durchfurten den Fluß und durchstreifen von Westen nach Osten den Raum zwischen Skomorochy und der Grenze. —

Nach Ausfertigung dieser Befehle fuhren Oberstlieutenant Stentzsch und ich ebenfalls nach Skomorochy; die Reitpferde waren schon mit der 1. Compagnie dahin abgegangen.

Vergebens waren aber alle Bemühungen, Nachrichten über den Aufenthalt Komorowskis zu erhalten. Fast den ganzen Nachmittag des 1. November streifte Oberstlieutenant Stentzsch, welchen ich als eine Art Generalstabschef begleitete, in strömendem Regen von Ort zu Ort. Auf grundlosen Waldwegen, wo die Pferde sich oft weite Strecken in knietiefem Morast durcharbeiten mußten, ritten wir auch entlang eines großen Teiles der Grenze, ohne nur eine Spur zu finden, oder andere als vieldeutige, widersprechende Auskünfte zu erhalten. Am ehesten war nach allem anzunehmen, daß die Insurgenten in Porick, einem russischen Städtchen an der Straße nach Wladimir Wolynskji ungefähr 7 Kilometer nordöstlich von Boranie peretoki,

stünden. Aber die bloße Möglichkeit dieses Falles konnte nicht genügen, die Truppen an irgend einem Punkte zu vereinigen, da doch eine geringe Direktionsveränderung die zurückmarschierenden Insurgenten an eine Stelle bringen konnte, wo vielleicht niemand bereit stand, ihre Bewegung aufzuhalten. Wir mußten also unbedingt einen festeren Anhaltspunkt gewinnen, denn die Nacht durfte nicht vorübergehen, ohne die einzelnen Detachementscommandanten mit präziseren Instruktionen zu versehen, als jene waren, die bisher gegeben werden konnten. Unser militärischer Instinkt sagte uns, daß die Zeit dränge; denn hätte Komorowski seinen Siegeszug nach dem Innern Volhyniens fortgesetzt — die Ruhmredigkeit seiner Kompatrioten hätte dies nicht verschweigen können; eine Legion fettester Enten über blutige Schlachten, Heldenthaten ohnegleichen und Hekatomben getöteter Russen wäre bereits ins Land geflattert. So aber war nichts von alledem wahrzunehmen; das tiefe Schweigen ließ viel eher darauf schließen, daß der polnische Adler seine Schwingen irgendwo noch friedfertig übe, die Insurgenten also noch in der Nähe der Grenze seien — aber wo? Das war die große Frage.

Militärisch und persönlich hielt es Oberstlieutenant Stentzsch für einen Echec sondergleichen, wenn ihm diese so zahlreiche Bande zum zweitenmal entwischte, und dies veranlaßte ihn zu einem Schritte, der vielleicht in manchem Betracht nicht ganz zu rechtfertigen war, aber seinem Husarennaturell voll entsprach und, wenn auch indirekt, so doch zu dem erstrebten Ziele führte.

„Ah was," wandte er sich während unseres sehr erregten Zwiegespräches ingrimmig zu mir, „wenn wir hier nichts erfahren, so reiten wir eben ‚hinüber', ich muß wissen, wo diese Kerle stecken, denn wenn wir sie diesmal nicht abfangen, so lachen mich die alten Weiber von ganz Galizien aus. Also drauf!"

Wir ritten damals unweit von Boranie peretoki hart an der, dort eine kurze Strecke offenen Grenze hin. Die in dem emsig rieselnden Herbstregen um so früher fühlbare Dämmerung ließ uns in der Entfernung von etwa 3 Kilometer die Umrisse eines russischen Dorfes erkennen; dorthin wandte Stentzsch

ſein Pferd und fortging's trotz des tiefen Bodens im geſtreckten Trabe. Nirgends war auch nur ein Schatten von ruſſiſchem Militär oder ſonſt einer lebenden Seele; mühſam polterten wir aus dem erſten Hauſe des Ortes einen Bauer heraus, der uns ſagte, daß wir in Samovolja wären, alles Militär abgezogen und nur die Frau des Offiziers der Grenztruppen in ihrem Hauſe zurückgeblieben ſei. Wir ließen uns dorthin führen, trafen aber die Dame nicht zu Hauſe; ſie wäre auf Beſuch in der Nachbarſchaft, berichtete ein Diener, man werde aber ſofort um ſie ſchicken. Bis dahin hatten wir Muße, uns in dem Gemache umzuſehen, wohin man uns gewieſen. Es war ein Offizierszimmer, wie ſie alle ſind, hier aber offenbar der „Salon", denn zweifelsohne gehörte in normalen Zeitläuften der Eigentümer zur Hautvolée des Ortes. Mich erinnerte das ganze Enſemble lebhaft an das „Stationscommando-Palais" in Sokal.

Stimmen im Vorhauſe ließen die Ankunft der Hausfrau vermuten, die auch gleich darauf, aber durch eine andere, aus dem Innern der Wohnung führende Thür eintrat. Offenbar waren wir gegenſeitig ſehr erſtaunt, eines über das andere, wie das kurze, aber beredte Schweigen bewies, welches unſerer Unterhaltung voranging. Hatten wir mit dem Begriffe „Frau des Grenzoffiziers" die Vorſtellung von einer Art „Koſakenweib" verbunden, ſo waren wir um ſo angenehmer überraſcht durch die jedenfalls eigentümliche, deshalb aber nur um ſo intereſſantere Frauengeſtalt, die uns aus ihren grauen Augen forſchend anblickte. Eine mittelgroße, kraftvoll elegante, dabei ſehr hübſche Dame, etwa in der Mitte der Zwanzig, deren ausnehmend ſchön geformte Büſte eine langſchößige Jacke von grobem dunklen Stoffe umſchloß, während der ſehr hochgeſchürzte Rock bis faſt ans Knie reichende Röhrenſtiefel von rotem Juchten ſehen ließ, eine Toilette, die dem Zuſtande der Dorfgaſſen ſehr zweckmäßig angepaßt war. Das lichtbraune, in dicke Zöpfe geordnete Haar war der einzige, aber vollwertige Schmuck eines mit bemerkenswerter Kühnheit getragenen Kopfes. Die Taille zierte ein Ledergürtel, von dem nach Gretchenart rechts eine Taſche herabhing, aus welcher, gerade im Handbereiche, der Kolben eines ſtattlichen Revolvers hervorſah.

Nicht minderen Grund erstaunt zu sein, aber in entgegengesetztem Sinne, hatte unser vis-a-vis. So hatte sich die Russin österreichische Offiziere gewiß nicht vorgestellt, und fürwahr, unser Exterieur konnte für den Fremden nur wenig Einnehmendes haben. Des gräßlichen Wetters halber trugen wir — statt der heute üblichen Fuhrmannsstiefel — die noch aus den Jahren 1848—49 und der Occupationszeit herrührenden Pappenheimer mit Anschnallsporen. Unser sonstiges Aeußere verschwand bei Oberstlieutenant Stentzsch unter dem weißen Radmantel, wie er damals für die Cavallerieoffiziere Vorschrift war; ich hatte über meinen weißen Rock einen bis zu den Knöcheln reichenden schwarzen Kautschukpaletot gezogen, der eigentlich nur Gesicht und Füße freiließ. Ueber und über mit Kot bespritzt, so daß kaum die Grundfarben unserer äußeren Hüllen erkennbar waren, mochten wir ohne Zweifel ein höchst kriegerisches und sogar auch interessantes Aussehen haben, wenn man mit demselben nur nicht den Begriff „kaiserlich österreichische Offiziere" verbinden mußte.

Oberstlieutenant Stentzsch eröffnete die Konversation mit der formellen Vorstellung und der üblichen Bitte, unsern etwas gewaltsamen Besuch zu entschuldigen. Dieser Anlaß brachte uns eine neue Ueberraschung, als die Hausfrau die französische Anrede in vorzüglichem Deutsch beantwortete. Sie war, sowie ihr Gatte, aus Kurland und durch weiß Gott welche Fügung der russischen Vorsehung in dieses Grenznest verschlagen. Hiemit war aber die Mitteilsamkeit der schönen Kurländerin auch erschöpft. Vergebens boten wir alle unsere diplomatischen Künste auf, um über die Insurgenten, respektive die Maßnahmen des russischen Militärs etwas zu erfahren; es war absolut nichts aus ihr herauszubringen. „Das weiß ich nicht." — „Da müssen Sie meinen Mann fragen," war der ewige Refrain oder, besser gesagt, der ganze Inhalt ihrer Antworten, welche, wie überhaupt ihr ganzes Benehmen gar keinen Zweifel darüber ließen, daß sie uns nicht für das hielt, was wir zu sein vorgaben. Wenn ich meinen Commandanten ansah, der mit seinem dunklen Gesicht, in dem die Barthaare fast bis zu den Wimpern wuchsen, und den vor Ungeduld und Erregung blitzenden Augen

ganz wie geschaffen war, einen wenig vertrauenerweckenden Eindruck hervorzubringen, so konnte ich es der Dame nicht verdenken, wenn sie unter so bewandten Umständen vorsichtig den Tisch zwischen sich und ihren Besuch gebracht hatte und anscheinend absichtslos mit der rechten Hand den Kolben ihres Revolvers liebkoste. Endlich konnte Baron Stentzsch dieses kaum verhüllte Mißtrauen nicht länger ertragen; seine Leidenschaftlichkeit brach voll durch, als er mit energischer Geberde den Mantel von sich warf und auf seine, nun jeden Zweifel ausschließende Husarenuniform weisend, sagte: „Aber sehen Sie uns doch an, gnädige Frau, wir sind ja keine Insurgenten, wir sind kaiserliche Offiziere, die gegenüber den Aufständischen das ganz gleiche Interesse haben wie die Offiziere Ihres Kaisers." Ich war dem Beispiele meines Commandanten gefolgt und glaubte fast, mein weißer Rock habe auf die schweigsame Russin eindringlicher gewirkt als der blaue Husarenattila, denn zu jener Zeit konnte man sich in der ganzen Welt den österreichischen Offizier nicht anders als weiß vorstellen. Damals standen aber, dank des vom Anfange her beliebten Schaukelsystems der Regierung, die „kaiserlichen Offiziere" in sehr niedrigem Kurse bei dem Russen. Die arme Frau uns gegenüber war in einer sehr peinlichen Situation; sie hatte offenbar ihre Instruktionen, wie sollte sie sich entscheiden? Sie blickte schweigend zu Boden.

„Sagen Sie mir nur eines, gnädige Frau," inquirierte Baron Stentzsch unbarmherzig weiter, „dann wollen wir Sie nicht weiter belästigen: Sind die Insurgenten noch in Porick oder sind sie weiter fortgezogen?" Da schien der so rücksichtslos Torquierten ein lösender Gedanke zu kommen; sie hob den schönen Kopf voll gegen Baron Stentzsch und ihn scharf fixierend sagte sie mit ganz eigenartiger Betonung: „Ich weiß nicht, wo die Insurgenten in diesem Augenblicke sind; morgen aber werden sie gewiß nicht in Porick sein." — Dies war wenig in Worten, aber viel der Bedeutung nach; sie gab nichts zu, ging aber auch der Frage nicht unbedingt aus dem Wege und — wir wußten, was uns zu wissen wert. — Galant küßte Baron Stentzsch der Russin die Hand: „Ich danke, gnädige Frau, für Ihre geistvolle Auskunft. Wenn die russischen Truppen morgen

auf Porick vorgehen, so werden sie auf österreichischer Seite die Grenze dicht besetzt finden."

Mit diesem war das jedenfalls sehr interessante, aber doch sehr peinliche Interview auf russischem Boden zu Ende. Bei völliger Dunkelheit nahmen wir den Rückweg über Boranie peretoki, um die dortigen Offiziere für den kommenden Tag zu instruieren.

Als wir nach einem halsbrecherischen Ritte durch den fast pfadlosen Wald und in einer Finsternis, die kaum den Pferdekopf erkennen ließ, Skomorochy erreichten, war es 9 Uhr abends. Dort erstatteten die Offiziere der Infanterie- und Husarenabteilungen, welche im Orte selbst oder in der Umgebung bereit standen, ihre Meldungen und nahmen die Dispositionen für den folgenden Tag mit sich.

Allem nach konnte mit größter Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß die Russen am 2. November angriffsweise gegen Porick vorgehen, die Insurgenten aber gewohntermaßen auf Galizien „repliieren" würden. In diesem Sinne waren auch die Instruktionen für die Detachementscommandanten gehalten; sie gipfelten in der unbedingten Festnahme und Entwaffnung der ganzen Bande, selbst um den Preis, daß von der Feuerwaffe jeder nötig scheinende Gebrauch gemacht werde.

Zweifellos war die Aufgabe, welche den Truppen zufiel, keine gewöhnliche; hatte schon der 1. November die Kräfte von Mann und Pferd über das normale Maß hinaus in Anspruch genommen, so war dies für den 2. in noch größerem Umfange zu gewärtigen. Wieder sollten da ungenügende Abteilungen in unverhältnismäßig ausgedehntem, höchst ungünstigen Terrain operieren, wozu noch kam, daß die Bewältigung dieser Schwierigkeiten in bestimmten, aber, weil vom Gegner abhängigen, ganz unberechenbaren Zeiträumen vollbracht werden mußten. Die Intelligenz der Führer und die anstellige Ausdauer ihrer Untergebenen überwand alles. Wie schon früher erwähnt, war es der echte, wahre Sportgeist, der hier die Stelle so mancher anderer moralischer Hebel ersetzte. Ohne jede Spur von Haß oder auch nur feindseligem Gefühle gegen die Insurgenten, fieberten Offizier und Soldat förmlich in dem Bestreben, es

diesen an List und Gewandtheit zuvor zu thun. Der Sohn der Pußta wie jener der Siebenbürger-Karpathen fand in dieser großartigen Jagd alle jene Instinkte und Fähigkeiten wieder, die ihn in seiner Heimat der Kampf ums Dasein lehrte und die auch im wirklichen Kriege ganz unschätzbar sind, sofern sie der Drill nicht vorzeitig zerstört. —

Was die Vorgänge bei den Insurgenten betrifft, so möge es, um ein klares Bild der Verhältnisse vom 2. November zu schaffen, gestattet sein, die Ergebnisse einer späteren Zeit zu anticipieren. Wie natürlich konnten wir die meisten der Details erst nach vollständiger Auflösung der Bande von den Teilnehmern selbst erfahren, dann aber bedurfte es noch vieler Monate, bis diese Mitteilungen ergänzt, auf ihre Richtigkeit geprüft und so erst eine Darstellung ermöglicht wurde, welche auf einen gewissen Grad geschichtlicher Treue Anspruch erheben kann.

Die Konzentrierung der Bande — oder des „Corps", wie man damals in polnischen Kreisen lieber hörte — erfolgte thatsächlich in den Wäldern zwischen Switarzów und Rojatin, ungefähr 8 Kilometer nordöstlich Sokal. Wie dies unbemerkt geschehen konnte, darüber zerbreche ich mir heute ebensowenig den Kopf, wie damals; angedeutet habe ich den Fall bereits früher und so möge es genügen, dem fait accompli nur noch die Anerkennung für die leitenden insurrektionellen Kreise anzufügen. Denn diese hatten sich ihrer Aufgabe vollkommen gewachsen erwiesen, indem sie die Konzentrierung dort vornahmen, wo man sie am wenigsten erwartete, nämlich in der Nähe des Mittelpunktes der Grenzbewachung, deren Aufmerksamkeit sich überdies infolge eines leicht begreiflichen „Versehens" der politischen Behörde auf das linke Bugufer konzentrierte.

Die Organisation der Bande entsprach im ganzen dem, was hierüber noch im Oktober in die Oeffentlichkeit gedrungen. Es gab circa 800 bis 1000 Mann zu Fuß und 150 zu Pferd, welch letztere fast durchwegs dem Chargencadre für die in Russisch-Polen aufzustellenden Abteilungen angehörten. Von einer Kriegskasse oder Geschützen wollte man nichts wissen, doch wurde zugegeben, daß die Abteilung einen ansehnlichen Train mit Kriegsbedürfnissen aller Art mit sich führte.

Sowohl die Infanterie, wie auch die Reiter waren gut uniformiert und bewaffnet. Doch eben in der Stärke und kriegsgemäßen Ausrüstung, sowie in dem erweiterten Wirkungskreise dieser Expedition lag zugleich auch der Keim jener fressenden Uebel, die seit jeher den Polen weit mehr geschadet, als alle Russen zusammengenommen, nämlich des Strebertums, der Eifersüchtelei und nicht zum mindesten der ungemessenen persönlichen Eitelkeit. Bei kleinen Banden, wie sie hie und da über die Grenze schlüpften, trat derlei allerdings nicht allzu störend hervor; anders aber bei der in Rede stehenden Unternehmung. Da gab es Stellen zu vergeben, eine hervorragende Rolle zu spielen und was sonst des Begehrenswerten mehr. Hier war der Stellenjägerei eine nicht minder aussichtsvolle Bahn eröffnet, wie der ungezügelten Ehrsucht, die immer nur mit den Resultaten kokettiert, ohne der hindernisreichen Wege zu gedenken, die dazu führen, und last not least, der Eitelkeit, welcher die Rolle mit ihren Kostümen und sceniſchen Effekten den Kopf verdreht, die aber des ernsten Werkes nur insofern sich erinnert, als sie mit lebhafter Phantasie jene Scene anticipiert, wo der Held einem Kreise bewundernder Damen von seinen Thaten berichtet.

Alle diese Einflüsse machten sich schon zur Zeit geltend, wo die Konzentrierung der Expedition erst im Werden war, von Operationen also noch gar keine Rede sein konnte. Um diese letzteren festzustellen, hatten sich die einzelnen Chefs — und es gab deren eine erkleckliche Anzahl — zur Beratung in Switarzów versammelt, aber wie es scheint, waren es mehr persönliche, als taktische Fragen, welche dort zur Sprache kamen.

Wie man uns versicherte, war das Commando dieser hochwichtigen und deshalb auch ohne Rücksicht auf die Kosten vorzüglich ausgerüsteten Expedition seitens der Nationalregierung einem erprobten Patrioten und Führer aus Russisch-Polen anvertraut worden, der unter dem Kriegsnamen „Kruk" bekannt war. Diese Bestimmung fand jedoch in dem größten Teile der adeligen Mitglieder der Unternehmung entschiedene Widersacher. Für diese Kreise war in diesem Falle Russisch-Polen soviel wie „Ausland", sie erblickten daher in der Berufung Kruks

eine Zurücksetzung ihres engeren galizischen Heimatlandes, welches, so gut es die Mannschaft und die Bedürfnisse für die Expedition aufzubringen vermocht, auch ganz gewiß in der Lage war, den Commandanten beizustellen. Die Unzufriedenheit mit den Anordnungen der Nationalregierung führte zu dem Entschlusse, die obenerwähnte Beratung in erster Linie dahin auszunützen, den unliebsamen Commandanten zu verdrängen und an dessen Stelle einen der Mitverschworenen zu setzen.

Wie gesagt, dies waren die Motive, welche man uns als die allein wirkenden angab; was sich hinter den Couliſſen sonst noch abspielte, welche Intriguen dort gesponnen wurden, und ob es unter den Mitgliedern des Kriegsrates überhaupt auch nur *eines* gab, welches nicht die ausgesprochenste Befähigung für die Commandostelle in sich fühlte, bleibe dahingestellt. Jedenfalls war die Beratung eine so stürmische gewesen, daß Kruk seine schleunige Abreise für das geratenste hielt und dem Grafen Albert Komorowski Platz machte, der einem hochangesehenen, eben in dortiger Gegend reichbegüterten Adelsgeschlechte angehörte. Für dessen Feldherrnbegabung konnte allenfalls angeführt werden, daß er in einem damals in Krakau garnisonierenden österreichischen Infanterieregimente bis zum Oberlieutenant gedient und nach dem Kriege von 1859 mit Beibehalt des Offizierscharakters [1]) seine Charge quittiert hatte.

Ob der etwas gewaltsame Wechsel im Commando dem Unternehmen zu gute kam, darf nach den Resultaten desselben füglich bezweifelt werden. Schwerlich ist irgendwo entlang der Grenze eine Insurgentenabteilung unter günstigeren Auspizien in Rußland eingebrochen, kaum aber nahm irgend eine Expedition ein schmählicheres Ende, als eben diese. Selbst ganz kleine Banden gingen ohne das konventionelle „Gefecht" nicht wieder über die Grenze zurück; die starke, gut ausgerüstete Abteilung Komorowskis aber konnte nicht einmal dies aufweisen; die einzigen Schüsse, welche sie abgab, richteten sich — gegen österreichische Truppen. —

Ohne Zweifel hatten die Russen ihre Kundschafter auch in

[1]) Entsprechend der heutigen Bezeichnung „außer Dienst".

Galizien, doch ebenso gewiß darf angenommen werden, daß die Berichte über die Abteilung Komorowskis stark übertrieben wurden; im übrigen wäre sie, auch bei nüchternster Darstellung, den längs der Grenze in Volhynien stehenden russischen Truppen der Zahl nach weit überlegen gewesen. Da ist es denn auch nicht zu wundern, daß im Augenblicke ihres Einbruches eine förmliche Panik jenseits der Grenze einriß. Die wenigen regulären Truppen mochten aus naheliegenden Gründen wohl den Auftrag haben, sich unter keinen Umständen in ein zweifelhaftes Gefecht einzulassen, die stabil an der Grenze dislocierten Kosakenposten jedoch nahmen die Sache so ernst, daß sie bei ihrem Abzuge Hab und Gut preisgaben, die Weiber und Kinder aber an manchen Punkten den Schutz der österreichischen Detachements aufsuchen ließen. Komorowski fand weit und breit auch nicht Einen Mann, der seinen Marsch hätte aufhalten können.

Wenn nun auch sein Unternehmen an und für sich eben ein solcher Wahnsinn war, wie der ganze Aufstand, so hätte doch ein fähiger, energischer Parteigänger den Russen harte Arbeit schaffen und aus der Situation manchen Vorteil für die nationale Sache herausschlagen können. Aber die Taktik des Herrn v. Komorowski war ganz anderer Art; richtiger bezeichnet war sie eine spezifisch polnische. Geradeswegs richtete er seinen Marsch auf Porick, wo derselbe nach zweistündiger Dauer auch endete. „Bis hierher und nicht weiter kamen die polnischen Reiter" könnte man, frei nach der Inschrift eines Denksteines in Südtirol aus der Franzosenzeit citieren, aber nicht etwa, weil sich wie dort das Land heldenmütig gegen die Invasion verteidigte, sondern im Gegenteile, weil die polnischen Freiheitskämpfer in Porick ihr Capua fanden. Die Russen waren weg, die Polen zogen ein; das ganze Nest stand in überschäumendem Siegesparoxysmus auf dem Kopfe, ohne sich diesen mit der Frage zu zerbrechen, welcher Sieg denn eigentlich erkämpft worden sei. Der Empfang, den man den „Befreiern" bereitete, war ein großartiger, geradeso, als wären die Russen samt ihrem Zar schon auf dem Rückzuge nach Sibirien. — Wer da die Festlichkeiten zu Ehren der Triumphatoren zu schildern

vermöchte, oder der Nachwelt die Reden zu überliefern, die bei diesen Anläſſen uferlos die Hörer überfluteten!

Nebenher vollzog ſich ganz unbemerkt, aber ſtetig eine Wandlung in dem Verhältniſſe der inſurrektionellen Schlachta zu ihren „Mannſchaften", die ebenſo gewiß, aber raſcher als alles übrige zum ſeligen Ende dieſes Kriegszuges führte. Während bisher eine mehr oder minder weitreichende Kordialität die ſozialen Unterſchiede beider Schichten auszugleichen ſchien und man ſich „hohen Orts" in der Poſe puritaniſcher Freiheitskämpfer gefiel, zerfloſſen dieſe edlen Regungen ſchon nach dem erſten Erfolge (!) wie Butter in der Sonne. Nun gehörte die gloire den „Rittern", die Sorge um die leidige Proſa des Kriegerſtandes, insbeſondere um den Sicherungsdienſt, dem „Plebs". Es läßt ſich denken, wie es in dieſer Hinſicht beſtellt war. Wie hätten auch die ſo überſchwenglich Gefeierten, durch die Weihrauchwolken, in denen ſie faſt erſtickten, den Weg zur nüchternen Pflicht finden ſollen.

Was damals in Porick vorging, ſpottete — immer nach den Berichten der Teilnehmer — jeder Vorſtellung. Daß ſchon am erſten Tage, in abſteigender Linie, Sekt und Wutki die unbeſtrittene Alleinherrſchaft an ſich geriſſen hatten und es ſelbſt dem beſten Willen kaum gelungen wäre, die nötigen Kräfte für irgend eine ernſte Thätigkeit zuſammenzubringen, iſt ſelbſtverſtändlich; man kam aus dem Verbrüdern — natürlich nach Rangklaſſen geordnet — gar nicht heraus. Einheimiſche und das fremde „Kriegsvolk" lagen ununterbrochen ſich in den Armen oder auf dem heiligen Boden der polniſchen Mutter Erde. Die verlaſſenen Wohnungen der ruſſiſchen Offiziere, die bei dem eiligen Abmarſche nur mitnehmen konnten, was ſie eben am Leibe trugen, galten als gute Priſe; es fand rauſchenden Beifall und begeiſterte Nachahmung, als Einer auf den großartigen Gedanken kam, in ruſſiſcher Offiziersuniform auf offener Straße den Gegner zu traveſtieren. Wer ſollte ſich da ſolchen Herrlichkeiten entziehen und an den Dienſt denken! Indes, die Sicherungstruppen, welche anfangs, als man noch ernſthaft Soldaten ſpielte, ausgeſtellt worden waren, verhungerten auf ihren Poſten ebenſowenig, wie ihre Kameraden in der Stadt. Je weniger man ſich um ſie kümmerte, deſto intenſiver dachten

sie selber an sich, und ohne eine Idee von Mohammed zu haben, gingen sie zum Berge, da dieser nicht zu ihnen kommen wollte. Nicht allzu lange währte es und es waren von den Vorposten kaum noch Spuren zu finden, wogegen in der Stadt um so und so viele Betrunkene mehr.

All dies störte aber den Siegesjubel nicht. Wer weiß, wie lange der wüste Taumel noch gedauert hätte, wären die Russen nicht so taktlos gewesen, ihm ein unerwünschtes Ende zu bereiten. In den Morgenstunden des 31. Oktober waren die Polen in Porick eingezogen; 48 Stunden später, am 2. November morgens, marschierten die Russen von allen Seiten heran. Da es polnischerseits keine Vorposten mehr gab, so blieb den glorreichen Siegern kaum noch Zeit, auf kürzester Linie den Rückzug nach Boranie peretoki anzutreten. Man muß dies glauben, denn daß mehr als 1200 Mann, rechtzeitig vom Anmarsche des Gegners avisiert, sich ohne weiteres wie Mist vom russischen Boden wegfegen ließen, ohne auch nur den leisesten Versuch eines Widerstands gemacht zu haben, wäre nur unter Voraussetzung erbärmlichster Feigheit denkbar. —

Auf österreichischer Seite war am frühen Morgen des 2. November alles in lebhafter Bewegung. Die Detachements rückten auf ihre Posten längs der Grenze: Oberlieutenant Vörenyi und Lieutenant Straka mit je 1 Zuge in Boranie peretoki, die drei Züge der 1. Compagnie in dem Waldrevier ostwärts des Bug; die 2. und 4. Compagnie bildeten in Tartakow und Steniatyn die zweite Linie.

Oberstlieutenant Stentzsch durchstreifte mit einem Zuge Husaren den Raum längs der Grenze vom Bug gegen Boranie peretoki, mit einem zweiten stand ich am rechten Bugufer, etwa 400 Schritte südlich der Grenze, am Anfange einer Waldlichtung, die sich in geringer Breite ungefähr 500 Schritte weit gegen Osten hinzog.

Mittlerweile waren auch bei Porick die Dinge in Fluß gekommen. Während der beiden Jubeltage Komorowskis hatten die Russen alle disponiblen Truppen auf Wagen gegen den gefährdeten Punkt dirigiert und rückten früh morgens am 2. November konzentrisch gegen Porick vor. — Es ist schon der

mutmaßlichen Gründe gedacht worden, weshalb die Insurgenten dort solange verweilten, bis die gegnerischen Manöver nahezu vollendet waren. Thatsächlich blieb ihnen im Momente des Aufbruches nur noch der Weg gegen die Grenze offen; jede andere Marschrichtung hätte unausbleiblich zum Kampfe führen müssen. Da jedoch eine derlei Eventualität in dem taktischen Entwurfe Komorowskis nicht enthalten gewesen zu sein scheint, so hoffte er durch um so entschiedeneres Auftreten sich den einzigen ihm noch frei gebliebenen Ausweg zu sichern. Er sandte einen Parlamentär nach Boranie peretoki voraus, welcher den ungehinderten Durchmarsch der Insurgenten durch diesen Ort forderte und zu verstehen gab, man würde sich nötigenfalls den Weg mit Gewalt öffnen. Natürlich konnte dieses Ansinnen, wie nicht weniger die Drohung, nur Heiterkeit erregen. Oberlieutenant Vörenyi erwiderte, daß den Insurgenten der Uebertritt an jedem Punkte der Grenze freistehe, wenn sie die Waffen ablegten und sich als Gefangene betrachteten, andernfalls müßte er in dem Betreten des österreichischen Bodens seitens der Insurgenten einen Akt der Feindseligkeit erblicken, der ihn nötigen würde, von den Waffen Gebrauch zu machen.

Mochten die Polen diese Erklärung nicht ernst nehmen — wozu sie das seitherige Verhalten der Regierung wohl einigermaßen berechtigte — oder glaubten sie wirklich daran, mit Gewalt durchdringen zu können, genug an dem, sie setzten den Marsch gegen die Grenze fort und etwa hundert überschritten dieselbe in nächster Nähe von Boranie peretoki. Da sie auf den Anruf nicht stehen blieben, sondern eiligst dem nahen Walde zustrebten, ließ Oberlieutenant Vörenyi eine Anzahl Schüsse auf sie abgeben, welche die Insurgenten anfänglich erwiderten, aber auf eine zweite Decharge die Bewegung einstellten. Sie wurden entwaffnet und nach Steniatyn eskortiert.

Merkwürdigerweise wurde bei diesem Rencontre niemand beschädigt: es ist auch mit Grund anzunehmen, daß die entwaffneten Insurgenten nicht auf Befehl ihrer Führer handelten, sondern der lächerliche Putsch nur von solchen inscenieret wurde, bei denen die Libationen der letzten Nacht in Porick noch nachwirkten. Denn als das Gros der Bande mit dem „General-

stabe" herankam, machte es gar keinen Versuch die Grenze zu überschreiten, sondern setzte auf dem neutralen Boden den Marsch nach Westen fort, da ihm die von Miljatin kommenden Russen den vorteilhafteren Abzug nach Osten bereits verlegt hatten.

Es begann nun ein geradezu komisches Intermezzo. Unfähig, weder auf russischem, noch auf österreichischem Boden einen aussichtslosen Kampf aufzunehmen, dennoch aber nicht gewillt vor den k. k. Truppen die Waffen zu strecken, zogen die Insurgenten auf dem neutralen Wege entlang der Grenze fort, links Schulter an Schulter von den Oesterreichern, rechts auf Schußweite von den Russen cotoyirt. Was Herr von Komorowski damit beabsichtigte, ist nicht schwer zu erraten. Da sich dieses sonderbare Manöver schon deshalb nicht auf die Dauer fortsetzen ließ, weil der neutrale Weg etwa 4 oder 5 Kilometer westlich von Boranie peretoki an den Bug stößt, der dann die natürliche Grenze bildet, so lief das Ganze wohl nur darauf hinaus, einen günstigen Moment für das Durchbrennen des berittenen Teiles der Bande zu gewinnen.

Am Bug angelangt, fand denn auch der Spaß sein Ende. Die Insurgenten blieben, als sie nicht mehr weiter konnten, ruhig stehen; links von ihnen im dichten Walde die 1. Compagnie und der Zug des Oberlieutenants Vörenyi, rechts, in mehr offenem Terrain die Russen. Solange die Insurgenten den neutralen Boden nicht verließen, waren sie eigentlich für die beiden anderen Teile unverletzlich. Oberstlieutenant Stentzsch suchte daher auf gütlichem Wege die Insurgenten zu der nun einmal unvermeidlichen Niederlegung der Waffen zu bewegen, den Russen aber, die von alldem nichts sehen konnten und auch gar keine Rücksichten zu nehmen hatten, dauerte das nutzlose Herumstehen zu lang. Da die Insurgenten keine Anstalten trafen, sich nach einer oder der anderen Seite zu entscheiden, machten sie kurzen Prozeß und eröffneten um ungefähr 10 Uhr ein ganz regelrechtes Feuer aus ihren leichten Feldgeschützen. Das war nun jedenfalls das einfachste und beste Mittel über den toten Punkt rasch hinwegzukommen, wir Oesterreicher mußten aber trotzdem entschieden dagegen protestieren. Auch wenn die Russen nicht viel zu hoch geschossen hätten, so daß die Kugeln

über die Köpfe der Polen hinweg, in die Stellung unserer Infanterie einschlugen, wäre diese von dem russischen Geschütze unter allen Umständen nicht viel weniger bedroht gewesen als die Polen, denen es vermeint war. Nach den ersten Schüssen schon, die glücklicherweise keinerlei Unheil anrichteten, jagte Oberstlieutenant Stentzsch über die Grenze zu dem russischen Commandanten, der denn auch bereitwillig das Feuer einstellen ließ, als er über die Situation unterrichtet war. Als Oberstlieutenant Stentzsch zurückkam, fand er die Sachlage sehr verändert. Wie begreiflich, konnte der Ernst des Geschützfeuers seines Eindruckes auf die Insurgenten nicht verfehlen; ihre Infanterie drängte in heller Panik über die Grenze, wo sie von den dort verteilten Detachements der 1. und 4. Compagnie in Empfang genommen wurde, die Reiter dagegen benützten die momentane Verwirrung, um im Vertrauen auf ihre Pferde den Durchbruch zu versuchen.

Während dieser Vorfälle war ich auf meinem Posten an der Waldlichtung geblieben, die ich der ganzen Länge nach übersehen konnte. Kurz nachdem die ersten Kanonenschüsse gefallen, huschten am unteren Ende dunkle Reitergestalten über die Blöße; im nächsten Momente aber war der ganze Zug Husaren, bis auf vier Mann und den Trompeter, auf und davon, ihnen den Weg abzuschneiden. Die beiden Gruppen waren kaum außer Sicht, als ungefähr in der Mitte der Strecke zwischen meinem Standpunkte und der Stelle, wo die ersten Reiter aufgetaucht waren, ein offener, sogenannter ungarischer Wagen, auf dem sich drei oder vier Bewaffnete befanden, in vollem Galopp über die Lichtung fegte und im Walde verschwand. A pénztár! (die Kasse), riefen fast gleichzeitig meine Husaren; auch in mir war plötzlich der gleiche Gedanke lebendig geworden und schneller, als ich dies niederzuschreiben vermag, waren wir sämtlich, die Husaren die Pistole in der Faust, hinterher.

Nach wenigen hundert Schritten einer wahrhaften Steeplechase durch das Dickicht, erreichten wir den elenden, stellenweise wirklich bodenlosen Waldweg, auf welchem der Wagen mit einem ansehnlichen Vorsprunge die Flucht fortsetzte. Es war ein wildes, gefährliches Jagen. Ein Husar stürzte samt dem Pferde

in einem tiefen Hohlwege, dessen morastigen Grund man landesüblich mittels hineingeworfener Baumäste fahrbar zu machen versucht hatte, und verwundete durch die beim Sturze losgehende Pistole das Tier am Kopfe. Wir anderen aber, in toller Hast, sahen nichts als den Wagen; wohl kamen wir ihm sichtlich näher, allein es war die Frage, ob unsere abgetriebenen Gäule bis zum Ende aushalten und die Flüchtlinge nicht noch früher ein schützendes Obdach erreichen würden. Da sie ungeachtet wiederholter Zurufe und Trompetensignale ihre Fahrt sichtlich nur um so mehr beschleunigten, ließ ich sie, eben als wir die Waldlisiere passierten, durch einige Pistolenschüsse daran erinnern, daß sie meinem Anrufe Folge zu leisten hätten. Dies drastische Mittel versagte nicht. Als die Kugeln den Lenkern des Gefährtes um die Ohren pfiffen, brachten sie den Wagen zum Stehen. Wir fanden darauf nebst allerhand Geräte auch ein paar Verschläge, die aber gar nicht wie Kassen aussahen. Zur Untersuchung war augenblicklich keine Zeit, weshalb ich den Wagen unter Bedeckung der drei Husaren nach Skomorochy sandte und nur den Trompeter bei mir behielt, mit dem ich nun die Lisiere entlang, in östlicher Richtung die Straße nach Boranie peretoki zu erreichen gedachte. Nach wenigen Minuten sah ich mehrere Reiter aus dem Walde kommen und die Richtung nach Skomorochy nehmen. Es war mir nicht schwer, ihnen den Weg zu verlegen, doch gab ich die Verfolgung auf, als sie bei meinem Anblicke sich spornstreichs nach Steniatyn wandten, wo ich sie ebenfalls gut aufgehoben wußte.

Aufs höchste überrascht ward ich durch den Anblick, der sich mir bot, als ich mich wieder gegen den Wald zurückwandte. Ein Schwarm von ungefähr 30 Reitern hatte eben die Lisiere überschritten und trabte nun gemächlich über das Stoppelfeld nach Skomorochy. Der erste Blick auf die kaum 150 Schritte entfernte Gruppe genügte, um mich zu überzeugen, daß ich hier das Hauptquartier des „Corps" vor mir hatte; ebenso sicher war ich, daß diese Gentlemen weder Widerstand noch Flucht beabsichtigten. Denn, von ersterem gar nicht zu reden, war meine weiße Uniform in der hellen Herbstsonne, die endlich wieder am Himmel leuchtete, weithin sichtbar und wäre es den

Polen leicht möglich gewesen, einen anderen Kurs einzuschlagen, ohne daß ich davon auch nur eine Ahnung hätte haben können. Auf mein „Halt!" blieb denn auch alles gutwillig stehen. Nachdem einer der Reiter, der sich mir als „Commandant" vorstellte, mit seinem Ehrenworte dafür bürgte, daß sich alle als meine Gefangenen betrachteten, setzten wir den Ritt nach Skomorochy so gemütlich fort, als hätten wir uns zu einer Jagd zusammengefunden. Daß der Pole, welcher sich als „Commandant" gerierte, nicht Graf Komorowski war, sah ich auf den ersten Blick; der Mann war nie Offizier oder auch nur Soldat gewesen. Ich ließ es aber vorläufig dabei bewenden, doch trieb mich mein Soldatengefühl, auf das, gelinde gesagt, ruhmlose Ende der so groß angelegten Expedition mit einigen Fragen anzuspielen. Wie vorauszusehen, war die larmoyant herausgeseufzte Antwort: „Ja, Herr Hauptmann, Verrat! Verrat! Wir sind schmählich verraten worden!" — Das ging mir nun aber doch gegen den Strich. Diese Herren, vor denen alles floh, die keinen Feind vor sich fanden, aber sich 48 Stunden in Porick gut geschehen ließen, wagten noch von Verrat zu sprechen. Ich konnte nicht umhin und hielt ihnen eine Steigbügelrede, die zwar nicht meines Amtes war, deren sich aber gewiß keiner der Hörer jemals rühmen dürfte.

In tiefem Schweigen erreichten wir dann Skomorochy, wo ein wahrhaft kriegsmäßiges Treiben herrschte. Ein großer Teil des Komorowskischen „Corps" war dorthin gefangen eingebracht worden und verlieh dem sonst so stillen Herrenhofe das Ansehen eines Feldlagers. Oberstlieutenant Stentzsch war noch auswärts, mithin blieb es mir überlassen, dieses Chaos zu entwirren. Hierbei ereignete sich ein Zwischenfall, der große Heiterkeit hervorrief, freilich nur bei den nicht unmittelbar Beteiligten. Der Raum unter der hölzernen Stiege, welche vom Vestibule in die erste Etage des Herrenhauses führte, war mit Brettern verschalt, wodurch fast die Hälfte des geräumigen Vorhauses abgeschlossen wurde und nur durch eine sehr primitive Thür zugänglich war. Einige Husaren, welche mit einem Trupp Insurgenten ankamen, hielten nach oberflächlicher Besichtigung diesen lichtlosen Raum für ganz geeignet zur Unterbringung ihrer Gefangenen und

stopften diese auch wohl oder übel hinein, worauf sich ein Husar mit gezogenem Pallasch als Wache vor die Thür postierte. Als später eine ziffermäßige Aufnahme aller Gefangenen stattfand, wurde auch dieses Verließ geöffnet — man fand es leer, nicht ein einziger Insurgent war mehr zu sehen. Die Husaren waren ganz starr; der Posten schwur Stein und Bein, daß er niemand herausgelassen habe, aber, was half dies alles, das Faktum blieb bestehen — er hatte stundenlang Gefangene bewacht — die nicht da waren. Doch löste sich bald das Rätsel. Hinter der Bretterwand befand sich kein völlig abgeschlossener Raum, sondern es führte eine zweite Thür zu einer hölzernen Stiege, auf der man zum Bug hinabsteigen konnte. Für häusliche Zwecke war diese Einrichtung jedenfalls sehr praktisch, denn sie ersparte den weiten Weg um das Haus herum zum Flusse, weniger aber zur Internierung von Gefangenen. Diese hatten sich in der Ubikation bald zurechtgefunden und auf dem Wege zu dem ganz unbewachten Flusse längst das Weite gesucht. Von der Lachsalve, welche dieser Entdeckung folgte, kann man sich wohl eine Vorstellung machen, weniger aber von der Wut der Husaren, die sich erst nach einer Weile so weit erholten, um ihren Reichtum an nationalen Segenswünschen über die Polen auszuschütten — und das will viel sagen. Wir Offiziere hatten zu thun, um ernsten Handgreiflichkeiten zwischen unserer Reiterei und der Infanterie vorzubeugen, da letztere unerschöpflich in schlechten Witzen war. Glücklicherweise waren es Landleute und da nimmt man die Sache nicht so hart.

Nicht minder ergötzlich war, wie die ringsum seßhaften Polen die „Affaire Komorowski" fruktifizierten, um ihre Angehörigen, Freunde ꝛc. der Gefangenschaft zu entziehen. Kaum eine Stunde nach meinem Einrücken in Skomorochy kamen von allen Seiten Equipagen mit Damen angefahren, welche mir die mit ihnen gekommenen Herren als Aerzte präsentierten und sich die Erlaubnis erbaten, nach den Verwundeten zu sehen. Da ich positiv wußte, daß niemandem ein Haar gekrümmt wurde und der einzige Verwundete jenes Husarenpferd war, dem sein Reiter beim Sturze mit der Pistole durchs äußere Ohr geschossen, so gab ich ohne weiteres meine Zustimmung zu einer Komödie,

die ich durchschaute, deren Inscenierung mich aber sehr interessierte. Sie übertraf alle meine Erwartungen.

Nach kurzem Verlaufe trat eine Dame — natürlich die schönste und liebenswürdigste — in Begleitung des Hausherrn auf mich zu und stellte mir in reizend gebrochenem Deutsch vor, daß sich unter den Verwundeten auch solche befänden, deren Verletzungen einer sehr sorgfältigen Pflege bedürften, die sie aber hier unmöglich finden könnten. Sie appellierte an meine Humanität und Ritterlichkeit, doch zu gestatten, diese Unglücklichen von hier weg zu den benachbarten Gutsbesitzern zu transferieren, wo sie alles finden würden, was ihr bedenklicher Zustand erheische. Unser gegenwärtiger Hausherr, der mir persönlich bekannt war, übernehme die Bürgschaft, daß jeder Verwundete nach seiner Genesung sich wieder mir zur Verfügung stellen werde.

Bei der mir wohlbekannten Prozedur, welche den politischen Behörden hinsichtlich eingebrachter Insurgenten vorgeschrieben war, hätte es wahrlich nicht eines solchen Aufgebotes unwiderstehlicher Argumente bedurft, um mich den Wünschen der Supplikantin geneigt zu machen. Was konnte mir am Ende daran liegen, ob 15 oder 20 Insurgenten mehr oder weniger dem Bezirksamte in Sokal eingeliefert würden, wo ich doch bestimmt wußte, daß nach spätestens 48 Stunden alle Gefangenen samt und sonders auf freiem Fuße stehen würden. Ich setzte also dem Begehren der schönen Samariterin nicht größeren Widerstand entgegen, als unbedingt notwendig war, um sie glauben zu machen, daß sie mir ganz exceptionelle Zugeständnisse entrissen habe, und sprach schließlich bloß den Wunsch aus, der Abtransportierung der Verwundeten beizuwohnen. Da war es nun wohl schwer, ernst zu bleiben. Kunstgerecht an allen möglichen Körperteilen mit Bandagen bedeckt, wurden die „Verwundeten" mit einer Sorgfalt, als wären sie von gebrechlichstem Glase, zu den bereitstehenden Wagen gebracht; ein Fremder, der diesem Hokuspokus beigewohnt hätte, würde darauf geschworen haben, es könnten nur wenige dieser Unglücklichen den Ort ihrer Bestimmung lebend erreichen. Jeder und jede spielte die ihm oder ihr zukommende Rolle meisterhaft, das muß ihnen

der blasse Neid nachsagen. War doch einer darunter, den ich mit dem „Hauptquartiere" nach Skomorochy gebracht, und der unterwegs die Gemütlichkeit so weit trieb, mir seinen Revolver mit dem Ersuchen übergeben zu wollen, ihm denselben aufzubewahren, bis er ihn nach seiner Freilassung wieder holen würde! Ich erkannte ihn trotz einer Unmasse von Binden und Kompressen, die seinen Kopf einhüllten und eigentlich nur die Nase frei ließen. Freilich schien er mir vom Stamme Levi; damals wußten die tapferen Polen eben noch nichts vom Antisemitismus.

Auffallend war, daß sich der Samariterdienst der polnischen Damen absolut nicht um den Commandanten des „Corps", den schönen Grafen Albert Komorowski kümmerte, der, wie ich bestimmt wußte, sich ebenfalls bei dem von mir nach Skomorochy eskortierten Hauptquartiere befand. Allem nach wäre zu erwarten gewesen, daß man in erster Linie bestrebt sein würde, gerade ihn in Sicherheit zu bringen, schon deshalb, weil seine Familie in unmittelbarster Nähe begütert war. Sollte am Ende doch die fameuse Beratung von Switarzów, die ihm den Commandostab brachte, nicht so ganz dem nationalen Interesse entsprochen haben, oder wollte man ihm durch diese offenbare Vernachlässigung seine, allerdings sehr fragwürdigen Leistungen als „Feldherr" entgelten lassen? Wer weiß es! Meinerseits war ich wenig erbaut, daß man mich im Besitze dieser hervorragenden Persönlichkeit ließ, die mir nur Verlegenheiten bereitete. Ich hatte ein besonderes Interesse daran, Herrn v. Komorowski nicht an das Bezirksgericht abliefern zu müssen, sondern wünschte lebhaft, daß er, wie so manche andere, auf irgend eine gute Art vom Schauplatze verschwinde. Zunächst stand er als k. k. Offizier — wenn auch außer Dienst — in einem ganz anderen Verhältnisse zur Insurrektion, wie irgend ein beliebiger Herr X. oder Y.; in seinem Falle hatte außer der politischen, auch noch die Militärbehörde ein Wort dabei zu sprechen und da war es schwer abzusehen, welche Wendung die Sache noch nehmen könnte. Auch wußte ich, daß meinem Chef nichts unangenehmer sein würde, als in dieser Affaire intervenieren zu müssen, wie denn gegenüber der Halbheit der

Regierung, die Lage der Husarenoffiziere im ganzen eine viel peinlichere war als jene der Infanterie, weil sie bei dem Mangel an Kasernen seit Jahren in den Dörfern kantonierten und daher notwendig mit den Gutsbesitzern in nähere Berührung kamen, als diese. Mit einem Worte, ich hatte tausend Gründe für einen, mich dieses Herrn zu entledigen, was mir schließlich auch gelang.

Bei meiner Ankunft in Skomorochy wurde im ersten Momente das gesamte „Hauptquartier" in einer leerstehenden großen Küche untergebracht, ohne jedoch später den freien Verkehr im Hause zu beschränken. Als ich gegen Mittag diesen Raum betrat, fand ich dort nur noch einen jungen Mann mit blondem Vollbarte, der sich mit Hilfe eines eleganten Reisenecessaires sorgfältig die Fingernägel putzte. Es war Graf Komorowski. Von dem malerischen türkischen Phantasiekostüme war jetzt freilich ebensowenig die Rede, wie von der heldenhaft kühnen Pose, die der Photograph verewigte; aber der silberbordierte blaue Waffenrock mit roten Vorstößen, dann zwei riesige silberne Epaulettes, die er sonderbarerweise an einer Schnur um den Hals hängend trug, ließen keinen Zweifel über seine hohe Stellung. Es kostete einige Mühe, dem Herrn meine Intentionen verständlich zu machen, ohne geradezu als Mithelfer aufzutreten. Endlich aber begriff er — und ich sah ihn niemals wieder. Ich hoffe, sowohl die hohe Regierung, wie auch das „polnische Vaterland" werden es mir heute schon verziehen haben, daß ich dieses absolut unschädliche Individuum der bürgerlichen Freiheit nicht entzog.

Da verstand der Hausherr von Skomorochy — er führte einen französischen Namen — seinen Vorteil schon besser. Unter den Insurgentenpferden, die in seinen Ställen untergebracht waren, befanden sich mehrere sehr schöne Tiere. Herr X. lag mir nun an, zu erlauben, daß er diese Pferde gegen ebenfalls gute, aber weniger edle umtausche; er kenne — sagte er — den Eigentümer, den der Verlust dieser Pferde schwer treffe und der mir meine Güte ewig danken werde 2c. Ich willfahrte ihm schließlich bezüglich dreier Pferde; später aber erzählten mir seine Standesgenossen voll Ingrimm, daß der Francopole den Eigen-

tümer der Pferde gar nicht kenne, sondern dieselben zu eigenem Nutzen an einen jüdischen Händler verkauft habe.

Nicht honorig, aber gesund!

Als um Mittag Oberstlieutenant Baron Stentzsch nach Skomorochy kam, war die Ordnung insoweit hergestellt, als dies überhaupt möglich war, und es ließ sich nun auch der Erfolg des Tages übersehen. Es war ein vollständiger. Die einzelnen Detachements der Infanterie und Husaren in dem Walde zwischen dem Bug und Boranie peretoki, wie auch die zweite Linie bei Steniatyn hatten mit so viel Umsicht operiert, daß zwischen 7 bis 800 Mann, dann 132 Pferde, also der weitaus größte Teil der Insurgenten, deren ursprüngliche Stärke nie genau festgestellt werden konnte, sich in ihren Händen befand. Auch vom Train war kaum ein Fuhrwerk entkommen. Die „Kriegskasse", der wir so wütig nachgesetzt, hatte sich leider als ein Phantom erwiesen; das Wertvollste auf dem Wagen waren die vier Insurgenten, die denn auch in bescheidenem Selbstbewußtsein versucht hatten, sich so rasch als möglich in Sicherheit zu bringen.

Sämtliche Gefangenen wurden noch im Laufe des Nachmittags von den verschiedenen Standpunkten nach Sokal abgeführt, wo bereits die Lokalitäten des einst bestandenen Verpflegsmagazins zur Aufnahme der Insurgenten, und bei einzelnen Privaten Stallungen für die Pferde vorbereitet waren.

Die Wagen wurden unter entsprechender Bewachung am Hauptplatze aufgefahren.

Nun erst ward es möglich, einen besseren Ueberblick wie bisher über die Ausrüstung der Expedition zu gewinnen; was wir aber da fanden, waren für uns fast ebensoviele Rätsel, deren Auflösung ich heute um so weniger versuchen kann, als wir uns schon damals, wo doch die Hilfsmittel weit näher lagen wie jetzt, vergebens darum bemühten. Es genüge also die trockene Aufzählung dessen, was wir gefunden.

Die Uniform der Insurgenten bestand in dunklen Blousen, Hosen nach polnischem Schnitte, hohen Stiefeln und Pelzmützen. Ihre Mäntel glichen in Bezug auf Farbe, Stoff und Ausfertigung so genau jenen der österreichischen Fußtruppen, daß nur noch die Egalisierung fehlte, um jeden Unterschied zu verwischen.

Als Waffe führten die Insurgenten ein Bajonettgewehr nach dem in Oesterreich eingeführten System „Lorenz", und zwar war dasselbe bis in die kleinsten Details derart diesem gleich, daß, ob nun absichtlich oder zufällig, sehr zahlreiche Verwechselungen mit unseren ärarischen Gewehren vorkamen. Bei der Unmöglichkeit, diesen erst nach Abtransportierung der saisirten Gewehre zu tage getretenen Uebelstand durch Rücktausch wieder gut zu machen, blieb nichts anderes übrig, als die Insurgentengewehre nach genauer kommissioneller Untersuchung, welche die vollständigste Identität mit den ärarischen Gewehren feststellte, durch den Bataillonsbüchsenmacher mit den notwendigen Stempeln zu versehen und in Verwendung zu belassen. Es war dann absolut unmöglich, die auf solche Art legalisierten Gewehre unter den übrigen herauszufinden. Das Gleiche war hinsichtlich der Munition der Fall, von welcher ein bedeutender Vorrat, in Kassetten von starkem Eisenblech verpackt, auf den Wagen vorgefunden wurde. Auch da glich jede einzelne Patrone, vom Kaliber und dem Pulver bis zur Papierhülse und dem Hammelfett, aufs Haar den in der k. k. Armee eingeführten. Wäre es nicht allzu ungereimt, so könnten diese Thatsachen wohl zu dem Schlusse führen, die Insurgenten hätten ihre Ausrüstung ordnungsmäßig aus österreichischen Zeughäusern bezogen. Ein mit den Verhältnissen Unvertrauter würde gewiß nur schwer vom Gegenteile zu überzeugen gewesen sein.

Auch bei den Karabinern und Pistolen für die Reiter kam das nämliche vor, jedoch fehlte die zu diesen gehörige Munition.

Man kann sich wohl denken, daß wir ob dieser Entdeckung völlig konsterniert waren und nichts unversucht ließen, uns hierüber Klarheit zu verschaffen. Doch alles Mühen war vergebens. Wo immer wir anklopften, gab es nichts als das bekannte fatale Achselzucken. Man wisse — sagte man hier wie dort — nicht das Geringste über die Ausrüstung der Insurgenten; dies sei vom Anfange an Sache des Pariser Komites und der Warschauer Nationalregierung gewesen. Ueber die Gewehre und die Munition könne man mit Sicherheit nur angeben, daß beides belgisches Fabrikat sei; wie es nach Galizien gekommen und wo

es da bis zur Verteilung deponiert war, wäre bloß den Eingeweihten bekannt u. s. w.

Vielleicht noch mehr, gewiß aber nicht weniger Kopfzerbrechen verursachte uns ein weiterer Fund, nämlich eine nicht unbedeutende Anzahl von hölzernen Munitionsverschlägen, denen man ihre ärarische Herkunft auf tausend Schritte ansah. Die vorschriftsmäßig adjustierten Pakete wiesen außer dem offiziellen Stempel an der Außenseite auch alle jene Vermerke, welche bei einer systematischen Magazinierung usuell sind. Selbst das naivste Kindergemüt konnte dieser „Ware" gegenüber nicht behaupten, daß sie aus Belgien stamme, aber jeder auch nur des Lesens Kundige mußte erkennen, daß diese Patronen früher in königlich preußischen Munitionsmagazinen deponiert waren. Wie kamen sie nach Galizien? Auch diese Frage führte zu den gleichen Ergebnissen wie jene über die Gewehre. Die Provenienz war hier nicht zu leugnen, weil sie offenkundig vorlag, im übrigen zog man die Achseln noch um ein paar Centimeter höher hinauf — und schwieg.

Selbstverständlich fehlten in unseren Berichten diese Wahrnehmungen nicht, doch ist mir die Wirkung hievon nicht bekannt.

Bei den Seitenwaffen der Reiter mischten sich die verschiedensten Systeme, doch ist dies ganz irrelevant, da man ja derlei bei jedem Eisentrödler kaufen kann.

Der übrige Kram, mit welchem die Insurgenten ihre Wagen beladen hatten, war nicht der Rede wert. Es fand sich dort aller Plunder, wie ihn freiwillige Spenden stets zusammenbringen; Sättel, Samoware, Kotzen, Pferdegeschirr und viel des Notwendigen und Unnötigen mehr.

Den Glanzpunkt der Beute aus den „Tagen von Porick" bildeten unstreitig die Pferde, sowohl ihres Wertes wegen als auch deshalb, weil ihre Qualität ein Streiflicht auf den sanften Druck wirft, mit dem man allem Anscheine nach der Opferwilligkeit mancher Patrioten helfend unter die Arme gegriffen. Wenn auch im strengen Sinn nicht durchwegs kriegstüchtig, waren doch alle Pferde, ohne Ausnahme, von guter Qualität und vollkommen brauchbar. Doch gab es, wie schon früher er-

wähnt, nicht nur solche von besonders gutem Schlage, sondern sogar auch Pferde edelster Rasse, deren jedes einen Wert von Tausenden von Gulden repräsentierte. Darf man nun annehmen, daß der Eigentümer eines solch teuren Tieres nicht auch noch andere, minderwertige, sogenannte Wirtschaftspferde besessen habe, die für den in Rede stehenden Zweck vollkommen genügt hätten? Soll man glauben, irgend wer habe freiwillig ein so kostbares Pferd dem „Vaterlande" geopfert, wo er doch andere zur Verfügung hatte, oder war da nicht vielleicht auch etwas Rancune mit im Spiele, etwa so wie der Wiener sagt: „A bisserl a Lieb und a bisserl a Treu und a bisserl a Falschheit is allweil dabei"? Schwer ließe sich dies anders erklären; es ist vielmehr nur ein Beleg für die ohnehin nicht bestrittene Wahrheit, daß, wenn die Polen auch einig sind in der Verfluchung des Moskowiters, sie doch unter sich sehr verschiedene Wege wandeln.

Am Tage, der unserer Rückkehr nach Sokal folgte, trafen auch schon die Weisungen aus Lemberg ein, wie sich hinsichtlich der Endergebnisse der Unternehmung Komorowskis zu verhalten.

Die Gefangenen kümmerten uns nicht weiter; nachdem wir sie der Bezirksbehörde übergeben hatten, war es an dieser amtszuhandeln. Der Vorwurf der Verschleppung kann diese Behörde nicht treffen, denn kaum 48 Stunden nach dem Einbringen der Insurgenten war die Sache erledigt, das „k. k. Verpflegungsamt außer Dienst" stand wieder leer.

In Bezug auf den rein militärischen Teil hatten wir die Weisung, alles, was sich von den vorgefundenen Sorten zur Ergänzung oder zum Ersatze ärarischer Ausrüstungsstücke eigne, in diesem Sinne zu verwenden und das übrige nach Lemberg abzuführen. Dies gab erwünschten Anlaß, die im Verlaufe des Grenzdienstes ziemlich gelichtete Taschenmunition wieder auf den vorgeschriebenen Stand zu bringen und für künftig einen entsprechenden Reservevorrat anzulegen. Trotzdem belief sich das Gewicht der nach Lemberg abgesendeten Munition immer noch auf mehrere Centner (à 50 Kilogramm). Auch die Insurgentenmäntel eigneten sich vortrefflich zum Ersatz der durch Dienst-

und Unterkunftsverhältnisse hart mitgenommenen gleichen Monturstücke unserer Mannschaft.

Hinsichtlich der Pferde wurde bestimmt, alle jene edlen Tiere, von welchen sich dem Augenscheine nach voraussetzen ließ, daß sie nicht freiwillig den Insurgenten überlassen wurden, den Eigentümern, wenn sie sich meldeten und entsprechend legitimieren konnten, ohne weiteres zurückzustellen. Von den übrigen seien die tauglichen zum 2. Husarenregiment zu assentieren und der Rest durch die Bezirksbehörde zu Gunsten des Aerars öffentlich zu versteigern. Der ersten dieser Anordnungen wurde sofort entsprochen; die Assentierung entfiel, weil ein Pferd wegen Rotzverdachtes vertilgt werden mußte; es blieb also nur noch die Licitation.

So wie es, abgesehen von allem anderen, der politischen Behörde schon bei den Insurgenten darauf ankam, sie baldmöglichst außer Kost und Unterkunft zu bringen, war dies bei den Pferden um so mehr der Fall, als jedes derselben täglich weit höher zu stehen kam, als ein Insurgent. Es wurde also mit Hochdruck an der Licitation gearbeitet. Zu den so mancherlei Komödien, welche wir an der Grenze schon erlebten, gesellte sich nun eine, die alle übrigen an drastischer Komik übertraf und bei welcher der Ernst bemerkenswert ist, mit welchem man sie von Amts wegen inscenierte. Um sie begreiflich und dadurch auch glaublich zu finden, muß zunächst festgestellt werden, daß keiner der Beteiligten auch nur entfernt daran dachte, durch die Licitation einen möglichst hohen Ertrag zu erzielen; im Gegenteile war der leitende Gedanke einzig nur der, die Pferde um so geringes Geld wie denkbar, wieder in die Hände der früheren Besitzer gelangen zu lassen, beziehungsweise dem polnischen Aktionskomite zuzuführen. Nach diesem Grundsatze wurde zunächst die Schätzung vorgenommen und in zauberhafter Schnelle beendet.

Obwohl es nahe lag, der Schätzungskommission mindestens einen der in Sokal befindlichen Cavallerieoffiziere beizuziehen, bestand dieselbe dennoch nur aus Edelleuten, also aus solchen, die das lebhafteste Interesse an dem finanziellen Mißerfolge der Licitation hatten. Wir trauten unseren Augen kaum, als wir

der offiziellen Affiche entnahmen, daß von den noch vorhandenen etwa hundert Pferden, unter welchen sich auch nach Rückstellung der Rassepferde immer noch vorzügliches Material befand, kaum eines den Ausrufspreis von einem, sage Einem Gulden erreichte. Die Schätzungspreise begannen bei 30 bis 40 Kreuzern österreichischer Währung und machten in der Regel vor dem hundertsten Kreuzer Halt. Daß die ad hoc installierten Schätzleute — ob sie beeidet wurden, kann ich nicht sagen — in solcher Weise vorgingen, darf nicht wundernehmen, sie hätten am liebsten dafür gestimmt, daß alle Pferde zusammen keinen Gulden wert seien, aber die obrigkeitliche Bestätigung eines solchen Schätzungsprotokolls zeugt doch von etwas mehr als — „kindlichem Gemüt".

Nun die Licitation! Es kamen mehrere Gutsbesitzer, jeder mit zwei oder drei Bauern, welche sich um den Tisch des Licitators in der Weise gruppierten, daß jeder Edelmann seine Bauern gegenüber hatte. Von den Einwohnern der Stadt, den vielen Juden oder eben anwesenden Fremden aus der Umgebung, beteiligte sich niemand an dieser merkwürdigen „öffentlichen" Amtshandlung; alle diese hielten sich in respektvoller Entfernung von dem alten Tambour, der auf einer Trommel aus der Landsknechtzeit die üblichen Zeichen zu geben hatte. Das eigentliche Publikum bestand also nur aus den erwähnten Edelleuten mit ihren Colonen, den eben in Sokal anwesenden Offizieren und den wenigen Beamten des Bezirks- und Steueramtes. Sowie der Ausrufer den Schätzungspreis genannt, steigerten die Bauern — immer ihren respektiven Patron im Auge — kreuzerweise; ja es kamen häufig sogar auch Höhergebote von halben Kreuzern vor. Auf diese Art gelangte man in streng regelrechtem Vorgange zu Meistgeboten von 1 Gulden und darüber! Anfängliche Versuche von Offizieren, durch forciertes Höherbieten mehr Leben in die Licitation zu bringen, hatten nur zur Folge, daß niemand weiter bot und sie zuletzt froh sein mußten, die Tiere wieder los zu werden, da ihnen die Mittel fehlten, sie zu erhalten. Denn es war, wie manche zu ihrem Schaden erfuhren, gar nicht leicht, ein solches Pferd wieder anzubringen. Kein Private, am allerwenigsten ein Jude, ließ sich aus Furcht

vor der geheimen Justiz der polnischen Nationalregierung auf derlei Geschäfte ein. Ja selbst die Beschaffung der Fourage unterlag aus gleichen Gründen Schwierigkeiten, welche jeden der Stunde fluchen ließ, in der er ein solches Unglückspferd erworben.

Doch genug davon. Das Ergebnis dieser Licitation war derart, daß der erzielte Reinertrag gerade zur Not ausreichte, um die während dreier Tage aufgelaufenen Stall- und Fütterungsauslagen zu begleichen. Die Komödie war zu Ende; die Schauspieler verließen die Bühne. Fragt sich nur, wer hat dabei etwas gewonnen? — Vielleicht das Prestige der Staatsgewalt!

Schluß.

Mit dem letzten Pferde, welches die Station verließ, schwand auch jedes äußere Merkmal der bewegten Tage, welche wir verlebt. Fast rascher noch, als sie sich in wildem Sturmgebraus erhoben, glätteten sich auch wieder die Wogen, genau so, wie auf dem Theater die Scene sich aus einer Wildnis in einen Salon verwandelt. Wie vorher lag nun Sokal wieder da in „öder Einsamkeit". Die Wirte und einige Lieferanten zählten die Gulden, welche ihnen der Rummel getragen, und meinten, es könnten ihrer wohl mehr sein; die Juden aber gedachten in stummem Bedauern des glänzenden Pferdegeschäftes, welches statt ihnen die „edlen Ritter" gemacht. Sonst war alles wie sonst. Schwerfällig ging jeder seinen Geschäften nach — wenn er welche hatte —, kaum sah man hie und da einen Menschen durch die breite Lembergergasse, der einzigen Verkehrsader der Stadt, schleichen, welcher nur zahlreiche Schweine, die sich dort autonom herumtrieben, ein etwas lebhafteres Kolorit verliehen.

Auch bei uns Soldaten fand sich bald wieder alles in dem alten Geleise zurecht. Schon am 4. November marschierte die 4. Compagnie nach Spassów zurück und trat kurz darauf wieder in ihr früheres Dienstesverhältnis. Nur 1 Zug Husaren blieb von nun an ständig in Sokal, als einzige Aenderung in der bisherigen Truppenverteilung.

Sah man dies alles und wie die ganze Situation genau wieder die altbekannte Physiognomie zeigte, so drängte sich wohl von selbst der Gedanke auf, die Unternehmung Komorowskis sei die letzte, vielleicht sogar nur pflichtschuldige Kraftäußerung

des galizisch-polnischen Patriotismus gewesen, ähnlich wie bei einem Sterbenden noch einmal die Lebensgeister aufflackern, bevor sie in das ewige Nichts versinken. Aber noch ein anderes, sehr bedeutsames Symptom ließ darauf schließen, daß die Thätigkeit des galizischen Aktionskomites fernerhin eine ungemein beschränkte sein werde: die Truppen in Galizien wurden noch im Laufe des November auf Kriegsstärke gesetzt. Daß diese Maßregel an und für sich nur eine halbe, gewissermaßen nur die notwendige Vorbedingung einer später zu gewärtigenden eigentlichen Regierungsaktion sei, war ein sehr durchsichtig verhülltes Geheimnis. Denn abgesehen davon, daß es, insbesondere bei den ungarischen Regimentern, viele Wochen dauern mußte, bis die angeordnete Kriegsstärke zur Thatsache werden konnte, mußte man sich billig fragen, was diese plötzliche Vermehrung der Truppen an der Grenze bezwecken sollte, wenn deren Wirkungskreis so beschränkt blieb, wie bisher. Jenen, welche so dachten, wurde sehr bald die Genugthuung, das Rechte getroffen zu haben, denn schon am 27. Februar 1864, also genau zur Zeit, als die Truppen sich faktisch auf Kriegsstärke ergänzt hatten, erfolgte die Proklamierung des Belagerungszustandes.

Das war echt österreichisch; die Kuh war aus dem Stalle, nun wurde die Thüre vernagelt. Welche Gründe hierzu drängten, ob Oesterreich wirklich infolge angeblicher Pläne der polnischen Nationalregierung auf Galizien besorgt zu sein hatte oder ob die Vorstellungen Rußlands, daß es den Aufstand in Polen unmöglich unterdrücken könne, solange dieser unbehindert seine Kraft aus Galizien ziehe, zu solch außerordentlichen Maßnahmen drängte, ist ganz nebensächlich. Beide Voraussetzungen beweisen nur, daß die bisherigen Anstalten Oesterreichs, sowohl gegenüber Rußland wie dem polnischen Aufstande, ganz ungenügend und daher zwecklos waren. Die Hauptfrage wird immer bleiben: Warum hat Oesterreich nicht gleich anfangs ein bestimmtes Ziel mit ausreichenden Mitteln verfolgt; ebenso leicht wie diese Frage wäre auch die Antwort — wenn der Zweck dieser Blätter ein anderer wäre, als er eben ist.

Als nun der neue Apparat beisammen war, mußte er wohl oder übel auch funktionieren und man befließ sich ge-

wohntermaßen da eines Eifers, der sechs Monate früher weit besser am Platze gewesen wäre. Nun folgten sich Hausdurchsuchungen und Arretierungen in bunter Reihe, und seitdem an Stelle des schwer erkrankten Oberstlieutenants Stentzsch, der Commandant des 2. Husarenregiments zu Zolkiew die Leitung des Grenzdienstes übernommen hatte, mit einer Hast, als wäre die größte Gefahr im Verzuge. Und doch waren die Personen, die es betraf, die nämlichen, die wir seit einem halben Jahre kannten, nur hatten sie zu jener Zeit möglicherweise die Hände im Spiele, während dies jetzt keineswegs behauptet werden konnte. Ueberdies hatte auch jeder seit den letzten Vorfällen, das ist von der Anordnung der Augmentation für die galizischen Truppen, bis zur Verhängung des Ausnahmszustandes, hinreichend Zeit gehabt, alles Kompromittierende verschwinden zu lassen. Die Hausdurchsuchungen führten denn auch durchwegs zu negativen Resultaten; die Arrestanten, die ich unter Eskorte nach Zolkiew absenden mußte, erzählten mir 48 Stunden später in Groths Weinstube zu Sokal wohlgemut ihre Erlebnisse.

Die Situation des Stationscommandanten in Sokal, als dem Mittelpunkte der ganzen Grenzstrecke, war daher in diesem Betracht keine sehr angenehme. Immer mit rücksichtsloser Strenge eingreifen zu müssen und im Handumdrehen Ergebnissen gegenüber zu stehen, die einer Blâme so ähnlich sahen wie ein Ei dem anderen, kann einem eine solche Ehrenstelle wohl verleiden. Zu allen Stunden des Tages und der Nacht war ich nicht sicher, daß ein Husar eine dringende Depesche brachte, die stereotyp mit der Formel begann: „Noch in derselben Viertelstunde ist bei Herrn Olexinski in Sokal strengste Hausdurchsuchung zu halten" oder: „Herr v. Polanowski in Opulsko [1]) zu arretieren und unter Eskorte nach Zolkiew abzusenden" 2c. War es nun Absicht oder Zufall, kurz man übersah in Zolkiew, daß der mittags oder nachmittags abgesendete Ordonnanzreiter erst am Abend in Sokal eintreffen konnte. Ich hatte also das Vergnügen, oft mehr als 10 bis 12 Kilometer zu reiten und dann zu nachtschlafender Zeit mit meinen Husaren

[1]) Starb 1898 als Mitglied des Herrenhauses.

in ein friedliches Haus einzudringen, um dort Hausdurchsuchung zu halten oder ein Familienmitglied fortzuschleppen.

Allerdings kann ich nicht behaupten, daß ich derlei Verrichtungen persönlich hätte besorgen müssen, denn man hatte mir, eben für derlei ominöse Dienste, einen militärischen Kommissär in der Person des pensionierten Husarenlieutenants Pegada zur Seite gegeben. Ich kann es jedoch getrost dem Urteile aller Einsichtsvollen anheimstellen, inwiefern mir diese Assistenz von Nutzen sein konnte. Besagter Herr Pegada hatte beim 2. Husarenregiment von der Pike auf bis zum Wachtmeister gedient und sich in einer langen Reihe von Jahren zweifelsohne solche Verdienste erworben, die es wohl rechtfertigten, daß man ihn, als das Alter seine aktive Dienstfähigkeit beeinträchtigte, zum Lieutenant beförderte, aber kurz darauf in Ruhestand versetzte.

Es war dies gewiß eine nicht mehr als billige Versorgung eines verdienten Soldaten, der aber gleichwohl der Qualitäten eines aktiven Offiziers entbehrte; dabei hätte es jedoch sein Bewenden haben sollen. Die Berufung desselben zu einem Dienste, der vor allem einen entsprechenden gesellschaftlichen Schliff und sehr viel Takt vorausbedingte, kann man nur als einen Mißgriff bezeichnen.

Pegada war in jeder Hinsicht das Urbild eines jener Magyaren unverfälschtester Rasse, denen man unter dem Kosenamen „Puszta Bácsi" (Brüderchen von der Heide) begegnet. Loyal bis zum äußersten, kannte er nichts Höheres als den Dienst, das Pulver aber hatte lange vor ihm schon ein anderer erfunden. Ueber einen Befehl, dessen Wortlaut ihm unter allen Umständen Evangelium war, nachzudenken, die Ausführung den Umständen anzupassen, schien ihm reine Blasphemie. „Wer befohlen hat" — war sein Prinzip — „hat zu verantworten; ich habe nur auszuführen, weiteres geht mich nichts an." Sein bis zum Fanatismus ausgebildeter Soldatensinn kam auch darin zum Ausdrucke, daß er nach seiner Pensionierung in Zolkiew, der Regimentsstabsstation, seinen Wohnsitz behielt und die Absicht aussprach, dem Regiment überallhin zu folgen. „Was ist Heimat?" pflegte er zu sagen, „Regiment ist Heimat. Was soll

ich machen zu Haus (in Ungarn)? Kenne ich niemand, niemand kennt mich."

Es ist leicht ersichtlich, wie vorsichtig man einem solchen Charakter gegenüber jeden Befehl abfassen muß. Ich hatte schon nach der ersten Zusammenkunft mit diesem höchst ehrenhaften, gutmütigen Manne, der zur Erheiterung unserer Symposien nicht wenig beitrug, erhebliche Bedenken gegen dessen Verwendung in so heiklen Angelegenheiten, wie sie seine neueste Dienstesbestimmung umfaßte. Glücklicherweise bot gleich der erste Fall die Gelegenheit, mich zu überzeugen, wie recht ich hatte.

Eines Abends kam der Befehl, bei Herrn Olexinski eine Hausdurchsuchung vorzunehmen und dann denselben unter Eskorte nach Zolkiew abzusenden. Ich ließ Lieutenant Pegada rufen und übergab ihm den Originalbefehl mit dem Bemerken, die erforderliche Assistenz beim Bezirksamte anzusprechen. Es dauerte nicht lange, so kam Pegada in Begleitung des Bezirksaktuars Kopystynski ganz echauffiert zurück und meldete, daß man ihm seitens des Bezirkamtes die Assistenz verweigere. Ganz verwundert erwiderte ich: „Aber Sie haben ja doch den Herrn Aktuar mit sich, was wünschen Sie noch weiter?"

„Gut, aber brauche ich noch Werkzeug und Schließeisen und Bauern zur Arbeit."

„Ja, aber um Gottes willen zu was denn?"

„Bitte, weil ist so befohlen; hier ist der Befehl, hab' ihn genau gelesen."

Mit wachsendem Staunen las ich das Schriftstück wiederholt durch, natürlich ohne auch nur den mindesten Anhaltspunkt für das Verlangen Pegadas zu finden. Als ich ihm dies bemerkte, nahm er mir mit überlegener Miene den Befehl aus der Hand und las mit tönender Stimme:

„‚Noch in derselben Viertelstunde ist bei Herrn Olexinski eine genaue Hausdurchsuchung vom Boden bis zum Keller vorzunehmen und sodann derselbe unter Eskorte nach Zolkiew abzusenden.' Also bitte, wenn ich soll untersuchen vom Boden bis zum Keller, muß ich doch Boden aufreißen und dazu brauch' ich Werkzeug und Bauern; und wenn soll Olexinski nach Zol-

kiew mit Eskorte absenden, muß man doch dem Arrestanten Eisen anlegen."

Sollte ich lachen oder mich ärgern; war es wirklich denkbar, daß in dem Gehirne eines Normalmenschen solche Vorstellungen sich entwickeln konnten? Der nächste Verlauf belehrte mich, daß dem so sei, denn es gelang mir nicht, Pegada zu überzeugen, daß die fatale Phrase in dem Befehle nur die symbolische Andeutung sei, daß kein Raum ununtersucht bleiben dürfe, aber ein gewaltiger Unterschied zwischen einer Hausdurchsuchung und der Demolierung des Hauses bestehe; ferner daß der Auftrag, jemand unter Bedeckung abzusenden, keineswegs dazu berechtige, dem Betreffenden Eisen anzulegen. Auf alle meine Vorstellungen hatte Pegada nur die eine Antwort: Der Herr Oberst in Zolkiew habe es so befohlen; gerade die geriebensten unter den Verbrechern pflegten ihre Sachen unter dem Fußboden zu verstecken, der Befehl des Herrn Obersten sei daher sehr weise und er, Pegada, habe ihn auch ganz richtig aufgefaßt.

Unter solchen Umständen mußte ich darauf verzichten, meinen Kommissär anderen Sinnes zu machen, und zog es vor, die Amtshandlung persönlich zu überwachen. Sie nahm den gleichen Verlauf wie alle folgenden dieser Art: Die Hausdurchsuchung ergab kein Resultat und Herr Olexinski kehrte am zweitnächsten Tage von Zolkiew zurück. In der Achtung des Herrn Lieutenants Pegada war ich aber seitdem bedeutend gesunken; er ließ mich dies auch deutlich merken und fast scheint es, als habe er über diesen Fall nach Zolkiew berichtet, denn wenige Wochen später wurde er in unauffälliger Weise von seinem Posten abberufen. Noch heute aber überläuft mich ein leichter Schauer, wenn ich daran denke, welche Folgen es hätte haben können, wenn z. B. der kurz danach einlangende Befehl, Herrn Polanowski zu arretieren, als erster eingelangt und Pegada mit seiner Husarenpatrouille nachts in das 6 Kilometer von Sokal entfernte Opulsko eingedrungen wäre, um dort in seinem Sinne amtszuhandeln.

Wie bekanntlich nichts so heiß gegessen wird, wie man es kocht, so auch der Belagerungszustand. Allgemach verlor sich die Schärfe dieser mit Donnergepolter inaugurierten Maßregel,

über deren Wirkung ich kein Urteil habe, weil davon so gut wie nichts in unsere weltferne Grenzwildnis drang. Außer den schon erwähnten Unannehmlichkeiten des „übertragenen Wirkungskreises" berührte mich der Ausnahmszustand nur insofern, als 2 Züge meiner Compagnie in verschiedene Grenzorte detachiert wurden und ich ferner bei Eintritt des Frühjahrs das Vergnügen hatte, einige Hundert Päße für Bugflößer auszufertigen, welche alljährlich den Sommer über ihrem Gewerbe bis Danzig nachzugehen pflegten. Ansonst verflachten sich die Schrecken des Belagerungszustandes allmählich zur reinen Idylle. Von Insurgenten war kaum mehr irgend was zu hören; zum mindesten nahmen sie außer dem Patrouillendienste keine sonstige militärische Intervention in Anspruch. Mein normaler Dienst beschränkte sich daher auf die Inspizierung der detachierten Züge und, solange Oberstlieutenant Stentzsch das Commando führte, auf eine wöchentliche Berichterstattung in Belz. Allerdings gehörten diese häufigen Fahrten auch nicht zu den besonderen Annehmlichkeiten. Wir hatten einen im allgemeinen strengen Winter, und wenn die Stürme über das russische Tiefland herüberfegten, gab es sehr häufig eine anhaltende Kälte von 18 bis 20 ° R. Außerdem machten zahlreiche Wölfe die Situation um nichts behaglicher. Aufgescheucht aus ihren Heimstätten in Russisch-Polen und Volhynien durch die Unruhe infolge des Aufstandes, wechselten sie weit mehr als sonst über die Grenze und wurden in manchen Distrikten zur wahren Landplage. In dem Dorfe Ulwowek am Bug, ungefähr 7 Kilometer nördlich Sokal, wurden am hellen Tage mehrere Personen mitten im Orte von einem wütenden Wolfe so arg zugerichtet, daß sie ins Spital nach Lemberg transportiert werden mußten; ich machte nur selten während des Winters eine Fahrt, wo wir nicht einige dieser Bestien in Sehweite hatten, und hinter dem Zaune meines Hofes, der an die Felder stieß, ertönte oft genug ihr nächtliches Konzert. Bei einer einzigen Treibjagd wurden vier Wölfe erlegt und dann im Hofe des Bezirksamtes zur Schau gestellt, gegen welche die verkommenen Exemplare unserer Tiergärten sich wie Schoßhündchen ausnehmen.

Der Sommer kam, und gleich einem Steppenflusse verlief

die ganze Katzbalgerei im Sande, welche eine Zeit lang mit dem Namen „Polnische Revolution" renommierte. Schon zu Beginn des Frühjahres wurden die detachierten Abteilungen wieder eingezogen, so daß sich unser Aufenthalt in Sokal fast gar nicht von dem gewöhnlichen Garnisonsleben unterschied und wir schließlich keine andere Aufgabe hatten, als die endlos lange Zeit durch dienstliche oder außerdienstliche Beschäftigung totzuschlagen.

Um so willkommener war daher die nun reichlich gebotene Gelegenheit, Land und Leute mit Muße näher zu betrachten. Bei den gewiß eigenartigen Verhältnissen, unter denen wir seit mehr als Jahresfrist an Oesterreichs Nordgrenze gegen Rußland standen, drängte sich auch dem oberflächlichsten Beobachter gewissermaßen von selbst der Wunsch auf, die seither gemachten Wahrnehmungen zu erweitern.

Von den maßgebenden oberen Schichten der Bevölkerung, den Edelleuten, wurde im allgemeinen schon gesprochen. Gesellschaftlich machen sie dem Beinamen: „Franzosen des Ostens" alle Ehre; im persönlichen Verkehre läßt sich in der That kaum etwas Liebenswürdigeres denken als den galizischen Edelmann. Unter allen Umständen höflich und conciliant gegenüber Gästen oder Fremden, ist ihm die Gastfreundschaft eine nationale Pflicht, die er im weitesten Sinne ausübt. Man kann im flachen Lande, ohne irgend eine besondere Empfehlung, ruhig in einem ganz fremden Edelhof einfahren und versichert sein, ohne inquisitorische Vorverhandlung freundliche Aufnahme und jedwede Förderung zu finden. Außer einem uralten Herkommen, entstammt diese gewiß anerkennenswerte Sitte den eigentümlichen sozialen Zuständen, oder sagen wir unverblümt, der sehr niedrigen Kulturstufe des Landes. Alles, was sonstwo das Reisen ermöglicht oder erleichtert, ist hier ein kaum gekannter Begriff. Selbst in den Landstädten findet der Reisende höchstens nur eine sehr fragwürdige Unterkunft und Atzung; in den kleineren Orten und Dörfern ist aber selbst von solch primitiven Ressourcen keine Spur. Die jedem civilisierten Menschen aus sanitären Gründen unzugängliche Judenschenke — welcher später noch eingehender gedacht werden wird — vereinigt in sich alles,

was an öffentlichen Etablissements für Reisende in dieser kulturellen Oede zu finden ist. Wen also sein Reisezweck nötigt von der Heerstraße abzubiegen, der kann dies nur unter Inanspruchnahme privaten Entgegenkommens.

In diesen Zuständen und wohl auch in der willkommenen Unterbrechung des eintönigen Landlebens durch den ankommenden Gast sind die Vorbedingungen zu suchen, die unter ähnlichen Verhältnissen überall zu einer Gastfreundschaft führten, welche die heutige Civilisation weder kennt noch begreift.

Allerdings ist nicht zu übersehen, daß noch zur Zeit der polnischen Revolution das Reisen in Galizien nicht so allgemein war wie jetzt; Krethi und Plethi blieb damals fein zu Hause, und wer reiste, der war schon „etwas" oder gehörte dem auserwählten Volke an, in dessen Kreisen er überall Aufnahme suchte und fand. Nun, da die Eisenbahnen auch in jene Landstriche bringen, in welchen man sich einst nur nach genauer Prüfung der meteorologischen Verhältnisse auf die Straße wagte und wo heute die Lokomotive in wenigen Minuten Strecken zurücklegt, zu deren Bewältigung man sich vordem ebensoviele Stunden in tiefem Kote oder Schnee abquälte, wird dies wohl anders sein. Auch die Gastfreundschaft wird dem Schicksale nicht entgehen, über kurz oder lang nur noch zu den Erinnerungen der „guten alten Zeit" zu gehören.

Von überwiegendem Einflusse auf die „Gesellschaft" in Galizien, insbesondere auf den weiblichen Teil derselben ist die Geistlichkeit; selbstverständlich die der katholischen Kirche, welcher die Aristokratie aller Rangstufen fast ausnahmslos angehört.

Welchen Anteil der Klerus an der Politik nimmt, braucht nicht erst hier näher erörtert zu werden; wir waren auch gar nicht in der Lage, in dieser Hinsicht persönliche Erfahrungen zu machen. Die Aeußerlichkeiten aber konnten uns jedoch ebensowenig entgehen wie irgendwem und berechtigen zu Schlüssen, die wohl kaum anfechtbar sind. Schon Anzahl und Bauart der katholischen Gotteshäuser zeugen deutlich für das ungeheure Uebergewicht des Klerus. Die meist prächtigen Kirchen der Katholiken lassen im Gegensatze zu den armseligen, auf den Dörfern nur aus Holz kunstlos gezimmerten der Ruthenen, das

Verhältnis von Herr und Knecht scharf und verständlich hervortreten.

Wenn nun die Männerwelt aus ihrer tiefen Religiosität kein Hehl machte und die Pflichten des gläubigen Katholiken rückhaltlos erfüllte, so sind es, wie natürlich, wieder die Frauen, welche an Ueberschwenglichkeit auch auf diesem Gebiete die äußersten Grenzen erreichen. Ich kannte persönlich eine hohe Aristokratin, welche den stundenlangen Weg von ihrer Besitzung zu dem als Gnadenquell berühmten, großartig angelegten Kloster bei Sokal im greulichsten Herbstwetter barfuß zurücklegte. Wie sicher mußte dieser Dame der Himmel sein oder welche Sünden mußte sie haben, die solche Buße forderten.

In den Kirchen Lembergs, besonders in der Domkirche und jener des Bernhardinerklosters, konnte man Zeuge sein, wie elegante Damen sich während des Gottesdienstes mit ausgebreiteten Armen glatt auf das Steinpflaster niederwarfen und, das Gesicht nach unten, beängstigend lang in dieser Lage verharrten.

Es war offenbar eine Art Sport oder gehörte in den oberen Schichten zum guten Tone, die eigene Frömmigkeit auch an den Kindern vor aller Welt zu demonstrieren. Wenigstens solange wir in Galizien garnisonierten, also bis zum Frühjahre 1866, konnte man auf den öffentlichen Straßen und Plätzen sehr häufig Knaben des zartesten Kindesalters sehen, welche in das, bis ins allerkleinste Detail peinlich genau nachgebildete Habit irgend eines Mönchsordens gekleidet waren, für den die Frau Mama eben ein besonderes faible hatte. Es griff dem Fremden unwillkürlich ans Herz, die frohe, glückliche Kindheit in das düstere Gewand der Askese gehüllt zu sehen, welche in dieser Art zuletzt doch immer nur komisch wirkte.

Der sozialen Verhältnisse wurde im allgemeinen teilweise schon gedacht. Vielleicht in keinem der österreichischen Kronländer haben die Errungenschaften des Jahres 1848 so einschneidend auf die Besitzverhältnisse des Adels nachgewirkt wie eben in Galizien. Während es dort zur Zeit der Robot und des Zehntes nur eines entsprechend fähigen (!) Verwalters bedurfte, um aus den ausgedehnten Liegenschaften genügenden Ertrag zu gewinnen, und auch die Geldgeber aus guten Gründen

immer willig waren, trat nach 1848 die Sorge für reelle Bearbeitung der Felder unmittelbar an den Besitzer heran. Nun war der „Grundherr" entweder genötigt, einen abnormen Gesindestand zu ernähren oder die Bauern für ihre Arbeit zu entlohnen; nicht minder bedingte der dort sehr notwendige Dünger die Unterhaltung eines großen Viehstandes. Dazu aber waren viele nicht kapitalskräftig genug, denn in der Regel stand der Grundbesitz in argem Mißverhältnisse zu den verfügbaren Barmitteln. Zur Robotzeit hatte dies allerdings nicht viel zu sagen; man konnte ohne Bedenken den Grundbesitz vergrößern — bearbeiten mußte ihn ja doch der Bauer; nunmehr fiel dies um so schwerer ins Gewicht, als auch die Geldgeber immer schwieriger wurden. Die Konsequenzen ergeben sich da von selbst: der kleine Edelmann war nicht im stande, seinen Grundbesitz zu bearbeiten, die Rente wurde immer geringer, während die Verminderung der Bedürfnisse und der Repräsentation hiermit nicht gleichen Schritt hielt. Ich sah nirgends so ausgedehnte Brachen wie in dem mir bekannten Teile Galiziens, nirgends aber auch einen so reichen Großadel neben „Armut und Edelsinn" wie eben dort. Der Großgrundbesitz „arrondierte" sich, der Jude avancierte vom Geldgeber zum Pächter und Grundbesitzer, während die Schlachta zusehends verkümmerte.

Einen scharf beleuchtenden Kommentar zu diesem teilweisen Niedergange der herrschenden Klasse gibt die Haltung des Bauers gegen den Edelmann, seit jener infolge der Aufhebung von Robot und Zehnten in den Vollbesitz bürgerlicher Rechte gelangte.

Ueber den außerordentlich niederen Kulturstand des galizischen, beziehungsweise des ruthenischen Bauers, der hier vornehmlich in Frage kommt, ist wohl kein Wort zu verlieren, wenn man der erschreckenden Anzahl von Analphabeten gedenkt, die Galizien noch heute aufweist. Aus Zuständen, welche wenig höher standen als Sklaverei oder doch mindestens Leibeigenschaft, ohne jeden vermittelnden Uebergang zur bürgerlichen Gleichberechtigung gehoben, mag es allerdings für den, günstigsten Falls gar nicht beratenen Landmann schwer gewesen sein, sich in dem neuen Verhältnisse zurechtzufinden. So nahm er denn die seit unvordenklichen Zeiten von seinen Altvorderen über-

kommene hündische Unterwürfigkeit mit in den neuen Zustand hinüber, gesellte ihm aber, im dumpfen Bewußtsein der ihm nun zustehenden Rechte, ein tiefgehendes, bis zur gehässigsten Animosität sich steigerndes Mißtrauen gegen alles zu, was einen städtischen Rock oder nicht den Kaftan des Juden trug. Nach wie vor nähert er sich dem Edelmanne unbedeckten Hauptes unter zahllosen Bücklingen; neigt sich demütig bis zur Erde und murmelt, symbolisch den Saum des Rockes seines ehemaligen Zwingherrn berührend, sein: Padam do nog! (Ich lege mich zu Füßen). Dies ist aber auch alles. Für ihn war und bleibt der Jude das einzige und wahrhafte Bindeglied mit der übrigen Welt. Er besäuft sich in dessen Schnaps, prügelt ihn gelegentlich und läßt sich von ihm schinden — aber er vertraut ihm mehr als dem kaiserlichen Beamten, ja selbst als der Uniform des Offiziers. Eben der letzte Aufstand hat dies tausendfach bewiesen.

Als ich einst während des Wochenmarktes einen knapp vor meinem Hause mit seinem Fuhrwerke haltenden Bauer nach dem Preise des Hafers frug, den er zu Markt gebracht, und ihn dann, als mir derselbe konvenierte, aufforderte, den Sack ins Haus zu tragen, erwiderte er mir kurz: „Ja nie dam!“ (Ich gebe ihn nicht!) und dabei blieb es. Später kaufte ich meinen Hafer vom Juden viel billiger, als ich ihn dem Bauer zahlen wollte. Ueberhaupt gelang es mir nicht ein einziges Mal, meine Bedürfnisse direkt vom Produzenten zu decken; immer war es der Jude, der mich mit allem versorgte, und immer war das, was er brachte, billiger und besser, als ich es vom Bauer hätte bekommen können.

So gewiß der biedere Landmann, der alten Gewohnheit folgend, nie versäumte seinen Gutsherrn aufzusuchen, wenn er dessen Beistand bedurfte, ebenso sicher ließ er keine Gelegenheit vorübergehen, ihn sein Mißtrauen und Uebelwollen fühlen zu lassen. Als im Herbste 1863 bei Ausbruch der Viehseuche sämtliches Rindvieh auf dem Hofe von Szarpance gekeult werden mußte und dabei auch alles Federvieh, da es in den Ställen nistete, verloren ging, bot Herr v. Osmulski vergebens 3 bis 5 Kreuzer für ein Ei. Wenn der „Herr“ 5 Kreuzer für ein

Ei bietet, kalkulierte der Bauer, so ist es gewiß mehr wert; fuhr mit seiner Ware nach Sokal auf den Markt — und verkaufte dort dem Juden 5 Eier für 3 Kreuzer, die er überdies noch bei ihm versoff.

Dies war so Sitte, der Wutki das Punctum saliens im Tagwerke des Bauern, der kein noch so geringes Geschäft abschloß, ohne es reichlich mit Schnaps zu begießen. Drastisch trat dies auf den sogenannten Wochenmärkten hervor, die eigentlich eine ganz andere Bezeichnung verdienten. Sah man da die ungeheure Wagenburg, welche dicht gedrängt den Platz und die Gassen Sokals füllte, so mußte man notwendig auf einen durch blühende landwirtschaftliche Zustände bedingten, äußerst regen Verkehr schließen. Das wäre jedoch ein großer Irrtum. Der Bauer kommt mit so lächerlich geringen Vorräten zu Markte, daß man wohl annehmen könnte, er bringe eben nicht mehr mit, als er am selben Tage noch versaufen kann; 1 bis 2 Hühner, 1 Schaf, 1½ Korez (= 75 Kilo) Hafer u. dergl. ist alles, was er zu Markte führt; dagegen hockt die gesamte verehrliche Familie auf dem Karren, den ein paar kleine, schlecht gehaltene Gäule oft viele Kilometer weit herbeischleppen. Ist die Marktware an Mann gebracht, dann geht's in die Schnapsbude, wo der Erlös zum guten Teile, wenn nicht ganz, versoffen wird. Den Schluß der Unterhaltung bildet dann sehr häufig eine stilgerechte Prügelei mit obligatem Hinauswurfe; braun und blau geschlagen, schweren Hauptes und ohne Geld fährt abends die Sippschaft nach Haus, um nächste Woche wieder zu kommen. Eine Ausnahme machten damals nur die ausgedienten Soldaten, denen man die Erziehungsresultate der achtjährigen Dienstzeit von weitem ansah.

Als gedungener Feldarbeiter reflektiert der Bauer weit weniger auf den, nebenbei gesagt, lächerlich geringen Taglohn, als vielmehr auf das Quantum Wutki, welches ihm allabendlich vom Arbeitgeber in natura verabreicht werden muß. Da stehen dann am Feierabende die sämtlichen Arbeiter, Männer, Weiber und kaum dem Kindesalter entwachsenen Knaben und Mädchen in langer Linie auf dem Hofe und warten oft in strömendem Regen, bis jedes seinen Anteil an dem scheußlichen

Gemenge aus Spiritus und Waſſer — „Geiſt“ nennen ſie dieſes Geſöff — erhält.

Sah man dieſe ſtupid und teilnahmslos vor ſich hinſtierenden Geſtalten, wie ſie den Inhalt von drei Rieſenſchnapsgläſern jedes in drei ſcharf accentuierten Abſätzen in ſich hinabgoſſen und dann nach einer tiefen Kniebeugung den Heimweg antraten, ſo beſchlich einen unwillkürlich das beklemmende Gefühl, wie Menſchen, die doch in einem civiliſierten Lande leben, auf ſo tiefer Stufe ſtehen konnten. Doch wurde mir allſeits verſichert, daß ſelbſt gegen eine Erhöhung des Taglohnes, die den Geldwert dieſes „Geiſtes“ weit überſtiege, aber ohne Wutki, es ſchlechterdings unmöglich wäre, ſich Feldarbeiter zu verſchaffen. Ich würde dies noch begriffen haben, wenn der Bauer ſein Schnapsdeputat nach Hauſe genommen und dort in gemütlicher Ruhe verzehrt hätte, aber ſo, todmüde von der Arbeit, ſtehend drei Gläſer Wutki nacheinander hinabzuſchütten, konnte ich mir beim beſten Willen nicht als Genuß denken.

Allerdings, die Begriffe des ruthenischen Landvolkes von Gemütlichkeit und Genuß ſind grundverſchieden von den unſrigen. Man braucht nur eine jener Judenkneipen zu betreten, welche dort die Stelle unſerer Dorfſchenken einnehmen. Es geht in dieſen auch nicht immer fein ſäuberlich zu, aber das Dorfwirtshaus zählt doch ſtets zu den Honoratioren unter den Baulichkeiten des Ortes, der Wirt iſt eine Standesperſon und ſeine Gäſte machen es ſich bei Speiſe und Trank in entſprechend möblierten Räumlichkeiten bequem. Dagegen in Galizien! Ein je nach Bedarf entſprechend großes, aber niedriges, ſpärlich erleuchtetes Gemach mit holprigem Lehmboden und einer Balkendecke, auf der ſich generationenalter Schmutz angeſammelt, ohne irgend ein anderes Möbel als eine längs der Wand in die Erde gerammte primitive Bank — dies iſt alles. In einer der finſteren Ecken ſchließt ein bis zur Decke reichendes Holzgitter den Raum für den Schenker ab, der durch eine Oeffnung, welche gerade groß genug iſt, um für das im voraus erlegte Geld ein weithalſiges Fläſchchen Schnaps hinauszureichen, mit ſeinen Gäſten verkehrt. Sonſtige Lebensmittel ſind dort nicht zu erhalten; Koſcheres ſagt dem Gaumen der Konſumenten nicht

zu und anderes darf ja der strenggläubige Jude nicht berühren. Es bleibt also nur der Wutki — und der genügt. Man kann sich denken, welche Atmosphäre diese Spelunke erfüllt, wenn sie, wie an Sonn- oder Markttagen, bis auf das letzte Plätzchen besetzt ist. Dann drängen sich dort die Bauern hart Brust an Brust, im Winter oder bei Regenwetter in einer stinkenden Lehmpfütze, die Schnapsflasche in der Hand und perorieren über Gott weiß was. Niemand setzt sich, auch wenn er könnte, bei diesen Symposien; es scheint, daß die einzige Bank rücksichtsvoll für jene reserviert bleibt, die eben nicht mehr stehen können, aber noch nicht reif sind hinausgeworfen zu werden.

Dies ist in Summa die Feiertagsbelustigung des galizischen Bauers; sie illustriert besser, als selbst die meisterhafteste Schilderung vermöchte, sein geistiges Niveau.

Gewiß gäbe es noch manches über die dortigen Zustände zu berichten, aber dies möchte wohl zu weit führen und am Ende das Interesse des Lesers ebenso ermüden, wie jenes der unfreiwilligen Beobachter. Wie nicht anders möglich, verflachte sich, was uns anfangs beschäftigte, sehr bald zum Alltäglichen und ließ mit Sehnsucht des Tages entgegenharren, der uns wieder der Civilisation näher bringen würde.

Schier endlos schleppte sich der, zu allem Ueberflusse noch sehr regenreiche Sommer dahin; der Herbst endlich brachte uns die Erlösung. Am 22. Oktober marschierte die 2. Compagnie von Tartakow, am 26. die 1. von Sokal nach Lemberg, wo sie am 24. und 28. eintrafen. Was mich persönlich anbelangt, so forderte das Schicksal noch zu guterletzt von mir seinen Tribut. Nachdem ich durch ein und ein halbes Jahr die oft halsbrecherischen Waldtouren zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen ohne Gefährde absolviert, mußte es mir geschehen, wenige Wochen vor dem Abmarsche, infolge eines Sturzes vom Pferde beim Exerzieren die linke Schulter zu brechen und dann als Krüppel in Lemberg einzufahren. Glücklicherweise legte sich schließlich die gütige Mutter Natur zu meinen Gunsten ins Mittel. Trotzdem meine schwere Verletzung, infolge ungenügender Behandlung in dem entlegenen Grenzneste, einen sehr ungünstigen Verlauf genommen hatte, der meine fernere Dienst-

fähigkeit in Frage stellte, genas ich entgegen dem Ausspruche chirurgischer Kapazitäten zuletzt vollständig und ohne nennenswerte Nachwehen. —

So hatte denn die polnische Tragikomödie von 1863, insoweit sie uns betraf, im Jahre 1864 ihr Ende gefunden; zu wessen Gunsten, ist nicht leicht zu bestimmen; doch auch dem „beschränkten Unterthanenverstande" ist es klar, daß — mit alleiniger Ausnahme Preußens — von allen direkt oder indirekt daran Beteiligten eine lange Reihe politischer Fehler begangen, aber kaum irgend welche Lehre daraus gezogen wurde. Frankreich fand seine Rechnung nicht und wiegelte ab, unbekümmert um Oesterreich, welches dessen Fahrwasser allzulange gefolgt war. Was Polen betrifft, so hat es nach dem Ausspruche seiner Geschichtsschreiber eben durch den Aufstand aufgehört, ein Faktor in der europäischen Staatenpolitik zu sein, es hat die Möglichkeit eingebüßt, in welcher Art immer aus sich selbst heraus für seine nationale Wiedergeburt zu wirken. Durch den neuen Weg aber, den es einschlug, wurde Oesterreich in einer Weise ins Mitleid gezogen, die nicht näher erörtert zu werden braucht.

„Die Ereignisse des Jahres 1863," — schreibt St. v. Kozmian 1896 [1]), — haben den Schwerpunkt der polnischen Nationalexistenz nach Oesterreich verlegt. Hier hat das polnische Element gegen den auch für Oesterreich tödlichen Panslavismus Schutz gefunden, der sich bald nach jenen Ereignissen in der russischen Ausrottungspolitik offenbarte. Für die polnische Gesellschaft gab es vorderhand nur in Oesterreich und durch Oesterreich eine Rettung, denn nur durch Oesterreich, das zwischen Rußland und Deutschland gelegen ist und das der ausschließlichen Herrschaft eines der beiden vorzubeugen hat, kann sie ihre Existenz schützen."

Und heute? — Wer gedenkt da nicht unwillkürlich der sinnvollen Fabel von dem Igel, der in bitterem Froste flehentlich den Hasen um Einlaß in sein warmes Winterlager bat

[1]) „Das Jahr 1863" S. 308 Al. 3.

und ſich hoch und teuer vermaß, er werde die Stacheln ſo enge an den Leib legen, daß ſie Freund Lampe nicht im geringſten genieren würden — und wie kurz darauf der gefällige Hausherr frierend vor dem Eingange ſeiner eigenen Röhre ſaß, in welcher der Igel, zur Kugel geballt, es ſich bequem gemacht hatte.

Tempora mutantur!

450 257 RK A 30

Filmed by Preservatic 1991

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 02127 9321

DO NOT REMOVE
OR
MUTILATE CARD

A 477936

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
1817

2001. 50.00
395.499

TROIS QUARTS DE SIÈCLE

MÉMOIRES

DU

COMTE DE BEUST

I

1809—1866

DB
90
.B6
A34

Il a été tiré 10 exemplaires de luxe sur beau papier vélin, numérotés à la presse.

Prix des deux volumes : 30 francs.

Imprimerie générale de Châtillon-sur-Seine. — A. Pichat.

Ξ

T

Beust, Friedrich Ferdinand

TROIS QUARTS DE SIÈCLE

MÉMOIRES

DU

COMTE DE BEUST

ANCIEN CHANCELIER DE L'EMPIRE D'AUTRICHE-HONGRIE

AVEC DES NOTES INÉDITES ET UNE PRÉFACE PAR FRÉDÉRIC KOHN-ABREST

TOME PREMIER

Avec un portrait et un autographe.

1809 — 1866

PARIS
LOUIS WESTHAUSSER, ÉDITEUR
10, RUE DE L'ABBAYE, 10

1888
Tous droits réservés

v. 1

888265-190

Mes meilleures
amitiés, cher
Mr d'Albert pour
toutes ses bontés.
Tout est bien ainsi.
On se conformera
aux convenances de
Mme Guaymard.
La seule chose
qui me préoccupe
c'est la question
de savoir si deux
morceaux de Harpe
ne seront pas trop?
Prenez vous modérés
l'ordre de Mlle
V..... et me
mettez à même

D'annoncer une
pièce ?

Mes compliments

[illegible]

PRÉFACE

Le titre sous lequel je publie mes souvenirs[1] paraîtra peut-être un peu présomptueux, puisque ma vie tout entière ne comprend guère plus d'années que celles qu'embrassent mes Mémoires. Mes lecteurs reconnaîtront néanmoins, aussitôt qu'ils en auront lu les premières pages, que les événements marquants dans ma vie remontent jusqu'aux années de l'enfance et à celles de la première jeunesse, lors même que les observations qui s'y rattachent datent d'un âge plus mûr.

Je n'hésite pas, en attendant, à reconnaître qu'il n'entrait à l'origine nullement dans mon intention d'écrire, sous la forme d'une autobiographie, l'histoire de la majeure partie du siècle. Cette pensée hardie m'est venue

1. Trois quarts de siècle.

lorsque j'eus trouvé le loisir de m'occuper de ce qu'on appelle communément des Mémoires, bien que l'on choisisse parfois d'autres dénominations pour un pareil ouvrage.

Il existe peut-être des Mémoires auxquels on a accordé, *après* leur apparition, plus d'intérêt et plus d'importance qu'il n'en sera réservé aux miens ; mais je ne crois pas que jamais l'on se soit autant occupé de Mémoires, *avant* leur publication. « Vous écrivez vos Mémoires, n'est-ce pas? » Quand osons-nous espérer qu'ils verront le jour ? » « L'on est très intrigué, » etc. Je les entendais depuis des années, ces propos-là, et je serais en droit de faire précéder le titre de mon ouvrage de ces mots : « *A la demande réitérée du public.* » Tout cela me touchait peu. Quant aux offres des journaux et revues, sollicitant des extraits inédits des fragments, etc., je pouvais facilement décliner ces offres, tout en remerciant de la flatteuse intention, par la raison que mon irrévocable résolution était que le tout parût d'un seul coup, et je savais que des pages détachées de ces Mémoires me causeraient plus de désagrément qu'elles ne me rapporteraient de profit. Mais il advint que quelques journaux, sans aucune mauvaise intention, annoncèrent non seulement la publication imminente des Mémoires, mais discutèrent encore leur contenu probable, en

leur imprimant à l'avance un caractère qui leur est complètement étranger, celui d'une piquante lecture [1]. Pour mettre fin à ces agissements, il n'y eut pas de meilleur moyen que de faire entendre à chaque occasion que les Mémoires formeraient une œuvre en plusieurs volumes, comprenant l'histoire à une époque bien antérieure à mon action ministérielle ; de cette manière la croyance à leur publication imminente, ainsi qu'au caractère plutôt frivole que sérieux du livre, disparut. Depuis le silence se fit sur ces Mémoires. Quant à moi, j'y travaillai : « Aussitôt dit, aussitôt fait. »

Si j'ai augmenté la quantité du livre, j'espère que la qualité n'est pas restée trop au-dessous de la tâche que je me suis imposée, et qu'il est donné satisfaction au « *non multa sed multum.* »

Je m'attends à maintes critiques, et j'y aurai cet avantage, c'est qu'elles me prouveront qu'on aura voué de l'attention à mon entreprise. Je suis certain de n'avoir dit partout que la plus stricte vérité, de n'avoir parlé que selon ma conviction, et, lorsque j'ai été obligé de m'occuper de personnalités d'être resté impartial.

Si l'on relevait des erreurs de faits, je les rectifierai volontiers ; si j'en ai commis, ce n'est pas par légèreté, mais parce que j'ai cru pouvoir me fier à une rare mé-

1. Voir la préface du Traducteur.

moire qui m'est restée fidèle jusque dans l'âge le plus avancé et que tous mes amis ont souvent remarquée.

Je sais que l'on ne manquera pas d'insinuer, que, si ma manière de traiter d'autres personnes peut passer pour impartiale, je me traite moi-même avec trop de partialité en visant à l'éloge de ma propre personne. Je réponds à cela : j'ai raconté ce que j'ai pensé et ce que j'ai fait ; ce sera affaire au lecteur de juger si mes actes et mes idées méritent des éloges ou non. Porter des accusations contre moi-même eût été décidément du luxe ; mes adversaires m'ont radicalement délivré de cette peine.

Ce ne sont pas là les seules critiques auxquelles je m'attends. Ainsi l'on sera choqué de voir qu'un nombre assez considérable de discours et de dépêches a été intercalé dans le texte[1]. Pourquoi, dira-t-on, s'appesantir si longuement sur des choses depuis longtemps connues et oubliées. Oubliées, oui ; connues, non, précisément parce qu'elles sont oubliées. Mais je suis d'avis qu'il ne faut pas craindre de rappeler ce qui est oublié, et par conséquent nouveau, du moment que cela peut servir à l'intelligence des faits qui se sont passés. Une observation que je fis un jour dans ma bibliothèque m'éclaira à ce sujet.

1. Dans l'édition française les pièces se trouvent à l'appendice par suite de nécessités de mise en page.

J'y possède neuf volumes: des « *Œuvres posthumes de Metternich* », et quinze volumes des « *Discours de M. Thiers.* » Il se trouve autant de dépêches intéressantes dans les uns que de discours splendides dans les autres. Me viendrait-il jamais à l'idée de prendre ces deux collections en main pour lire pour ainsi dire *in abstracto* une dépêche ou un discours? Si Metternich avait écrit une autobiographie embrassant sa carrière diplomatique tout entière, et s'il avait intercalé les dépêches en question aux passages auxquels elles se rattachent, on en prendrait encore connaissance avec intérêt à l'heure présente ; on vouerait également la même attention aux discours de Thiers s'il avait écrit une Histoire de la Monarchie de juillet, de la seconde République et du deuxième Empire, comme il a écrit l'Histoire du Consulat et de l'Empire, en y intercalant ses plus importantes harangues. J'espère donc que mes énonciations des temps passés, rappelées aux endroits qu'elles concernent, offriront quelque intérêt, sans que je veuille pour cela comparer mes dépêches à celles du Prince de Metternich et mes discours à ceux de M. Thiers. Au reste, le lecteur pourra facilement sauter ces documents s'il ne se soucie pas de les connaître. Je me suis également appliqué à mettre en pratique ce dicton: « *Tous les genres sont bons hors le genre ennuyeux.* » Je n'ai pas cru non plus porter atteinte au caractère

sérieux que je revendique pour mon livre en l'égayant par quelques anecdotes.

Selon Frédéric Schlegel, l'historien est le prophète du passé. Si on prenait cette assertion à la lettre, elle serait parfaitement absurde, car il est impossible de comparer celui qui prédit l'avenir à celui qui raconte le passé. Cependant le mot a une profonde signification. La parole de l'historien peut être un réveil et un avertissement, de même que celle du prophète, et en admettant qu'on l'écoute.

Comme conclusion de ma préface, je voudrais m'expliquer parce que cela me paraît nécessaire au sujet de deux questions qui ne sont pas sans importance et qui a propos de Mémoires, ont été souvent discutées : j'entends la discrétion à observer et l'époque de la publication, et je commence par la première de ces deux questions.

Dans le « bon » vieux temps, un homme d'État, placé autrefois à la tête du gouvernement, pouvait vivre tranquille dans sa retraite, parce que la censure le protégeait. Aujourd'hui la presse est plus ou moins libre. Maintenant on devrait croire qu'après s'être vu enlever cette protection, l'homme d'Etat aurait le droit de se défendre, notamment dans le cas où ses actes officiels sont incontestablement dénaturés, non par ses successeurs, mais par leurs séides. Mais le secret professionnel ! Il faut se taire ! C'est

parfait, à la condition que ce secret professionnel soit respecté de tous, par ceux-là surtout qui ne s'appuient que sur les ouï-dire, et qui, par leurs articles dans la presse, motivent des appréciations tendant à nuire, non seulement à la personne qui est sur la sellette, mais encore à l'autorité gouvernementale. Il n'y a pas longtemps, une feuille de Vienne publia, après la mort du comte de Lonyay [1], un entrefilet disant, contrairement à ce que l'on avait su et cru jusque-là, que le retrait des articles fondamentaux accordés aux Tschèques en 1871, était l'œuvre du défunt et non la mienne; et une feuille de Pesth soutint cette prétention en avançant que je m'étais, au contraire, trouvé en connivence secrète avec le comte Hohenwart, et que j'avais joué double jeu. Je n'attendais pas que la presse officieuse prît ma défense, mais j'espérais qu'elle ne m'attaquerait pas, elle le fit pourtant. Les attaques personnelles me sont indifférentes, mais je ne saurais laisser passer des altérations de faits et des erreurs, j'allai voir le rédacteur en chef de la feuille viennoise et je le décidai à rétablir les choses conformément à la vérité. C'est alors que le principal organe du gouvernement (le bureau de la presse au ministère des affaires étrangères n'y fut pour rien) s'éleva violemment contre moi, et m'ap-

1. Mort en 1877. Ancien ministre des finances, puis président du Conseil en Hongrie.

prit, en termes peu parlementaires, ce que c'est que le secret professionnel, en insinuant que j'avais moi-même écrit l'article rectificatif. Quant au secret que j'avais trahi, c'était un épisode qui se passa au conseil des ministres lorsque les articles fondamentaux y furent discutés. Je racontais qu'un des ministres se prononça, à la grande surprise de ses collègues, contre les articles et se livra à des saillies qui firent rire le conseil, malgré les dispositions sérieuses qui dominaient alors.

Je ne voudrais pas que l'observation précédente fût considérée comme le préambule de je ne sais quelles « révélations. » Je sais respecter et garder le véritable secret professionnel ; mais mes propres secrets, puisque secrets il y a, m'appartiennent. On me rendra, je l'espère, cette justice que j'ai évité de toucher à tout ce qui pourrait nuire au gouvernement et au pays, et je crois de même n'avoir rien écrit qui puisse compromettre qui que ce soit.

Je m'incline devant ceux qui, pour rester fidèles aux exigences de la discrétion, poussent l'abnégation jusqu'à garder le silence le plus absolu, mais je ne puis les approuver ; ce n'est pas seulement le renom personnel de l'homme d'État qui est en jeu, mais aussi l'autorité du gouvernement, que les récits erronés et les appréciations fausses atteignent toujours plus ou moins.

Au reste, la publication de « *La Prusse à la Diète*, » par M. Poschinger me dispense de toute justification.

Quant à ce qui concerne la question de l'époque de la mise en vente, je n'ai jamais eu d'hésitation à cet égard, car j'ai été constamment d'avis que, malgré leurs allures distinguées et pleines de noblesse, les *Mémoires d'outre-tombe*, dissimulent mal la poltronnerie de leur auteur. Je fus forcé, par les motifs développés plus haut, de donner à mes Mémoires une extension plus grande que je ne le voulais d'abord, cette circonstance ainsi que deux longues et cruelles maladies, m'ont obligé à retarder cette publication, mais sans que cela changeât en rien ma résolution de faire paraître l'ouvrage dès qu'il serait terminé. Je ne me dissimulai pas non plus que l'intérêt d'actualité s'affaiblissait chaque année. Enfin il y a une dernière raison qui m'engage à publier le livre de mon vivant.

Je sais bien que je m'expose à des difficultés et à des désagréments, mais je me console en songeant que je pourrai répondre de tout ce que j'ai écrit. On a l'habitude de juger avec plus d'indulgence une œuvre posthume que celle d'un vivant, mais je crois aussi qu'un livre exposé à tous les feux de la critique doit être écrit de façon à avoir une valeur littéraire plus grande que s'il était destiné à être pris en main avec des sentiments de

recueillement et de piété. Que messieurs les critiques ne voient pas dans ces mots une provocation, mais un acte de contrition [1].

1. La préface fut écrite en janvier 1886, lorsque l'on commença l'impression des *Mémoires*. M. de Beust espérait, comme on le voit, atteindre le jour de la publication. La destinée ne le lui a pas permis puisqu'il est mort en novembre 1886, deux mois avant la mise en vente de l'ouvrage, mais son intention d'affronter toutes les polémiques ressort de sa préface. (F. K.-A.)

PRÉFACE DU TRADUCTEUR

C'est avec un recueillement sincère que je me suis efforcé de rendre aussi exactement et aussi clairement que possible les « Mémoires » du comte de Beust. La tâche pour moi n'était point banale ; j'ai eu, en effet, l'honneur de fréquenter d'une façon assidue l'illustre homme d'Etat dont on va lire l'autobiographie pendant la dernière période de sa carrière si longue et si remplie. C'est à une grande dame de Vienne, madame de Lœwenstein, qui eut le privilège de réunir dans son salon les célébrités de la politique, de la diplomatie et du parlement, que je suis redevable — et très reconnaissant — de mon introduction auprès de l'ex-chancelier austro-hongrois lorsqu'il fut appelé au poste d'ambassadeur à Paris.

Peu de jours après son installation dans le petit hôtel de la rue Las Cases, où l'ambassade se trouvait alors, M. le comte de Beust m'adressa le billet suivant :

(*Traduction de l'allemand.*)

« 9, rue Las Cases, 2 novembre, 7 s.

« Honoré Monsieur,

» J'ai été avisé de Vienne que j'aurai le plaisir de re-
» cevoir une lettre de vos mains. Je serais très satisfait si
» vous voulez avoir l'amabilité de venir chez moi après-
» demain vendredi à midi.

» Croyez à ma haute estime.

» *Signé :* BEUST. »

Je fus exact au rendez-vous donné avec tant de bonne grâce et de courtoisie et pendant quatre ans, je suis retourné mainte et mainte fois vers l'heure de midi rue Las Cases. Je n'ai jamais eu l'honneur ou l'indignité d'être un journaliste « inspiré » et d'ailleurs ce n'est pas par le canal des ambassades que le cabinet de Vienne exerce son action sur certains journaux étrangers. D'autre part, il faut n'avoir jamais mis le pied dans une légation pour ignorer que les journalistes peuvent y apporter des nouvelles fraîches, mais qu'ils n'y apprennent rien en fait de primeurs. Ce n'était donc pas l'intérêt professionnel qui m'attirait rue Las Cases, c'était l'attrait unique d'écouter pendant une heure, quelquefois pendant deux, l'un des plus spirituels causeurs de notre temps dont la causerie était nourrie des souvenirs historiques de trois quarts de siècle, souvenirs racontés par un de ceux qui ont non seulement *vécu* l'histoire, mais qui ont

contribué à la *faire*. Ces visites à la rue Las Cases, toujours accueillies avec bienveillance étaient pour moi une haute satisfaction intellectuelle, une des plus précieuses parmi toutes celles que la vie de Paris pouvait m'offrir. M. de Beust aimait à évoquer le passé et aussi à raconter avec la verve qui lui était propre les événements et les épisodes auxquels il était mêlé. Bien des passages de ces mémoires m'étaient connus en substance lorsque je les ai retrouvés dans le livre. Je les avais recueillis de la bouche même de l'auteur avant qu'ils fussent imprimés, je n'ai donc pas été surpris en lisant la préface, d'y retrouver cette profession de foi relative aux *Mémoires d'outre-tombe* [1]. M. de Beust me l'avait répété à plusieurs reprises, de même qu'il m'avait expliqué pourquoi il ne pouvait se décider à communiquer des fragments de l'ouvrage aux revues qui le sollicitaient. Mais ce refus avait une autre raison plus péremptoire ; j'ai lieu de supposer que jusqu'en octobre 1882, époque de son départ de Paris et de sa rentrée dans la vie privée, M. de Beust n'était fixé ni sur le caractère et l'étendue qu'il donnerait à son autobiographie ni sur l'époque exacte de la publication. L'ouvrage n'existait alors qu'à l'état d'embryon, de projet sous forme de notes éparpillées dans une foule de carnets. Ce n'est qu'après avoir été rappelé de Paris que M. de Beust trouva des loisirs — un peu forcés — pour entamer le travail de rédaction que sa plume agile mena

1. M. de Beust fait erreur à ce sujet, ou plutôt il s'est laissé induire en erreur par le titre. Les *Mémoires d'outre-tombe* parurent du vivant de Châteaubriand.

très promptement. Deux ou trois mois après son départ de Paris, je rendis visite à l'ancien ambassadeur dans son *Tusculum* de Altenberg aux environs de Vienne. M. de Beust était encore sous le coup de sa disgrâce et la récente publication de M. Poschinger sur la « *Prusse à la Diète* » l'avait profondément froissé. Il méditait alors et ne s'en cachait pas, d'écrire un livre de combat destiné à réfuter les nombreuses attaques dont il avait été l'objet, et peut-être à révéler les diverses circonstances qui accompagnèrent sa démission de chancelier en 1871 et son rappel de Paris en 1882. Un ouvrage conçu dans un tel ordre d'idées promettait assurément d'être piquant, et avec la virtuosité bien connue de l'auteur dans le maniement de l'ironie, le livre eût certainement obtenu un succès retentissant de scandale et de vente. Seulement un tel pamphlet, malgré tout son esprit et malgré les justes griefs de l'écrivain, était-il digne de la renommée et de la carrière d'un homme d'Etat qui, pendant plus de cinquante ans, avait joué un rôle d'abord actif, puis considérable dans presque tous les événements qui ont agité l'Europe ; était-il digne de l'ancien chancelier du grand empire d'Autriche? Etait-ce un libelle amusant et rempli de méchancetés que M. de Beust, chez qui la bienveillance et le dédain philosophique des injures formaient le fond du caractère, devait léguer à la postérité comme son testament politique et littéraire?

Le temps, la réflexion et peut-être aussi les conseils de la famille et d'amis sincères provoquèrent un revirement chez M. de Beust. Lorsqu'il se mit à la besogne, il avait rejeté bien

loin de lui la tentation d'écrire un pamphlet, et, comme il le dit dans sa préface, il résolut de composer un ouvrage sérieux, historique, qui, dès à présent, fait partie du trésor des documents que devront consulter dans un avenir éloigné ceux qui voudront connaître ou écrire l'histoire du dix-neuvième siècle. Seulement lorsque, au mois de juin 1884, on annonça de différents côtés la publication de ces *Mémoires*, lorsque le gérant de la librairie où ils devaient paraître d'abord et où ils ont paru effectivement (mais deux ans et demi plus tard) m'apprit qu'il attendait d'un jour à l'autre la remise du manuscrit, j'ignorais la modification profonde qu'avait subie le plan primitif de M. de Beust. J'étais encore sous l'empire des communications que j'avais reçues à Altenberg en novembre 1882, comme beaucoup d'autres j'attendais un pamphlet rempli d'attaques et de révélations. La question des Mémoires de M. de Beust étant devenue actuelle et même brûlante, je la traitai telle que je la voyais alors.

Mal m'en prit, car voici la lettre que je reçus plusieurs semaines après la publication de mes articles. Je la donne à titre de document.

(*Traduction de l'allemand.*)

« Gastein, 3 septembre.

« Honoré Monsieur,

» J'ai appris tout récemment, à ma grande et désagréa-
» ble surprise, que les notes inexactes qui depuis quelque
» temps circulent dans la presse au sujet de la prétendue

» publication de mes mémoires et des efforts que l'on aurait
» faits à Vienne pour empêcher cette publication, avaient
» pour origine un article de l'*Evénement*, et que vous en
» êtes l'auteur. On me l'a envoyé, et je ne vous cacherai
» pas qu'en le lisant mon mécontentement a grandi à cha-
» que ligne. Je ne comprends pas qu'un homme, dont j'ai
» été à même d'apprécier la délicatesse de sentiments, ne
» se soit pas rendu compte qu'un article tel que le vôtre
» ne pouvait qu'être profondément désagréable et inop-
» portun pour celui que vous aviez l'intention de célébrer.
» C'est d'autant plus le cas que cet article repose sur des
» suppositions dont il serait difficile de prouver la jus-
» tesse et sur des erreurs faciles à démontrer. Personne
» ne s'est occupé à Vienne de la publication de mes Mé-
» moires, personne ne s'en est ému ; quant à moi je n'y ai
» même pas songé. Pour ce qui est de mon dernier voyage,
» dont il est question dans votre article je ne me suis mis
» en rapports avec aucun libraire ni de Paris ni de Lon-
» dres et mon séjour à Stuttgard où selon vous je serais
» resté plusieurs jours, s'est borné aux vingt minutes ac-
» cordées pour l'arrêt du train.

» Je ne veux pas vous faire un reproche de ce que vous
» m'avez mis à plusieurs reprises dans la position fâ-
» cheuse de refuser la communication de chapitres iné-
» dits de mes Mémoires[1], mais vous n'auriez pas dû croire

1. Il s'agit de démarches faites sur la demande du directeur d'un grand journal et d'une revue étrangère.

» que j'étais capable d'obéir à des sentiments de ran-
» cune mesquine ; je regrette aussi le jugement tout au
» moins un peu prématuré que vous portez sur un homme
» qui, on le sait en Autriche, a servi avec une égale dis-
» tinction dans la diplomatie et dans l'armée [1]. J'ose espé-
» rer que cette discordance vous décidera à laisser mes
» Mémoires et ma personne en dehors du cadre de votre
» activité de publiciste. En tout cas je vous prie d'accor-
» der toute votre attention à ce fait que ceux qui atten-
» dent de moi un « *livre à sensation* » dans le sens mo-
» derne du mot, éprouveront un jour une complète
» déception. Mais ce jour est encore éloigné, car il s'agit
» d'un travail considérable et consciencieux.

» Agréez mes sentiments très distingués de haute
» estime.

» Votre tout dévoué,

» BEUST. »

Je ne fus pas ému outre mesure par cette lettre, malgré la dureté apparente de certaines phrases. Je répondis aussitôt à mon très éminent correspondant, que, si j'avais commis des erreurs de fait, je le priais de les excuser, mais que je tenais mes renseignements *de personnes méritant toute confiance.* Je déclarai, ce qui d'ailleurs était littéralement vrai, qu'ayant agi en vertu de mes inspirations propres, j'étais seul et entièrement responsable des appréciations de l'article de l'*Evénement.*

1. M. le comte Kalnoky, ministre des affaires étrangères.

Cet incident n'empêcha nullement M. le comte de Beust de me témoigner les sentiments de bienveillance auxquels il m'avait habitué. En dépit de ce qu'il m'avait écrit au sujet de mes sollicitations antérieures concernant la communication de certains chapitres de ses Mémoires, je le priai quelque temps après de bien vouloir disposer en faveur d'un recueil, *le Beau Danube bleu*, qu'un de mes amis venait de créer à Vienne, de quelques pièces de vers « n'importe lesquelles, ajoutai je, qui se trouveraient sous sa main dans les tiroirs de son secrétaire. »

Immédiatement M. de Beust me répondit.

(*Traduction de l'allemand.*)

« Altenberg, 2 février.

« Vous ne trouveriez ce que vous cherchez, honoré » Monsieur, ni *sur* mon secrétaire ni *dedans*. Il est vrai » que j'ai composé souvent des petites pièces de vers de circonstance — par exemple dernièrement pour le quatre-vingtième anniversaire de M. de Schmerling[1]; mais » rien de plus. A Londres, j'ai cependant rimé quelques » chansons que j'ai mises en musique; madame Gueymard » en a chanté une. C'étaient des souvenirs personnels, et » ils m'ont attiré de mauvaises plaisanteries de la part » des journaux viennois, Vestigia terrenus, chat échaudé » craint l'eau froide. (En français dans l'original.)

1. L'ancien ministre d'État autrichien, de 1861 à 1865, aujourd'hui président de la Cour de Cassation.

» Sans doute je serais en bonne compagnie bien que le » fait que vous figuriez sous un pseudonyme ne soit pas » bien encourageant. Je comprends d'autant moins votre » incognito que votre nouvelle [1] vous fait honneur à tous » égards.

» Ayez l'obligeance de m'excuser auprès du *Beau Da-* » *nube bleu.* » Ma dernière valse est à votre disposition, » mais je crains qu'elle ne soit trop longue.

» Croyez à toute mon estime,

» *Signé :* Beust. »

Depuis la lettre de Gastein, il n'avait plus été question des *Mémoires* et quant à moi je m'étais conformé au désir exprimé par M. de Beust en m'abstenant de traiter ce sujet.

Pendant l'hiver de 1885 à 1886, je fis un séjour prolongé à Vienne. Ayant annoncé mon arrivée à M. le comte de Beust, celui-ci m'écrivit d'Altenberg qu'il était très souffrant, que son médecin lui avait ordonné un repos absolu et prescrit de fermer sa porte à tout visiteur. Il ajoutait qu'il m'écrirait dès que cette double consigne serait levée. Le jour même où je recevais cette lettre, les journaux de Vienne annonçaient que l'état de l'ex-chancelier, souffrant d'une fluxion, s'était aggravé au point qu'il avait fallu appeler en consultation deux professeurs de la faculté viennoise.

1. J'avais en effet signé d'un nom d'emprunt une petite fantaisie humoristique dans le recueil en question. J'obtins dans la suite une demi-douzaine de petites poésies de M. de Beust qui parurent dans le « *Beau Danube bleu* » peu de temps avant la mort de l'auteur.

Dès qu'il fut rétabli, M. de Beust m'invita à me rendre à Altenberg ; je reproduis sa lettre. Elle prouvera d'abord que le dissentiment causé par l'article de l'*Evénement* n'avait plus laissé aucune trace et elle donnera une idée de la courtoisie que l'homme d'Etat apportait dans ses relations.

(*Traduction de l'allemand.*)

« Altenberg près St-André, 22 mars 86.

« Honoré Monsieur,

» Je vous aurais rappelé depuis longtemps votre promesse de venir me voir si ma femme ne m'avait remplacé comme malade. Tandis que je suis rétabli tant bien que mal, elle est obligée de garder le lit bien que déjà convalescente. Si vous voulez me donner le plaisir de votre visite, je vous proposerai de prendre le train de 4 h. 35 à la gare François-Joseph. Vous serez à 5 h. 1/4 à Greifenstein et 10 minutes plus tard ici. Nous dînerons à six heures ; nous pourrons donc causer un instant avant d'aller à table et à 7 h. 1/2 vous pourrez rentrer. Cela vous convient-il pour mercredi, alors télégraphiez-moi *oui*. Sinon écrivez-moi et je vous proposerai un autre jour.

» Avec l'estime habituelle,

» *Signé :* Beust. »

Le même jour je reçus la *seconde lettre* suivante :

» Je fais suivre quelques mots. Le train de 4 h. 35 me-
» surerait le temps trop juste. Je vous prie de prendre
» le train de 3 h. 25, vous serez ici à 4 h. 1/2, nous dîne-
» rons à 5 h. 1/2 et vous rentrerez à 7 h. 1/2.

» Je dois vous faire remarquer que le train de 7 h. 1/2
» ne part pas de Greifenstein mais d'une station plus
» éloignée (Woïdern). Par conséquent ne prenez pas de
» billet aller et retour, mais vous aurez l'avantage de
» tomber sur un train express qui vous déposera à
» Vienne à 8 h. 5. Ayez la bonté de tenir compte de tout
» cela. Vous trouverez ma voiture à Greifenstein. »

Je suivis toutes ces indications minutieuses données avec tant d'obligeance.

Pendant les quatre heures que dura ma visite à Altenberg, on causa de toute sorte de choses, sauf des Mémoires, quant à moi je ne me croyais plus autorisé à aborder le sujet, et M. de Beust n'y tomba pas. Au dîner seulement, je ne sais comment, il en fut question un instant. « Vous avez compris, me dit M. de Beust, que j'ai *été obligé* de vous écrire comme je l'ai fait. » Je m'inclinai et l'entretien prit un autre tour. Je revis encore une fois M. le comte de Beust dans le courant du printemps de 1886. Comme tous les jours, à une heure de l'après-midi on relevait la garde montante au palais impérial. La musique du régiment exécutait le concert de rigueur au pied de la statue de l'empereur François dans la cour intérieure du *burg*. Ce spectacle attire toujours une foule compacte com-

posée d'éléments fort divers : étrangers, promeneurs, rentiers oisifs, mêlés aux vagabonds. Une voiture de place traversa péniblement la cohue et vint s'arrêter à un petit guichet à côté du corps de garde donnant accès dans les appartements intérieurs du Palais ; M. de Beust, voûté, cassé, enveloppé de paletots et de cache-nez, en descendit. J'arrivai à temps pour le saluer avant qu'il s'engageât sous la voûte basse du guichet. Il paraissait compter beaucoup sur ses forces, car il me parla d'aller à Paris et à Londres. Il n'alla qu'à Gastein et fort tard dans la saison, ne voulant pas s'y trouver tant que l'empereur Guillaume et le prince de Bismarck y seraient. Cette cure d'automne l'affaiblit beaucoup et ceux qui le virent à son retour à Altenberg doutèrent fort qu'il passât l'hiver. Il mourut en effet le 30 octobre, sans douleur, sans agonie. Après avoir dîné avec un de ses fils, il passa au salon et s'étendit dans un fauteuil. Tout à coup il poussa un cri inarticulé, sa tête retomba sur sa poitrine — et ce fut tout.

Les journaux de Vienne qui pour la plupart affectaient depuis longtemps de le traiter comme s'il n'existait plus, remplirent leurs colonnes d'articles nécrologiques et surtout d'anecdotes sur le défunt. Pendant huit jours, jusqu'à ses funérailles, M. de Beust fut l'« *homme du jour* », tout comme à l'époque où il proclamait le dualisme et où il obtenait l'abrogation du Concordat. Même les plus prévenus, les plus malveillants lui reconnurent trois qualités : un talent considérable, un esprit très vif et une bienveillance de plus en plus rare.

Cette appréciation sera certainement ratifiée par la postérité !

Elle résultera aussi de la lecture attentive de ces mémoires, qu'aidé de collaborateurs laborieux et distingués je présente au public français. J'ai dû quelquefois m'inspirer plutôt de l'esprit que de la lettre du texte allemand, mais je ne crains pas de dire que M. de Beust, qui avait un sentiment si vif et si profond de la littérature française, aurait été le premier à autoriser ces libertés de traduction qui ne sont pas des trahisons. Il eut également, j'en suis persuadé, approuvé l'élaguement de certaines notes et memorandum sur des affaires exclusivement germaniques qui, pour le lecteur allemand, ont la valeur de documents historiques, mais qui auraient ralenti chez le lecteur français l'intérêt qu'il prendra au récit varié et mouvementé de l'auteur [1].

F. KOHN-ABREST.

(PAUL D'ABREST.)

1. On trouvera la plupart de ces documents à l'Appendice.

PREMIÈRE PARTIE

1809-1866

PREMIÈRE PARTIE

1809-1866

MÉMOIRES

DU

COMTE DE BEUST

CHAPITRE PREMIER

Débuts dans la vie et dans ma carrière. — La bataille de Leipzig. — L'époque française en Saxe. — Le roi Frédéric-Auguste. — L'Université de Gœttingue. — Mon intention de devenir professeur, et mon entrée dans le service diplomatique. — Le fils ingrat de la Révolution.

Par quelle partie de mon existence et de mes actions le récit de mes souvenirs doit-il commencer? Je me suis posé cette question plus d'une fois avant d'y répondre d'une manière décisive. La période la plus importante de ma vie est, à tous égards, l'espace de cinq années pendant lesquelles j'ai eu l'honneur d'être chancelier de l'empire d'Autriche. J'y consacra donc avant tout, dès que j'en eus le loisir, et mon attention et ma plume. Dans le cours de ce travail, je constatai cependant qu'auparavant ma longue carrière ministérielle en Saxe n'of-

frait pas, malgré les limites étroites dans lesquelles les événements l'avaient placée, un champ moins riche en expériences instructives et en intéressants événements, en ce sens notamment que ces expériences et ces événements n'étaient pas restés sans influence sur les faits qui précédèrent en Autriche mon entrée au pouvoir. Je me suis donc décidé à élargir le cadre de cet ouvrage et à raconter ma vie aussi complètement que possible et dès ses débuts.

Avant de parler du moment où je vis le jour, et où il m'arriva quelque chose de particulier, qu'il me soit permis de consacrer quelques mots à la famille à laquelle j'appartiens. Je n'ai jamais fait mon étude favorite ni de généalogie ni d'histoire de famille ; mais, quand la destinée veut qu'on soit souvent nommé, les biographes ne manquent pas, et ceux-ci m'ont rendu attentif à quelques dates dignes d'être mentionnées ou demandant à être rectifiées. Je constaterai à ce propos que la très ancienne race des Beust est originaire des Marches du Brandebourg, où la maison patrimoniale de mes ancêtres, Büste, doit s'être trouvée non loin de Schönhausen. Une autre version de l'histoire de ma famille indique, à ce sujet, le Nord hohenzollernois de l'Allemagne. Lorsque à ma sortie de l'Université, je sollicitai une charge de chambellan royal, il me fallut produire un arbre généalogique avec seize quartiers de noblesse. Le mien en présentait soixante-quatre, et en cette circonstance, je remarquai à l'une des branches un écu sans descendance, mais avec une mitre d'évêque. Un de mes arrière-grands-oncles avait été évêque de Havelberg, au quinzième siècle.

Mon arrière-grand-père fut, comme ministre danois, élevé au rang de baron, tandis que son frère cadet, chambellan à la Cour électorale du Palatinat, acquit à Vienne la dignité de comte de l'Empire, avec cette remarque au diplôme que plusieurs de ses aïeux avaient bien mérité de l'auguste maison d'Autriche, quatre Beust étaient tombés du côté autrichien à la bataille de Muhldorf, en 1322; un Beust avait servi avec distinction sous Montecuculli, et un autre avait coopéré à la délivrance de Vienne en 1683. C'est ainsi que mes rapports avec la Prusse et le service autrichien, se trouvent reliés à des temps déjà bien reculés. L'arrière-petit-fils du nouveau baron fut ingrat envers la couronne danoise, car, comme l'on sait, c'est moi qui, appelé à la Conférence de Londres de 1864, m'élevai le plus énergiquement contre le Danemark.

J'ai dit plus haut qu'il m'est arrivé quelque chose de particulier le jour de ma naissance. On fit de moi un ivrogne, voici comment : de tout temps j'ai eu la mauvaise habitude de me faire attendre; ce jour-là ce fut la première fois ; j'étais en retard; enfin, quand l'événement fut accompli, mon père, dans sa joie, fit présent à la nourrice d'une douzaine de bouteilles du plus vieux vin du Rhin, du vin de 1683. La nourrice slave, ne parlait pas l'allemand et comprit mal l'emploi du cadeau, si mal qu'elle versa les dix bouteilles dans une petite baignoire et m'y baigna.

Les Slaves en Autriche m'ont attribué un mot que je n'ai jamais prononcé : « il faut les écraser contre le mur [1] » ; je

1. Voici l'origine de ce mot : l'ancien ministre, plus tard gouverneur de la Galicie, le comte Goluchowski, avait l'habitude de s'entretenir avec moi en

n'eusse cependant fait qu'user de représailles pour le dommage que l'élément slave a failli me causer le jour de ma naissance. Peut-être ai-je dû, comme on me l'a souvent affirmé, mon inaltérable bonne humeur à cette immersion dans le vieux vin du Rhin, mais tout d'abord l'action physique fut extrêmement préjudiciable. D'abord un sommeil continu de vingt-quatre heures fit craindre pour la vie de l'enfant, plus tard mon état de surexcitation fut tel que, dans les premières années, je refusai toute nourriture substantielle. Cet état, dont je ne devins maître qu'avec le temps, me fit, paraît-il, la réputation d'un enfant insupportable. Je me rappelle encore aujourd'hui la frayeur de mes parents le jour où mon frère et moi, déjà âgé de quelques années, fûmes pesés et que je n'atteignis que dix-huit livres. Je ne suis jamais devenu bien gros et j'ai longtemps eu l'air maladif [1]. Or, tandis que tous mes camarades d'école et d'université, sauf deux ou trois, reposent depuis de longues années dans la tombe, j'ai atteint 77 ans sans avoir rien perdu de mon élasticité physique et intellectuelle bien que n'ayant pas mené une vie calme et contemplative. Je dois ces avantages à la juste mesure que j'ai su observer dans la vie politique comme dans mon existence privée.

langue française. Il est dû à ses efforts qu'après mon entrée à la présidence du ministère, en 1867, la diète provinciale de Galicie vota sans restriction pour le parlement. A cette époque j'avais dit au comte Goluchowski : « *Si cela se fait, les Slaves sont mis au pied du mur* », expression bien différente de celle qui m'a été prêtée.

1. Encore en 1845, une compagnie d'assurances sur la vie, à laquelle j'ai depuis payé quarante fois la prime annuelle, fit des difficultés pour m'admettre.

Peut-être que les suites de mon baptême à la Bacchus eussent été plus funestes si, peu de temps après ma naissance, mes parents n'avaient quitté Dresde pour aller habiter la campagne hiver et été, dans une propriété près de Leipzig qui appartenait à mon père, et où ma mère, fille du ministre M. de Carlowitz, femme éminemment distinguée et d'un rare savoir, dirigea l'éducation des enfants, assistée par notre précepteur, un excellent homme, le stagiaire en théologie Sturz. Sa sœur avait épousé e général de Langenau, qui, en 1813, avait passé de la Saxe en Autriche. Je dois encore aujourd'hui à ce changement de résidence le souvenir vivace d'un grand événement historique, de la bataille de Leipzig. J'étais alors dans ma cinquième année.

Comme l'on sait, la bataille dura du 16 au 18 octobre. Ces journées sont restées gravées dans mon esprit. Le samedi, 16, le prince de Schwarzemberg ouvrit une canonnade tout près de notre maison, canonnade qui fit éclater toutes les vitres. En attendant, je me familiarisai vite avec la bataille, parce qu'on nous avait annoncé que nous n'aurions pas de classe. Le lendemain, dimanche, je jouais dans la cour lorsque tout à coup deux officiers à cheval parurent. Mes parents, qui étaient à l'église avec mes frères, furent appelés en toute hâte. C'étaient des officiers russes qui venaient, non pas pour prendre logement, pis que cela, pour réquisitionner tout ce qui se trouvait dans les écuries ; les meilleurs chevaux, les vaches et les moutons furent emmenés de force. Je vois encore les servantes en larmes au moment où elles durent faire sortir les vaches de l'étable. La cour était remplie de gens armés ; on

nous avait conduits dans une mansarde, d'où nous vîmes les Baskirs lancer leurs flèches contre les fenêtres. Il m'est encore resté un souvenir du troisième jour, jour décisif : un officier prussien entra, embrassa mon père et lui dit : « Le roi a passé de notre côté. » Les troupes saxonnes seules avaient passé à l'ennemi, trop tard pour le roi, trop tôt pour elles-mêmes.

Ceci réveille quelques souvenirs historiques, dont j'ai saisi plus tard seulement l'importance. Cette défection pendant la bataille a été justement condamnée au point de vue militaire. Il m'est permis de dire qu'elle s'est produite « trop tôt » parce que la destinée reservée à la Saxe restait la même, soit que l'armée fût licenciée après la bataille, soit qu'elle passât à l'ennemi. Ceux qui ont cru sauver le roi en conduisant ses troupes aux alliés se sont trompés. — Déjà avant la perte de la bataille les sentiments anti-français s'étaient énergiquement manifestés dans la population si peu démonstrative alors. La reine dit à Napoléon lors de son arrivée à Leipzig : « *Vous nous avez fait perdre ce que nous avions de plus précieux, l'amour de nos sujets* ». On a souvent prétendu, que l'on a été très français en Saxe sous le régime napoléonien. Il y a eu, comme cela arrive toujours à une pareille époque, un parti français ; mais dans le peuple et dans la bourgeoisie, comme parmi l'aristocratie, on était en général antipathique à l'ordre des choses. Les manières cavalières de l'empereur des Français y avaient beaucoup contribué. Ma grand'mère madame de Carlowitz, qui avait passé la moitié de sa vie à la cour, pouvait en conter long sur ce sujet, je l'ai entendue rapporter par exemple, que lors de son

passage à Dresde, en 1807, Napoléon, qui n'aimait pas perdre son temps à table, dit au premier chambellan après le troisième service : « *Faites servir les glaces* ». Et il était assis à côté de la reine qui donnait le dîner ! Quand les dames lui étaient présentées, il leur adressait cette invariable question : « *Avez-vous des enfants ? des garçons ? faites-en des soldats ! des filles ? donnez-les à des braves militaires* ». Ma grand'mère pouvait encore parler d'une autre époque. Napoléon n'était plus maître de la France et il y avait un roi qui s'appelait Louis XVIII. Obligée de jouer à l'hombre avec Fouché, ma grand'mère crut voir du sang aux doigts de son partenaire. Aujourd'hui que l'on critique, tantôt avec raison, tantôt à tort les bévues républicaines, il n'est pas sans intérêt de rappeler que Louis XVIII envoya à la cour de Dresde un ambassadeur, qui avait voté pour la mort de Louis XVI, dont la mère était princesse de Saxe. Ce n'était pas d'une exquise délicatesse.

Quant à l'armée, pour laquelle les maréchaux de France avaient de meilleurs procédés que leur seigneur et maître, il se peut que pendant un certain temps ses sentiments fussent acquis à la France. Dans les guerres de 1809 et de 1812, les troupes saxonnes avaient eu l'avantage de combattre avec distinction aux côtés d'une armée triomphante, ce qui ne leur était pas arrivé à Iéna. — Malgré tout, l'armée ne resta pas inaccessible au courant allemand, comme l'avait déjà prouvé la retraite de Thielman et de Langenau ; avec l'année 1813, ce courant ne fit que gagner en force, le séjour prolongé du roi à Prague et sa jonction espérée avec l'Autriche fai-

saient prévoir que les choses prendraient une tournure différente.

Nous avions comme voisin de campagne M. le comte de Senfft-Pilsach, autrefois, ambassadeur de Saxe à Paris, pendant les premières années de l'empire, plus tard ministre saxon. Quand vint l'année 1813, il fut tout à fait partisan de l'alliance avec l'Autriche, et se rendit en compagnie du roi à Prague lorsque Napoléon vainquit à Lutzen. Le roi rentra à Dresde, mais Senfft donna sa démission, entra au service autrichien et fut ambassadeur de cette puissance à Turin, puis à la Haye et finalement à Münich. C'est là que nous nous vîmes après 1840, lorsque j'y fus en qualité de chargé d'affaires de Saxe. Ma mère avait été l'amie intime de feu sa femme, et il est bien compréhensible que nous parlions souvent des temps passés. Lorsqu'une fois j'émis avec vivacité l'opinion que le roi avait eu tort d'écouter les conseils de ceux qui l'engagèrent à retourner à Dresde, Senfft me répondit: « Ne jugez pas le roi trop sévèrement; si la bataille de Kulm avait été perdue pour les alliés, — ce qui aurait pu facilement arriver sans la faute bien connue commise par Vandamme, et sans les crampes de la vessie, moins connues, qui atteignirent Napoléon après la bataille de Dresde et le rendirent pendant des heures incapable de prononcer une parole, — il aurait pu se faire que le lendemain on eût traité de la paix ».

La signification de ces mots de Senfft est confirmée par un passage des Mémoires du général de Gersdorf relatif aux événements de 1813, Mémoires sur lesquels je reviendrai plus

tard. Napoléon, après la bataille de Dresde, avait donné ordre de diriger une forte colonne sur Nollendorf à la suite de Vandamme, puis tout à coup il donne contre-ordre en faisant diriger cette colonne dans la direction de Grossenhain. Bien plus tard, dans des temps récents seulement, j'appris que Senfft avait laissé des Mémoires. Ils parurent en 1863, à Leipzig, chez Veik et Cie. En les lisant on se rend compte que le jugement porté sur le malheureux roi Frédéric-Auguste fut par trop sévère. Il ressort des relations de Senfft — et Senfft était certainement un très bon Autrichien — qu'à Vienne on avait dissuadé le roi de rompre trop brusquement avec Napoléon, qu'on eût plutôt désiré de sa part une politique dilatoire, et que les ouvertures faites à la Russie et à la Prusse ne furent même pas prises en considération. Le roi de Saxe, placé dans une position difficile, dut reconnaître que les destins de son pays étaient fixés et qu'il avait beaucoup plus à attendre de la victoire de son allié l'empereur des Francais que du triomphe de la Coalition. Ce ne fut pas là cependant le motif qui détermina la conduite du roi, dont le cœur était plein d'affection pour ses sujets, il l'a montré pendant son règne.

Dans le troisième volume récemment paru de son histoire d'Allemagne, Henri de Treitschke fait la remarque suivante : « Le roi, dit-il, était retourné à Dresde sans y avoir été appelé, son retour pouvait être considéré comme un acte de déférence envers Napoléon. »

L'historien allemand invoque, à titre de témoignage, un mémoire du général de Gersdorff qui précéda le roi à Dresde

et qui fut adressé aux ministres faisant partie du congrès de Vienne. Je connais ce mémoire et le passage cité par M. de Treitschke s'y trouve. Seulement pour donner à cette citation son sens véritable, il ne faut pas l'isoler, mais au contraire la rattacher au reste du rapport. Cette pièce si on la lit attentivement concorde d'une façon remarquable avec les mémoires de M. de Senfft. Le roi craignait de voir son pays traité en terre ennemie par une armée qui l'occupait déjà, et d'autre part quelle garantie avait-il que les alliés victorieux lui rendraient sa couronne? Dans ces circonstances, il crut devoir aller là où l'appelait la volonté de la providence au milieu de ses sujets. L'espoir qui paraîtra peut-être exagéré que nourrissait le roi de servir non seulement sa propre cause, mais d'obtenir aussi de meilleures conditions en faveur des souverains allemands à la conclusion de la paix; cet espoir avait cependant sa raison d'être. Ayant pris son parti, il était de l'intérêt et de la dignité du roi de paraître retourner à Dresde de son plein gré. Aussi il se hâta d'y envoyer le général Gersdorff en lui prescrivant de déclarer que le roi n'obéissait à aucune pression et de protester contre toute supposition semblable. C'est là ce qui résulte du mémoire de M. de Gersdorff.

Notre propriété de Zöpen fut vendue en 1819 et nous retournâmes à Dresde, où un grand malheur nous frappa : mon frère aîné, élève de l'académie militaire qui se préparait à passer l'examen d'officier d'artillerie, mourut subitement. En 1822, j'entrai à l'école de la Croix et la quittai en 1826 comme élève de la classe supérieure. Mon frère qui avait fréquenté

l'école des Mines à Freiberg, dut aller à l'Université de Goettingue, où à cette époque se trouvaient des professeurs hors ligne à l'endroit de sa spécialité; et c'est pour cela que très jeune encore, attendu que je n'avais que dix-sept ans, je commençai mes travaux universitaires. La célèbre université (Georgia-Augusta) était alors dans sa plus haute floraison : quinze cents étudiants dont huit cents étrangers, c'est-à-dire non hanovriens, y étaient inscrits. Je fréquentai les cours de Hugo pour le droit romain, ceux d'Eichhorn pour le droit allemand, ceux de Heeren pour la politique et ceux de Blumenback pour l'histoire naturelle. Je puis le dire, je fus un étudiant zélé pendant mon année d'études à Gœttingue; chaque jour j'y fréquentais les cours, et, en sortant, je répétais les leçons et revoyais les notes que j'avais prises assidûment. Cette année de Gœttingue eut une influence décisive sur mon tempérament politique, j'y ai acquis les opinions libérales auxquelles je suis très fidèle. Au bout d'un an, je quittai Gœttingue pour rentrer à l'université de Leipzig. Ma première année ne ressembla pas à celle de Gœttingue. Je fréquentai la salle d'armes et la taverne plus régulièrement que les cours, ce qui un jour fit dire à l'un de mes collègues de l'association à laquelle j'appartenais : « Beust devient véritablement un bon garçon », ce qui signifie tout simplement que j'étais devenu un fort mauvais sujet. En attendant, la troisième année me fit regagner le temps perdu. De concert avec mon frère nous avions organisé notre journée de telle façon que le répétiteur arrivait à six heures du matin, et qu'à partir de cette heure, nous consacrions à l'étude tout

notre temps jusqu'à dix heures du soir, à l'exception de deux heures que nous donnions aux repas et à la promenade. Après cette année, nous passâmes tous deux notre examen à la faculté de droit; nous fûmes admis avec d'excellentes notes.

Mon année universitaire à Gœttingue avait fait naître en moi — grâce surtout aux spirituelles dissertations de Sartorius à propos de politique — l'idée de me vouer à la carrière diplomatique, et c'est dans l'intention de la mettre à exécution que je me rendis à Dresde. Mais là je rencontrai de grandes difficultés. Le ministre tout-puissant d'alors, le comte Einsiedel, ne m'était pas favorable, et, découragé dans mes plans, je voulus aborder une carrière tout opposée. La société de Leipzig me plaisait, celle de Dresde ne me convenait guère; et c'est ainsi que je pris la résolution, de retourner à Leipzig et d'y rechercher, à l'Université, un emploi de professeur — carrière dans laquelle mon excellente mémoire m'eût rendu de grands services. Mais tout à coup la révolution de Juillet éclata, elle fut suivie en Saxe par un mouvement qui entraîna la chute du ministre tout-puissant. Peu après, il me fut permis de faire mon surnumérariat dans le nouveau ministère.

De même que je dois à la révolution de Juillet mon entrée dans l'administration, de même la révolution de Février me fraya la route du pouvoir. Lorsque vinrent les temps de la réaction, — j'en parlerai plus tard, — quelqu'un fit la remarque qu'on pouvait dire de moi comme de Napoléon Ier, que j'étais un « fils ingrat de la Révolution. »

CHAPITRE II

1830-1838

La Révolution de juillet et ses contre-coups. — L'attitude de l'Europe. — Le prince de Metternich. — Mon service intérieur et extérieur. — Ma première mission. — Mon premier poste à Berlin.

J'aurai lieu de constater avec éloge dans la seconde partie de ces Souvenirs au chapitre consacré à la session des délégations austro-hongroises de 1870, que le député Kuranda a eu le courage de rappeler à son propre parti, à une époque où il était de mode d'accabler impunément la France vaincue, tout ce que le peuple allemand et le progrès de la liberté en Allemagne devaient aux dates françaises de 1789, 1830 et 1848. Quant à ma patrie saxonne elle aurait attendu longtemps cette constitution de 1831 dont elle éprouve encore aujourd'hui les bienfaisants effets s'il n'y avait pas eu les journées de Juillet.

Une grande émotion s'empara des esprits et se manifesta bruyamment. « Que leur ai-je donc fait? N'ai-je pas gardé toute chose en l'état? » s'écria le roi Antoine, ce monarque philosophe et bienveillant parvenu au trône dans sa vieillesse, en ap-

prenant dans sa retraite de Pillnitz que des troubles avaient éclaté à Dresde et à Leipzig. C'était là au mois de septembre l'écho que les journées de juillet avaient eu en Saxe.

Or, ce mouvement fut très considérable, l'aristocratie elle-même fut entraînée et la lutte entre le passé et les idées nouvelles prit une allure très prononcée. Partisans et adversaires de ces idées faisaient également partie de la milice civique (garde communale). J'étais parvenu au grade de chef de peloton dans la cavalerie de ce corps. Mes études à Gœttingue m'avaient favorablement prédisposé aux idées nouvelles; beaucoup de mes congénères de la noblesse m'en voulurent à cause de cela. De concert avec plusieurs camarades de l'université (entre autres feu le conseiller intime de Weber qui est resté un de mes plus fidèles amis jusqu'à sa mort), je fondai une « *conférence* » pour discuter entre nous toutes les questions importantes du jour.

Comme on venait de publier le projet de constitution soumis aux délibérations des Etats, nous nous emparâmes naturellement de ce thème. Dans notre ardeur nous fûmes d'avis que le projet n'était pas assez libéral, et qu'il était même funeste. Séance tenante, il fut décidé de remettre au premier ministre (un libéral pourtant) une protestation fortement motivée. La pièce fut rédigée sur l'heure, et, à cause de mes relations avec le cabinet, on me chargea de la faire parvenir au ministre.

Nous étions tous alors fonctionnaires de l'État au début de notre carrière, je réfléchis combien notre procédé était insolite et je m'empressai de jeter la protestation au feu. Bientôt mes

confrères de la conférence se montrèrent inquiets, ils venaient l'un après l'autre me demander d'un air préoccupé « s'il n'était rien venu du cabinet. » Je les rassurai promptement en leur révélant comment je m'étais acquitté de la mission qu'ils m'avaient confiée. Ils m'en surent bon gré!

A vingt et un ans les sensations sont plus vives qu'à trente-neuf, c'est peut-être pour cette raison que les journées de juillet firent une tout autre impression sur moi que plus tard la révolution de février. Cependant le premier de ces mouvements était entouré d'un prestige qui a manqué à l'autre, bien que les conséquences de février fussent plus considérables que celles de juillet. Si Charles X avait eu trente mille hommes à sa disposition au lieu de trois mille, c'est lui qui aurait été vainqueur, et ce que l'on appelle l'opinion publique se serait fort bien réconciliée avec lui; on l'a bien vu plus tard lors de la réussite du coup d'Etat de décembre. Mais enfin le roi avait été vaincu, vaincu pour avoir brutalement violé sa parole et les vainqueurs s'étaient battus avec élan contre le parjure.

En 1848 rien de semblable. Qu'avait donc fait Louis-Philippe? Rien, si ce n'est de conserver un ministre en butte à l'impopularité mais gouvernant avec la majorité de la Chambre; rien si ce n'est d'avoir perdu la tête et n'avoir pas su commander en présence d'une émeute qui n'était pas la première de son règne. Un républicain par excellence et de la veille, M. Emmanuel Arago m'a raconté en 1848 lorsqu'il était ambassadeur de France à Berlin et que j'y étais ministre de Saxe que le matin du 24 février, ses coreligionnaires politiques étaient

loin de se douter de la proclamation de la République. C'est en constatant le désarroi qui régnait partout, en voyant sur la place de la Concorde des généraux sans ordres, ne sachant que faire, qu'il est allé avec ses amis au Palais-Bourbon et alors ils pénétrèrent dans la salle des séances. Je n'ignore pas que ce dénouement burlesque de la royauté s'échappant en fiacre avait été préparé par un mouvement des plus considérables d'origine cosmopolite plutôt que française et ayant par conséquent une physionomie différente des journées de juillet. Je reviendrai là-dessus lorsque j'aurai conduit mon œuvre jusqu'à l'année 1848; j'aurai l'occasion d'apprécier l'attitude des puissances et en particulier de l'Autriche. Je me bornerai à dire un mot des mesures que la révolution de juillet inspira aux cabinets des grandes puissances et notamment à leur chef incontesté, au prince de Metternich. Mes appréciations ne sont pas, ai-je besoin de le dire, celles du jeune homme de vingt-et-un-ans, elles m'ont été dictées par l'expérience dans ma vieillesse, au déclin de ma carrière.

Je n'ai été en relations avec le prince de Metternich[1] que durant les dernières années de sa vie, alors que son fils (plus tard ambassadeur à la cour des Tuileries) était ministre d'Autriche à Dresde. J'ai gardé le meilleur souvenir de nos rapports; il s'est épanché avec moi comme il pouvait le faire jadis avec Nesselrode, Talleyrand et Hardenberg. Je n'obéis donc nullement à des préjugés contre cette grande personnalité si imposante à tous les points de vue, en critiquant peut-être avec vivacité

1. Le prince mourut en 1859.

certains actes qui ont signalé son long passage au pouvoir.

On connaît le mot attribué au prince de Metternich : *Il est possible que j'aie gouverné quelquefois l'Europe, mais je n'ai jamais gouverné l'Autriche* [1]. J'ignore si le prince a prononcé cette phrase que j'ai entendu répéter et que j'ai lue bien des fois, mais en tout cas elle répond à la réalité des faits. Ce que l'on était convenu d'appeler le système de M. de Metternich était en contradiction avec les idées trop humanitaires du prince ; je dis trop humanitaires car M. de Metternich était optimiste. Seulement il faut bien avouer que le prince chancelier a gravement péché par omission en ne se rendant pas compte que son prestige à l'étranger dépendait beaucoup de son autorité à l'intérieur. Je ne m'arrête pas à cette considération. C'est l'action du prince sur le terrain européen, qui appelle la critique ; des fautes graves ont été commises par lui et elles méritent d'être condamnées même si l'on se place au point de vue de sa politique.

Que de fois j'ai entendu répéter que l'Autriche était le pays des invraisemblances. Je démontrerai que ceux-là précisément qui abusent de ce dicton ont moins que d'autres le droit de se plaindre. En revanche, on a pu dire bien souvent et avec raison que l'Autriche était le pays des contradictions. L'ère du prince de Metternich offre beaucoup de ces contradictions. Tantôt tout est suspect et effraye, tantôt on n'a cure de rien.

1. C'était surtout vrai jusqu'à la mort de l'empereur François Ier en 1835. Ce prince, très autoritaire, n'admettait aucune immixtion dans le gouvernement intérieur de son empire, qu'il entendait diriger d'une manière exclusive et personnelle. (F. K.-A.)

La Révolution de juillet n'a pas été, pour nous autres du moins, une surprise. Je venais de passer les semaines qui précédèrent les trois jours dans les villes d'eaux de la Bohême. Il s'y trouvait un grand nombre de diplomates et l'on parlait couramment du conflit prochain. Le ministre de France à Dresde appartenait à la plus vieille noblesse de son pays, c'était de plus un ami du prince de Polignac. Je me souviens parfaitement de ce qui lui est arrivé. Emu des propos qu'il entendait autour de lui, il écrivit à Paris pour déconseiller toute atteinte à la Charte. Polignac le laissa faire, puis il lui fit remarquer pour toute réponse que ses avis nuisaient à sa carrière. Le diplomate se le tint pour dit et, lorsque la publication des ordonnances fut connue, il s'empressa d'expédier au prince une dépêche de félicitations qui tomba entre les mains du nouveau gouvernement. C'en fut fait de la carrière du diplomate. Or, si l'on savait à quoi s'en tenir à Dresde, on devait être bien mieux informé à Vienne. Il eût été facile d'entreprendre des démarches efficaces en raison des liens étroits qui existaient entre les différents cabinets. Mais on préféra s'envelopper dans une sérénité olympienne comme, plus tard, quand on répondit au maréchal Radetzki demandant des renforts : « A quoi bon ! l'Italie est une expression géographique [1]. »

On trouve parmi les papiers posthumes du prince de Metternich un rapport daté de Königswart et adressé à l'empereur

1. En 1847 lorsque l'agitation nationale et unitaire gagnait tous les jours du terrain. (F. K.-A.)

François Ier au sujet de la révolution de juillet. Il résulte de cette pièce ainsi que d'autres correspondances que le prince de Metternich connaissait les projets de coup d'État de Charles X. Il ne les désapprouvait nullement, mais il doutait que les gens qui avaient conçu le plan, fussent de taille à l'exécuter avec succès. J'ai donc parfaitement le droit de blâmer l'insouciance et l'indolence dont on a fait preuve, et mon opinion ne saurait être modifiée par le passage suivant que l'on trouve dans un des rapports du prince de Metternich.

« Je viens de recevoir le journal de Francfort ci-joint. Il en résulte que la révolution, la révolution la plus brutale l'a emporté à Paris. Ce fait prouve deux choses. D'abord que le ministère (français) s'est trompé sur le choix des moyens à employer, ensuite que j'avais raison d'attirer depuis deux ans l'attention des cabinets sur un état de choses menaçant. Malheureusement ma voix s'est perdue dans le désert. »

On aura de la peine à croire qu'à cette époque le prince de Metternich parlait dans le désert en s'adressant aux cabinets ; mais ensuite on se demandera quel était le but de ses avertissements restés stériles ! Il n'avait certes pas l'intention de déconseiller à Paris le coup d'État projeté, ce n'était pas le coup en lui-même qui préoccupait le chancelier, mais la crainte de le voir manquer. Il ne pouvait être question davantage de mesures défensives militaires. La seule précaution à prendre c'était de s'entendre en commun sur l'attitude que garderaient les cabinets en présence de la victoire de la révolution « la plus brutale » et de l'ordre des choses nouveau qui pourrait en résul-

ter. Or comme cette éventualité était déjà prévue depuis deux ans, il y avait eu tout le temps nécessaire pour se concerter.

Je me suis rendu à Paris peu de temps après la révolution de juillet ; plus tard j'y suis resté de 1838 à 1841 en qualité de secrétaire de la légation de Saxe. J'ai donc eu de nombreuses occasions de m'informer au sujet des événements, qui ont précédé et suivi les trois journées. L'attitude du corps diplomatique avait été non seulement passive, mais incertaine, ce qui est bien pis, et elle eut une influence décisive sur la tournure des événements. Plus d'un ambassadeur se rendait parfaitement compte de l'importance solennelle du moment, mais il avait les mains liées par suite du défaut complet d'instructions. En outre, chose remarquable, le doyen de ce corps diplomatique était le représentant du souverain qui devait se montrer le plus défavorable au régime de juillet pendant toute sa durée. Mais l'ambassadeur du tsar [1] s'abstint de toute intervention alors qu'il aurait dû en donner le signal.

Il n'y avait pas encore, il est vrai, de correspondance télégraphique, mais des courriers seraient arrivés à temps pour dicter au corps diplomatique un langage et une réserve qui auraient donné à réfléchir au duc d'Orléans. Si l'Autriche avait adopté avant les journées de juillet une attitude ferme, tous les cabinets, sauf peut-être celui de Londres, se seraient mis de son côté et auraient secondé son action. Le rôle et la personnalité de Louis-Philippe n'ont pas toujours été appréciés avec justesse ;

1. M. le comte Pozzo di Borgo.

les royalistes lui ont reproché d'avoir conspiré contre Charles X qui, malgré le souvenir de Philippe-Egalité n'avait eu que des bontés pour son fils. Ce reproche n'est pas fondé, mais, ce qui est vrai, c'est que le duc d'Orléans aurait pu empêcher l'expulsion de la branche aînée en déclarant nettement et en temps opportun aux chefs du mouvement qu'il connaissait pour la plupart qu'il n'accepterait pas la couronne. On sait qu'on a eu d'abord beaucoup de peine à le décider à accepter la lieutenance générale et ensuite le trône selon le vote de la Chambre.

Louis-Philippe ne manquait pas de courage personnel, il l'a prouvé pendant la révolte très sérieuse de juin 1832, mais il n'était pas homme à s'exposer. Si on lui avait dit que, comme roi, il se trouverait en présence d'une Europe hostile et hésitante, tandis qu'au contraire toutes les puissances lui témoigneraient de la sympathie comme régent (pendant la minorité du duc de Bordeaux), une déclaration semblable venant du corps diplomatique n'eût pas manqué de produire l'effet désiré. Il était improbable que la France déclarât la guerre aux puissances parce que celles-ci auraient hésité à reconnaître le trône de juillet ; en tout cas ce n'est pas pour les puissances qu'une telle guerre eût été funeste.

En s'opposant, d'accord avec la Prusse, à une intervention armée en faveur des Bourbons que la Russie paraissait désirer, le prince de Metternich a agi très sagement, car on ne pouvait rien attendre d'une dynastie restaurée pour la troisième fois par les baïonnettes étrangères. L'abstention était ici parfaitement justifiée. Elle le fut moins lors de la révolution de Belgique qui

atteignit une partie du territoire allemand (le Luxembourg). Là une intervention immédiate était nécessaire, il fallait occuper non seulement le grand duché, mais pénétrer en Belgique, ou plutôt dans le royaume des Pays-Bas dont la Belgique faisait partie.

Comme l'Autriche, la Prusse et la confédération allemande auraient pris part à cette action ; comme elles auraient été appuyées par la Russie, la France n'aurait pas été à craindre. On m'objectera que j'oublie la révolution de Pologne. Pas du tout ! Ce mouvement éclata deux mois après la révolution de Bruxelles et l'armée russe aurait été en Pologne avant que l'insurrection eût été mûre. J'ignore comment les choses auraient tourné en France, mais en tout cas une intervention diplomatique aurait rehaussé le prestige de ce que l'on a appelé le système Metternich si profondément atteint par le mouvement de juillet.

Je tiens à répéter expressément que je n'ai nullement l'intention de défendre ce régime qui, comme tous les systèmes politiques, peut être admis à la condition toutefois d'être pratiqué avec énergie et avec logique.

Je reviens maintenant à mes vingt ans. A côté de mon service diplomatique je fus employé à l'administration comme assesseur à la direction de l'intérieur. J'étais aussi gentilhomme de la chambre (Kammerjunker) et par conséquent en contact direct avec la Cour. Ce cumul d'attributions diverses me valut ma première mission. J'en fais mention ici parce qu'elle évoque le souvenir des habitudes de cour du siècle dernier. En 1833 le prince

Frédéric-Auguste alors corégent et plus tard roi de Saxe, épousa la princesse Marie de Bavière, sœur jumelle de l'archiduchesse Sophie. Selon l'usage on dut aller à Munich demander en grande pompe la main de la fiancée. Je fus attaché au dignitaire de la cour chargé de cette mission. On aura de la peine à croire aujourd'hui que nous mîmes cinq jours en chaise de poste à quatre chevaux pour franchir la distance entre Dresde et Munich que l'on parcourt aujourd'hui en dix heures d'express. Mon très respectable chef voyageait en frac et chapeau haute forme et j'étais obligé de me conformer à ce costume. Tous les matins il y avait une sorte de réception dont je faisais seul les frais, le dîner et le souper étaient servis en cérémonie avec tout le temps voulu. Enfin nous arrivâmes à Munich. Un matin que je reposais encore, étant rentré tard la veille, les rideaux de mon lit furent tirés tout à coup et j'aperçus mon chef, en robe de chambre cette fois, qui s'avançait en faisant force révérences et en disant : « Très gracieux et très auguste Roi ! » Il étudiait le discours qu'il devait prononcer et je lui servais de mannequin. J'ai du reste gardé le meilleur souvenir de cet excellent homme, l'étiquette incarnée, et je me suis bien gardé de le contredire lorsque plus tard, quand j'étais devenu ministre et connu, il prétendait que cette mission avait été le point de départ de ma fortune politique. Ce voyage me rappelle une anecdote qui peint sous un certain aspect le ton qui régnait à la Cour. Après 1830, sous l'influence de l'esprit de réforme qui soufflait partout, et en dérogation à l'étiquette, le pantalon fut admis aux fêtes officielles. Seulement après le mariage du prince Frédéric-

Auguste l'ancien règlement reprit tous ses droits, la culotte courte et les bas de soie furent de nouveau de rigueur. Je laissai échapper devant le grand maître des cérémonies cette réflexion: « Ah ! le bon temps où l'on pouvait aller à la cour en pantalon ! » — « Comment ! s'écria fort indigné le grand maître, un de mes amis cependant, comment vous regrettez les pantalons ! je vous croyais plus attaché à la dynastie !!! » A la fin de l'année 1833, je parcourus assez longuement la Suisse, la France et l'Angleterre. En 1836, j'allai comme secrétaire de légation à Berlin où je suis resté deux ans. Mes relations y furent des plus agréables et ceux qui me reprochent mon hostilité systématique envers la Prusse ne pourraient indiquer comme motif la réception que j'y ai trouvée dans la société ! Je puis même affirmer que l'on m'a vu partir avec regret. Ma bonne étoile voulut que ces deux années assez vides d'événements fussent signalées par l'arrivée des ducs d'Orléans et de Nemours. Il fallut les ordres formels du roi Frédéric-Guillaume III pour que la visite des princes ne donnât lieu à aucun incident fâcheux.

Que de choses peuvent changer en trente ans ! Quelle différence entre la Prusse de 1836 et celle de 1866, entre le règne de Frédéric-Guillaume III et celui de son fils, allié au dernier roi de Sardaigne devenu roi d'Italie après avoir dépossédé les autres princes qui régnaient sur la péninsule. Le roi de Prusse et le roi d'Italie luttant tous deux contre l'Autriche.

En 1836, Berlin était à un plus haut degré encore que Vienne le siège de la légitimité la plus stricte. Il y avait alors à Berlin plusieurs vieilles familles françaises très liées avec la cour et

l'aristocratie. La révolution belge, fille de la révolution de juillet, y fut ressentie plus vivement qu'ailleurs, la reine des Pays-Bas était la sœur de Frédéric-Guillaume III, une de ses filles avait épousé le prince Frédéric des Pays-Bas et un de ses fils était le mari de la princesse Marianne de Néerlande. La légation de Sardaigne était le centre de réunion par excellence de tous les éléments légitimistes et des partisans de la souveraineté absolue. Les mandataires de don Carlos étaient les commensaux du représentant de Carlo-Alberto. L'épisode suivant donnera une idée de la température politique qui régnait alors à la cour de Turin. Le secrétaire de la légation de Sardaigne était à cette époque M. le comte de Villette, un jeune homme très instruit et très accessible aux idées libérales. Pendant une absence de son chef qui se prolongea pendant plusieurs mois, M. de Villette fut chargé de diriger la légation. Il envoyait de nombreux rapports à Turin, ils n'y furent même pas lus. Une fois de retour, l'ambassadeur prend connaissance du double de ces rapports et il s'empresse de dénoncer à son gouvernement les tendances subversives de son secrétaire. Un des premiers courriers apporta l'ordre de rappel de M. de Villette qui fut mis en disponibilité. Quel crime avait-il donc commis? Il s'était borné tout simplement à fournir des éclaircissements sur le Zollverein entre la Prusse et l'Allemagne en faisant ressortir les avantages d'un traité semblable entre les états de l'Italie. Aux fêtes qui eurent lieu en 1850 pour célébrer le mariage de la princesse Elisabeth de Saxe avec le duc de Gênes, je m'informai auprès des gentilshommes venus à la suite du prince italien de ce qu'était

devenu mon vieil ami Villette. On me répondit qu'il était député au parlement sarde et siégeait à l'extrême droite.

La guerre contre l'Autriche! Qui donc aurait osé non pas en parler mais seulement y songer! Alors Vienne ne prenait pas le mot d'ordre à Berlin, mais rien ne se faisait à Berlin sans l'approbation, sans l'assentiment du prince de Metternich et personne n'y voyait une humiliation de la Prusse.

L'arrivée des princes d'Orléans dans un tel milieu était donc une affaire risquée; elle réussit grâce à l'intervention du roi, mais grâce aussi, il est juste de le reconnaître, à la conduite pleine de tact et très sympathique des princes. Il ne faut pas oublier non plus la bonne position que l'ambassadeur de France, M. Bresson avait su acquérir en faisant tous les jours la partie de wisth avec l'ami le plus intime du roi, le prince Wittgenstein.

Les diplomates français et belges se trouvaient à Berlin plus que partout ailleurs sous le coup d'une sorte d'excommunication latente, mais dont les effets étaient parfaitement sensibles. Avant et pendant les journées de juillet l'attitude des cours et des chancelleries manqua d'énergie, on peut dire qu'après la révolution elle manquait de dignité et aussi de sagesse. On n'avait pas voulu tirer l'épée, mais on prodiguait les coups d'épingles. On établit à l'encontre de la royauté nouvelle le « Blocus matrimonial » ainsi que d'autres quarantaines. Quant aux résultats ils furent de deux sortes : d'abord l'alliance anglaise, l'Angleterre ayant accepté sans arrière-pensée le nouvel ordre de choses en France; or, cette alliance fut plus

d'une fois gênante pour les puissances du Nord en Belgique, en Espagne et en Portugal; ensuite la révolution de février qui fut encore plus gênante et à laquelle rien ne contribua autant que la position précaire du trône de Juillet en Europe. Il est permis d'affirmer que les inquiétudes et les préjudices causés à certaines puissances par le second empire — demandez à l'Autriche — eurent également pour origine l'attitude des cabinets européens à l'égard de la royauté de juillet. Les humiliations que Louis-Philippe avait supportées en silence décidèrent Napoléon III à agir sans retenue et sans ménagement.

CHAPITRE III

1838-1848

Paris. — Munich. — Londres.

Au commencement de 1838 je fus envoyé de Berlin à Paris, j'y restai jusqu'en 1841.

Déjà sous le second empire, Paris n'était plus du tout le Paris que j'ai connu il y a quarante-sept ans. Les chemins de fer n'avaient pas encore changé à son désavantage la physionomie de la capitale. Il n'y avait alors que très peu d'étrangers, tous à peu près figuraient dans la catégorie des distingués; aujourd'hui les « non parisiens » y affluent de la province et de l'étranger.

A l'époque dont je parle, il y avait au théâtre des places ave de la place pour s'asseoir et se retourner, au restaurant chaque convive trouvait pour lui seul une table de dimension convenable tandis qu'aujourd'hui les clients sont nourris par fournées. Mais la différence qui saute aux yeux des simples touristes est plus sensible pour celui qui a eu ses entrées dans la société parisienne.

Certes, aujourd'hui comme jadis, il y a des hommes éminents, des femmes aimables, mais les usages se sont modifiés, il n'y a plus les principaux éléments d'attractions de la vie parisienne d'autrefois, les salons et les dîners en petit comité. Partout règne à présent le genre anglais. On dîne très tard, ce qui vous empêche d'aller au spectacle ; on reste longtemps à la campagne, de façon que la société vous manque alors qu'elle est le plus vivement désirée, on reste en ville très avant dans la saison chaude ; on étouffe dans les salons éclairés et bondés de monde (en Angleterre au moins on ouvre les fenêtres, à Paris on les tient hermétiquement closes) ; enfin il n'y a plus que des dîners de 24 couverts au moins et des grands raouts. Dans l'ancien Paris on dînait à six ou à huit et la conversation était générale. Un salon n'était pas un simple lieu de réception où les visiteurs se relayaient l'un après l'autre rapidement. C'était le point de réunion régulier d'un cercle intime sous les auspices d'une dame douée des qualités nécessaires pour tenir son emploi. Pour être admis dans ce cercle il fallait plus qu'une simple présentation, et comme à table pendant le dîner, la conversation y était générale, au coin du feu. Des dames d'un certain âge qui n'allaient plus dans le monde recevaient tous les jours dans « l'avant-soirée » et l'on était sûr de trouver chez chacune d'elles quelque personnage marquant.

On rencontrait M. de Molé chez la comtesse de Castellane, M. Pasquier chez la comtesse de Boigne, M. Guizot chez la princesse de Lieven; aujourd'hui il n'y a rien de tout cela.

Néanmoins j'ai été le premier à sentir et je suis le premier

à le proclamer que Paris est aujourd'hui encore le séjour le plus agréable du monde et c'est un crève-cœur d'être obligé de le quitter. Mais j'ai pu juger quelle école de bel air et de bel esprit était le Paris d'autrefois.

A l'époque où j'étais attaché à la légation, il était d'usage de loger et de nourrir le secrétaire à l'ambassade. Cette coutume ne tenait pas compte assez des susceptibilités personnelles et elle est tombée en désuétude. Quant à moi, j'ai eu la chance de m'entendre à merveille avec les deux chefs que j'ai eus et avec leurs familles. Aussi je n'ai eu qu'à me louer de l'intimité quotidienne de nos relations. A Berlin, l'ambassadeur était M. le général de Minkwitz qui avait été mon supérieur comme ministre des affaires étrangères; à Paris, j'étais sous les ordres de M. le conseiller secret de Könneritz; tous deux avaient su se créer une excellente position et j'en profitai. M. de Könneritz surtout était très bien vu à Paris où il représenta longtemps le royaume de Saxe. Je ne me doutais pas que son plus jeune fils, un garçonnet de quelques années, serait un jour mon gendre et ferait un excellent ministre des finances.

En général je n'ai pas eu à me plaindre. A deux reprises je fus chargé de l'intérim de la légation et s'il ne pouvait guère être question de négociations entre la France et la Saxe, le poste que j'occupai me permit d'approcher de deux ministres dont les noms sont historiques : Guizot et Thiers. M. Guizot avait remplacé M. Thiers en 1840. En présence de la coalition européenne, le roi Louis-Philippe mit en pratique la double alternative que Gambetta imposa plus tard au maréchal de Mac-

Mahon. Seulement tandis que le roi se soumettait, M. Thiers se démettait. On chantait alors en Allemagne le fameux lied:

« Ils ne l'auront pas le libre Rhin allemand. »

et M. Thiers conduisait une campagne très ardente, presque chauvine, dont l'issue fut malheureuse, mais dont le point de départ, la question égyptienne, n'était pas aussi mal choisi qu'on l'a prétendu. La Russie voulait une Turquie faible et vassale, mais si à Londres et à Vienne on désirait au contraire une Turquie indépendante, il aurait fallu laisser les choses suivre leur cours et Mehemet-Ali s'emparer de Constantinople pour y établir un gouvernement fort.

L'agitation politique était très vive à Paris, on ressentait profondément l'humiliation que l'on s'était attirée. M. Guizot en arrivant au pouvoir n'était pas précisément sur un lit de roses. Plus d'une fois j'entendis dire « il n'en a pas pour trois semaines. » Ces trois semaines durèrent sept ans. J'y pensai souvent plus tard lorsque je fus également appelé à prendre le pouvoir pendant une période très agitée en Saxe. On me prévint que j'en aurais pour quinze jours. Et ces quinze jours durèrent non pas *sept* mais *dix-sept* ans. Les événements de France à cette époque ne laissaient pas d'être fort extraordinaires. Il fallait fortifier Paris parce que les Turcs et les Egyptiens se battaient en Asie. Sans attendre le vote des chambres, M. Thiers eut l'audace de faire rogner le bois de Boulogne. Mais le plus étonnant, ce fut que le ministère de la paix ayant succédé au cabinet

de la guerre, fit exécuter les fortifications et obtint de la Chambre des sommes énormes pour faire construire des ouvrages et, en plus, une enceinte continue afin que l'on n'allât pas dire que les forts devaient servir uniquement à bombarder la capitale en cas d'émeute.

M. Guizot, très intègre personnellement, avait en matière de gouvernement des principes très larges. J'ai recueilli de sa propre bouche ces mots dits d'un ton sarcastique : « Aujourd'hui nous avons gagné cinq convictions. »

Plus tard je l'ai revu deux fois. D'abord à Londres, en 1848, lorsqu'il y débarqua fugitif. Il prédit alors avec beaucoup d'assurance une chose dont précisément le contraire est arrivé; il prétendait que l'assemblée nationale serait l'exutoire de tous les éléments anarchiques du pays. Je le retrouvai encore peu de temps avant sa mort à Paris, en 1873. Le comte de Paris était également venu le voir. En m'apercevant, le prince s'écria : « Voici deux protestants, anciens premiers ministres de deux grands pays catholiques. »

Pendant mon séjour à Paris, il se passa des événements considérables; entre autres la grande émeute de mai 1839. Il s'en fallut d'un cheveu que je fusse tué à coups de fusil. Poussé par la curiosité, oubliant le sage dicton allemand : « N'applique pas ton esprit à ce qui ne regarde pas tes fonctions, » je m'étais faufilé entre les émeutiers et la troupe. J'assistai au procès de Barbès et de Blanqui à la cour des pairs devant laquelle je retrouvai l'année suivante Louis-Napoléon après l'attentat de Boulogne.

A la fin de 1841 j'obtins mon premier poste indépendant, celui de chargé d'affaires à Munich.

Je ne saurais terminer le récit de mon premier séjour à Paris sans dire quelques mots de la cour. La famille d'Orléans, ses ennemis même lui rendront cette justice, a su toujours déployer beaucoup d'affabilité et de bonne grâce dans ses relations personnelles et elle n'est jamais restée à court de procédés. C'est ainsi que, malgré ma position modeste, je fus invité avant mon départ au repas de la famille royale à Saint-Cloud. Le roi présidait ces dîners d'une façon tout à fait bourgeoise, il tenait à découper lui-même, mais il s'entendait mieux à *trancher les difficultés que les viandes* et son manque d'adresse fut cause d'un petit malheur qui heureusement n'eut pas de suites. Lorsqu'on me présenta un plat de jambon, je pris une tranche à laquelle adhérait une deuxième qui tomba dans les plis de la robe que portait la reine. Fort heureusement je ne perdis pas la tête; lorsque la reine, qui ne s'était aperçue de rien, tourna la tête de l'autre côté, je m'emparai hardiment du corps du délit que je fis disparaître dans les profondeurs de mon habit.

Lorsque j'exprimai à la reine Amélie tout le regret que j'éprouvais de quitter Paris, elle me dit: « Eh bien ! vous allez voir que vous finirez votre carrière à Paris. » Cette prophétie s'est accomplie à la lettre.

A Munich je trouvai du travail. Il ne s'agissait plus d'observer ou d'intervenir en faveur de compatriotes. Le raccordement des chemins de fer entre la Bavière et la Saxe me donna beaucoup de besogne. Le traité concernant le railway de Nu-

remberg à Leipzig était déjà conclu, mais la chambre bavaroise mettait beaucoup d'obstacles à son exécution. Plus tard il me fallut assurer la ligne de Bamberg-Aschaffenbourg qui intéressait beaucoup la Saxe. Il n'en était pas ainsi de la ligne Nuremberg-Wurzbourg construite quelques années après.

Mon séjour à Munich a coïncidé avec la fin du règne de Louis Ier. C'était, malgré ses bizarreries, un prince dont la haute valeur intellectuelle et l'énergie ne sauraient être contestées. L'affaire de Lola Montès[1] se produisit peu de temps après mon départ.

Sans cet épisode Louis Ier n'aurait pas abdiqué, et, étant encore roi de Bavière en 1848, il aurait certainement été élu empereur « *Teuton* » par l'assemblée nationale de Francfort sur-le-Mein. Je suis persuadé qu'il n'aurait pas refusé cette couronne, et l'histoire aurait eu à enregistrer un épisode de peu de durée sans doute, mais excessivement curieux.

Le régime clérical était alors à son apogée en Bavière; à la chambre nul orateur n'était capable de se mesurer avec le principal défenseur de ce système, le ministre Abel. Le nonce du pape, Mgr Viale Prela, fut plus tard cardinal et nonce à Vienne où il

1. Lola Montès, danseuse espagnole, aussi célèbre par son talent que par sa beauté et ses excentricités, captiva complètement le cœur de Louis Ier, ce roi artiste, le digne et fantasque grand-père de l'infortunée victime du lac de Stahremberg. La liaison du souverain avec la danseuse fut vue de très mauvais œil par la population de Munich que les façons hautaines et turbulentes de la favorite achevèrent d'exaspérer. Lola ayant levé la cravache sur un officier, il y eut une véritable émeute; on demanda à grands cris, l'exil de la danseuse. Plutôt que d'y consentir Louis Ier préféra abdiquer et entrer dans la vie privée. Il vécut dans une profonde retraite jusqu'en 1868. (F. K.-A.)

négocia avec le cardinal Rauscher le concordat autrichien. La vie offre des rencontres et des coïncidences bien singulières!

J'ai entretenu d'excellents rapports avec ce nonce qui ressemblait beaucoup à Mgr Czaki que j'ai connu plus tard à Paris. Mon prédécesseur suivant en cela l'exemple de l'ambassadeur de Prusse, se mêlait beaucoup trop des affaires des protestants bavarois. Cette immixtion, loin de leur servir, les exposait à de nouvelles vexations. On leur faisait sentir combien on était de mauvaise humeur contre leurs protecteurs. Quant à moi, je fus d'avis qu'il fallait m'abstenir de toute immixtion tant que je n'aurais pas des ordres de mon gouvernement: or je n'en reçus pas. Cette attitude me valut l'amitié du ministre Abel et mon gouvernement en profita dans l'affaire des chemins de fer. La bienveillance du nonce me rendit un grand service personnel. J'épousai à Munich la fille de feu le général baron de Jordan. Le général avait été protestant, mais ses enfants furent élevés dans la religion catholique qui était celle de leur mère née comtesse Sandizell. Ma fiancée était par conséquent catholique et moi j'étais protestant. Aucun prêtre n'aurait consenti à célébrer le mariage si nous ne nous étions engagés par écrit à élever nos enfants dans le culte catholique. Je me refusai à cette concession, mais je fis valoir que le mariage pouvait être célébré d'une façon valable au temple protestant puisque l'église catholique reconnaissait elle-même le mariage protestant comme un sacrement inattaquable en défendant aux catholiques d'épouser des protestants divorcés. Mon éminent ami le nonce approuva ma manière de voir qui, grâce à lui, fut acceptée par la

plupart des parents de ma future. Le mariage fut donc célébré au temple en présence de nos deux témoins protestants et d'une quarantaine de catholiques[1]. Et c'est moi qui ai dû vingt ans plus tard, en Autriche, porter le coup de grâce au concordat, à l'œuvre que Mgr Prela regardait comme le couronnement de sa carrière. Il ne vécut pas assez pour être témoin de mon ingratitude.

En 1846, je fus nommé ministre-résident à Londres. L'Angleterre est le pays où s'est écoulée la plus longue partie de ma carrière diplomatique. J'y fus pendant deux ans ministre de Saxe et pendant sept ans ambassadeur d'Autriche-Hongrie; dans l'intervalle j'y allai comme représentant de la Confédération germanique et chargé d'autres missions. Aussi je considère la Grande-Bretagne comme une seconde patrie. Chaque fois que je me donne la satisfaction d'aller voir mes amis anglais, mon cœur se dilate à l'aspect des côtes de Douvres. Je suis sûr que bien d'autres partagent mes sentiments. Est-ce l'hospitalité magnifique que l'on trouve là-bas, est-ce la fidélité aux attachements, je ne sais, mais l'on se sent attiré et retenu en dépit de la monotonie de l'existence et de l'absence de plaisirs. Pendant

1. Mademoiselle de Jordan était alors une des plus belles personnes de Munich. Le roi Louis Ier qui avait créé au musée une galerie dite des « beautés » donna l'ordre d'y placer le portrait de la femme du ministre de Saxe et il y figure encore aujourd'hui. J'ai eu l'honneur d'être présenté à Madame de Beust quarante ans après son mariage; elle vivait très retirée au château d'Altemberg qu'elle n'avait pas quitté pendant les ambassades de son mari en Angleterre et en France. Madame de Beust était fort simple, très affable, et faisait beaucoup de bien dans le pays. Elle est morte quelques jours à peine après le décès de l'ancien chancelier, succombant à une maladie qui l'a tenue au lit pendant une année environ. (F. K.-A.)

ma première mission à Londres, deux personnages très considérables vivaient encore, le duc de Wellington et Sir Robert Peel. J'eus la chance à Londres comme à Paris d'assister à des événements importants, d'abord à la victoire de Robert Peel : la suppression des droits sur les blés, ensuite à sa défaite : le rejet du bill de coercition pour l'Irlande.

J'eus aussi un autre bonheur, celui de négocier le premier traité consacrant la propriété littéraire. Cette convention complétait un arrangement conclu entre la Saxe et la Prusse afin de protéger les éditeurs de Leipsig. Après la conclusion du traité pour la propriété littéraire, je fus chargé d'une négociation d'un autre genre qui paraîtra fort singulière à nos lecteurs. Le port d'une lettre qui coûte aujourd'hui 25 centimes, était alors de Saxe en Angleterre ou vice versa de 1 fr. 25 centimes. L'administration des postes saxonne touchait le quart de cette somme, soit 31 centimes $^1/_2$. L'Angleterre voulait réduire le tarif, la Saxe déclara qu'elle n'y voyait pas d'inconvénients, à la condition de toucher comme par le passé 31 centimes $^1/_2$ par lettre. Il fallut du temps et des efforts pour aplanir les difficultés.

J'eus l'occasion pendant mon séjour à Londres de suivre un mouvement prononcé en faveur de l'unité allemande telle qu'elle a été proclamée en 1848. Ce mouvement venait de très haut. Les instigateurs principaux furent le baron Stokmar, l'ami du prince Albert (dont il est fort question dans l'ouvrage *The life of the Prince consort*), mon collègue de Prusse, le célèbre chevalier de Bunsen et le frère putatif de la reine Victoria, le prince Leiningen (président du ministère allemand en 1848.)

Tous gravitaient autour du prince Albert. Le mouvement était d'essence prussienne avec une tendance anti-autrichienne des plus prononcées. J'ai toujours remarqué que les gouvernements des petits états allemands et les membres des familles médiatisées étaient tous très partisans d'une Confédération sous la férule de la Prusse. On a prétendu souvent que la cause de cette attitude était le désir de réduire le rôle des états moyens et de mettre les royaumes de Bavière, de Saxe, etc. au même niveau que les petits duchés. Ce n'était peut-être pas le motif principal, mais il a certainement contribué pour quelque chose à familiariser certaines couches avec la réorganisation de l'Allemagne conformément aux vues de la Prusse.

J'insérerai volontiers dans ces souvenirs des petits faits de nature à amuser le lecteur. On m'a souvent fait un grief de trop écrire. Ce n'est donc pas pour me vanter que je constate que j'avais l'habitude d'adresser des rapports fréquents non seulement sur les questions politiques mais aussi sur les affaires d'administration intérieure des pays où j'étais accrédité. C'est ainsi que j'expédiai un jour un assez long travail sur le système scolaire en Angleterre. Deux de mes collègues allemands qui avaient lu ce travail chez moi me demandèrent la permission d'en prendre copie. Je n'y vis aucun inconvénient. Et, au bout de quelque temps, mes collègues me firent l'aveu qu'ils avaient reçu de leurs ministres des remerciements pour leur excellent et judicieux rapport sur les écoles anglaises. Quant à moi je ne reçus rien du tout de Dresde.

Mon collègue de Suède était un excellent camarade, mais

écrire des dépêches était son moindre défaut. On voit qu'il ne me ressemblait guère. Il prenait volontiers connaissance de mes rapports et il y puisait largement. Il en agit ainsi lorsque peu de temps après février 1848 la question du Sleswig fut soulevée. Naturellement je défendais dans mes dépêches le point de vue allemand, tandis que la Suède avait complètement épousé la cause du Danemark. Voici qu'un matin mon collègue suédois m'arrive tout effaré : « Vous m'avez mis dans un joli pétrin, me dit-il. Mon ministre vient de m'écrire pour me demander si j'étais devenu fou. »

La fin de 1847 me rappelle un incident digne d'être noté. Le prince Louis-Napoléon, évadé de Ham, était arrivé en Angleterre en même temps que moi. Il s'efforçait vainement de pénétrer dans le monde aristocratique. Justement on venait de créer le *Coventry Club* dans le local occupé aujourd'hui par le Club de Saint-James à Piccadily. Tandis que les anciens cercles *Traveller's* et Athenœum pratiquaient la plus large hospitalité à l'égard des *visiteurs*, mais ne recevaient que des Anglais comme membres, le Coventry Club accueillait les étrangers et surtout les membres du corps diplomatique comme membres payants. Louis-Napoléon présenta aussi sa candidature au Coventry Club; mais le chargé d'affaires de France s'y prit si bien que le prince fut blackboulé. Un an plus tard, jour pour jour, il obtenait plus de 6 millions de voix.

CHAPITRE IV

1848

La révolution de Février et l'année 1848. — Ma première nomination ministérielle. — Ambassade à Berlin.

Dans un chapitre précédent, j'ai dit, pour expliquer la différence entre la révolution de Juillet et celle de Février, que la première fut française, la seconde plutôt européenne. En fait, il eût été difficile de comprendre qu'un roi resté toujours constitutionnel, fût chassé du trône, pour avoir fait interdire quelques banquets en l'honneur de réformes électorales. Il est ridicule de prétendre qu'une révolution si terrible eut lieu à cause de quelques procès scandaleux, et parce qu'un homme de haute naissance avait tué sa femme. La date à laquelle il faut remonter n'est pas 1848, mais 1847. C'est pendant cette année que les partis révolutionnaires européens s'aperçurent combien les grandes monarchies étaient faibles; et, dès cet instant, la moindre occasion favorable, le conflit parisien, par exemple — suffit pour déchaîner l'orage. La banqueroute du

système de Metternich date non pas des journées de mars à Vienne, non pas de février à Paris, mais de l'année précédente en Suisse. Je n'entrerai point dans le détail; ce serait superflu.

Les contradictions abondent dans la conduite des gouvernements — surtout du gouvernement autrichien. Je ne me livrerai pas à d'inutiles considérations sur les événements de Gallicie. En Suisse où la diplomatie eut le tort de se raidir, le cours des choses a montré combien on s'est mépris sur le côté positif et réel de la question, en considérant le maintien des droits cantonaux comme le point de départ du Sonderbund. Après les événements de Février, des insurrections éclatèrent en Europe, surtout en Allemagne et en Italie. La Suisse resta paisible. Les mesures prises eurent des résultats fâcheux résultant de l'erreur commise. D'abord les gouvernements de France et d'Autriche, et leurs agents cléricaux, aidèrent et encouragèrent par tous les moyens le Sonderbund, mais ils n'eurent pas recours à l'intervention armée, sur laquelle les Sonderbundiens comptaient. A Vienne, on prétextait que l'intervention française n'était pas assurée; à Paris, où l'on était d'abord très décidé pour le Sonderbund, on s'excusait de ne rien faire parce que l'on ne pourrait pas compter sur l'Autriche.

Cette faiblesse de la diplomatie européenne à l'égard des partis avancés, propagea après février le courant révolutionnaire comme une traînée de poudre.

A en croire les historiens allemands, et par exemple les « Trente ans d'histoire allemande », de Biederman, ouvrage au reste fort intéressant, — on jurerait que la révolution parisienne de 1848

eut une origine allemande et fut une affaire purement germanique. Si Louis-Philippe avait conservé la force de volonté qui lui était habituelle, et qu'il n'avait plus, j'ai pu m'en convaincre moi-même dans une visite à Claremont, si le duc d'Aumale et le prince de Joinville eussent été à Paris, certainement les journées de Février n'auraient été qu'une émeute, et Thiers serait devenu une fois encore premier ministre.

En Saxe, où l'excitation s'affirma surtout aux premiers jours de mars, le choc était moins surprenant que partout ailleurs. Peu d'années auparavant, avaient eu lieu à Leipzig des troubles qui avaient nécessité une intervention inopportune de la force armée. Au milieu du mois de mars, je reçus une lettre de mon chef, le ministre M. de Peschau, me mandant que le roi voulait me confier le portefeuille des affaires étrangères, et m'invitant à me rendre à Dresde sans nul retard. Les ministres avaient cru devoir donner leur démission et le roi Frédéric-Auguste avait pris à regret le parti de l'accepter. Le nouveau ministère fut un ministère libéral, comme dans les autres états allemands. Deux membres distingués de la seconde chambre l'avocat Braun et le fabricant Georgi, devinrent ministres de la justice et des finances. A côté d'eux, von der Pforsten, professeur de droit et recteur de l'Université de Leipzig, prit le portefeuille de l'intérieur. — Je partis donc. En route on me vola mes décorations et mes vêtements. Je ne me laissai point arrêter par un orage qui allongea de trois heures la traversée de Douvres à Ostende, je voyageai jour et nuit. A Dresde, je fus reçu par un de mes amis, employé à la chancellerie ministérielle, qui me pria de ne pas me montrer.

Pendant que j'étais en route, le 18 mars avait eu lieu à Berlin [1]. Dès lors la situation était complètement changée, on n'avait plus besoin que d'un patriote, et Pforsten put réunir en ses mains les deux portefeuilles des cultes et des affaires étrangères. Quant au conseiller municipal Oberlander, nommé ministre de l'intérieur, c'était un très honnête homme, mais d'un caractère faible tout à la dévotion des partis extrêmes. On crut bon de le remercier quand, une année plus tard, on vit le pays couvert de clubs ultradémocratiques; ces clubs, qui se donnaient le nom de patriotiques, préparèrent le terrain pour l'insurrection de mai 1849. Il est probable que si j'avais été ministre dès cette époque, ce soulèvement n'aurait jamais eu lieu. Pforsten, dont les instincts étaient conservateurs, aurait trouvé de l'appui chez moi, de même que Braun et Georgi. Du moins, en Saxe, on ne se gêna pas de penser que, dans ces conditions, les choses auraient pris un tout autre cours, et ce n'était pas seulement l'opinion des cercles réactionnaires. Je reviens aux journées de mars 1848. A Dresde on admettait qu'un dédommagement m'était dû pour mon voyage inutile, et le poste d'ambassadeur à Berlin étant vacant il me fut accordé. En attendant, je fis une course à Londres. Cette ville me causa à ce moment une impression que je n'oublierai jamais.

Tandis que sur le continent on n'entendait parler que de rup-

1. A la suite de la victoire du peuple et de la soumission du roi Frédéric-Guillaume qui signa l'exil de ses propres troupes et se découvrit devant les cadavres des insurgés, le courant démocratique s'était accentué dans toute l'Allemagne et un diplomate n'était plus du tout l'homme de la situation. (F. K.-A.)

ture avec le passé, de souveraineté populaire, d'armement des citoyens, à Londres tout était tranquille comme à mon départ, et la season était aussi aristocratiquement luxueuse que de coutume. La reine se trouvait alors à Osborne, dans l'île de Wight, et elle me fit parvenir une invitation pour deux jours. Le prince Albert, qui m'était alors plus favorable qu'il ne le devint plus tard, prit un extrême plaisir à écouter le récit de mon voyage à Dresde, et tout ce qui s'y rattachait, — ce qui se comprend sans peine, étant donnée l'action du prince dans les affaires allemandes. Son Altesse Royale voulut bien me confier ses vues sur la forme gouvernementale qu'il fallait donner à l'Allemagne. Elles étaient assez conformes à ce que vota la diète de Francfort; elles se rapprochaient davantage de la constitution berlinoise *des trois Rois* avec un conseil des princes.

Je retournai en Allemagne par Francfort, où je voulais voir combien la scène avait changé. Les séances de l'assemblée nationale avaient commencé dans l'église Saint-Paul. Le « Bundestag » subsistait encore, mais sa compétence était bien limitée. Je trouvai là-bas en qualité d'ambassadeur de Prusse un de mes vieux camarades de Gœttingue, celui qu'on nomma plus tard le comte Usedom. Quelle qu'ait été la divergence de nos vues politiques, je lui dois rendre cette justice qu'il resta toujours impartial dans ses jugements. Comme ambassadeur de Saxe, je trouvai le bourgmestre d'une petite ville du Voigtland improvisé dans l'espace d'une nuit. Une année plus tard il était chef du gouvernement provisoire nommé par les insurgés de Mai; après la catastrophe, il s'enfuit.

Le lendemain de mon arrivée à Francfort j'allais sortir de l'Hôtel de Russie où j'étais descendu. Le portier que je connaissais bien s'avança vers moi, non plus l'échine courbée, mais la casquette sur la tête : « Voulez-vous assister à une séance de l'Assemblée nationale? » me dit-il. « On va décider de la forme gouvernementale : monarchie ou république. Toutefois je vous conseille de prendre une cocarde nationale, et je vais vous en donner une. »

A la vérité, l'Assemblée ne décida pas de la monarchie ou de la république. En revanche ma cocarde me fut fort utile; sans elle, j'aurais attiré des regards malveillants. J'aperçus même, au fond de la galerie, quelques *ci-devant* réactionnaires, ornés de cocardes allemandes comme moi. Ce fut la seule fois que j'assistai à une séance dans l'église de Saint-Paul. Les débats ne furent guère intéressants; en effet, on était encore aux premiers jours; et chaque orateur ne pouvait parler que dix minutes.

La personnalité d'Henri de Gagern me fit, pendant cette séance, une ineffaçable impression. Il était président de la chambre et remplissait ses fonctions debout; je n'ai jamais vu de président de parlement, pas même Gambetta, qui eût aussi grande mine dans son fauteuil.

A cette époque Gagern me parut destiné à un grand avenir. Qui m'aurait dit alors que nous serions assis un jour autour du même tapis vert, moi en qualité de chancelier d'Autriche, lui comme ambassadeur du grand-duché de Hesse!

Après un court séjour à Dresde, je me rendis à mon nouveau poste à Berlin, et je le gardai jusqu'à mon entrée au ministère, au commencement de 1849.

Je l'ai dit : le contraste que m'avaient offert Londres et le continent était profond; d'autre part le contraste entre le Berlin de 1848 et le Berlin de 1838 était plus grand encore. Je n'en sais qu'un plus considérable : celui entre le Berlin de 1848 et le Berlin de 1871.

Qu'on songe à ce que je dus ressentir, moi qui avais dans l'imagination le Berlin de Frédéric-Guillaume III, lorsqu'en sortant de mon hôtel, je ne trouvai plus aux murs du palais du prince de Prusse [1] l'écriteau « *Propriété nationale* », mais un soldat citoyen y montant la garde. A tous les coins de rue s'étalaient des placards démocratiques d'un style plus ou moins forcené; s'il s'y trouvait par hasard quelque chose de modéré, on pouvait être sûr que les passants en avaient fait justice, et qu'ils avaient écrit au crayon : « Chien de réactionnaire » ou quelque chose d'analogue. Dans les rues, des gamins offraient des imprimés révolutionnaires, et quelquefois obscènes. Au soir les rues se remplissaient de curieux; il y avait partout des meetings populaires. Au milieu de ces circonstances anormales, survint un épisode assez réjouissant, mais qui aurait pu devenir contrariant. Peu après mon arrivée, mon nouveau collègue de France, l'ambassadeur de la seconde République, était arrivé. C'était Emmanuel Arago, fils de l'illustre astronome. Neuf ans auparavant, je l'avais entendu plaider devant la cour des pairs pour le principal auteur de l'insurrection de mai, Armand Barbès. Ses cartes de visite portaient : « Arago, représentant du peuple, ministre de France. » C'était un acte habile de Lamartine que

1. L'empereur d'Allemagne actuel.

d'envoyer à Berlin le fils d'un homme qui avait été longtemps l'intime ami d'Alexandre de Humboldt, ce qui devait le faire bien venir de la part du roi Frédéric-Guillaume IV. — J'ai beaucoup vu Arago à Berlin, et plus tard à Paris, quand il était ambassadeur à Berne. Il offrit sa démission quand Louis Napoléon fut nommé président. — M. Arago avait retenu son logement à l'Hôtel de Rome situé *Sous les Tilleuls*; au soir une foule immense attendit son arrivée, pour lui faire ovation. Par hasard je me promenais de ce côté avec le comte Henri Pourtalès qui, étant neuchatelois, aimait à causer en français. M. Arago venait d'arriver, lorsqu'un homme du peuple s'avance vers moi et me dit: « Il faut qu'une députation monte à l'hôtel féliciter Arago. Elle a besoin d'un orateur parlant le français comme vous. Exécutez-vous! Allons! » C'est ainsi que je faillis souhaiter la bienvenue à l'ambassadeur de France au nom du peuple berlinois! On peut penser si j'eus hâte de disparaître!

Il arriva un jour qu'un ambassadeur étranger, puis le ministre des affaires étrangères furent insultés en sortant de l'Académie de Musique où siégeait l'Assemblée nationale. En suite de quoi, on songea à requérir la protection de la police ou de la force armée : la proposition rencontra peu d'écho. Le fameux Dr Jacobi déclara qu'une allocution suffirait. C'est sur ces entrefaites que survint un événement qui à toute autre époque eût paru invraisemblable : l'arsenal fut pillé, et ce pillage n'eut pas lieu dans une insurrection, dans un mouvement populaire, mais en douceur. J'assistai à l'affaire, d'assez loin ; un individu

mal habillé s'approcha de moi et me demanda si je désirais une bombe.

Plusieurs de mes collègues s'étaient établis à Potsdam, où se trouvaient aussi le roi et la reine, et je passai la nuit à délibérer si je n'imiterais pas leur exemple. Mais le lendemain et les jours suivants s'écoulèrent comme si rien n'était arrivé. On ne peut pas prétendre d'ailleurs que cette année fut toujours terrible. A Berlin l'été s'écoula de la façon la plus agréable.

Les ministres, — ils changeaient presque tous les mois, — se rendaient chaque jour au café Royal ou chez Jagor ; le soir il y avait presque toujours une petite émeute sans importance. On doit reconnaître que l'anarchie morale, qui était à l'ordre du jour, se manifestait sous une forme assez anodine. Non pas que la bonne volonté fît défaut, mais l'inanité de ces mouvements populaires surfaits était évidente. Les observations que j'étais en mesure de faire à cet égard, dans Berlin, ne furent pas perdues pour moi lorsque je me décidai à la résistance contre la révolution de mai en Saxe. Aux derniers jours de 1848, se rattache un de mes plus remarquables souvenirs : j'entends parler de ma première rencontre avec M. de Bismarck. J'étais lié d'amitié avec le futur ambassadeur à Dresde, Henri de Savigny, dont la demeure était voisine de la maison que j'habitais dans la Wilhelmstrasse. Un matin, comme je rendais visite à M. de Savigny, il me reçut avec ces mots : « J'ai un hôte, M. de Bismarck, dont vous connaissez sans doute le discours au Landtag réuni [1] ». Là-dessus, M. de Bis-

1. M. de Bismarck avait prononcé, au Landtag réuni de 1847, un discours

marck fit son entrée, en robe de chambre, la pipe à la bouche. Nous nous mîmes à causer de l'exécution de Robert Blum, que l'on venait d'apprendre. J'exprimai l'opinion, qui est encore la mienne, qu'il y avait là une faute de la part du gouvernement autrichien. Je sais bien comment les choses se sont passées. Le prince Windischgrätz, je ne l'ignore pas, n'était point un émule du duc d'Albe comme l'affirment les coreligionnaires politiques de Blum. Je l'ai vu plus d'une fois à Gastein, et je l'ai toujours connu comme un franc soldat, mais comme un caractère plein d'humanité. Je ne mets point en doute que Robert Blum ne fût coupable, au yeux d'un tribunal militaire. Mais je pense qu'il fallait surtout considérer la marche future des événements à Francfort : on devait songer quel effet ferait l'exécution sur une partie de l'Assemblée nationale. Il n'est pas douteux que, sans la mort de Blum, le partage des voix dans la question de l'empire eût été égal [1]. Je déclarai donc que selon moi l'exécution de Blum était une faute politique, M. de Bismarck répondit aussitôt: « Nullement quand j'ai un ennemi en mon pouvoir, je l'anéantis. » C'est une parole dont je me suis souvenu plus d'une fois.

qui était considéré comme la déclaration de guerre de la coterie féodale et absolutiste à toutes les tentatives libérales et constitutionnelles même les plus timides. Entre autres excentricités réactionnaires, ce discours qui fit du bruit demandait la suppression des grandes villes. (F. K.-A.)

1. Il s'agit de l'élection d'un empereur d'Allemagne, qui eut lieu en 1879. Le roi de Prusse fut nommé, mais il refusa cette couronne offerte par un parlement démocratique. (F. K.-A.)

CHAPITRE V

1849

La démission du ministère saxon. — Seconde nomination cette fois définitive.

Cependant le ministère de mars en Saxe avait dû, — pour me servir d'une expression triviale, mais exacte, — déloger. Une nouvelle loi électorale, établie sur les plus larges bases démocratiques, eut pour effet d'amener aux affaires un Landtag que la voix publique, et non pas seulement les organes gouvernementaux et les publicistes réactionnaires, — nommaient le *Landtag de déraison* (Unverstands-Landtag). Dès les débuts le ministère dut comprendre qu'il ne se trouvait pas sur un terrain ferme, et la promulgation de droit du peuple allemand voté par l'Assemblée de Francfort, lui fournit l'occasion de se retirer.

Dès lors, la situation dans laquelle le roi se trouvait placé devenait ardue. On ne pouvait songer à une dissolution puisque les dispositions des électeurs restaient les mêmes. Quant à com-

poser le ministère, avec les principaux membres du Landtag, c'était une entreprise hasardeuse devant laquelle le roi et les membres de l'ancien cabinet reculaient, on le comprend sans peine. Dans ces conditions, on résolut de nommer un ministère « d'affaires » composé : pour la justice et les cultes, avec la présidence du conseil, de M. le conseiller secret Dr Held[1]; pour l'intérieur, le conseiller secret de gouvernement Weintig ; pour les finances, le conseiller secret des finances von Ehrenstein, pour la guerre, le colonel Rabenhorst, alors en mission à Francfort. Le portefeuille des affaires étrangères m'était destiné. Le ministre de la justice devait s'occuper aussi des cultes et de l'instruction publique.

Après tout ce que j'ai dit, il n'est pas besoin de démontrer que l'attrait d'un portefeuille en de telles circonstances était médiocre. Et de fait, il me fallut vaincre une forte répulsion. D'une part, en effet, il me fallait abandonner un poste auquel je m'étais attaché; de l'autre, en devenant ministre, j'avais la perspective d'un fiasco complet à brève échéance. J'ajoute que, dès qu'on sut que ma nomination était certaine, on me fit de divers côtés la remarque que je compromettais un avenir certain, sans être sûr de pouvoir être utile au roi et au pays.

Toutefois, mon refus étant d'une influence décisive sur le succès de la combinaison ministérielle, dont la chute aurait forcé

1. Faisons remarquer une fois pour toutes, pour ceux de nos lecteurs qui ne seraient pas au courant des usages établis en Allemagne et en Autriche, que l'on donne le titre de docteur non seulement aux médecins, mais aussi aux docteurs en droit, en philosophie et en théologie, c'est-à-dire aux avocats, aux savants et aux ecclésiastiques. (F. K.-A.)

le roi à nommer les mêmes hommes qui formèrent en mai le gouvernement révolutionnaire, j'acceptai. Le roi me dit, quand je me fis annoncer : « Je vous aurais bien épargné ce fardeau ; mais je ne savais comment me tirer d'affaire autrement. » Dès lors, j'acceptai sans hésiter.

Le roi Frédéric-Auguste était un prince au cœur noble et d'une haute raison. Comme tous les princes de sa famille, il dédaignait tout effort en vue de la popularité, cependant bien avant son arrivée au pouvoir d'abord comme co-régent on avait reconnu ses vues larges et élevées. J'ai été plus d'une fois le témoin de l'accueil enthousiaste qu'on lui faisait dans la garde communale. A Vienne, à Berlin, et surtout à Pétersbourg , il était suspect , plus tard on le trouva « correct. » Mais jamais il ne s'enferma dans les vues étroites d'un réactionnaire. C'était un ami du progrès sincère, et son plus cher délassement était d'étudier les plantes, comme un simple botaniste. De même que son successeur, il n'oublia jamais que, bien que catholique, il était souverain d'un pays protestant. A Munich les *Huguenots* durent être joués sous le titre les *Puritains* ou les *Anglicans*. A Dresde ils furent représentés sans difficultés sur la scène royale. Toute la cour assista à la première et je me souviens avec quel recueillement le roi écouta l'air protestant « Notre Dieu est une forte citadelle. »

Pendant les cinq ans que je le servis comme ministre, — c'est-à-dire jusqu'à sa mort, — je ne jouis pas seulement de sa pleine confiance, mais j'étais entré dans son affection plus profondément que tout autre, et, dans les archives de Dresde, il

doit se trouver plus d'un de mes rapports avec cette note marginale : « Ecrit avec mon cœur. »

Il ne devait pas m'être difficile de faire un sacrifice pour un tel souverain. Je suis d'avis que mon acceptation eut d'heureux résultats, — non parce que le pays m'eut comme ministre, — mais parce que, si j'avais refusé, les choses auraient suivi un cours dangereux.

Tous mes collègues n'étaient pas pour moi des inconnus. Le Dr Held était privatdocent, quand j'étudiais à Leipzig, et j'assistai à ses examens. Ehrenstein appartenait à notre conférence; c'était un fonctionnaire très estimé de son ancien chef, le ministre des finances von Zeschau, et un habile orateur parlementaire. Weintig, que je n'avais jamais rencontré auparavant, possédait un grand bon sens, comme je pus m'en apercevoir. Enfin j'avais connu le colonel Rabenhorst à Francfort : c'était un excellent officier d'artillerie.

Le ministère entra en fonctions le 24 février, jour anniversaire de la révolution. Nos débuts à la Chambre ne furent guère agréables. Comme je n'avais encore jamais parlé en public, je résolus de brusquer mes débuts. Dès cette première séance, j'en trouvai l'occasion à propos d'une interpellation relative à l'ordre du jour. C'est ainsi que la glace fut rompue, quoique je me fusse borné à quelques paroles.

Le ministère débuta en déclarant que les droits du peuple allemand seraient promulgués. Cette déclaration était assurément inattendue, mais elle nous parut de toute nécessité. Le ministère devait avant tout se frayer une route, pour pouvoir

marcher. En refusant la promulgation on risquait d'être obligé de dissoudre les chambres, et, je l'ai dit, il n'y avait rien à y gagner. Au reste, nous nous aperçûmes vite que cette liste des droits avait été dressée souvent sans réflexion, qu'elle était faite d'abstractions, et qu'il faudrait la réviser plus tard. Une particularité curieuse de ce document, est que souvent le droit du citoyen allemand consistait en ce qu'il lui était interdit quelque chose. C'est ainsi qu'il ne devait accepter aucune décoration étrangère, que la chasse était sévèrement réglementée et limitée, etc.

Mes collègues se trouvaient dans une situation assez supportable. Je ne pouvais en dire autant de moi-même.

On pourra presque croire que j'avais un pressentiment des ennuis que me causerait l'exécution de Robert Blum, quand je la réprouvais en face de M. de Bismarck. Blum avait passé à l'état de martyr. Aux étalages des libraires, on voyait, au milieu de nuages et de têtes d'anges, la figure de Blum, qui semblait mal à l'aise dans cet entourage. Il y eut une sorte d'office des morts à l'église Notre-Dame, von der Pfordten ne put s'empêcher d'y assister. Il put entendre un ecclésiastique annonçant que Blum était béatifié et se trouvait à la droite du Père.

On comprend dès lors que la Chambre aurait eu besoin d'une résignation beaucoup plus profonde qu'on ne pouvait l'attendre d'elle, pour ne pas réclamer le rappel de l'ambassadeur de Saxe à Vienne, M. de Könneritz, qui était compromis dans l'exécution de Blum[1]. Trop heureux qu'on ne demandât pas qu'il fût fu-

1. Robert Blum, membre de l'assemblée nationale de Francfort, fusillé à

sillé à son tour, comme un journal avait semblé le désirer. Mes collègues, à l'exception de Rabenhorst, étaient d'avis que le rappel était nécessaire ; et je dois rendre cette justice à Könneritz, qui était un excellent fonctionnaire, qu'il était prêt à le réclamer lui-même. Toutefois je crus devoir m'y opposer, afin de ne pas compromettre nos relations avec l'Autriche, car rappeler Könneritz c'eût été offenser la cour de Vienne. Quand l'ambassadeur d'Autriche, comte Kûfstein, me demanda ce que je comptais faire, je lui répondis : « Je ne sais si Könneritz sera rappelé, mais soyez certain que ce n'est pas moi qui le rappellerai. »

Je restai fidèle à ma promesse, mais au prix de quelles difficultés ! D'aucuns prétendaient que l'archiduchesse Sophie avait elle-même demandé et obtenu l'exécution de Blum. Dans les comités on racontait les choses les plus étranges. Un jour assistant à une réunion du comité, à l'issue d'un dîner diplomatique je sentis mon estomac se retourner littéralement en écoutant tout ce qui se débitait. On comprend si dès lors j'étais désireux de reparaître en séance à la chambre. Je déclarai à la chambre haute que toute discussion relative à l'affaire Blum étant superflue, je refusais d'y prendre part. Après quoi je sortis, au milieu des sifflets et des huées de la salle et des tribunes. Un autre incident allait bientôt amener la dissolution.

Vienne en novembre 1848, était, il ne faut pas l'oublier, citoyen saxon. Avant la révolution, il avait été employé en qualité de secrétaire au théâtre municipal de Leipzig. (F. K.-A.)

CHAPITRE VI

1849

La constitution de l'empire et l'insurrection de Mai.

Cependant l'assemblée de Francfort venait d'achever la constitution impériale avec l'empereur prussien pour couronnement, et il est inutile de dire que l'acceptation du projet par les chambres saxonnes ne faisait aucune difficulté. Il ne manquait pas de voix qui s'élevaient contre cette manière de résoudre la question principale ; en particulier, l'un des futurs triumvirs du gouvernement de mai, Tschirner, se prononçait contre l'exclusion de l'Autriche. Le rapporteur, à la seconde Chambre, était M. Schaffrath, en même temps membre de l'Assemblée nationale, partisan zélé de la gauche, et qui devint plus tard, après s'être modéré, président de la seconde Chambre. Les mots par lesquels il commença son discours, pénétrèrent profondément dans ma mémoire, et je m'en suis souvenu plus tard lorsqu'après la guerre d'Italie le National-Verein [1]

1. Association d'hommes politiques ayant pour but de créer l'unité allemande sous la direction de la Prusse et à l'exclusion de l'Autriche.

commença à manifester son activité. « *Finis Saxoniæ* », tels étaient ces mots. Puisqu'un député progressiste appréciait de cette façon la nouvelle constitution impériale, on doit comprendre qu'un ministre *saxon* appelé aux affaires par la confiance de son roi se soit préoccupé d'assurer la stabilité et l'avenir de la Saxe en repoussant un projet qui annihilait l'existence politique d'un état qui n'était pas un membre le moins indigne du corps germanique; cela n'altérait en rien du reste mes sentiments favorables à l'unité allemande qui ont toujours subsisté.

Le point de vue que j'ai soutenu dans la question allemande jusqu'en 1866, a été plus d'une fois exposé par moi durant les délibérations de la Chambre; c'est ainsi que je disais, en 1850, quand les Chambres étaient encore réunies : « La monarchie saxonne accepte les plus larges modifications à l'intérieur, mais non pas dans ses rapports avec les Etats voisins, elle ne veut pas compromettre son existence. » Au Landtag de 1861 je prononçais les paroles suivantes : « Il ne s'agit point ici de soucis anxieux relativement à l'existence de principautés isolées; il s'agit encore moins de défiances à l'égard de tel ou tel état allemand; vous trouverez les gouvernements des grands Etats germaniques assurés que des états de leur importance peuvent parfaitement continuer à vivre, quand bien même ils se rangeraient sous les ordres d'un pouvoir central auquel ils participeraient proportionnellement à leur importance ; mais que leur obéissance à un Etat plus considérable, qui leur donnerait tels ordres qu'il voudrait, amoindrirait leur dignité, affaiblirait leur exis-

tence, et amènerait bientôt leur absorption par l'Etat directeur. »

Je suis heureux que, dans ma chère Saxe, le passage au nouvel ordre des choses se soit effectué, sans que les conséquences que j'avais indiquées se soient manifestées d'une façon sensible. La modération, le ménagement avec lequel l'empereur Guillaume exerce son pouvoir, d'une part, la position privilégiée du roi de Saxe dans l'armée allemande, de l'autre, ont beaucoup aidé à ne pas altérer les rapports entre le peuple et le souverain. La sagesse du prince de Bismarck peut réclamer sa part dans l'existence de ces excellents rapports. Je ne doute point qu'il ait été guidé par des motifs nobles et désintéressés en laissant subsister l'autonomie des États; mais il est trop profond connaisseur des hommes et des choses pour ne pas savoir que l'élément démocratique et même républicain sera toujours plus fort en présence d'un *seul* souverain qu'en présence de plusieurs. Si le prince de Bismarck a maintenu l'indépendance des États particuliers, c'est en vue de l'avenir, et, sous ce rapport, l'Allemagne ne lui doit pas moins qu'en ce qui regarde les alliances pacifiques. Revenons aux journées de mai 1849.

L'insurrection de mai n'était pas un soulèvement des bons « montagnards » de Dresde contre les hautes classes, mais un mouvement préparé de longue main de concert avec les partis révolutionnaires étrangers. Le refus de reconnaître la constitution impériale fit éclater la bombe. Le 4 mai les ministres quittèrent Dresde, il se produisit quelques faits regrettables; et je n'oublie pas la démarche d'un officier, dont je fus témoin le soir au blockhaus. C'était un bon militaire, fils d'un em-

ployé supérieur. Il entra avec ces mots : « je déserte ! » On lui signifia de se rendre à la caserne et d'attendre. Une heure plus tard il se brûlait la cervelle.

Lorsque j'arrivai à Berlin après la fin de l'insurrection, je fus accueilli non comme un sauvé mais comme un sauveur. C'est que l'on comprit combien il importait d'étouffer une insurrection au centre de l'Allemagne dont la répression eût exigé plus tard bien d'autres sacrifices et eût créé plus de difficultés que le soulèvement badois.

Seul avec moi, le ministre de la guerre avait été d'avis de refuser de reconnaître la constitution impériale. Dès que le roi se fut décidé pour ma façon de voir, les trois autres ministres offrirent leur démission. On me confia la tâche de former un nouveau cabinet. Ce ne fut pas facile et j'essuyai force réponses négatives. Plus d'un de ceux qui refusèrent a, par la suite, amèrement regretté sa décision. Il se trouva toutefois un homme, le Dr Zschinsky qui se déclara nettement prêt à accepter; et c'était bien le meilleur choix que le roi eût pu faire, même en temps normal. Pour faciliter son acceptation, je dus faire un sacrifice qui me coûta beaucoup par la suite : celui de la présidence du conseil. Au reste, malgré quelques différences temporaires, nous sommes restés bons amis, jusqu'à sa mort survenue en 1858.

Au cours du mois d'avril, le roi Frédéric-Guillaume de Prusse avait envoyé un de ses adjudants, le prince Croy, si je ne me trompe — au roi de Saxe pour l'inviter de ne pas reconnaître la constitution impériale. Si, en suite de ce refus, l'ordre devait être troublé, le roi de Prusse s'engageait à intervenir à main

armée. J'étais fort soucieux, comme on le verra plus loin, quoiqu'au 1er mai le directeur de la police, fonctionnaire excellent qui rendit les plus grands services en temps ordinaire à Dresde, m'eût dit : « Cela n'est pas sérieux. » Je ne laissai pas d'envoyer à Berlin le conseiller secret de légation von Carlovitz pour demander qu'on se tint prêt à marcher; car la moitié des troupes saxonnes était en Holstein et il ne restait à Dresde qu'une faible garnison.

L'insurrection éclata le jeudi 3 mai. Avant midi, j'avais quitté ma demeure et je n'y rentrai qu'après le 9. Les ministres passèrent le jour et la nuit au château royal où nous installâmes les bureaux. La patience du roi fut mise à une rude épreuve par les députations qui se succédaient sans cesse, pendant que les barricades se construisaient et que les coups de feu tirés de l'arsenal sur la foule portaient l'excitation à son comble.

Ce fut seulement pendant la nuit que l'attaque du château royal fut résolue. On n'a pas épargné le blâme aux ministres, qui accompagnaient le roi, pour avoir abandonné sa résidence. J'ai eu l'occasion, en séance publique de la chambre, de justifier la conduite des ministres. Qu'on me permette de citer un passage de ce discours.

« Je suis forcé d'expliquer ce que le député Dr Joseph a dit sur la conduite des ministres pendant les journées de mai. Il s'agit de ce qui arriva aux débuts de l'insurrection, le 3 mai. A ce moment, dit-il, l'impuissance du mouvement s'était manifestée, et il eût été facile de le restreindre dans d'étroites limites. Il semblerait presque, en conséquence, que,

de propos délibéré, nous ayons laissé grandir l'insurrection, afin que la gloire de l'avoir étouffée fût plus grande. Je suis obligé de m'opposer de toutes mes forces à cette façon de voir, et de protester contre cette insinuation que les ministres n'ont pas fait leur devoir et ont abandonné leur poste. C'est une étrange erreur que de prétendre aujourd'hui qu'au 3 mai il était facile d'écraser l'insurrection avec quelques patrouilles. J'espère que le Dr Joseph n'a pas oublié plus que moi la physionomie de ces journées terribles. Je me souviens fort bien que, sans relâche, des députations et de simples particuliers arrivaient au château, demandant que l'on cédât, vu que l'insurrection s'était énormément développée, qu'elle occupait tous les établissements, que le peuple était prêt à sonner le tocsin, et que la sphère de la révolution s'agrandissait sur plusieurs points. On ajoutait qu'il serait insensé de prétendre dompter un tel mouvement avec les forces qui étaient à notre disposition. — Le Dr Joseph parle de la garde communale que l'on aurait pu utiliser. Je regrette de devoir rappeler une fois encore la conduite qu'elle eut durant ces journées néfastes, et je regrette que la plus considérable fraction de cette garde se soit laissée entraîner par une minorité qui refusa d'aider le gouvernement et soutint de cette sorte indirectement l'insurrection. Quoi qu'il en soit, le gouvernement ne trouva dans ces troupes aucun appui; bien plus, leur attitude donna à l'émeute le plus regrettable caractère. Je dois donc encore contester nettement qu'il eût été possible, au matin du 3 ou 4, d'agir avec chance de succès, au moyen de quelques patrouil-

les. Il n'y avait rien d'autre à faire que d'occuper les points les plus importants : le château, l'arsenal et le pont. Les ordres les plus formels avaient été donnés dans ce sens, et, si l'on s'en écarta durant la journée du 4, ce fut contre la volonté du ministre de la guerre. Il fallait attendre l'arrivée des renforts pour tenter une imposante démonstration de nature à décourager les insurgés ; ou même pour engager la lutte avec chance de succès. En ce qui concerne la marche des événements, au matin du 4, je dois rappeler que, dès le 3, on avait, de divers côtés, conseillé au roi de quitter la ville. Le ministère était d'un avis opposé ; et la soirée et la nuit, il ne fut plus question d'éloigner le roi. Pendant la nuit du 3 au 4, des coups de feu furent tirés contre le château royal. C'est alors que surgit le projet de transporter la famille royale ailleurs. Les ordres les plus pressants avaient été donnés pour qu'on ne répondit pas aux coups de feu ; c'est pourquoi ces attaques se renouvelèrent. En même temps arriva la nouvelle que les troupes étaient retenues, que l'on arrachait les rails, et que, sous peu, la révolution pouvait prendre une extension si grande que les soldats ne seraient plus assez nombreux pour couvrir le château et les points stratégiques importants. Dans ces conditions, il était nécessaire de prendre une résolution rapide, et de mettre en lieu sûr la personne de Sa Majesté. Cette décision fut prise vers le matin, quand le jour commençait à blanchir. Il fallait l'exécuter très vite, car on ne pouvait plus passer à travers la vieille ville, la nuit ayant été employée à construire des barricades, et il n'était plus possible de passer l'Elbe. Le roi dut sortir à pied et à

découvert, exposé au feu d'une barricade, d'où heureusement l'on ne s'avisa pas de tirer. Il fallait marcher sans hésiter, car le jour était proche. Pour les ministres, le premier devoir était de mettre en sûreté le roi et de ne pas se séparer de lui avant d'avoir rempli cette tâche. A cette heure, les ministres obéirent d'autant plus à ces sentiments que le danger le plus grand était sans contredit dans l'entourage du roi. En effet la route de Pirna était aux mains des insurgés et ils auraient pu facilement empêcher l'évasion du roi. Il était également nécessaire que les ministres s'entendissent avec le roi sur la conduite à tenir et la délibération ne pouvait avoir lieu qu'au Königstein. C'est après cette délibération que je me rendis de nouveau à Dresde avec le ministre de la guerre, pendant que le Dr Zschinsky restait auprès du roi, afin que les rapports avec le ministère ne fussent pas interrompus. Si je ne me trompe, le député Dr Joseph, à propos de la conduite des ministres pendant ces quelques jours, a dit qu'elle manquait de courage. Si le courage personnel nous avait manqué, il eût été très simple pour nous d'abandonner le roi à son sort, sans nous soucier de savoir s'il arriverait jusqu'au Königstein; il eût été très simple aussi de ne pas retourner à Dresde. Le Dr Joseph a établi une corrélation entre l'absence des ministres et les progrès de l'insurrection. Je ne puis réfuter tout ce qu'il a dit; mais je dois dire que l'opinion généralement admise que l'établissement du gouvernement provisoire eut lieu en l'absence des ministres, est erronée. Le gouvernement était déjà installé le matin avant le commencement de la lutte et il s'efforçait déjà

d'aggraver l'insurrection, tandis que nous avons vu d'autres gouvernements provisoires travailler au rétablissement de l'ordre. Ce que l'on ne nous pardonne pas, c'est d'être revenus et non d'être partis.

J'ajouterai à mon discours de 1850, pour répondre à un reproche qui nous a été adressé, que si nous n'avons pas laissé en partant l'avis que nous reviendrions, c'est parce que nous ne nous souciions pas de laisser cet avertissement tomber entre les mains des insurgés qui auraient pu nous couper la retraite.

Lorsqu'en compagnie du ministre de la guerre, je rentrai de Pirna à Dresde, en suivant la rive droite de l'Elbe, je rencontrai, près des bains de Link, le conseiller secret de légation von Carlowitz avec un officier de l'état-major prussien (M. de Bonin, si je ne me trompe, — le même qui fut commandant supérieur en Saxe à la fin de 1866) [1]. Ils nous apportaient de Berlin la réponse que le gouvernement prussien s'était décidé à intervenir dans les huit jours, avec des forces imposantes. Je donnai l'ordre à M. de Carlowitz de retourner aussitôt à Berlin et de représenter que les secours viendraient trop tard, mais que l'apparition immédiate du plus mince corps de troupes prussien, suffirait à décourager l'insurrection, parce que personne ne mettrait plus en doute l'arrivée d'autres renforts. Mon avis prévalut, grâce à l'intervention personnelle du roi Frédéric-Guillaume qui ordonna, contre l'avis du ministre de la guerre,

1. Sur la demande du gouvernement prussien nous lui avions adressé une *réquisition* formelle tendant à obtenir l'assistance fédérale. Cette pièce, rédigée au plus fort de la lutte, fut remise au conseiller de légation M. de Savigny, envoyé de Prusse à Dresde.

général Stockhausen, l'envoi de trois bataillons du régiment de grenadiers Empereur-Alexandre.

Les faits qui se passèrent le jeudi 4 au blockhaus [1] sont restés présents à mon esprit. Ce furent les plus douloureux instants de ma vie. Sans cesse des messages arrivaient de la vieille ville, annonçant l'extension de l'émeute, l'arrivée de bandes armées de paysans, l'hésitation de troupes saxonnes cantonnées dans le pays, etc. D'autre part, nous étions dans l'ignorance absolue en ce qui concernait les troupes prussiennes et leur intervention. Ajoutez-y des doutes sur la fidélité de nos soldats et la crainte de les voir démoraliser par suite de l'inaction. Les officiers supérieurs se prononcèrent dans une sorte de conseil de guerre, pour l'impossibilité d'engager la lutte, et proposèrent la retraite. On me donna une capote militaire et une casquette du régiment de cavalerie de la garde et l'on m'engagea à monter à cheval pour quitter la ville avec les troupes. Que l'on songe à l'immense responsabilité qui pesait sur moi, et l'on croira sans peine que j'aie dit à l'ancien ministre von Ehrenstein, qui se trouvait au blockhaus : « Je ne voudrais pas tomber entre les mains de ces furieux [2], mais j'appellerai une balle avec

1. Le Blockhaus de Dresde n'est pas, comme on pourrait croire, une forteresse, c'est un édifice consacré aux bureaux publics et qui se trouve près du vieux pont.

2. J'avais expédié du blockhaus un homme de confiance chez moi pour mettre tous les papiers en sûreté. Il vida mon secrétaire et n'y laissa qu'une carte de visite. Lorsque les insurgés prirent ma demeure d'assaut et firent sauter avec des cris de joie la serrure de mon secrétaire, ils n'y trouvèrent que cette unique carte. Je dois reconnaître ici que mon mobilier se ressentit beaucoup moins de cette visite des insurgés que de celle qui fut rendue, en

bonheur. » Il était tard dans la nuit, lorsque Rabenhorst et moi nous cherchâmes un gîte dans l'une des auberges de la Meisner-Gasse. Elles étaient fermées et, malgré tous nos appels, on n'ouvrit pas. Nous retournâmes au blockhaus, où l'on nous fit un lit à terre, avec de la paille. C'était la seconde nuit que nous nous couchions tout habillés : de sommeil, il n'en fut pas question.

Le lendemain, samedi, commença et finit mieux. Au matin, quelques détachements de troupe arrivèrent de la province; et, sur l'avis des officiers, qui répondirent de la bonne tenue de leurs troupes, le ministre de la guerre se décida à donner l'ordre d'attaquer; le combat justifia la bonne opinion que les officiers avaient de leurs soldats. Une partie des barricades fut prise, et ce n'était point une chose facile, attendu qu'elles avaient été construites, non par de vulgaires émeutiers, mais sous la direction d'un architecte célèbre. En même temps nous apprîmes que deux bataillons de grenadiers du régiment Empereur-Alexandre étaient partis de Berlin. Ils arrivèrent vers six heures du soir.

Le jour suivant, il y eut encore un moment de sérieuse inquiétude. Le vieil Opéra prit feu; du blockhaus, nous regardions l'immense colonne de feu, et nous craignions de ne pouvoir limiter l'incendie. Qu'on songe à ma responsabilité! on comprendra ce qu'aurait été pour moi le spectacle de ma ville

1866, à ma villa de Lanbegast (par les Prussiens). Tout fut brisé et ravagé, tandis qu'en 1849 il ne manquait que le morceau d'une portière de velours, dans laquelle une main évidemment exercée s'était taillé un gilet.

natale en flammes. Heureusement le feu n'étendit pas ses ravages; une légère pluie aida à ce résultat heureux. Le temps s'était gâté, et je vois encore les grenadiers prussiens, de magnifiques soldats, traversant le pont de l'Elbe. Ils avaient retroussé leurs pantalons : le vrai soldat sait regarder la mort en face, mais il n'oublie pas que l'uniforme demande à être ménagé.

Je ne tiens pas pour superflu de citer ici comme document historique la proclamation du roi, que nous rapportâmes du Königstein, Rabenhorst et moi, et qui fut distribuée le jour suivant, au matin :

« Les événements d'aujourd'hui et d'hier, douloureux à mon âme, les attaques à main armée contre l'arsenal et contre mon château; la défection d'une grande partie de la garde communale, oublieuse de son devoir, qui est de veiller sur l'ordre et la tranquillité, m'obligent à quitter Dresde pour quelque temps, et à me rendre à la forteresse du Königstein.

» Si j'ai hésité à accueillir les pétitions qu'on m'a adressées de divers côtés, et qui me demandaient de reconnaître la constitution impériale élaborée par le parlement de Francfort, j'ai obéi à la profonde conviction qu'il fallait ajourner cette mesure, et, en cela, je n'ai eu en vue que le bien véritable de la patrie commune. Je n'ai d'ailleurs outrepassé par ma résolution aucune des limites de mon droit.

» Je compte sur le bon sens de mes chers Saxons, sur leur amour de l'ordre et de la légalité, j'espère qu'il ne sera pas

besoin de prendre des mesures plus sévères et que je pourrai sans retard rentrer dans ma chère ville de Dresde.

» Du reste j'ai veillé pour qu'en mon absence les affaires gouvernementales ne souffrissent point. »

» Dresde, 4 mai 1849.

» FRÉDÉRIC-AUGUSTE. »

(Dr Ferdin. Zschinsky.)

Nous accompagnâmes cette proclamation de la protestation suivante :

« Les ministres d'Etat, soussignés, remplissent leur devoir en rendant publique la proclamation de Sa Majesté qui précède.

» Les ministres soussignés n'ont abandonné ni Sa Majesté le roi, ni le gouvernement de la patrie. Ils sont retournés à leur poste aussitôt après avoir mis Sa Majesté en sûreté.

» Ils croient de leur devoir de protester, au nom de Sa Majesté, contre l'établissement du gouvernement provisoire.

» Ils espèrent que le peuple saxon obéira au cri de la loi, au devoir de la fidélité, aux avertissements de la prudence.

» Dresde, le 5 mai 1849.

» *Les ministres d'Etat,*

» BEUST. RABENHORST. »

Mes lecteurs trouveront un témoignage très honorable pour moi dans le document suivant :

« Mon cher ministre, baron de Beust. En vous envoyant ci-

inclus les insignes de l'ordre royal de la Rautenkrone (couronne à facettes), ce n'est point sans intention que j'ai fait choix de ce jour pour vous octroyer cette distinction. Il y a aujourd'hui sept ans que mon auguste frère conjura par une décision courageuse et énergique l'orage, qui avait conduit la Saxe jusqu'au bord de l'abîme.

» En ces heures d'angoisses, vous étiez à ses côtés ; vous reconnûtes clairement et sans hésiter ce que le bien de la patrie et du roi réclamait, et vous prîtes avec vos collègues la responsabilité d'une mesure décisive, vivement attaquée, mais dont le succès a si brillamment montré l'utilité. Mon auguste frère a souvent pensé avec reconnaissance à ces hommes de cœur qui agirent de concert avec lui à ce moment suprême, et je crois agir tout à fait selon sa volonté en vous accordant un gage tout particulier de ma reconnaissance.

» J'ai fait choix pour vos collègues de distinctions d'une autre sorte. Quant à vous, je vous ai destiné l'ordre ci-dessus indiqué, voulant par là vous montrer combien je sais apprécier en même temps les excellents services, reconnus aussi au dehors, que vous rendez comme ministre des affaires étrangères.

» Je demeure votre dévoué

» JEAN. »

» Dresde, 3 mai 1856.

CHAPITRE VII

1849

Après l'insurrection. — Qu'est-ce que la réaction ?

Au 9 mai, la révolution était finie. Le combat dans les rues avait duré quatre jours. Au cinquième, nous vîmes le drapeau blanc flotter sur le Kreuzthurm (*Tour de la Croix*).

Le souvenir de ce signal pacifique m'a donné l'occasion de rappeler une petite malice dont je me rendis coupable envers M. de Watzdorf, commissaire de l'Assemblée nationale et ministre du grand-duc de Weimar. Nous étions à la fenêtre du blockhaus et je savais que le drapeau blanc allait être arboré, Watzdorf, qui avait été longtemps au service de la Saxe, était un bon ami à moi. Comme je ne lui avais rien dit de la capitulation, il proclamait le triomphe prochain et inévitable de la révolution. Je le laissai débiter ses tirades et, pour toute réponse, je le priai de jeter les yeux sur le Kreuzthurm où flottait le drapeau blanc. Biedermann, l'auteur des « Trente ans d'histoire allemande », trouve le procédé

« orgueilleux et hautain »; ce sont là de bien gros mots pour une innocente plaisanterie. Mes ennemis acharnés n'ont jamais pu m'adresser un semblable reproche; en revanche, MM. les commissaires du parlement de Francfort n'imitaient guère la modestie et la simplicité de celui qu'ils représentaient, du lieutenant général de l'Empire [1]. Je sais reconnaître que M. de Watzdorf était, comme ministre, en grande considération auprès du prince et du peuple, et que c'était un homme de mœurs simples et très courtois. Mais une fois revêtu de sa toge d'envoyé de Francfort, d'où, comme un autre Fabius, il tirait à son gré le salut ou l'anéantissement, ce n'était plus le même homme. Avant que l'insurrection éclatât, il était déjà venu à Dresde afin de disposer le roi à l'acceptation de la constitution, et j'avais assez souffert de ses allures de proconsul pour qu'il me fût permis de le mettre un instant dans l'embarras.

La veille déjà un transfuge était venu m'avertir que les chefs du mouvement avaient l'intention de gagner le large; il voulait m'indiquer la direction par laquelle ils comptaient s'enfuir, sans

1. Le lieutenant-général était l'archiduc Jean, frère du défunt empereur François Ier, avec qui il s'était brouillé à cause des idées libérales qu'il professait. L'archiduc Jean était excessivement populaire et aujourd'hui encore (il est mort en 1859), sa mémoire est très en honneur en Styrie et dans le Tyrol. L'archiduc avait épousé — et ce n'était pas là une des moindres causes de sa popularité — la fille d'un maître de poste. Madame la comtesse de Méran, — c'est le titre qui avait été reconnu à la veuve de l'archiduc est morte l'année dernière seulement, âgée de plus de quatre-vingts ans et laissant un fils, le comte de Méran, à qui l'empereur actuel témoigne une vive affection. (F. K.-A.)

doute afin que je les en empêchasse. Je ne fis rien pour cela. Des trois membres du gouvernement provisoire, — ou, pour mieux dire, dérisoire, — deux s'échappèrent, Tschirzner et Todt ; le troisième, Heubner, qui avait été plutôt dupe que complice, ne fut pas pris dans les environs de Dresde, mais bien à Chemnitz, en même temps que le russe Bakounine. Heubner était employé de l'administration ; Todt, conseiller secret du gouvernement, — on voit que l'administration était représentée parmi les insurgés. La cour avait aussi fourni son contingent. L'architecte royal, un nom illustre, avait dirigé la construction des barricades ; et, parmi ses collaborateurs, il y avait le chef d'orchestre de la cour, un nom également illustre, et le directeur des concerts royaux. Les deux premiers s'évadèrent, le troisième fut arrêté. Il est à croire qu'une imagination trop vive donna à l'auteur de *Rienzi* la pensée de jouer en personne le rôle de tribun ; c'est au moins ce que supposèrent ses amis de Dresde, et pour l'honneur de Richard Wagner, — c'est de lui qu'il s'agit, — je veux croire qu'ils ne se trompèrent pas. Ce serait le seul moyen de ne pas porter un jugement trop sévère sur son éclatante ingratitude envers le roi. On a dit que mon aversion pour les dernières œuvres de Wagner provient de son rôle politique en 1849. C'est inexact, car je sais distinguer l'œuvre de l'homme, et l'homme du reste n'a pas eu à se plaindre de moi. Wagner, condamné à mort par contumace, s'était réfugié en Suisse, puis en France. C'est là qu'il reçut l'invitation de venir à Weimar. Le gouvernement saxon eût été en droit de demander à ce moment son extradition qui eût été obtenue. Je m'interposai, et on n'en fit

rien. Quelques années plus tard, j'obtins du roi qu'il fît grâce à Wagner, par égard pour la famille Tichatscheck, — l'illustre ténor Tichatscheck contribua pour une grande part à fonder la gloire de Wagner. Il put revenir à Dresde. Cette fois il se décida à venir me remercier : c'est la seule occasion où je me sois trouvé avec lui : « Je suis heureux, lui dis-je, d'avoir pu faire quelque chose pour vous, monsieur Wagner ; à votre tour, vous voudrez bien ne me rien causer de désagréable ; ainsi pas de manifestations, n'est-ce pas? » — « Je ne vous comprends pas », me répondit-il. — « Eh bien, lui dis-je, vous vous souvenez des événements de 1849 ? » — « Ah, déplorable malentendu ! » — « Malentendu ! ignorez-vous que l'on a trouvé une feuille écrite de votre main où vous vous vantez d'avoir fait flamber le palais des princes, heureusement que le feu n'a pas pris. » Je ne sais plus trop ce qu'il m'a répondu.

Je fis plus encore pour le directeur des concerts royaux, Röckel, qui avait été condamné à mort, puisque, après un long emprisonnement, j'obtins sa mise en liberté. Le roi Jean tenait fermement à n'accorder aucune grâce, sans que le condamné l'eût sollicitée. Röckel, dont la peine de mort avait été commuée en prison perpétuelle, refusa absolument de faire aucune démarche auprès du roi, tant et si bien que son obstination devint embarrassante. Un jour, je demandai au roi sa grâce, quoiqu'il ne l'eût pas sollicitée. Il y a, me permis-je de dire, quelque chose d'antique dans cette ténacité ; et, ajoutai-je, où donc est le réactionnaire qui resterait douze ans emprisonné plutôt que de s'humilier une heure? Le roi sourit et céda. Röckel reçut

la liberté, et il en usa aussitôt avec la plus noire ingratitude, puisqu'il fit paraître une brochure où il comparait la prison de Waldheim à une chambre de tortures et faisait de moi un tyran de Syracuse. Heubner, dont le témoignage était celui d'un homme droit et sincère, a déclaré lui-même que les affirmations de Röckel étaient en partie exagérées, en partie fausses. Personne ne croira que j'ai pu prendre plaisir à rendre douloureuse la réclusion d'un condamné. A la vérité, j'appris trop tard que le directeur de la prison avait été mis dans l'incapacité, par une maladie, de remplir dans les derniers temps ses fonctions, et que l'ordre réglementaire en avait souffert. Seulement, un jour, je visitai la prison de Waldheim, et je me fis montrer la chambre où Röckel était enfermé, elle ne ressemblait en rien à une cellule de prison. Le détenu ne tissait pas des chaussons de lisière, il écrivait debout devant un bureau. Quand il m'aperçut, il me tira une révérence guindée et cérémonieuse, et continua d'écrire, en me tournant le dos, sans plus s'inquiéter de moi. Rien ne l'empêchait de profiter de ma présence, pour me présenter ses plaintes. Ce caractère tout spartiate qui empêchait R. de signer une demande en grâce, peut lui avoir dicté des actes d'insubordination qu'il fallut réprimer.

L'histoire des prisonniers de Mai m'a conduit bien au delà de l'année 1849, à laquelle je dois revenir. Il est remarquable quelle instinctive défiance excite ce terme de *réaction*. Que signifie-t-il proprement? Serait-ce une sorte de conjuration, tout d'abord dissimulée, puis s'étalant au grand jour, contre les idées pro-

gressistes et les éléments libéraux? Cette conception n'est pas tout à fait fausse, mais elle est incomplète. Dans la plupart des cas, la réaction est la suite naturelle de l'action, au même titre que le reflux suit la marée. Plus la marée a été haute, plus le reflux est considérable, et il ne suffit pas pour l'arrêter de planter des piquets dans la terre, de dire aux flots : « Jusqu'ici et pas plus loin. »

On a beaucoup écrit et parlé sur la réaction en Saxe. J'ai sous les yeux un article que le *Pester Lloyd* fit paraître à l'occasion de mon entrée dans la vie privée, et qui louait le « réactionnaire saxon » d'avoir inauguré en Autriche une ère de liberté. Et cependant l'image choisie du flux et du reflux n'était nulle part plus exacte qu'en Saxe. Quand dans un pays un mouvement politique brise tous les freins et qu'il dégénère en une insurrection à laquelle participent des employés de l'Etat, des ecclésiastiques et des professeurs, on ne saurait s'attendre à ce que le gouvernement se croise les bras, en quelque sorte, comme si rien n'était arrivé. Mais nul témoin oculaire ne prétendra de bonne foi que la réaction fut outrée et vindicative. On nous a reproché « l'épuration du personnel », ce qui est absolument faux. Qu'on lise les articles de la *Gazette de la Croix*, et l'on verra que nous méritions, au gré de ce journal, le reproche de nous endormir dans la quiétude. On nous a fait un crime affreux des « listes de conduite », dont il fut question à la chambre en 1861. Voici la chose : Les sous-préfets avaient reçu l'ordre d'établir de temps à autre des tableaux indiquant la composition des conseils communaux, et

fournissant des données sur le passé politique de leurs membres. Ceci n'avait pas d'autre but que de familiariser le ministère avec les personnalités qui étaient en rapport avec lui. Cette mesure était utile pour les ratifications de fonctionnaires municipaux. Elle m'offrait en outre cet avantage de connaître mon monde lorsque je visitai les différentes villes. La mesure ayant peu d'importance, le cabinet n'hésita pas à la révoquer.

On ne saurait contester, d'ailleurs, que des fautes et des maladresses involontaires aient été commises. Il y a eu des rigueurs ; mais ces messieurs de 1848 mettaient ils toujours des gants ? Qu'on me permette de dire deux mots d'une de ces maladresses : j'entends parler du *livre noir*. De quoi s'agissait-il au fond? Un employé de la préfecture de la police, qui croyait son génie méconnu, voulut montrer ses talents en dressant une liste alphabétique de toutes les personnes politiquement suspectes. Je le reçus froidement quand il vint, en grand uniforme et rêvant de récompenses, me présenter son œuvre. Seulement le pauvre homme avait quelques centaines d'exemplaires sur les bras, et c'était un acte de commisération que de les lui acheter. On en fit donc l'acquisition, et on les distribua entre les divers bureaux de police, convaincu que l'axiome « *superflua non nocent* » était ici de mise. Mais sans que personne fût inquiété. On voit que l'auteur ne fit guère de mal qu'à lui-même. Ce que la police fit de plus grave, fut d'ordonner à quelques personnes de s'inscrire dans ses bureaux, quand elles arriveraient à Dresde.

Au reste, un témoin peu suspect de partialité en notre faveur

a caractérisé très justement ce que fut la réaction en Saxe, dans les années qui ne suivirent pas immédiatement la révolution. J'entends parler de M. Bebel, le socialiste et député au Reichstag bien connu. Il prononçait, à la seconde chambre saxonne, le 2 mars 1886, les paroles suivantes :

« Je n'oublie pas combien, dans les premières années de ma vie politique, il était de mode en Saxe, surtout parmi les classes bourgeoises et libérales, de se déchaîner sur tous les tons contre le système réactionnaire de Beust. On ne pouvait prétendre à être homme d'opposition, et à défendre en même temps par quelque côté le système de Beust. Mais, Messieurs, je dois le dire, pendant le gouvernement de M. de Beust, de 1861 à 1866, je ne me souviens pas d'avoir vu prendre des mesures exceptionnelles et illégales analogues à ce que nous voyons aujourd'hui. C'est durant l'époque indiquée, de 1861 à 1866, que j'ai surtout déployé mon activité politique. Je figurai dans des centaines de réunions populaires, et jamais, sous ce régime si décrié de M. de Beust, on ne m'a opposé les mêmes obstacles qui embarrassent la route de mon parti à l'heure actuelle. »

D'autre part, en prenant en 1852, sous ma direction, le ministère de l'intérieur et la police de Dresde qui, jusqu'alors avait dépendu de la ville, je m'efforçai de faciliter la tâche si difficile des agents en les protégeant dans l'exercice de leurs fonctions. Quand on voit avec quels respects sont traités les policemens de Londres, on ne peut s'empêcher de constater que l'Anglais a le respect inné de la loi. Mais il respecte surtout celle qui assure au policemen l'impunité s'il tue son agresseur

en se défendant, et qui condamne aux travaux forcés quiconque attaque un agent. Qu'on établisse sur le continent des garanties semblables en faveur de la police et le public ne manquera pas de déférence pour elle.

Après l'insurrection de mai, je n'ai jamais oublié qu'aucun châtiment ne pouvait atteindre les auteurs indirects, et pourtant responsables jusqu'à un certain point de la révolution. Je n'ai jamais oublié que la regrettable connivence du ministère de mars avec le bon mais incapable Oberländer, avait, pour une bonne part, excité le peuple saxon, jusqu'alors si ami de l'ordre, à la révolte. L'amnistie me parut rationnelle.

Il me reste à indiquer, pour clore le chapitre, ce que je fis comme ministre des cultes et de l'instruction publique. Le département avait eu jusqu'en 1848 son chef propre, et il le reçut à nouveau en 1852. De 1848 à 1852, von der Pfordten et moi la dirigeâmes, en même temps qu'un autre ministère : il fut réuni tantôt à un département tantôt à un autre.

Je pris à tâche de bannir la politique de l'Ecole et de l'Eglise; on ne me blâmera point, si l'on songe à tout le mal causé par la confusion sur ce domaine. Une nouvelle loi scolaire a soumis les instituteurs à une surveillance plus étroite, mais en même temps elle apporta une amélioration, très sensible et très désirée du traitement minimum. En ce qui concerne l'Eglise je n'éprouve aucun regret non plus à rappeler mes actes.

Quoique élevé par une mère pieuse dans la foi chrétienne, je suis parvenu progressivement à des vues très larges en matière religieuse. Je suis d'avis que nul ne peut être forcé de

croire et d'assister aux offices, et que, d'autre part, ceux qui tiennent à l'Eglise et à la religion, ont le droit qu'on respecte leurs convictions et leurs pratiques. Cette manière d'entendre la question est généralement répandue en Angleterre. Je me souviens que, sur la ligne de Londres à Brigthon, on présentait de petites feuilles imprimées aux voyageurs. Etant myope, je crus, de prime abord, que c'étaient des indicateurs de chemins de fer. En y regardant de plus près, je m'aperçus qu'elles renfermaient les dix commandements et le « Pater noster », ces imprimés étaient distribués par les compagnies. On peut tenir le fait pour une manifestation futile. D'accord; mais que l'on fasse de même à Berlin ou à Vienne, et une heure plus tard les placards seront criblés de plaisanteries, ce qui n'arrive jamais en Angleterre.

Je rendais hommage tout à l'heure à cette opinion que l'Etat doit satisfaire les besoins spirituels par le choix des ecclésiastiques. Seulement, je le dis à regret, bien que je sois protestant : les réformés sont, en somme, plus portés à l'intolérance que les catholiques. Ceux-ci tiennent surtout aux pratiques extérieures et ne s'inquiètent pas autant du dogme; au contraire, le protestant est exigeant et exclusif. Dans le voisinage de Dresde, à Tharandt, se trouve une célèbre académie forestière qui compte beaucoup d'élèves étrangers. A l'époque où je pris en main le ministère des cultes, il y eut justement un changement de pasteur, à Tharandt. Le précédent pasteur avait un peu négligé ses fonctions, et, comme les professeurs et les élèves forestiers n'étaient guère dévots, ils avaient presque cessé

d'aller à l'église. Le nouveau ministre était un homme distingué, qui avait séjourné longtemps dans la Suisse romane, mais il était orthodoxe. Il se montra brillant orateur de la chaire, ses paroissiens accoururent à l'église, non pour s'édifier, mais pour critiquer et dénoncer les tendances étroites et un peu choquantes du prédicateur.

La nomination de M. Harless, en remplacement de l'érudit et vénérable Ammon, au poste de premier prédicateur de la cour, fit un grand scandale. J'avais connu Harless à Munich où il défendait avec grand courage les intérêts des protestants, à la Chambre, contre le ministère Abel. Quelques années après avoir été nommé prédicateur de la cour, il fut rappelé par le roi Maximilien II de Bavière, et installé dans les fonctions de président du Haut-Consistoire ; dès lors, les protestants bavarois ne furent plus inquiétés dans leur conscience et leur liberté de pensée.

On ne saurait d'ailleurs mieux définir la différence entre protestants et catholiques, au point de vue de la tolérance qu'en comparant l'anti-sémitisme du pasteur Stoëker, avec les idées si libérales du cardinal Haynald.

Je glisserai ici entre parenthèses l'anecdote suivante. De 1845 à 1849, il y eut en Saxe, grâce au réformateur Ronge, un véritable essor de catholicisme allemand [1]. Des communes libres s'organisaient partout. J'étais encore ministre des cultes, quand, un jour, on m'annonça le « doyen du conseil régio-

1. Nous avons vu se reproduire le même mouvement sous le nom de « vieux catholique. »

nal ecclésiastique. » Je m'attendais à voir paraître un vénérable vieillard en longue lévite, quand j'aperçois un monsieur mis avec élégance, qui s'avance en me disant : « Excellence, ne me remettez-vous pas ? Je suis le tailleur M. En 1840, tous les ouvriers étrangers reçurent l'ordre de quitter Paris; vous vous êtes employé en ma faveur, afin que je pusse rester chez Chevreuil, et je vous en remercie encore aujourd'hui. » — « Vous me faites plaisir, lui répondis-je, mais comment donc êtes-vous parvenu à votre position actuelle ? — « Ah, mon Dieu ! je ne sais; cela me coûte de l'argent, et je vais donner ma démission. » — « Vous ferez bien. » — Depuis, « monsieur le doyen », retourné à ses redingotes et à ses vestes, m'a fourni maintes preuves de son savoir faire. Mais la théologie n'entrait pour rien dans ses ouvrages.

CHAPITRE VIII

1849

L'alliance des trois rois. — Relations avec Berlin. — Entrevue de Pillnitz. — Excursion à Vienne.

Tant que j'ai été ministre à Dresde, c'est-à-dire pendant dix-sept ans, tous les mémoires et toutes les dépêches émanaient de moi-même. A Vienne, il n'en fut pas de même. Je trouvai dans cette capitale des secrétaires distingués, et je me serais fait un reproche de ne pas employer leurs talents; d'ailleurs, pendant les premières années où j'étais occupé autant par la politique intérieure que par les affaires étrangères, mes loisirs étaient fort minces. Dans la règle, je préférai dicter que d'écrire moi-même; cela offrait le double avantage de faciliter la tâche du copiste [1], et de procéder plus rapidement. L'expérience m'avait en effet démontré que la présence d'un scribe stimule, et fait trouver plus vite l'expression précise.

1. L'écriture de M. de Beust pouvait concourir comme indéchiffrabilité avec celle de Napoléon Ier. Le roi Fr.-Auguste avait coutume de dire : « Beust a trois écritures : l'une que son secrétaire peut lire ; la seconde que Beust seul peut lire, et la troisième que Beust lui-même ne peut pas lire. »

C'est ainsi que je rédigeai un mémoire, que je présentai en 1849 au Landtag, et qui rendait compte de tout ce que le gouvernement avait fait depuis l'insurrection de mai pour résoudre la question allemande, mais qui s'étendait en même temps sur l'histoire de cette même question dès les premiers jours de 1848. Ce mémoire trouva d'abord peu d'auditeurs attentifs et surtout convaincus, vu le courant démocratique unitaire qui régnait alors. En reproduisant cette pièce, je crois qu'elle élucidera les événements contemporains. J'ai soin d'ailleurs de l'abréger et n'en conserve que les passages saillants. J'ajoute que ce mémoire est un guide consciencieux et exact pour tout ce qui concerne cette *Constitution des trois rois* (1849) qui, dans la suite, attira deux graves reproches au gouvernement saxon: celui d'ingratitude et celui de perfidie : on verra s'ils étaient mérités.

Sur la demande du gouvernement prussien, des négociations furent entamées à Berlin, dans le but de reprendre en la modifiant l'œuvre du parlement de Francfort. Les conférences furent ouvertes aussitôt après la répression de l'émeute de mai. Le général de Radowitz était seul plénipotentiaire de la Prusse. L'ambassadeur autrichien, baron Prokesch n'assista qu'à la première séance et se retira dès qu'il fut question d'exclure l'Autriche de l'Empire allemand. L'envoyé de Bavière, comte Lerchenfeld, manquant d'instructions précises de son gouvernement, s'abstint de toute déclaration nette. En revanche les délégués du Hanovre, M. Stuve et Klostervoigt von Wangenheim, prirent une part active aux délibérations. J'étais accompagné du ministre Behr, qui joua un rôle passif.

Le général de Radowitz était une personnalité remarquable. Homme de grand savoir et ayant beaucoup retenu, il avait acquis toute la faveur de Frédéric-Guillaume IV. Dès que le parlement de Francfort devint, sinon une caricature, au moins, une assemblée manquant de sérieux, on regarda Radowitz comme un capucin armé d'un glaive. Moine farouche et soldat décidé, telle était bien l'impression que laissait sa physionomie. Catholique, il s'était adjoint un Rhénan catholique comme aide, pour mener à bien l'œuvre de l'exclusion de l'Autriche, du futur empire allemand. Les conditions vitales de l'Autriche, nous disait-on, l'empêchent nécessairement de faire partie de l'Etat germanique. On pouvait répondre que si la constitution ne convenait pas à un membre important du corps germanique, il fallait la changer. On a toujours pensé jusqu'ici que les constitutions étaient faites pour les peuples, et non les peuples pour les constitutions. On aurait dû prendre la peine de retoucher le projet, et un échec même eût été plus logique que la formule célèbre. « Nous ferons l'union germanique avec beaucoup (d'États), avec quelques-uns ou tout seul. » — Ajoutons que les négociations ne furent guère faciles avec le général de Radowitz ; son fils, dont je conserve un excellent souvenir, m'a dédommagé, par son urbanité, de ces désagréments trente ans plus tard, à Paris.

Je fis également la connaissance du premier plénipotentiaire de Hanovre. Le Dr Stuve, jadis bourgmestre opposant d'Osnabrück, appartenait à ces rares ministères de mars qui avaient survécu à 1848. Chose digne de remarque, il s'insinuait avec

une habileté rare. Le roi Ernest-Auguste, après l'avoir vu quelques minutes, avait dit, en son jargon mi-allemand, mi-anglais : « Le petit Stuve est un fameux compère. » De son côté, le docteur disait en partant : « Je croyais trouver un tyran capricieux, et j'ai eu affaire à un aimable et judicieux vieillard. »

Stuve savait résister à M. de Radowitz. Seulement ses actes et ses discours étaient tour à tour inspirés par la pensée de résister à la réaction et par celle de faire plaisir « au judicieux vieillard ». Cette contradiction le paralysait un peu.

Des deux hommes qui se trouvaient en M. de Radowitz, il n'y en eut qu'un avec qui nous eûmes affaires : le soldat. Les négociations furent littéralement menées tambour battant ; leur peu de durée correspondit à la fragilité de la constitution nouvelle. Commencées le 17 mai, elles finirent le 26, et plus exactement le 23, jour où je me rendis à Dresde. Au lieu de laisser quelque délai aux Etats participants pour essayer la constitution projetée, les grandes lignes nous furent communiquées un peu avant l'ouverture des conférences, le système de marche à toute vitesse devint évident dès le début des négociations : on déclara que, en cas de dissentiment, le tort serait à l'Etat récalcitrant ; d'autre part, on n'attendit pas que le projet de fédération fût ratifié pour procéder à sa proclamation officielle.

A cette heure, il serait peu intéressant d'entrer dans des détails sur le projet de constitution mort-né. La question capitale a seule une importance historique. L'*empire* n'était pas nommé ; il était remplacé par une présidence avec un collège de princes, ce qui changeait peu le fond des choses, mais ce qui voilait, en

quelque sorte, la nature des rapports entre le suzerain et les vassaux. C'est là surtout ce qui méritait d'attirer mon attention, et je refusai de m'engager avant d'avoir reçu des instructions de Dresde. Il m'était impossible de méconnaître que ce conseil suprême de l'empire était, au fond, d'une bien autre importance que la forme impériale. A Francfort, on avait au moins parlé de fédération germanique impériale; à Berlin, on jasait du peuple allemand, de fleuves allemands, de champions de l'Allemagne; mais on ajoutait aussitôt: « L'Empire ne comprend que les Etats qui reconnaissent la présente constitution, » et on admettait deux confédérations séparées, au nord et au sud. En ce qui concernait l'Autriche, on abusait de la situation : c'était l'époque où cet État, après avoir réduit les Italiens, luttait contre l'insurrection hongroise, et n'était guère en mesure de participer à l'élaboration d'une constitution allemande. Mais on ne tenait pas compte davantage de l'Allemagne du sud, et la participation des Etats qu'elle comprend était d'une évidente importance. Sans parler de la dépendance imposée aux divers princes et des sacrifices qu'elle imposait, on ne pouvait oublier quel danger constituait la division possible de l'Allemagne en deux grandes ligues séparées.

Le 24 mai, je partis pour Dresde. Le roi était encore au Königstein, je l'y suivis, accompagné des autres ministres. Je n'obtins pas de pleins pouvoirs pour signer, purement et simplement, les articles relalifs à la question capitale. Le 26, je retournai à Berlin. Un violent orage, une pluie battante retardèrent l'arrivée du train qui n'arriva qu'à dix heures du soir.

A la gare, je fus reçu par un attaché du général de Radowitz, qui me pria de le suivre aussitôt. Je trouvai chez le général les délégués du Hanovre et de la Bavière. M. de Radowitz était décidé à obtenir les signatures le 26, veille de Pentecôte ; il n'y arriva que le 27, à trois heures du matin. — On s'est demandé pourquoi j'avais apposé ma signature au bas du traité. Eh bien, ce ne fut ni l'impétueuse éloquence de M. de Radovitz, ni la fatigue qui me décidèrent, mais les égards que je devais avoir pour le gouvernement prussien. Durant mon absence, une circulaire diplomatique avait été expédiée, qui annonçait l'adhésion des trois royaumes (Saxe, Bavière et Hanovre) à la constitution nouvelle. Il ne faut point la confondre avec une circulaire éventuellement préparée qui fut publiée le 28, avant que les ratifications eussent été échangées. On ne pouvait donc refuser de signer, sans donner un démenti au gouvernement prussien; c'est pourquoi je signai. Ajoutez-y que je n'ai jamais mentionné cette circonstance pendant les délibérations de la Chambre, et vous verrez ce qui restera de l'ingratitude saxonne qu'on nous a reprochée.

Toutefois je ne devais point oublier les intérêts de mon pays. En conséquence, j'écrivis de suite une déclaration formelle, relativement à la question impériale. Les délégués hanovriens l'acceptèrent ; et le gouvernement prussien n'y vit aucun inconvénient pas plus qu' à l'acte de ratification qui rappelait cette réserve. Le gouvernement saxon déclarait donc ne pouvoir abandonner ses préventions contre l'établissement d'un pouvoir impérial central ; cependant, il était prêt à subordonner

cette conviction au besoin de conserver l'ordre politique menacé, et à celui de mettre en vigueur rapidement la constitution allemande ; pour le bien de tous, il consentait à céder la puissance exécutive de l'empire au roi de Prusse ; mais il réservait formellement par l'article premier les droits fédéraux de S. M. l'empereur d'Autriche; il ne voulait laisser aucun doute sur la résolution d'accepter la constitution nouvelle, non pour la prospérité de quelques-uns, mais pour celle de la nation allemande tout entière ; la déclaration ajoutait qu'on ne pouvait espérer une entrée prochaine des pays autrichiens dans la fédération, mais que l'adhésion des autres Etats allemands, les droits de l'Autriche restant réservés, devait être obtenue; qu'il ne fallait point rechercher l'établissement d'une confédération du Nord et d'une confédération du Sud : et qu'en conséquence le gouvernement saxon demandait dès à présent que, si les Etats du Sud n'accédaient pas, de nouvelles négociations fussent ouvertes afin d'établir une constitution qui fût valable pour le peuple allemand, et non pour quelques Etats réunis.

Les délégués hanovriens acceptèrent ma déclaration, et insistèrent sur cette idée qu'au cas où les deux confédérations précitées tendraient à se former, les négociations seraient reprises et le projet transformé.

Après avoir pris ainsi les précautions nécessaires, le gouvernement saxon continua activement et loyalement, de concert avec la Prusse, l'œuvre commencée. Nous ne pouvions donner de meilleure preuve de nos bonnes intentions que le choix de notre délégué au Conseil suprême qui allait se réunir. M. de

Zeschau, ministre de 1830 à 1848, avait été jadis au service de la Prusse, et il jouissait, selon son mérite, d'une haute considération et d'une confiance entière à Berlin. Cet homme distingué ne pouvait donner de preuve plus sensible de son dévouement au roi et à la patrie que d'accepter la tâche ingrate qu'on lui proposait. Il s'y mit avec zèle et s'efforça, mais vainement, d'arriver à une entente avec l'Autriche. Ni lui, ni le plénipotentiaire du Hanovre ne purent empêcher que la majorité formée par l'intervention des autres Etats allemands du Nord et de Bade, ne fît litière de la *réserve* indiquée. Ils ne purent empêcher que le Reichstag ne fût convoqué à Erfurt, et les électeurs appelés au scrutin dans tous les Etats confédérés y compris la Saxe et le Hanovre. C'était l'instant, ou jamais, de faire valoir nos *réserves*, et de rappeler notre représentant au Conseil suprême. Il était trop évident que, le Reichstag réuni, la constitution acceptée, il ne pouvait être question de la transformer.

On voit que nous n'avons à nous reprocher nulle perfidie; mais on voit aussi qu'on pourrait justement appliquer ce terme aux procédés prussiens relativement à notre déclaration.

Reste « l'ingratitude d'un gouvernement sauvé ». — A considérer les choses d'un peu haut, il est impossible d'admettre que la reconnaissance doive aller assez loin pour que l'objet sauvé soit adjugé au sauveur. Au reste, on oublie comment les choses se sont passées. Le roi de Prusse avait prié en mars 1849 le roi de Saxe de ne pas reconnaître la constitution impériale; au cas où la révolte éclaterait, il lui promettait l'appui de la force

armée. Nous fîmes droit aux désirs du roi; l'ordre fut troublé, les troupes prussiennes intervinrent.

Il n'y a rien là que de rationnel : donnant, donnant. — J'ai dit déjà quel service la Saxe rendit aux autres États allemands, — sans en excepter la Prusse, — en affrontant l'insurrection sur son territoire.

Ainsi le reproche d'ingratitude n'est guère mieux fondé que celui de perfidie. C'est aussi ce que pensait mon collègue Friesen. Comme il est cité toujours comme une autorité par les historiens prussiens, lorsqu'il m'attaque, il m'est permis de signaler son opinion.

Au milieu des désagréables discussions dans le Conseil suprême à Berlin, survint une entrevue à Pillnitz, bien différente de celle de 1792, quoique les mêmes dynasties fussent en présence. L'empereur François-Joseph et le roi Frédéric-Guillaume IV étaient les hôtes de Frédéric-Auguste. Les relations personnelles ne pouvaient être qu'agréables; mais les résultats furent minces, et je doute qu'on se soit beaucoup occupé à Pillnitz de questions générales. C'est là que je vis pour la première fois l'empereur d'Autriche; il était âgé de dix-neuf ans et tel qu'un portrait du temps le montre, plein de force et de vie. Son maintien élégant était entièrement militaire; sa figure profondément sérieuse, et toute sa personne respiraient l'énergie.

Peu après, je vis à Vienne le premier ministre de l'empereur. Quand bien même les événements n'en auraient pas fait un personnage de premier ordre, le prince Schwar-

zenberg aurait imposé par sa seule apparence ; il représentait le vrai *grand seigneur*, avec toute sa simplicité et son aisance natives, par opposition au *parvenu*. Son énergie, comme ses dons naturels, n'ont jamais été mis en doute.

Le prince Schwarzenberg, je me plais à le rappeler me prit de suite en amitié, et il m'a conservé jusqu'à la mort le même sentiment. Il me sera d'autant plus douloureux de ne pas l'épargner comme je serai tout à l'heure obligé de le faire. Il méprisait l'humanité mais il connaissait mal les hommes. Ceci explique et excuse un grand nombre de ses actes et de ses fautes.

Dans le ministère Schwarzenberg figuraient alors MM. de Schmerling, Bach et Léo Thun ; un étrange assemblage. Il ne dura pas ; car Schmerling, que j'appris alors à connaître, et qui resta malgré nos divergences, un loyal et fidèle ami, se retira bientôt. Mais si singulière que fût la composition de ce cabinet, il aurait pu avancer beaucoup les choses, si, au lieu d'annuler la constitution du 4 mars 1849, il l'avait améliorée. Schmerling et Bach étaient hommes tous deux à effectuer une révision dans le sens conservateur, et Léo Thun, qui n'était pas encore le ministre ultra clérical, n'aurait pas refusé de prendre part à cette œuvre. Le parti auquel on s'arrêta [1] fit la joie des ennemis de l'Autriche à Berlin et en Italie.

1. La dissolution par la force du Reichsrath de Kremsier.

CHAPITRE IX

1849-1850

La situation à l'intérieur. — Le soi-disant coup d'État de 1850. — L'Université.

Le ministère de mai s'était complété par l'entrée de M. de Friesen, comme ministre de l'intérieur, et du Dr Behr comme ministre des finances d'abord, et plus tard de la justice. J'avais entamé avec M. Behr des négociations quand il n'était encore que chef de division au ministère de l'intérieur; il me posait alors des conditions qui tendaient presque à reconnaître la constitution impériale. Behr était un homme d'une grande habileté, il l'a prouvé dans ses rapports avec les chambres, d'une honorabilité parfaite et d'une rigidité de conscience qui allait jusqu'à la cruauté. Il avait étudié en premier lieu la théologie, puis, craignant que ses connaissances ne fussent pas au niveau de sa foi, il s'était jeté dans la jurisprudence [1].

1. Il n'avait pas dépouillé entièrement l'inquisiteur. Un peu avant 1866, nous étions à Waldheim où il procéda à l'interrogatoire d'un accusé. Il le fit avec tant d'ardeur, qu'en sortant je lui dis : « Behr, si jamais je tombe en vos mains, j'avouerai tout. »

Mes instructions lui ont fait passer quelques mauvais moments; mais aussi, ses hésitations ont mis ma patience à l'épreuve ; malgré tout, nous sommes restés jusqu'à la fin bons et fidèles amis. J'ai éprouvé un vrai plaisir à le défendre contre les insinuations de M. de Friesen dans ses *Souvenirs*.

J'ai déjà parlé de mon collègue Zschinsky. Reste le colonel Rabenhorst; si je me taisais complètement en ce qui le concerne, mon silence pourrait être mal interprété. Nos rapports ont parfois été troublés, et cela peut surprendre chez des hommes qui s'unirent si fidèlement à l'heure du danger, pendant l'émeute, puis en 1850 et 1866. Ce n'est pas moi qui puis être rendu responsable de nos divisions passagères, je ne puis me les expliquer que par les calomnies auxquelles Rabenhorst n'était pas tout à fait inaccessible. J'ai fait, dans ce domaine, en Saxe et en Autriche, de douloureuses expériences, mais je garde la consolation, sinon d'avoir reconnu mes ennemis, au moins de n'avoir jamais méconnu un ami.

Je commettrais une injustice en passant sous silence un de mes collègues, qui prit la place du baron Friesen, après que j'eus réuni en mes mains les deux ministères de l'intérieur et des affaires étrangères. Je veux parler du baron de Falkenstein ; il ne me souvient pas que jamais, en matière politique, nous ayons cessé de marcher la main dans la main. C'était mon homme de confiance ; à tel point qu'en 1864, à l'époque où j'étais plénipotentiaire de la confédération germanique à Londres, il me fit mon intérim aux affaires étrangères.

C'était un homme d'un grand savoir. Il établit l'ordre dans l'église et dans l'école, sans recourir trop à la rigueur.

Revenons à 1849.

Après le « Landtag de déraison, » on élut à la fin de 1849, un « Landtag de résistance. » Sa composition était fort différente du précédent. Il y avait deux membres du ministère Held, deux ministres de mars, et un ministre d'avant la révolution, M. de Carlowitz, qui y défendait, un peu les idées libérales, mais surtout l'unité et la prépondérance de la Prusse. A côté d'eux, beaucoup de membres de l'ancien « Landtag de déraison » et un membre attaché au service de la cour y siégeaient.

Le nom de « Landtag d'opposition » était mérité. J'eus, pour mon compte, fort à souffrir de sa résistance et des attaques qu'on dirigeait contre moi ; les autres ministres ne furent pas épargnés ; si bien qu'une seconde dissolution fut nécessaire, et qu'il fallut rétablir les Etats qui avaient fonctionné jusqu'à 1848[1].

A lire les feuilles centralistes et surtout prussiennes, on croirait que toute la responsabilité de cette mesure doive retomber sur M. de Beust, ce particulariste, ce réactionnaire. Elles ne tarissent pas d'éloges, au contraire, sur les intentions libérales et les sentiments prussophiles du baron Friesen, qu'elles dépeignent comme une sorte « de Sauveur. » J'ai laissé passer l'orage ; mais j'ai ri en voyant M. de Friesen dans ses *Souvenirs* s'attribuer l'initiative de l'excellente mesure : la dissolu-

1. C'est cette mesure prise par ordonnance royale qui fut qualifiée de coup d'État.

tion, et, en cela, il ne faisait que se rendre justice. Il a seulement tort de dire que je ne m'y attachai qu'après beaucoup d'hésitation : il confond les dates. Immédiatement après l'échec de l'insurrection, l'abolition de la loi électorale de 1848 avait été proposée; et cela se comprend sans peine, quand on songe que l'impression laissée par l'émeute de mai était encore toute fraîche. Si je me prononçai contre cette mesure, c'est que je ne voulais pas qu'on pût la croire exécutée sous la protection des baïonnettes étrangères, alors que les troupes prussiennes occupaient encore le pays.

M. de Friesen fut approuvé et appuyé par le ministre de la justice. Au contraire, M. Behr fit longtemps de l'opposition; les résistances du ministre de la guerre, dont le budget devait profiter de la réforme sont plus surprenantes.

Quoi qu'il en soit, la sympathie du pays nous était assurée. Le gouvernement s'y prit avec habileté et, tout en décrétant certaines mesures qui restreignaient la liberté de la presse et le droit de réunion, il leva l'état de siège, qu'on avait établi à Dresde après l'insurrection. Dès lors, le pays put littéralement respirer. Malgré tous les efforts des partis particulariste et démocratique, les députés parurent à la Chambre, sans en excepter ceux qui avaient fait partie des Parlements dissous.

Cependant nous rencontrâmes encore un obstacle qui aurait pu devenir embarrassant, l'attitude de l'Université de Leipzig. Le sénat académique, où les *Gothœr* avaient la majorité, et qui avait à élire un député à la première chambre, prit la résolution de nier la légalité du renvoi des chambres et d'a-

journer l'élection du représentant de l'Université. J'infligeai au sénat le blâme qu'il méritait; mais je me rendis moi-même à Leipzig afin d'arriver à une entente amiable. Cette tentative de traiter les choses en douceur n'eut pas de succès; il fallut recourir à des mesures plus efficaces; on considéra les opposants, comme des abstentionnistes et l'élection eut lieu malgré eux.

Seulement le doyen ayant refusé de signer les pouvoirs du député élu, il fallut envoyer à Leipzig un commissaire extraordinaire, M. Zobel, avec le mandat impératif d'obtenir la signature; ce qui fut fait malgré le doyen.

Dans cette affaire, toutes les haines retombèrent sur moi; en revanche, je trouvai peu de reconnaissance chez ceux pour qui j'avais pris parti. Les haines ne désarmèrent jamais. Je n'ai point eu à me féliciter d'avoir été en querelle avec les professeurs de Leipzig. Le renvoi de trois d'entre eux fut la conséquence de leur participation à l'émeute de mai. Cette mesure me coûta beaucoup; mais je ne pus m'habituer à la pensée que des professeurs universitaires méritaient plus de ménagement qu'un pauvre maître d'école de village.

Au reste, à le bien prendre, la liberté académique est un anachronisme. Au temps où nulle vie publique, nuls débats parlementaires, nuls journaux, nul droit de réunion n'existaient, cette liberté avait un sens et une portée ; elle assurait le développement intellectuel de l'individu qui allait entrer au service de l'Etat ou de la cité. Aujourd'hui elle est sans objet. On voit en Angleterre les universités d'Oxford et de Cambridge songer à leurs régates, et non pas à M. Bradlaugh.

Je ne veux point dire qu'il y ait lieu d'établir des règlements disciplinaires plus sévères pour les universités; mais il est bon de se souvenir que les gouvernements trouvent assez d'opposition dans les Chambres et dans le public, pour pouvoir se passer des bons conseils qui leur viennent des facultés.

CHAPITRE X

1850

Nouvelle session de la Diète de Francfort. — Conflits en Hesse. — La guerre probable. — Olmütz.

Tandis que les Etats supprimés en 1848 réapparaissaient en Saxe, à Francfort, dans la rue d'Eschenheim, le palais de Taxis se rouvrait pour les séances de la diète germanique. Seulement, tandis qu'en Saxe la situation reste calme et que les événements affermissent la paix publique, à Francfort les conflits allaient se succéder. De concert avec les États moyens l'Autriche avait préparé cette résurrection de la Diète. Sa conduite était justifiée par les circonstances. En 1848 le pouvoir central avait, en droit et en fait, cessé d'exister. La *constitution des trois royaumes* proposée par la Prusse avait été rejetée par l'Allemagne du Sud; celle *des quatre royaumes* acceptée par l'Autriche était repoussée par la Prusse qui tenait à l'idée de l'*Union*, c'est-à-dire à une confédération partielle avec un nombre très limité de membres. Dans une brochure

de l'époque, un écrivain, M. C. Franz, fait remarquer que l'Autriche et ses alliés tendaient aussi à constituer une union séparée comme celle imaginée par M. de Radowitz au profit de la Prusse. Il y avait toutefois cette différence, que l'Autriche et ses alliés restaient dans leur droit strict tout au contraire de la Prusse. Ne pouvant obtenir une nouvelle organisation commune, on devait se contenter à Vienne du régime prévu par la constitution, tandis que la défection de quelques Etats allemands et leur établissement en confédération particulière, était en opposition formelle avec l'art. II de l'Acte d'Union. Je m'en étais nettement expliqué dans une séance du Landtag.

Malheureusement la Diète dut s'occuper en premier lieu du conflit hessois, mais elle ne pouvait se dérober à cette tâche. Je ne veux point m'arrêter à ce désagréable épisode, je rappellerai brièvement que la mise à exécution du mandat fédéral fut confiée à la Bavière; qu'elle fut contrecarrée par l'intervention de la Prusse sous le fallacieux prétexte d'occuper les routes d'étapes; quel rôle joua en Hesse le cheval tué à Bronzell; que les ordres de M. de Radowitz, appuyés sur des démonstrations armées, ses déclarations relatives à « l'action illégale de la Diète » envenimèrent les choses à ce point qu'il fallut mobiliser.

En novembre 1850, — novembre a tenu une grande place dans ma vie, c'est en novembre que je devins ministre autrichien; en novembre que je cessai de l'être; en novembre que je fus nommé ambassadeur à Londres; et c'est en novembre que je quittai l'Angleterre, — en novembre 1850, dis-je

je reçus un matin la visite de mon médecin qui m'aborda avec ces mots : « Mais il y a épanchement de bile ! » — « C'est bien possible, » répondis-je : je venais de recevoir la nouvelle de l'arrangement d'Olmütz [1]. « Je suis, ajoutai-je, comme un joueur de whist qui aurait *dix-huit à point*, et verrait son partenaire renoncer à la partie. »

Où en était donc la situation au point de vue militaire? En Bohême, trois corps d'armée autrichiens, bien exercés et au complet; quatre-vingt mille Bavarois en campagne ; trente mille Saxons sur l'Elbe, jusqu'à Torgau, tandis qu'en Prusse rien n'était prêt. C'est ce que me confirma l'empereur actuel d'Allemagne alors prince de Prusse quand je lui rendis visite en 1851.

« Vous seriez, me dit-il, arrivés jusqu'à Berlin ; mais comment en seriez-vous ressortis? » La politesse m'empêcha de lui répondre que lorsqu'on est entré, il est aisé de sortir, mais difficile de vous chasser. Que de fois ai-je entendu à Vienne des Français dire, même après Sedan : « Pas un Prussien ne sortira. »

1. L'arrangement d'Olmütz, fut tout simplement la soumission complète de la Prusse aux volontés de l'Autriche dont l'armée était prête à entrer en campagne. Le ministre prussien, le général de Radowitz, qui jusque-là avait tenu tête à l'Autriche avait dû se retirer et son successeur, M. de Manteuffel, était accouru à Olmütz pour déclarer au prince de Schwarzenberg que le roi Frédéric-Guillaume renonçait à toute position prépondérante en Allemagne et qu'il acceptait la présidence de l'Autriche à la diète de Francfort. M. de Beust, que le ministre autrichien appela son meilleur lieutenant, avait déployé une grande ardeur diplomatique et belliqueuse contre la Prusse. L'armée saxonne devait servir d'avant-garde et marcher droit sur Berlin. (F. K.-A.)

On ne saurait, d'ailleurs, trouver de meilleure preuve à l'appui de mes assertions qu'un passage que j'emprunte au livre du Dr Busch, — livre qui m'est fort peu sympathique, mais qui m'a été utile. Le Dr Busch cite les paroles suivantes du prince de Bismark, prononcées au Reichstag, le 24 janvier 1882 :

« Messieurs les députés comprenaient si peu la situation politique que tout en réclamant l'unité allemande, ils ne s'apercevaient pas même qu'une forte armée prussienne et l'assentiment du roi étaient indispensables. Ils combattaient avec la dernière violence les efforts du roi de Prusse pour fortifier cette armée qui devait, non seulement fonder, mais défendre l'unité allemande; et notre organisation militaire était telle que, au temps d'Olmütz, m'étant fait annoncer chez le ministre de la guerre en qualité de député et d'officier de landwehr, il me dit : « *Nous ne pouvons pas nous battre*; *nous ne pouvons empêcher les troupes autrichiennes d'occuper Berlin.* »

J'ai eu, de mon côté, l'occasion de parler de cet épisode avec beaucoup de ménagement en 1868, à propos de la loi de défense, en plein Reichsrath autrichien. Voici mes paroles :

« On a parlé, et comment ne pas le faire? de cette guerre malheureuse, dans laquelle nous avons été jetés; mais, je vous le demande, où sont les diplomates qui doivent en supporter la faute? Où donc l'indiscrète activité du ministère de la guerre s'est-elle montrée? Je jette un regard rétrospectif sur les vingt dernières années qui se sont écoulées depuis la chute de la vieille Autriche, — celle de Metternich, — et je ne vois qu'un homme d'Etat, exempt d'ambition personnelle, mais hardi et d'humeur

entreprenante. Je ne reviendrai point sur cet arrangement qui fut considéré bien à tort, en Prusse comme une humiliation, en Autriche comme un succès. Je ne sais qu'une chose, c'est que la situation a changé du tout au tout: je vois encore ce qu'elle était quand, en face de la Prusse mal préparée, des corps d'armée autrichiens, bavarois et saxons marchaient à la frontière; je vois ce qu'elle fut plus tard à l'heure où les colonnes prussiennes ennemies marchèrent contre l'Autriche prise au dépourvu; et je me dis alors que le ministre autrichien n'avait que faire de négocier et de rapporter les préliminaires d'une nouvelle constitution. »

En dehors du parlement, je ne me gênai point de dire qu'Olmütz avait été, non pas une humiliation de la Prusse, mais une faiblesse de l'Autriche.

« Avilir la Prusse, d'abord, et la démolir ensuite », tel est le mot qu'on a mis dans la bouche du prince de Schwarzenberg. Je suis persuadé qu'il ne l'a jamais prononcé, mais je suis également convaincu qu'il ne se rendait pas un compte exact de la situation. « Ni avilir, ni démolir, mais contenir », telle était la tâche, tâche qui demandait une ténacité rare, et qu'on négligea complètement à Olmütz.

Ainsi, d'après les aveux mêmes de l'empereur et du chancelier, la Prusse n'aurait pu empêcher l'occupation de Berlin. Et c'est dans ces conditions que l'on conclut avec cette puissance un arrangement par lequel elle ne rend rien de ce qu'elle avait acquis depuis deux ans, et cède seulement quelques vaines prérogatives au roi de Danemarck et au prince de Hesse? Le reste

à la grâce de Dieu! Conférences libres sans programme, sans stipulation! C'était toujours la même tradition: rechercher l'apparence et non la réalité. L'Autriche considérait comme un grand résultat d'avoir annulé l'Union de M. de Radovitz; elle ne songeait pas à s'assurer pour que cette union ne se reproduisît pas vingt ans plus tard sous une forme différente. Rien ne pouvait, d'ailleurs, être plus profitable au cabinet de Berlin que le sentiment de cette humiliation; et c'est depuis lors que l'honneur prussien a été quelque chose de spécial, et de supérieur à l'honneur des autres nations. L'Autriche, je le répète, ne gagnait au fond rien. L'Allemagne élève force monuments à M. de Bismarck, elle ne ferait pas mal d'en élever un à M. de Manteuffel: à Olmütz, il n'a pas moins mérité de la patrie.

Je me souviens qu'on répétait à Vienne qu'il fallait faciliter la tâche du nouveau ministère prussien, qu'on disait plein de bonne volonté. Comme je l'ai déjà dit, le prince Schwarzenberg méprisait fort l'humanité, mais il n'était pas un profond connaisseur des hommes. S'il l'avait été, il n'aurait pas oublié ce que dit la femme de Tell dans le drame de Schiller: « Malheur à toi qui as fait cela: il ne te pardonnera pas de l'avoir vu dans sa faiblesse. » Le prince Schwarzenberg n'a point compté sur la reconnaissance; il avait une trop pauvre opinion de ses semblables pour cela; mais il n'a pas songé à la vengeance de celui qu'il ménageait: dans un prochain chapitre, je montrerai que ce désir de vengeance s'affirma dès l'année suivante, dans les actes et les paroles non pas du roi, mais d'un homme qui allait devenir une puissance redoutable. M. de Manteuffel ne manqua pas

l'occasion non plus de se moquer peu après de l'Autriche, dans les affaires de Hanovre.

S'il n'y avait eu le conflit de Hesse, on comprendrait que, pour toute réclamation à la partie adverse, on lui eût demandé de céder en cette affaire. Mais le conflit en question n'était que le premier anneau d'une chaîne. On affirmait la tendance d'exclure l'Autriche de l'Allemagne. On avait refusé la couronne impériale offerte par la diète de Francfort, non seulement *in abstracto* mais *in concreto*, parce qu'on estimait que ceux qui l'offraient n'en avaient pas le droit, et cependant on voyait dans ces propositions un « précédent ». Plus tard survinrent la dépêche de janvier conçue par Bunsen, l'union de M. de Radowitz, la fédération des Etats. Il fallait donc, si l'on voulait maintenir l'Autriche dans ses droits en Allemagne, resserrer son alliance avec les Etats moyens et lui donner une sanction nouvelle. Il ne manquait pas de plumes exercées à Vienne pour donner à cet accord une forme polie et l'habiller de beaux noms; mais il était nécessaire que la convention fût nette et engageât fortement les deux parties.

Oui, mais la bonne harmonie en Allemagne et l'honneur de la Prusse? Eh bien, on ne pouvait hésiter. Quand on se sait incapable de garder sa capitale et qu'on veut la paix, on ne doit point prétendre à beaucoup de façons.

Le prince Schwarzenberg me disait à son arrivée à Dresde : « Vous auriez préféré en découdre. Moi de même. » Et peut-être aurait-il été préférable qu'on en vînt à la guerre. Elle eût été plus courte que celle de 1866. Si la Prusse, comme on l'affirmait

de tous côtés, avait essuyé une défaite, on ne lui aurait pas pris un seul village. Un puissant spectateur des événements, l'empereur Nicolas, à Varsovie, en était le garant. Seulement, pendant vingt ou trente années, on ne nous aurait plus parlé d'union allemande et d'hégémonie prussienne [1].

Je prie le lecteur de ne point oublier que je suis Autrichien et parle comme tel. Et qu'on ne s'imagine pas qu'un cri de triomphe se serait élevé dans les rangs des « ennemis de la Prusse. » La haine de la Prusse était plutôt imaginaire que réelle. Dans le discours que je prononçai, un peu avant que la guerre de 1866 éclatât, je disais devant la seconde Chambre saxonne : « La haine contre la Prusse est d'une espèce bien particulière. Si je ne craignais de commettre une profanation, j'emprunterais une comparaison à la théologie : tout ce qui est contraire à la volonté de Dieu est impie ; de même tout ce qui est contraire aux intérêts de notre puissant voisin, tout ce qui arrive contre ses désirs, indique à son gré la haine de la Prusse. « C'est seulement dans ce sens qu'on était ennemi de la Prusse à Munich et Stuttgart, comme à Hanovre et à

1. Trente-cinq ans après l'arrangement d'Olmütz M. de Beust déplorait encore avec l'amertume profonde qui perce dans les lignes qu'on vient de lire que l'Autriche n'eût pas profité des circonstances pour briser la puissance prussienne. Ce passage très franc et très sincère des mémoires ne s'accorde guère avec d'autres où M. de Beust proteste contre les intentions systématiquement hostiles qu'on lui a prêtées à l'égard de la Prusse. Pourtant regretter encore en 1886, que les Autrichiens ne soient pas entrés à Berlin en 1850, c'est là une preuve de solide rancune qui montre que, peut-être à son corps défendant et malgré ses atermoiements, l'ancien chancelier d'Autriche-Hongrie détestait ardemment la Prusse et les Prussiens. Cette haine vigoureuse ne nuira pas du reste à sa mémoire auprès des lecteurs français de ce livre. (F. K.-A.)

Dresde. Tous les états allemands se seraient prêtés avec empressement au rétablissement de la bonne entente entre l'Autriche et la Prusse.

Quoi qu'il en soit, dès que la nouvelle arriva à Dresde que M. de Radowitz cédait, on arrêta dans cette capitale, mais non pas à Vienne, la mobilisation, d'une part afin de ne pas faire des sacrifices pécuniaires sans nécessité; de l'autre, parce que ce procédé facilitait un accommodement avec le cabinet de Berlin. Là dessus on apprit que la Prusse abandonnait Cassel et que les frais de mobilisation étaient inutiles.

J'ai parlé plus haut du prince de Schwarzenberg. Je dois expliquer et faire comprendre sa conduite. — D'un côté, il songeait à la jeunesse de son empereur. A la vérité, il n'ignorait pas que, chez son souverain, l'intelligence des questions politiques était bien plus développée que ne le comportait l'âge; mais il ne pouvait oublier que la responsabilité d'un premier ministre, quand le prince est d'un âge encore tendre, pèse bien lourdement. Dans une telle situation, un homme d'honneur se sent, si peu timide qu'il soit par sa nature, assailli par l'angoisse. Ajoutons que Schwarzenberg ne pouvait guère comprendre toute la portée de la question qui s'agitait alors; on ne se doutait pas alors de quelle importance était le maintien de l'influence autrichienne en Allemagne. On ne savait pas que sa perte était sans compensation possible; qu'il ne s'agissait pas là seulement d'honneur, — l'honneur de conserver à l'empereur ses droits d'héritier d'une longue suite de princes, — mais que la position de l'Autriche lui était nécessaire même

pour la défense de l'intégrité de son territoire. Surtout, on ne se doutait pas qu'elle allait rendre difficile la solution du différend entre Allemands et Slaves autrichiens ; tout ce que les premiers peuvent alléguer aujourd'hui relativement à leur rôle civilisateur, s'adresse à des sourds ; au contraire les Slaves comprenaient très bien la suprématie des Germains au temps où l'Autriche avait sa place, — et une place de premier ordre — en Allemagne.

C'est là ce qu'on saisit clairement aujourd'hui. A Sadowa, Benedek ne voulait pas accepter la bataille, et entendait se retirer sur Olmütz. Par malheur l'inexorable logique de l'histoire avait dès longtemps décidé que la route d'Olmütz conduisait à Sadowa.

CHAPITRE XI

1851

Conférences de Dresde. — La Diète au complet. — Excursions à Londres et à Francfort. — Bismarck.

Ce fut un moment solennel quand le prince Schwarzenberg ouvrit au palais de Brühl les conférences des ministres. Je répondis à l'allocution du prince que cela me parut être une ironie du destin que la ville, où s'étaient déchaînés les pires éléments du parti unitaire, révolutionnaire, rassemblât aujourd'hui les hommes chargés de réprimer ces éléments et de rendre la paix à la patrie. Dès le début les conférences promirent beaucoup, et elles se terminèrent par un rendez-vous général à Francfort au palais de la Diète.

Schwarzenberg et Manteuffel n'étaient pas toujours présents; le premier avait un remplaçant qui était surtout content de sa propre personne, le second fut remplacé par le plus habile homme dont la Prusse pût disposer pour cet emploi.

Le comte Buol, malheureusement choisi par Schwarzenberg,

avait été longtemps ambassadeur à Stuttgart et en Russie. Il était si peu au courant de l'histoire allemande qu'au banquet de la société de tir de Dresde, il porta un toast à « l'inébranlable fidélité de la ville de Dresde envers son roi, » oubliant, la récente insurrection de mai. Un an plus tard les ministres des Etats allemands du centre, réunis à Darmstadt pour résoudre la crise douanière, furent surpris par l'accablante nouvelle de la mort du prince Schwarzenberg [1]. Le comte Thun nous avisa que Buol allait devenir premier ministre. Cette nouvelle causa un grand découragement. Toutefois notre jugement était précipité. Je m'aperçus bientôt à Vienne que le nouveau ministre brillait par sa dialectique serrée. En somme il justifia l'appréciation de M. de Metternich : « Le comte Buol, avait-il dit, est comme un couteau à pointe acérée, mais sans tranchant. »

La Prusse était représentée par un homme qui, sans prétentions et sans *pose*, déploya une extrême habileté et fut bientôt maître du terrain. Le comte Alvensleben, autrefois ministre des finances, était surtout connu par la raideur de son caractère, qui l'avait forcé bientôt à donner sa démission. Malgré son apparence, il était d'une incroyable finesse et ce fut lui qui délivra la Prusse d'un projet gênant, qui attribuait aux quatre royaumes une position privilégiée. Quant aux nombreux rapports et travaux relatifs à ce plan ils furent envoyés à Francfort, pour y demeurer ensevelis dans l'oubli.

1. Le prince de Schwarzenberg fut littéralement foudroyé le 12 avril 1852, pendant qu'il s'habillait pour aller dîner en ville. Il était âgé de cinquante ans à peine.

Je dois dire quelques mots d'une autre personnalité politique, l'envoyé du Danemark pour le Holstein, M. de Bülow. C'était sans nul doute un homme de grande valeur puisque le prince de Bismarck l'a appelé auprès de lui, et lui a fait une position influente et privilégiée. Plein d'urbanité et d'une haute intelligence, M. de Bülow était d'un commerce très agréable. Mais ses métamorphoses politiques sont remarquables. A l'époque des conférences de Dresde, M. de Bülow n'était pas seulement réactionnaire militant, mais ennemi décidé de la Prusse. Et il a fini par devenir l'homme de confiance de M. de Bismarck ! Il fit un stage singulier sur la route de Berlin, il fut quelque temps ministre à Mecklenbourg ! Et non pas à Mecklenbourg-Strélitz où l'on obéissait aux ordres de Berlin, — mais à Mecklenbourg-Schwerin, où l'on regardait bien plus du côté de Vienne que de la Prusse, ce qui n'était pas étonnant, la grande-duchesse douairière étant née princesse de Hesse et la duchesse régnante princesse de Hanovre. Le prince Bismarck sait choisir ses « gens », et, quand l'étoffe lui semble bonne, il s'inquiète peu de la provenance. — Je vis M. de Bülow, à Gastein, pour la dernière fois en 1879. Il était malade et mourut peu après.

Une autre connaissance que je fis aux conférences de Dresde, est celle du baron de Dalwigk, ministre du grand-duché de Hesse, avec qui j'ai toujours été lié de la plus étroite amitié. Jamais le moindre malentendu n'est venu troubler nos relations et j'ai toujours pu compter sur son appui, dans les affaires allemandes. Dalwigk partageait avec moi le renom de haïr la

Prusse, et tout aussi à tort ; il est vrai que sa déférence envers l'Autriche était encore plus entière que la mienne ; la guerre de Crimée lui donna bien du mal, et j'eus fort à faire pour le calmer. Les vues qu'on lui a attribuées relativement à la confédération rhénane étaient plus imaginaires encore que sa prétendue haine de la Prusse. A la vérité le gouvernement hessois se montra très aimable pour Napoléon III, mais il ne faisait en cela que suivre l'exemple donné par les grandes puissances. Ajoutons qu'en 1859, un peu avant la guerre d'Italie, M. de Dalwigk ne cachait pas son animosité contre la France. A l'intérieur, son activité a été appréciée même de ses adversaires politiques. Il fut Hessois, comme j'étais Saxon.

Qu'on me permette de mentionner ici deux épisodes d'importance diverse.

Dès que l'on sut que Dresde était choisi comme lieu de réunion de la conférence, je proposai au roi Frédéric-Auguste d'offrir aux deux ministres de Prusse et d'Autriche l'hospitalité au château royal. Le roi partagea mon sentiment ; et de la sorte M. de Schwarzenberg et M. de Manteuffel furent installés dans les appartements du prince royal qui dépendaient du palais royal. Ce procédé ne fut point goûté à Munich. Pour moi il s'agissait d'affirmer visiblement le rôle de présidence alternative, c'est-à-dire le rôle égal que je voulais assigner dans la confédération à l'Autriche et à la Prusse.

Un fait qui intéresse moins l'histoire est le suivant : un vieux professeur de l'Académie de peinture de Dresde, peintre habile en son temps, s'était mis dans la tête de reproduire l'ensem-

ble de la Conférence sur la toile. Par malheur il y avait deux obstacles : le roi de Saxe hésitait fort à acheter le tableau, et le prince Schwarzenberg refusait de poser. Le brave homme de peintre tourna les difficultés en persuadant au roi que M. de Schwarzenberg désirait voir achever le tableau et à M. de Schwarzenberg que le roi tenait fort à cette œuvre; ce dont l'artiste était d'ailleurs persuadé intérieurement. Le prince Schwarzenberg nous disait : « C'est moi qui ferai le cheval blanc du cirque ! », faisant sans doute allusion à son uniforme. Un jour, en posant, je vois qu'une grande figure avait été placée droite et qu'on ne m'apercevait plus qu'à mi-corps. « C'est, me dit le peintre, que l'habit rouge du ministre de Mecklenbourg tranche bien sur le vôtre ; vous êtes un peu étriqué, c'est vrai, mais que voulez-vous ? » — Il tenait à cet habit rouge, je le laissai faire !

Un peu plus tard je me rendis à Londres, où je vis, à l'Exposition universelle, le prince Albert, que M. de Bunsen n'avait guère favorablement disposé pour moi. Au retour, je passai un jour à Francfort. chez le comte Frédéric Thun, un ami d'enfance. J'y rencontrai M. de Bismarck, alors conseiller de légation attaché à la personne du général de Rochow [1]. Bien souvent, je me suis souvenu, pendant le Kulturkampf, d'un mot qu'il prononça alors, à propos d'un membre très dévot de la famille Westspol : « Ces fervents catholiques, dit-il, sont les meilleurs sujets du roi. »

1. M. de Bismarck qui s'était distingué comme réactionnaire pendant la période de 1848-49, avait reçu comme récompense cette place. Il ne tarda pas a succéder au général de Rochow comme représentant de la Prusse à la diète. (F. K.-A.)

Le prince de Bismarck a joué dans ma modeste existence un tel rôle, que j'aurai plus d'une fois à m'occuper de sa personne et de ses actes. Mes *Souvenirs* montreront bien que je n'ai pas toujours pris parti contre lui. Ma rivalité continuelle avec M. Bismarck et ma haine pour lui sont des fables convenues comme il en a tant couru sur mon compte. J'ai été son adversaire, et non point volontairement et d'une façon constante, mais seulement alors que ses projets menaçaient les intérêts que j'ai toujours défendus. Sa personnalité elle-même m'était sympathique, et par instants nos rapports furent on ne peut plus courtois. Au reste, il voulut bien m'écrire en 1871 : — « J'ai toujours honoré dans votre Excellence l'adversaire le plus aimable et le plus impartial. » Aimable, il ne m'appartient pas d'en juger; mais impartial, je le crois; et l'on verra, j'espère, que l'écrivain ne l'est pas moins pour M. de Bismarck que le fut le ministre et le chancelier.

Un de ces archanges armés de la trompette, qu'on voit dans les *Jugements derniers*, et que le prince de Bismarck envoie de temps à autre pour réduire à néant tout ce qui lui fait opposition, l'auteur du livre « Douze ans de politique allemande », récemment paru a cru devoir garder l'anonyme, et je me garderai de soulever le voile qui le cache tant bien que mal : qu'il me suffise de dire que son nom est aussi long que son titre. Il assure que, dans une conversation particulière, M. de Bismarck jaugeant ses adversaires, aurait dit qu'en défalquant ma vanité, il ne restait plus rien de moi. Nul ne peut se vanter de se connaître à fond : la suite de mon livre montrera dans quelle

mesure je mérite ce reproche de vanité. Qu'il me suffise d'ajouter ce qui suit. Tant que j'ai été ministre en Saxe, ou en Autriche, en même temps que M. de Bismarck, tant que j'ai été ambassadeur à Londres et à Paris, dès que la Prusse éprouvait une contrariété quelconque, les journaux allemands s'empressaient de signaler les « intrigues de M. de Beust ». Ce cliché se retrouve dans les journaux français et anglais. A force de l'entendre répéter, le monde politique de Londres et de Paris qui m'accordait quelque valeur, m'ayant vu de près, a fini par s'imaginer de très bonne foi que j'étais pour M. de Bismarck un adversaire dangereux, le seul qu'il eût à craindre. On serait vain à moins. Mais je ne comprends guère qu'à Berlin, on ne se soit pas douté qu'il n'y a qu'un châtiment pour la vanité : le silence.

CHAPITRE XII

1851-1859

La Prusse « à la Diète. »

Dans l'un des chapitres précédents, je racontais qu'au temps où j'étais ministre résident à Londres, j'avais eu pour collègue, à l'ambassade de France, le duc de Broglie. Vers la fin de 1847 parut l'*Histoire des Girondins* de Lamartine, livre qui préparait la révolution de février. Il semble que Lamartine eût voulu se venger de la sorte du mauvais jeu de mots de Louis-Philippe : « Le vain (vin) de Mâcon ». Quelqu'un ayant dit qu'après tout, c'était un mauvais livre. » — « Non, monsieur, répondit le duc de Broglie, ce n'est pas un mauvais livre, mais c'est une mauvaise action. »

J'aurais lieu d'en dire autant à propos du livre de Poschinger : « *Preussen am Bundestag* ».

A tout prendre, néanmoins, je suis heureux que cet ouvrage

ait paru, bien que je m'y trouve attaqué souvent. Tout d'abord parce qu'il me confirme dans mes vues sur la persévérance politique de M. de Bismarck, — politique qui, sous prétexte de défendre les intérêts prussiens, était agressive contre l'Autriche — le chancelier ne faisait rien d'autre ni rien de pis que ce que d'autres avaient fait, seulement il fut plus heureux et plus habile que ses prédécesseurs. Il serait bon alors de respecter la vérité historique, et de ne pas accuser l'Autriche d'avoir attaqué. — Je ne cède point, d'ailleurs, à un sentiment de rancune personnelle en écrivant ces mots : « mauvaise action ». Je ne les cite point pour caractériser dans son entier l'ouvrage de Poschinger ; mais je crois qu'il renferme des excitations peu scrupuleuses *pro futuro,* des exhumations inutiles *pro præterito.*

J'ajouterai encore si l'on veut, que l'action, pour n'être pas précisément mauvaise, n'est certainement pas louable ; je regrette fort, en tout cas, que M. Poschinger ait cru devoir se servir des rapports de M. de Bismarck pour attaquer quelques-uns des collègues du chancelier, et jeter ainsi en pâture à la curiosité publique des allégations inexactes avec ou sans la permission de M. de Bismarck.

En voici une, par exemple, relative au comte Thun (rapport du 22 décembre 1851) : M. de Thun aurait demandé à M. de

1. En 1856, un rapport de M. de Bismarck informe ses chefs que « l'année dernière j'avais vainement sollicité la grand'croix de la Légion d'honneur, alors que je l'avais reçue trois ans auparavant ! Le chapitre est intitulé « Beust sollicite la Légion d'honneur. » Voyez-vous le courtisan de Napoléon ! Un des rapports daté de 1852 demande dès cette époque ma révocation.

Bismarck, s'il voulait faire partie de la commission chargée de publier le bulletin des délibérations, et, malgré la réponse affirmative, aurait dressé une liste ne portant pas le nom de Bismarck, l'aurait mise en circulation, et aurait pris la parole avant l'élection pour combattre la candidature du futur chancelier. Je ne puis m'expliquer cette historiette fantaisiste que par les médisances auxquelles M. de Bismarck n'a pas toujours eu l'oreille fermée. Il me suffira de rappeler que Fritz Thun a laissé, dans tous les partis, les regrets les plus honorables.

M. de Bismarck accuse le successeur de M. de Thun, le baron Prokesch, d'avoir peu de goût pour la vérité et il se plaint constamment des abus de pouvoir du président et de la servilité des ambassadeurs saxons et wurtembergeois pour l'Autriche. Plus tard, le 23 mars 1855, l'envoyé de Prusse reproche avec vivacité à M. de Prokesch de communiquer aux ambassadeurs de France et d'Angleterre ce qui se passait au sein de la Diète. M. de Bismarck, lui, trouvait tout naturel de frayer quotidiennement avec l'ambassadeur de Russie.

De son côté, M. de Nostitz, délégué de la Saxe, est accusé d'avoir subordonné ses sympathies secrètes pour la Prusse à ses intérêts matériels, et d'avoir surtout songé à sa villa de Francfort. M de Nostitz méritait d'ailleurs parfaitement l'éloge d'activité et d'intelligence que veut bien lui accorder M. de Bismarck. Il me suffira, pour défendre cet excellent fonctionnaire, de rappeler un fait bien honorable pour lui. En 1848, il était depuis sept ans délégué au Bundestag. Quand, en 1850, la Diète fut restaurée en partie, je le fis appeler, et le priai de reprendre

son ancien poste. Il se récusa, démontrant qu'une nouvelle nomination pourrait amener des difficultés, et ne céda qu'à mes plus vives instances. On voit que la location de sa villa de Francfort ne le préoccupait pas autant qu'on a bien voulu le dire.

En ce qui concerne les relations de Prokesch et de M. de Bismarck, qu'on me permette de citer une anecdote. En 1862, ce dernier se félicitait en ma présence, à Paris, d'en avoir à jamais fini avec le désagréable Prokesch. Par contre en 1855, j'avais vu M. de Prokesch, nommé à cette époque ambassadeur à Constantinople, et qui était au septième ciel de n'avoir plus à discuter désormais avec M. de Bismarck, mais avec le sage Ali. En tout cas, on ne refusera jamais au diplomate autrichien l'originalité et l'esprit; si ses rapports étaient publiés, ils trouveraient certainement de nombreux lecteurs.

Il est vrai que M. de Bismarck n'a pas oublié, en lançant comme ballon d'essai le livre de M. de Poschinger, qu'à Dresde, à Munich et à Stuttgart, on ne s'aviserait pas de publier les rapports du temps, et qu'à Vienne on ne trouverait pas utile non plus de les mettre au jour.

Quand je vois un adversaire, qui a les mains attachées, je ne le frappe pas en pleine figure. C'est pourquoi je dis que le livre de Poschinger n'est pas honorable.

Peut-être objectera-t-on que ceux qu'il attaque sont morts. Mais ils ont laissé des fils, des parents, des amis, à qui leur mémoire est chère ; de plus, il y a des gouvernements qui n'oublient point leurs serviteurs fidèles et qui leur gardent un souvenir reconnaissant.

Mais il y a plus. Quand on est, comme je le suis, au fait de ce que contiennent les dépêches échangées de 1851 à 1866 entre Vienne et les Etats allemands du centre, et que l'on connaît les instructions autrichiennes envoyées à la Diète, on ne peut se défendre d'un sourire, en lisant quelles menées machiavéliques sont prêtées au cabinet de Vienne. Je n'oublie pas qu'à cette époque les Etats allemands moyens étaient plus souvent encore en dissentiment avec Vienne qu'avec Berlin. On leur reproche également leurs rapports avec la France. De ce que M. de Pfordten le ministre bavarois et moi sommes allés à l'exposition universelle de Paris, M. de Bismarck conclut que nous éclairions l'étranger sur la faiblesse de la confédération germanique (26 avril 1856). Il est vrai que plus tard, le comte de Bismarck se rend jusqu'à la frontière espagnole afin de voir Napoléon III, mais il est clair que les affaires allemandes n'ont eu aucune part à cette démarche!

Dans la poursuite de son idée fixe, qui n'empêcha pas le futur chancelier de proposer à son gouvernement une alliance avec la France — (15 avril 1856), survient un rapport (26 avril) accompagné de cette remarque : « L'empereur Napoléon III a paru accepter avec une froide politesse la proposition du comte Buol, attribuant à l'Autriche la première place dans la Confédération du Rhin, et seulement le second ou le troisième à la Prusse. » On prétend ensuite qu'au cas d'une attaque française, les princes allemands se seraient immédiatement soumis au lieu de joindre leurs troupes à celles de l'Autriche ou de la Prusse. En 1840, quand le gouvernement de

juillet se montra menaçant, tous les Etats allemands se levèrent comme un seul homme. De même en 1859, — je ne parle pas seulement de la Prusse, mais des Etats moyens qu'on calomnie, tous étaient prêts à résister à la France.

Il est, disons-le sans ambages, imprudent de jouer de cette rengaine : la Confédération du Rhin. Sont-ce donc les petits princes allemands qui se sont avancés, aigles déployées, au devant des Français ! On parle de ce qui eut lieu sous le premier Empire. Mais c'est qu'Ulm ne leur laissa pas le choix. Qu'aurait pu faire la Saxe? Elle avait réuni ses troupes à celles de la Prusse; à Iéna, elles sont écrasées ; les forteresses prussiennes tombent l'une après l'autre sans coup férir, — et ce n'étaient pas les princes du Rheinbund qui les commandaient. C'est ici que je sens le besoin de contredire mon compatriote, M. de Treitschke. Il ne reconnaît pas aux états moyens le droit d'exister que je revendique pour eux et que M. de Bismarck admet aussi dans l'intérêt supérieur de l'Allemagne. Pour en revenir à M. de Treitschke, je lis dans le IIIe volume de son *Histoire d'Allemagne* ce qui suit (il s'agit du roi Frédéric-Auguste) : — « Pour ne pas laisser son pays devenir la proie du vainqueur, il se laissa entraîner après Iéna à la seule défaillance de sa vie : il abandonna l'alliance prussienne. » — Cela est-il bien exact ? La Saxe était certainement à cette époque un faible appui pour la Prusse. Or quand le cabinet de Berlin ne pouvait protéger sa capitale, et laissait ses forteresses ouvrir en hâte leurs portes à l'ennemi, fallait-il que Frédéric-Auguste sacrifiât la Saxe à un faux point d'honneur. Pouvait-il empê-

cher la paix de Tilsitt ? Ce n'eût pas été une consolation pour lui de voir son royaume tomber aux mains de S. M. l'Empereur des Français, roi d'Italie, en vertu du droit de conquête.

M. de Treitschke aurait bien fait de se souvenir d'une page excellente que j'emprunte au livre du général de Gersdorff.: « Les débris de l'armée saxonne atteignirent l'Elbe. Avant que le général commandant y arrivât lui-même, il envoya le général-major von Dyherrn à Magdebourg, où l'on supposait la présence de S. M. le roi, afin de prendre des ordres. Il ne trouva dans la ville que le général-lieutenant von Kleist, en qui les Saxons avaient grande confiance. « Dites au commandant de l'armée saxonne, s'écria Kleist, qu'il peut faire ce qu'il voudra pour se sauver, mais qu'il n'a rien à espérer de nous. » On crut non sans apparences, que Kleist avait reçu l'ordre de répondre ainsi. En tout cas, la reine Louise dit, peu de temps après, en présence d'un officier : « Nous regrettons sincèrement les malheurs de la Saxe. Nous désirerions qu'elle trouvât moyen de se tirer d'affaire. » — C'est là ce que pensait et disait la reine Louise aux derniers jours d'octobre 1806.

J'ai été habitué dès l'enfance à honorer d'un pieux respect la mémoire de Frédéric-Auguste, le Juste. Il n'accepta, *après* Iéna, que le petit arrondissement de Kottbus, tandis qu'un grand Etat du nord ne fit pas difficulté de prendre tout un duché que Napoléon lui offrait, *avant* Iéna. Qu'on ne voie pas dans ces quelques lignes, une preuve nouvelle de ma prétendue haine contre la Prusse. Je sais tout ce que comportait une situation embarrassée, mais je pense que Frédéric-Guillaume III a dû

éprouver quelque regret à signer la proclamation suivante : « En suite d'une convention passée avec S. M. l'Empereur des Français, roi d'Italie, S. M. le roi de Prusse prend possession du duché de Brunswich, appartenant par droit de conquête à S. M. l'empereur des Français. » Ce que j'en dis est simplement pour prouver que le roi de Saxe n'a pas montré, envers la France, plus de déférence que d'autres princes allemands, au contraire.

J'ai été au service de ses deux neveux. Ils étaient loin d'aimer la France, et s'en cachaient moins qu'il n'aurait fallu. Sous le second Empire, Paris a vu les plus puissants monarques, — le roi de Prusse, par exemple; — il n'a jamais vu le roi Jean de Saxe. Et pourtant on l'accuse d'avoir recherché la protection de Napoléon III pour une seconde confédération du Rhin. Qui donc a donné l'exemple de l'entente de la soumission envers la France sinon la Prusse en signant le traité de Bâle !

C'est vainement qu'un lecteur attentif chercherait, dans les rapports de M. de Bismarck, une tentative de conciliation avec son collègue autrichien. Le 7 avril 1852, il refuse d'accepter un projet du comte Thun impliquant l'égalité complète. D'autre part, il obtenait de l'Autriche que ses possessions non-allemandes ne fussent pas comprises dans la Confédération. On devine partout, dans ses écrits et ses démarches, une hostilité secrète, et très peu de reconnaissance pour les concessions faites par l'Autriche. Il parle ouvertement, au reste, de liberté d'action, et d'alliance éventuelle avec une autre puissance. Dès le

26 avril 1856, il prédit la guerre : « L'Allemagne, écrit-il, est trop petite pour nous deux. » M. de Bismarck doit être fier d'avoir atteint en 1866 ce qu'il désirait depuis si longtemps ; mais il peut se dire que le succès de cette politique hasardeuse n'a tenu qu'à un fil.

C'est un « *infandum renovare dolorem* », comme je le montrerai dans un des chapitres qui suivent, que l'Autriche se soit contentée de l'apparence, et qu'elle n'ait pas recherché la réalité. Je ne sais où M. de Bismarck a vu qu'elle prenait une attitude dominatrice, et gênait les autres Etats allemands dans leur liberté : pour mon compte je puis assurer le contraire. A la vérité, elle oublia parfois les *formes* ; elle ne se souvint pas toujours qu'elle présidait l'Assemblée fédérale et non la Confédération même. Elle se laissa entraîner à des démarches inutiles. On peut lire comme pièce intéressante, un rapport sur la prétention du comte Buol, que voici : il voulait qu'à son passage à Francfort, les délégués des Etats allemands lui rendissent visite. MM. de Prokesch et Rechberg s'émurent les premiers et refusèrent. Le dernier président, M. le baron Kubeck, s'abstint de réclamer cette formalité d'étiquette, mais il était trop tard.

C'est une façon de voir admise et qui n'en est pas moins fausse, — nous la retrouvons chez Poschinger, — que le prince Schwarzenberg aurait rompu avec les vieilles traditions en ce qui concerne la Prusse, et qu'il aurait employé avec elle un ton dominateur. Il n'en est rien. De tels rapports entre les deux nations ne datent pas de cette époque ; elles sont du temps

où l'on en était à Berlin à jurer *in verba magistri*, c'est-à-dire à s'en rapporter toujours au prince de Metternich, et cela spontanément. A cette époque les prédécesseurs de M. de Bismarck, délégué autrichien à Francfort, étaient habitués à considérer le comte Munch comme leur supérieur.

Dans ses rapports M. de Bismarck obéissait à un sentiment inné à tout Prussien, qui est dans le sang prussien. Le Prussien ressent admirablement les injustices qu'on lui fait subir ; il ne remarque pas les siennes propres.

En 1878, j'allai visiter l'Exposition de Paris. On me raconta dans cette capitale l'anecdote suivante, relative à la mort du roi Georges de Hanovre : un secrétaire de l'ambassade d'Autriche, rencontrant un de ses amis, secrétaire à l'ambassade allemande, celui-ci lui apprit la mort du roi et ajouta : « Oh ! je suis certain que l'empereur Guillaume lui a pardonné ! » A quoi l'Autrichien, stupéfait, répondit seulement : « Comment donc ! » Je trouve, dans l'ouvrage de Poschinger, une foule de rapports hargneux en ce qui concerne l'affaire de Neuchâtel. Je crois donc nécessaire d'en dire quelques mots. Neuchâtel, en même temps canton suisse et principauté prussienne, avait, en 1848, proclamé son incorporation complète à la Confédération helvétique. Berlin protesta, mais ce fut tout. En 1856, le parti royaliste tenta une insurrection qui échoua ; les chefs furent saisis et emprisonnés. C'était un devoir d'honneur pour le roi de Prusse d'obtenir la libération complète de ces sujets fidèles : il ne s'y déroba pas. De leur côté, les tribunaux suisses pouvaient difficilement relâcher les rebelles. Une guerre faillit éclater.

L'intervention de Napoléon III permit de l'éviter. On ne saurait, dans cette affaire, reprocher une conduite suspecte aux Etats allemands du centre et du sud ; on ne saurait parler d'intrigue autrichienne, mais ils avaient le droit de réclamer que l'affaire fût réglée conformément aux statuts de l'association germanique, et qu'on ne fît point en quelque sorte litière de leurs avis.

Pourquoi, me dira-t-on, remuer ces cendres ? Permettez ; j'ai devant moi trois volumes pleins de poussière ; j'ouvre seulement la fenêtre afin de la dissiper.

Quant à l'union de l'Autriche et de la Prusse, je suis convaincu, je le répète, qu'elle ne pouvait durer que sur les bases d'une égale influence. Jadis, à Berlin, on ne faisait rien sans consulter Vienne : il ne fallait point vouloir renverser, mais redresser cette situation. Le passé est bien passé, sans doute ; mais quand on s'en occupe, il est bon d'en parler sans préventions. C'est là ce que j'ai voulu faire et, si j'ai réussi, mon travail n'aura point été inutile.

CHAPITRE XIII

1852

La crise douanière.

Je crois rappeler un fait connu en disant que j'ai été accusé, jusqu'à ces derniers temps, d'avoir voulu porter atteinte à l'union douanière. Le plus piquant, c'est que ceux qui se plaignent, sont les vrais coupables : on devine que je veux parler des Prussiens, auteurs de la convention particulière avec le Hanovre. Seule, parmi tous les Etats allemands, la Prusse eut l'idée de se séparer du Zollverein, et ce fut elle qui lui donna le premier coup. Tout ceci se passait en septembre 1851, où les mots de crise douanière, de négociations douanières avec l'Autriche, etc., étaient encore à l'ordre du jour.

Pour prouver que je dis vrai, et qu'il n'y a de ma part, en cette occasion, aucune haine de la Prusse, qu'on me permette de citer le livre de M. de Friesen, — M. de Friesen n'a jamais été, que je sache, aux yeux du gouvernement berlinois, un ennemi.

« Si les hommes d'Etat prussiens, écrit-il, avaient été vraiment pénétrés de l'idée allemande, s'ils avaient été partisans d'une politique large, s'ils s'étaient dégagés de sentiments personnels mesquins, ils auraient eu cent fois l'occasion de rétablir les bons rapports entre leur pays et les autres Etats germaniques, d'affermir l'influence affaiblie de la Prusse en Allemagne, d'opposer une digue très forte aux efforts de l'Autriche pour rompre le Zollverein. Pendant les conférences de Dresde, M. de Manteuffel fut instruit des sentiments hanovriens ; il pouvait dès lors s'entendre avec le Hanovre, mettre les autres Etats confédérés au courant de ces négociations, les inviter à y prendre part ; certainement une entente se serait bientôt produite dans les conditions les plus favorables aux douanes ; et, au moins dans ce domaine, les vœux de la nation relatifs à une union allemande plus intime auraient reçu satisfaction. Certainement le Hanovre aurait rabattu beaucoup de ses prétentions exagérées ; d'autre part, la Prusse aurait eu l'honneur et la gloire d'avoir eu en vue le bien de la nation, et d'avoir été l'instigatrice d'une mesure dont ses adversaires politiques eux-mêmes lui auraient su gré. Ces considérations ne touchèrent point M. de Manteuffel : il ne voulut voir dans les dispositions du Hanovre qu'une occasion de manifester ses préventions contre les Etats moyens. Ainsi s'explique la conclusion d'un traité qui blessait profondément ces derniers, et qui exprimait d'une façon mesquine des défiances à leur égard. Le Hanovre, dont le premier ministre se croyait peu apprécié par le prince Schwarzenberg, utilisait fort habile-

ment ces dispositions de M. de Manteuffel. On conçoit dès lors que les négociations, tenues dans le plus grand secret, aient été, si l'on en juge par l'effet, conduites d'une façon très superficielle. Le 7 septembre 1851 fut conclu entre le Hanovre et les états du « Steuerwein », d'une part, la Prusse, de l'autre, un traité d'union douanière qui stipulait, entre autres avantages, des pouvoirs étendus et l'attribution d'un million de thalers. Cette convention fut soumise à l'approbation des Chambres, dans les deux Etats, sans que les autres gouvernements qui avaient conclu le Zollverein, en fussent avertis autrement que par les journaux. Quand le projet eut été ratifié par les Chambres, la Prusse le notifia aux Etats allemands et les invita à envoyer des plénipotentiaires à Berlin, au cas où ils voudraient participer à la nouvelle union douanière.

La conclusion de ce traité produisit le plus mauvais effet, même chez ceux qui étaient le plus favorablement disposés. Cette désagréable impression fut accentuée par le fait que les gazettes prussiennes ou prussophiles représentèrent la chose comme un brillant succès de la politique berlinoise. »

Ce jugement sévère des procédés prussiens n'a point empêché M. de Friesen de me reprocher d'avoir voulu la rupture de l'union douanière. Et pourtant, Dieu sait si j'ai, de concert avec l'Autriche et les Etats du Sud, pris des précautions pour la maintenir. Mais comment s'en étonner? J'ai déjà rendu un éclatant hommage aux qualités de mon ancien collègue au ministère : je puis bien répéter ici que Friesen était, de renom comme de fait, un travailleur. Dès le matin, il se mettait au pupitre,

il était bureaucrate jusqu'au bout des ongles et méprisait toute action purement diplomatique. S'il avait voulu en reconnaître un peu l'utilité, et s'il avait eu en moi plus de confiance, il n'y aurait jamais eu de conflit entre nous et il n'aurait jamais eu besoin de sortir du ministère.

Au risque de fatiguer mes lecteurs, qu'on me permette de peindre ici la crise, comme je l'ai fait dans ma réponse aux *Souvenirs* de M. de Friesen. Je lis dans ce dernier ouvrage : « M. Beust et d'autres ministres des Etats du centre avaient pris leurs mesures de sorte que le Zollverein, si nécessaire à la Saxe, était sur le point de sombrer. Et cela grâce à des vues politiques sans profondeur et incertaines. Friesen ne voulant point être le complice de ces errements coupables, déposa son portefeuille. » Eh bien, je le déclare : Si le Zollverein a duré, ç'a été ma faute ou plutôt mon honneur. Ma tâche à cet égard était fort difficile. On le comprendra en se souvenant quels avaient été les agissements du Hanovre et de la Prusse. D'un côté, la Saxe ne pouvait se détacher de la Prusse, de l'autre il ne fallait pas s'aliéner l'Autriche et les Etats du sud, ces facteurs importants. M. de Friesen parle souvent de mon ignorance des besoins du pays; il devrait pourtant savoir que, durant toute ma carrière de ministre, ma porte a été ouverte à qui voulait me parler. Ce ne sont donc point les renseignements qui m'ont manqué. Je n'ai, en ce qui me concerne, jamais songé à briser le Zollverein, et si le directeur des douanes, M. von Schimpff, plus tard président de cercle et conseiller secret, qui m'a accompagné dans mes voyages à Munich et à Vienne, vivait

encore, il pourrait témoigner la vérité de mes assertions. Au reste, il est facile d'écrire de petites brochures, mais non d'obtenir ce qu'on dut à mes efforts. Il fallait déployer toute l'activité diplomatique dont je pouvais être capable, afin de conserver la confiance de l'Autriche et des Etats du Sud et de ne point aliéner cependant la liberté d'action de la Saxe. Enfin, le but fut atteint : à partir du 1er janvier 1854, le Zollverein devint une réalité.

Mes efforts ne furent pas vus de mauvais œil par les ministres de Bavière et de Wurtemberg, parce qu'ils croyaient en quelque sorte tenir la Saxe et l'empêcher de se joindre à la Prusse, alors que je voulais empêcher que la Bavière ne se retirât et ne s'alliât avec l'Autriche. M. de Pfordten ne devina ma pensée que plus tard et ne me pardonna jamais. On le comprend si l'on songe qu'aux conférences de Munich en septembre 1852, la Bavière se déclara en faveur d'une alliance douanière séparée avec l'Autriche. L'auteur des *Souvenirs* indique les diverses phases que parcourut la crise douanière, et notamment celles où le ministère saxon dut se mettre en avant. Il a eu les documents à sa disposition. Et néanmoins, il s'est trompé bien souvent; qu'il me suffise de contester son récit des conférences de Bamberg.

Le résultat final de la crise fut satisfaisant. La prorogation du Zollverein et un traité de commerce avec l'Autriche, c'était ce que la Saxe pouvait le plus ardemment désirer. Le Zollverein avec la Prusse fut renouvelé conformément à la convention de Darmstadt. Je ne comprends guère comment M. de

Friesen a pu soutenir qu'en cette occasion les gouvernements des Etats du centre furent laissés de côté, et abandonnés par l'Autriche. Au contraire l'Autriche fut abandonnée par les Etats du centre et dut s'entendre avec Berlin, comme nous le désirions vivement en Saxe.

M. de Friesen a également soutenu, bien à tort, que l'entente entre l'Autriche et la Prusse fut dictée par les événements d'Orient et le coup d'Etat de Louis-Napoléon. Cette assertion n'est pas sérieuse, puisque la guerre d'Orient commença seulement une année plus tard, et que le coup d'Etat eut lieu une année avant. J'écrivais à ce propos [1] :

« Il n'y eut, en réalité, besoin ni de l'Orient ni de l'Occident pour envoyer la mission de Brück qui ne termina sa tâche qu'en 1853, mais qui l'avait commencée en 1852. On s'était convaincu à Vienne, — et cela grâce aux efforts de la Saxe, — que trois obstacles s'opposaient à l'union douanière : le monopole du tabac, le manque d'une bonne statistique de la population, et la diversité des systèmes douaniers. On ne doutait point, d'ailleurs, que la contenance de la Saxe envers l'Autriche ne fût amicale, et l'on savait que si elle se ralliait au Zollverein, la Hesse et Nassau suivraient cet exemple. Enfin, une influence extérieure avait agi, et ce n'était celle ni de la France, ni de la Turquie. » On devine que j'entends parler de l'empereur Nicolas, dont les paroles étaient soigneusement pesées, à Berlin

1. Pour lire cette partie des mémoires avec tout l'intérêt qu'elle mérite il faudrait avoir parcouru l'ouvrage publié en 1881, par M. le baron de Friesen, ancien ministre de Saxe. Ce livre est un réquisitoire en règle contre M. de Beust qui naturellement cherche à se défendre. (F.K.-A.)

comme à Vienne. J'ai contribué pour ma part que cette influence s'exerçât de la façon la plus modérée et la plus utile. Le chancelier de Russie, comte Nesselrode, qui avait marié sa fille à l'ambassadeur de Saxe à Pétersbourg, M. le comte Seebach, a séjourné de 1850 à 1852 à Dresde, et j'ai eu avec lui les relations les plus agréables. L'Allemagne dut beaucoup à cette action de la Russie, et mon témoignage, à cet égard, est digne d'être pris en considération.

Au reste, on me sut, de toutes parts, gré de ma politique douanière. La mission du baron Brück à Berlin fut précédée d'une visite de l'empereur François-Joseph au roi de Prusse. Sa Majesté voulut bien reconnaître, qu'en agissant en faveur de la Saxe j'avais travaillé aussi dans l'intérêt de l'Autriche, et, en passant à Dresde, au retour, elle me remit la grand'croix de l'ordre de Saint-Etienne, distinction qui n'avait encore été accordée à aucun ministre des Etats moyens. Il y eut, dans tout le pays, un sentiment profond de joie quand on apprit la fin de la crise douanière, et je pus m'en convaincre en passant à Leipzig et à Chemnitz.

CHAPITRE XIV

1852

L'empereur Nicolas à Dresde.

L'audience que j'obtins de l'empereur Nicolas, durant son court séjour à Dresde en 1852, m'a donné l'occasion de consacrer à ce souverain quelques lignes du précédent chapitre. — A cette époque, je n'avais encore jamais vu l'empereur, mais j'avais fort entendu parler de lui.

Comme l'on oublie de nos jours ! Trente ans ne se sont point écoulés depuis la mort de Nicolas, et ne dirait-on pas qu'il a régné au XVIIIe siècle ? Et, cependant, nul n'a été davantage le maître de l'Europe, si ce n'est Napoléon Ier, nul n'a inspiré autant de sympathies, de colères ou de haines ! La position même de l'empereur Guillaume d'Allemagne peut à peine donner une idée de ce que fut la puissance de Nicolas. A Berlin, — je fus témoin du fait lors de mes missions en cette ville, il était à peu près considéré comme un être supérieur ; il en était de même dans la plupart des cours allemandes. En

Angleterre même, on tenait de sa volonté un compte tout à fait à part, et en France, où on croyait avoir à se plaindre de lui, on ne laissait pas de tenir beaucoup à ses bonnes dispositions. On comprend dès lors quel intérêt j'avais à connaître ce monarque. L'empereur Nicolas arriva à Dresde le soir et en repartit le lendemain pour Varsovie, après avoir fait une visite à la Villa du roi de Saxe, et m'avoir accordé une audience.

On m'introduisit dans un cabinet de travail, à l'ambassade de Russie où l'empereur me rejoignit aussitôt. Je connaissais sa personne par ce que les journaux en avaient dit, mais je ne m'attendais guère, je l'avoue, à trouver chez lui autant d'amabilité naturelle. Après quelques mots obligeants pour moi, il me pria de prendre place et me retint une demi-heure, il me parla de tout autres affaires que celles de la Saxe. Je ne saurais assez dire quelle favorable impression me fit ce souverain, et je n'oublierai jamais son grand et bel œil bleu.

L'empereur parla de son séjour à Vienne et de son amitié pour François-Joseph qu'il appela plus d'une fois « ce cher empereur ». En revanche, il se montra peu satisfait du roi Frédéric-Guillaume IV : « Voyez-vous, me disait-il en français, avec mon beau-frère de Prusse, je ne parle plus politique ; ses idées le mettent tellement au-dessus de moi que je me fais l'effet d'un imbécile à côté de lui. »

Je ne puis oublier ce qu'il me dit à propos d'une question brûlante. Le coup d'Etat avait réussi à Paris, et la question du rétablissement de l'empire se posait, Nicolas me dit : « Louis-Napoléon s'est fait président, il se fera empereur. Bien, nous

reconnaîtrons sa personne, mais sa dynastie, jamais! » Je me permis de développer une opinion tout opposée. Il me semblait utile au point de vue dynastique, d'accepter pour empereur, non le premier venu, mais un homme né d'une famille autrefois souveraine, aussi Napoléon III valait-il mieux que Louis-Napoléon. L'empereur ne se laissa pas convaincre. Si j'y avais réussi, les événements auraient suivi un cours différent. La question du *bon frère* n'aurait plus eu d'objet, et, sans cette question, il n'y aurait jamais eu de guerre de Crimée.

Et c'est ainsi que j'ai, par deux fois, donné un bon conseil à la Russie, la première fois à propos du « bon frère », la seconde à propos de la mer Noire. On ne m'a point écouté; on m'en a su gré moins encore.

CHAPITRE XV

1853-1854

Ministre des affaires étrangères et de l'intérieur. — Police de Dresde. — Mort de Frédéric-Auguste. — Guerre de Crimée, 1853-1854.

C'est contre mes désirs que j'avais dû prendre possession du portefeuille de l'intérieur, à la place de celui des cultes et de l'instruction publique. Après la retraite de mon collègue Friesen, je dus me résigner à ma nouvelle tâche. Sans être président du conseil, j'étais néanmoins le personnage le plus en évidence du ministère. En Saxe, le ministère de l'intérieur comprenait aussi le commerce et l'agriculture. Ma nomination au poste de chef d'un département si complexe ne porta pas de préjudice à la bonne marche des affaires, grâce aux collaborateurs distingués que j'eus à ma disposition. Il m'est doux de rendre hommage à mes directeurs, MM. Kohlschütter, Weintig, Korner et von Zahn, et je le fais d'autant plus volontiers qu'ils n'ont certainement jamais eu à se plaindre de moi. Ils m'étaient fort attachés. Plus tard, quand je revins à Dresde, ils ne

manquèrent jamais de me rendre visite, ce qui les honore, et ce qui m'honore moi-même.

J'ai déjà dit que le ministre de l'intérieur était en même temps ministre de la police; ce dernier département prit, sous ma direction, une importance très grande. J'ai été toujours d'avis qu'une bonne police, — celle qui remarque beaucoup de choses sans être remarquée elle-même, — est une chose très utile. On est universellement injuste pour la police. Survient-il un malheur qu'elle aurait pu prévenir, chacun de l'accuser; en revanche, on ne paraît point s'apercevoir des cas nombreux où son intervention a été utile. A Dresde, la police se trouvait depuis 1830 aux mains du conseil municipal, mais elle était insuffisante. En devenant ministre de l'intérieur, je mis la ville dans l'alternative d'augmenter le personnel ou de céder la police à l'Etat. La municipalité prit ce dernier parti. Le directeur de la police, d'alors, occupait sa place depuis 1831, et on croyait que je m'estimerais heureux d'user de ses services. « Tout au contraire, m'écriai-je, un directeur de police qui n'a pas succombé à la tâche au bout de dix ans, ne vaut rien. » Ce n'était là qu'une plaisanterie, mais je me souvenais de l'impéritie du fonctionnaire en question pendant l'émeute. Il me fallait trouver un homme qui réunît ces trois qualités si rares : courage, sang-froid et tact; je ne pouvais trouver mieux que M. Schwaus, directeur de la police encore aujourd'hui, après plus de trente ans, et qui fut arrêté par les Prussiens en 1866 comme « Beustien » relaps. Il ne manqua jamais par la suite de me rendre visite, quand je passai à Dresde.

L'année 1854 fut signalée par la mort du roi Frédéric-Auguste et la guerre de Crimée.

On sait que Frédéric-Auguste périt dans un accident de voiture, pendant une excursion dans le Tyrol. Je me trouvais en ce moment à Munich. On peut s'imaginer quel fut mon émotion en recevant la terrible nouvelle. Je partis aussitôt, non sans peine, car le choléra venait d'éclater à Munich et les wagons étaient bondés de fuyards. Peu après mon retour, le cercueil arriva à Dresde, avec la dépouille mortelle du souverain. Le roi Jean et ses deux fils suivirent à pied le convoi funèbre, depuis la gare à l'église catholique ; le lendemain le corps fut porté au caveau royal.

Dès le premier jour, le roi Jean m'accorda sa confiance, et il me la garda toujours. J'avais fait sa connaissance au temps où, comme prince et député, il prenait une part active aux délibétions de la première Chambre. C'était un homme d'une haute culture intellectuelle, presque un savant. Le roi Frédéric-Guillaume ne l'appelait que « le professeur. » Et néanmoins nul n'était plus dépourvu de morgue. Etranger à la politique extérieure, il était très au fait des besoins du pays, et si, en matière d'affaires étrangères, il voulait bien m'accorder quelque crédit, comme légiste ses connaissances étaient infiniment plus étendues que les miennes. Mais il ne me fit jamais sentir sa supériorité.

On m'en croira difficilement, et néanmoins c'est la vérité pure, son avénement ne laissa pas que d'être envisagé avec inquiétude dans le pays. C'est que deux mots ont le pouvoir

de mettre les Saxons hors d'eux-mêmes : jésuite et juif. Le temps n'est pas loin où l'accès de certaines villes était interdit aux Israélites; notamment dans les districts miniers, on semblait croire qu'un juif ne pouvait passer auprès d'une mine sans la fourrer dans sa poche ; d'autre part, en 1831, on demanda formellement que l'ordre des Jésuites ne fût jamais toléré en Saxe.

Etant catholique, on comprend dès lors que le roi Jean fit crier à l'intolérance religieuse. Et Dieu sait, pourtant, s'il était réservé! Il était même trop sévère pour les intérêts de sa propre Eglise, et je fus un jour obligé d'intervenir auprès de lui pour elle. Quand nous refusâmes d'appuyer le catholicisme allemand, ce mouvement dont les faits montrèrent l'inanité, il y eut des gens qui en rejetèrent la faute sur le roi, on organisa même des émeutes, l'on cria au jésuite. Rien de moins justifié que ce reproche.

A l'heure où le roi Jean montait sur le trône, les problèmes posés étaient nombreux. A l'intérieur, il fallait réorganiser la justice et l'administration, à l'extérieur, il fallait déjà songer à la guerre de Crimée.

En ce qui concerne le premier objet, je n'ai que peu de mots à dire. Avant que je prisse en main le portefeuille de l'intérieur, on était généralement disposé à séparer les deux services en question. Le chef de division Kolschutter, que j'ai déjà loué comme il le méritait, avait dû même préparer, la mort dans l'âme, un projet de loi conçu dans ce sens. Bientôt la question se posa devant les Chambres mêmes. Elles décidèrent

de conserver l'état de choses existant. Plus tard, cet état de choses fut changé, mais non point pour des motifs politiques. Quant à la loi sur les attributions des juges de paix que je préparai à la même époque, elle sortit fort écornée des délibérations de la Chambre, mais on me dit qu'elle a subsisté. Passons aux affaires étrangères, c'est ici que je dois réclamer une fois encore l'attention de mes lecteurs. — J'avais à considérer tout d'abord la politique autrichienne relativement à la guerre de Crimée, puis les dispositions de l'Allemagne. J'ai déjà réduit à sa valeur le mot fameux attribué au prince Schwarzenberg : « Avilir la Prusse et la démolir ensuite. » Je ne sais s'il a prononcé davantage la phrase célèbre : « Nous étonnerons le monde par notre ingratitude. » Ce que je sais bien, c'est que cette ingratitude produisit peu de fruits. Le prince Gortschakoff, qui avait l'esprit de repartie, put répondre en 1859 : « Et nous, nous étonnerons le monde par notre *reconnaissance.* » Il *reconnut* en effet le royaume d'Italie.

Je croirais volontiers que le prince Schwarzenberg était d'avis que le service rendu par les Russes en Hongrie, — si précieux fût-il, — ne devait pas embarrasser l'Autriche dans la défense de ses intérêts. Mais il aurait tiré meilleur parti de la situation que son successeur, le comte Buol, ce couteau acéré, mais sans tranchant, pour répéter le mot de Metternich. Le prince Schwarzenberg était un homme d'action, et, s'il avait vécu, je devine ce qui aurait eu lieu. Aussitôt après le passage du Pruth en 1853, l'Autriche eût occupé la petite Valachie, en se déclarant prête à retirer ses troupes, dès que la Russie en ferait autant

en Moldavie. Un tel procédé aurait choqué, sans doute le cabinet de Pétersbourg, mais bien moins que l'attitude du comte de Buol qui versa goutte à goutte le fiel amer. On en serait venu difficilement à la guerre, et cette guerre eut laissé moins de ressentiment qu'une prise d'armes, qui paralysait le bras du voisin.

On sait quels fruits a portés cette politique. Cinquante mille Autrichiens moururent dans les lazarets, et la dette publique s'accrut de 500 millions. On n'a pas oublié comment l'Angleterre et la France prouvèrent en Italie leur gratitude du service rendu par l'Autriche, qui leur permit seul, peut-être, d'en finir avec Sébastopol. La patience de Buol était telle que la Sardaigne put joindre ses troupes à celles des Etats de l'Ouest, dans le but évident de pouvoir instruire plus tard le procès de l'Autriche et se poser en sixième grande puissance. On comprend à peine aujourd'hui cette politique. On comprend moins encore le langage des journalistes viennois de l'époque, Zang dans la *Presse*, Varrens dans le *Lloyd*, et Kuranda, que j'estimais si fort, dans l'*Ost deutsche Post*. Tous étaient montés sur leurs grands chevaux et prenaient en pitié la Prusse et la Confédération germanique. Plus tard, lorsque les mêmes journaux ne parlaient que de l'*époque maudite du Concordat* « et de l'impuissance de la réaction » je ne pus m'empêcher de songer que précisément, pendant cette époque, les feuilles viennoises aimaient à glorifier la « majestueuse puissance de l'Autriche ».

D'autre part, Buol ne voulait point d'une demi-alliance avec les Etats de l'Ouest ; il croyait qu'une étroite union avec la

Prusse et les gouvernements germaniques en vue de la neutralité, serait une garantie pour les possessions italiennes. Le roi Frédéric-Guillaume ne pensait pas autrement, malgré l'avis de M. de Bismarck, j'ai pu m'en convaincre en lisant les lettres qu'il écrivait au roi de Saxe, et dont celui-ci me donnait communication. Car à cette époque les relations entre Dresde et Berlin étaient excellentes, et les intentions du roi de Prusse n'étaient nullement contrariées par M. de Manteuffel. On peut attribuer ce revirement au fait que M. de Radowitz n'était plus au nombre des vivants et que Bunsen comptait politiquement parmi les morts.

Les états du Rhin, non moins que ceux du centre, se trouvaient placés au même point de vue que la Saxe. Il y eut complet accord entre leurs vues lorsque les ministres de Bavière (Pfordten), de Saxe (Beust), de Wurtemberg (Neurath), de Hanovre (Lenthe), de Hesse électorale (Mayer), du grand-duché de Hesse (Dalwigk), de Nassau (Wittgenstein), se réunirent en conférence à Bamberg. J'y allais, porteur d'une note, pour préciser les intentions allemandes relativement à la question du jour. Mon projet fut adopté presque sans opposition. Je transcris ce document dont la suite montrera l'importance.

« Le soussigné s'est fait un devoir de transmettre à son auguste maître la note par laquelle l'ambassadeur de Prusse nous a communiqué l'acte d'alliance défensive conclu entre son pays et l'Autriche. Sa Majesté en a pris volontiers connaissance, et elle a chargé le soussigné d'y répondre. Elle trouve que la conclusion de cette alliance en date du 20 avril comble

les espérances qui, au milieu de tant d'événements, devaient animer les Etats allemands sans exception aucune. Elle scelle à nouveau la profonde amitié qui existe entre l'Autriche et la Prusse, et le gouvernement du Roi partage avec une joyeuse certitude la conviction que cette alliance affermira encore l'union, la fidélité et la force germanique, pour la bénédiction de notre commune patrie. De même que la volonté nettement exprimée par les Etats contractants est de défendre les droits et les intérêts allemands contre toute tentative et d'appeler tous les membres de la Confédération sous le drapeau de l'indépendance nationale, de même le gouvernement du Roi considère avec joie que le domaine des intérêts et des devoirs allemands n'est point borné dans les limites des deux plus grands Etats. Il reconnaît dans l'invitation qui lui a été adressée conformément à l'art. 4 de l'alliance une preuve excellente des sentiments amicaux que lui conservent les gouvernements frères. Il se souvient que le renvoi contenu dans l'article 4 à l'article 47 des statuts de Vienne, en conformité de l'art. 40 du même acte, fixe le mode de votation dans l'assemblée fédérale, et que l'art. 3 indique les devoirs, dont l'acceptation est nécessaire pour être admis à l'alliance. Il s'est convaincu que l'éventualité indiquée par l'art. 2 et l'article additionnel n'est point prévue par les lois d'alliance, et que, selon l'art. 46 des statuts de Vienne l'alliance n'est point entamée pour la conclusion d'une convention spécifiée prusso-autrichienne et que, tout au contraire, comme l'ont reconnu les hautes cours contractantes, il s'agit d'étendre les obligations voulues par l'acte fédé-

ral. Ni le gouvernement du Roi ni les Etats allemands ne doutent que le but énoncé dans l'article II par les contractants, but que les circonstances rendent si important, — les oblige à considérer leur tâche d'un point de vue élevé et à porter toutes leurs forces du côté où l'Allemagne se trouvera menacée.

» A cet égard le gouvernement du roi ne peut se dissimuler que les dispositions énumérées dans le paragraphe additionnel de l'article 1, qui unissent l'Autriche et la Prusse en leur qualité de grandes puissances, correspondent à ce que la confédération allemande doit se proposer pour tâche; mais il faudrait, à ses yeux, que la disposition relative à la retraite d'une puissance belligérante fût complétée par la cessation des hostilités sur terre et sur mer et la retraite correspondante des autres puissances. En complétant de cette manière les statuts, le maintien de la paix serait facilité, de même que la préservation des intérêts germaniques en Orient. Le gouvernement du roi espère donc que les hauts cabinets contractants se mettront en mesure de faire à l'assemblée fédérale des ouvertures qui lui prouvent que cette partie de l'acte d'alliance n'est point mise en oubli.

» Il espère par cette action des Etats fédérés, non seulement de fortifier l'équilibre européen, mais de sauvegarder les intérêts allemands, soit en ce qui concerne le commerce et l'industrie, soit sous le rapport religieux et national. Le gouvernement du roi entend donc parler de la liberté complète de la navigation et du cabotage sur la mer Noire, de la protection accordée aux sujets chrétiens de la Turquie, enfin de la durée du royaume grec, dont la dynastie allemande mérite toutes nos

sympathies. Il se joint au désir exprimé par les hautes cours contractantes, de s'épargner toute participation à la guerre, et de rétablir la paix générale. Il espère fermement que les efforts de la Prusse et de l'Autriche dans ce sens porteront leurs fruits, et qu'en mettant dans la balance leurs forces et celles de la confédération, ces deux gouvernements feront accepter aux Etats belligérants un arrangement à l'amiable.

» Le soussigné vous prie de porter ces explications à la connaissance de votre haut gouvernement, etc. »

Cette note où l'idée des trois groupes est discutée pour la première fois fut plus ou moins bien accueillie à Berlin et à Vienne, mais elle excita la colère du gouvernement anglais qui donna carrière à sa mauvaise humeur dans une dépêche qui fut remise à Dresde seulement. Les autres participants aux conférences de Bamberg ne la reçurent point, j'y répondis par une note que la *Gazette d'Augsbourg* put se procurer à mon insu et dont voici le texte.

LE BARON DE BEUST, MINISTRE DES AFFAIRES ÉTRANGÈRES, AU COMTE DE WITZTHUM AMBASSADEUR DE SAXE A LONDRES :

« M. Forbes m'a donné lecture d'une dépêche de M. le comte de Clarendon, concernant les conférences de Bamberg, qui semblent avoir causé un vif déplaisir à Sa Seigneurie. Vous connaissez, monsieur le comte, les résultats de ces conférences. Nous n'avons eu jusqu'ici aucune raison de les regretter, et les doutes mêmes qui auraient pu naître à ce sujet, ont entièrement disparu à la suite de la réponse des cabinets de Vienne et de Berlin à la

note que les huit cours représentées à Bamberg leur avaient présentée.

» Quelque satisfaisante que soit ainsi la solution de la question qui restait à régler entre les deux grandes puissances et les autres états de la confédération appelés à accéder au traité du 20 avril, nous n'en serions pas moins disposés à tenir compte des susceptibilités du cabinet britannique, dont le jugement ne saurait nous être indifférent, et à lui fournir telles explications qui fussent de nature à l'éclairer sur les intentions qui nous ont guidés, si les représentations que M. Forbes s'est trouvé chargé de nous faire, avaient été revêtues des formes analogues à la dignité que tout gouvernement souverain, quelle que soit l'étendue du pays qu'il représente, doit être jaloux de faire respecter.

» Le langage que M. le comte de Clarendon a cru devoir nous tenir est tel qu'il fallait tous les égards que nous devons au gouvernement de Sa Majesté britannique, pour nous décider à ne pas préférer le silence à une réponse. Cependant, afin de faire de cette dépêche l'objet d'un examen consciencieux, j'en ai demandé au Ministre d'Angleterre une communication écrite. M. Forbes ne s'y est pas cru autorisé. Il me semble que, lorsqu'un gouvernement ne craint pas d'entrer dans de pareilles explications avec un gouvernement étranger, et qu'il va même, ainsi que je l'ai appris depuis — car la dépêche a été communiquée ailleurs par les Missions britanniques — à donner à ses accusations du retentissement, il serait au moins juste de mettre le gouvernement à qui s'adressent des repro-

ches aussi graves, en mesure de les peser mûrement et d'y opposer une défense raisonnée. J'ai dû me contenter d'une seconde lecture et d'imprimer le mieux possible dans ma mémoire les principaux passages de la pièce en question.

» M. le comte de Clarendon se flatte que les États représentés à Bamberg recevront une réponse, qui sera proportionnée à leur intervention mal inspirée (« *ill-advised interference* ». Vous voyez que par ma traduction je cherche à adoucir le mot). Cette réponse est aujourd'hui connue de tout le monde. Nous ignorons si le Cabinet britannique en est satisfait, ainsi que nous l'espérons sincèrement; ce qui est bien certain, c'est qu'elle nous satisfait, et qu'il en résulte clairement que les deux grandes puissances allemandes n'ont trouvé dans la note que nous leur avions adressée, aucun sujet d'y voir une intervention mal inspirée; et cependant s'il y avait eu lieu de nous faire un pareil reproche — M. le comte de Clarendon sera assez juste pour le reconnaître — c'eût été bien plutôt aux Cabinets de Vienne et de Berlin à nous l'adresser. Mais indépendamment du blâme que notre conduite paraît avoir encouru à Londres, j'ai quelque peine à m'expliquer ce qui a pu amener Lord Clarendon à y voir une intervention quelconque. La question que l'on appelle la question d'Orient a été débattue à différentes reprises dans des conférences auxquelles la Confédération germanique est restée étrangère, et je ne sache pas qu'aucun des gouvernements allemands de second ordre se soit permis d'intervenir dans ces débats. C'est à la suite d'un traité conclu entre l'Autriche et la Prusse, et d'une invitation

que ces deux puissances ont adressée aux autres États de l'Allemagne, que ceux-ci ont été mis en demeure de se prononcer sur une question fédérale. Il s'agissait donc de remplir à la fois un devoir, et d'user d'un droit, dans l'exercice duquel nous ne saurions reconnaître à aucune puissance étrangère le pouvoir de nous imposer des limites, ni admettre une intervention, fût-elle la mieux inspirée.

» Je ne puis passer ici sous silence que l'envoyé de France m'a également communiqué une dépêche de son Gouvernement à la suite des conférences de Bamberg, et je me plais à constater que dans cette dépêche, portant le cachet d'une politesse exquise, M. Drouyn de Lhuys s'est abstenu de tout commentaire sur les résolutions de Bamberg, et s'est borné à relever un seul point, savoir la faculté que nous avions revendiquée pour la Confédération d'être représentée dans des négociations ultérieures. C'est là une question que nous ne croyons pas douteuse, mais dont une discussion même anticipée devait nous paraître parfaitement convenable.

» En repassant dans ma mémoire la suite de la dépêche de M. le comte de Clarendon, j'arrive à des reproches qui s'adressent plutôt à la Russie qu'à nous-mêmes. Cette puissance est accusée d'avoir de tout temps semé la discorde en Allemagne, et d'effrayer les Gouvernements allemands par le fantôme de la révolution. Sans prétendre me faire l'avocat de la Russie comme nous le reproche un autre passage de la dépêche, il m'est difficile de trouver la première de ces accusations tout à fait juste, en songeant à la manière dont la Russie est interve-

nue dans les affaires de l'Allemagne pendant les années où des complications intérieures menaçaient l'union et la paix de l'Allemagne, et où tous les efforts du Cabinet de Saint-Pétersbourg tendaient à aplanir les différends survenus entre les deux grandes puissances allemandes.

» Quant à la révolution dont la Russie se servirait avec nous comme d'un épouvantail, personne mieux que moi n'a été à même d'en connaître la portée. Appelé aux affaires au commencement de l'année 1849, je m'assis en face du fantôme dont les formes se dessinaient très nettement autour de moi ; et deux mois plus tard je le vis ensanglanter pendant six journées consécutives les rues de Dresde.

» J'ai appris alors comment il faut s'y prendre avec le spectre, et les souvenirs de cette époque m'autorisent à répondre à lord Clarendon, qu'on peut très bien croire à l'existence du fantôme, sans être soupçonné de le redouter. Il est vrai que lord Clarendon dans la même dépêche nous fait observer comment il n'y a rien à craindre de la révolution aujourd'hui que l'Autriche est alliée avec l'Angleterre et la France. Je serais le premier à repousser les conclusions malveillantes que l'on pourrait tirer de cette combinaison, mais ce que je ne puis admettre non plus qu'avec une certaine réserve, c'est que la révolution soit désarmée comme nous le dit également lord Clarendon, par la politique populaire des grands Cabinets· L'expérience des années 1848 à 1849 nous a laissé de trop graves leçons, pour ne pas nous méfier de cette déroute apparente des partis révolutionnaires en présence de l'initiative des Gouvernements. Mais, suivant la

dépêche de lord Clarendon, c'est la Russie qui, après avoir prêché la crainte de la révolution, s'est chargée de la patroniser, de la faire elle-même, car déjà ses agents parcourent la Grèce et la Hongrie pour fomenter des troubles. Je n'ai pas de notions particulières sur ce qui se passe dans ces deux pays; mais placé par la confiance du roi à la tête du Ministère de l'Intérieur et de l'administration de la Police, j'ai été à même d'observer les allées et venues des agents révolutionnaires en Allemagne, et je dois dire que le pays d'où ils nous venaient, n'était point la Russie, et que les passeports russes dont ils se trouvaient munis n'étaient point des passeports russes. Il y a ensuite une considération dont je ne puis pas entièrement me défendre. S'il est vrai que c'est la Russie qui patronise la révolution, comment se fait-il que les partis qui ont chance d'y gagner et qui y travaillent sourdement et ouvertement depuis des années, ne cessent de prêcher la guerre contre cette puissance?

» Qu'on me pardonne ces digressions; je conviens qu'elles ont aussi peu de rapport avec la grande question du moment qu'il n'y en avait entre la note de Bamberg et notre prétendue peur de la révolution.

» Malheureusement il me reste à répondre à des attaques infiniment plus directes et plus graves. Lord Clarendon nous accuse littéralement : d'être aveuglés au point de ne pas comprendre que dans une grande crise les petites jalousies doivent se taire, et de sacrifier les intérêts de l'Allemagne à des intrigues russes. Je serais curieux de savoir ce qui a pu autoriser M. le comte de Clarendon à nous reprocher de petites jalousies

et à expliquer notre manière d'envisager les intérêts de l'Allemagne — matière dans laquelle, par parenthèse, nous croyons le dernier des gouvernements allemands meilleur juge que l'Étranger — par des intrigues dont nous serions ou dupes ou complices. Lord Clarendon n'a pas jugé à propos de citer un seul fait ou acte à l'appui de pareilles suppositions, et, en effet, il lui aurait été difficile d'en trouver. Une accusation lancée aussi légèrement rend toute défense inutile; nous ne pouvons que la regretter profondément.

» Il en est de même du reproche qu'on nous adresse, enfin, d'avoir donné à l'Europe le spectacle de l'Allemagne désunie. Les faits mêmes y répondent mieux que ne le pourrait une défense éloquente. L'union de l'Allemagne n'a jamais été mieux assurée qu'elle ne l'est dans ce moment, et jamais le principe fédéral n'a fait mieux ses preuves. Les deux grandes puissances allemandes ont témoigné par leur déclaration du 16 juin combien elles tiennent à relever la constitution fédérale et à respecter la position indépendante des autres États confédérés; et ceux-ci à leur tour, en se ralliant aux deux puissances, après un examen mûr et consciencieux de leurs propositions et avec l'intention bien marquée de placer le but de l'union allemande au dessus de toute autre considération, ont rempli dignement leur tâche comme États indépendants et comme Confédérés.

» Nous ne craignons donc point les souvenirs de Bamberg, dont la dépêche de Lord Clarendon finit en quelque sorte par nous menacer. Nous n'avons jamais eu d'autre prétention que de faire un acte allemand; ce n'est pas nous qui nous plaçons

sur le terrain européen. Si on nous y appelle, nous avons le ferme espoir que le même esprit de justice et d'équité qui a déjà dicté le jugement de l'Allemagne, prévaudra également dans les conseils de l'Europe.

» Je terminerai par une dernière réflexion. Vous savez que la note de Bamberg fut concertée et adoptée par huit gouvernements allemands : d'après ce qui me revient, la dépêche que m'a communiquée M. Forbes n'a été adressée qu'au gouvernement du Roi seul. Je ne demande pas d'explications de ce fait. Ce qui précède vous prouvera que nous ne reculons pas devant la responsabilité d'un acte dont nous sommes solidaires.

» Vous savez, M. le Comte, quel prix le Gouvernement du Roi attache à des sentiments bienveillants du Gouvernement de la Reine ; vous concevez donc aisément combien ces explications ont dû m'être pénibles ; mais je suis certain qu'elles ne déplairont pas au Cabinet de Sa Majesté britannique. Le Gouvernement anglais, si jaloux de faire respecter partout le droit et d'empêcher qu'il n'y soit porté atteinte, ne voudra pas nous faire un crime de tenir au nôtre ; et lord Clarendon avec son esprit éclairé et impartial, loin de s'offenser de notre franchise, y verra l'empreinte de la vérité, et regrettera, j'en suis sûr, de nous avoir supposé des mobiles qui nous sont étrangers.

» Vous donnerez lecture de cette dépêche à M. le comte de Clarendon, et vous êtes autorisé à en donner copie, si elle vous était demandée.

» Recevez etc. »

Le jugement de l'envoyé prussien, M. de Bismarck, n'est point

sans intérêt. Dans le quatrième volume de Poschinger, « Preussen am Bundestag », on trouve une lettre du futur chancelier au ministre de Manteuffel. Il écrit : « Avez-vous pris connaissance de la dépêche de Beust à Londres ? Elle est fort bien écrite, et serait meilleure encore, si la Saxe n'était si petite. » Je ne vois, dans ces derniers mots qu'une méchanceté gratuite. Ce n'était pas la « petite » Saxe qui répondait à la grande Angleterre, c'était le ministre d'un état allemand qui repoussait l'intervention étrangère. Il fallut bien que la réplique vînt du ministre saxon puisqu'il avait été seul visé par l'attaque. Que la Saxe fût grande ou petite, peu importe! C'est le sentiment de l'Allemagne entière qui parlait dans cette note.

CHAPITRE XVI

1854-1856

La guerre de Crimée (*suite*). — Un éclaircissement. — L'Autriche au seuil de la guerre. — La dépêche secrète de janvier. — Gastein et le comte Buol. — Ma première rencontre avec Napoléon III. — Ma correspondance avec le comte Nesselrode. — La mission du baron Seebach à Pétersbourg. — La paix de Paris.

Ce n'est pas ma tâche de raconter ici les divers épisodes de la guerre d'Orient. dont on se souvient parfaitement. Je n'insisterai que sur certains détails restés à peu près ignorés et sur des faits auxquels j'ai été personnellement mêlé et qui m'ont donné l'occasion de prendre part aux événements.

On sait qu'immédiatement après la déclaration de guerre par la Turquie, dès que l'accommodement stipulé par la conférence de Vienne, qui offrait à la Russie comme un pont d'or pour exécuter sa retraite, eut été rejeté à Saint-Pétersbourg, les puissances occidentales intervinrent dans la lutte. On a fait un reproche à Nicolas Ier d'avoir refusé de souscrire à l'arrangement proposé : en réalité, il n'était point le coupable. Après sa dé-

mission, le comte Nesselrode vint plus d'une fois à Dresde, et nous eûmes l'occasion de causer du passé; il m'avoua un jour que l'empereur voulait accepter la proposition de la conférence, mais lui, le chancelier s'y était opposé parce qu'il croyait ces propositions incompatibles avec la dignité du souverain. Je ne crois point par cette indiscrétion, diminuer en aucune façon le mérite de l'homme d'Etat qui rendit, aux jours difficiles, d'inappréciables services à deux empereurs, Alexandre Ier et Nicolas. Si j'aime à exprimer franchement mon jugement sur les autres, j'aime aussi à les décharger des reproches qu'ils ne méritent pas. On est généralement prévenu contre l'empereur Nicolas. La situation actuelle de la Russie est-elle une conséquence de son système de gouvernement, ou ne prouve-t-elle pas plutôt jusqu'à l'évidence que ce système était indispensable? C'est une question à discuter. Mais on ne devrait point oublier en Autriche que l'empereur Nicolas fut l'adversaire résolu du panslavisme, et qu'il pensa, contrairement à l'avis de son successeur, qu'une monarchie autocratique ne peut point favoriser les éléments révolutionnaires dans d'autres pays, sans propager les mêmes mouvements chez elle.

Cependant les batailles de l'Alma et d'Inkermann avaient eu lieu. Sébastopol était encore dans la première période du siège. C'est à ce moment que survint la convention de l'Autriche avec les puissances occidentales, qui suivit une dépêche secrète de janvier adressée aux Etats allemands; par malheur, elle ne resta point secrète, car nous la trouvons commentée longuement — dans les rapports de M. de Bismarck. Ç'a été, je dois le

dire, une fatalité que l'Autriche, dont la meilleure arme contre les ambitions prussiennes, était le maintien rigide du pacte fédéral, y porta atteinte elle-même. La dépêche du 14 janvier 1855 en contenait au moins deux : d'une part, les gouvernements allemands étaient requis de se rallier à une action belliqueuse, contraire à leurs devoirs de confédérés, de l'autre, le prix de cette alliance devait être cherché aux dépens d'États frères, puisque l'Autriche ne pouvait accorder à la Bavière un morceau du Tyrol et à la Saxe une partie de la Bohême, et qu'elle ne pouvait davantage partager entre elles la Pologne ou la Bessarabie. Quoi qu'il en soit, l'impression que cette démarche fit dans les cercles gouvernementaux fut profonde; elle n'empêcha pas malheureusement, quelques années plus tard, dans la question du Schleswig, l'Autriche de violer le statut fédéral, et de fixer de la sorte les destinées de la Confédération et les siennes propres.

J'ai exprimé, l'opinion que, pour le cabinet de Vienne, la meilleure politique eût été ou bien de s'opposer nettement à l'action russe en intervenant dans les principautés danubiennes, ou d'utiliser les bonnes dispositions du roi Frédéric Guillaume IV ; il fallait s'abstenir de tout arrangement avec les puissances occidentales et maintenir de concert avec la Prusse, la neutralité. Mais cette politique il fallait l'arrêter et l'appliquer en temps opportun, il ne fallait point pendant une année, s'en éloigner toujours davantage et se rapprocher sans cesse de la guerre. Il n'est pas sans intérêt de lire les dépêches de M. de Bismarck, à cette époque. L'éven-

tualité d'une guerre russo-autrichienne y est discutée tout comme la possibilité d'une alliance prusso-autrichienne. En ce qui concerne cette dernière combinaison, je me permets cette remarque qu'une démarche correcte de l'Autriche n'eût sans doute point été inutile.

L'une des plus grandes qualités de François Joseph c'est l'abnégation. En plus d'un cas, j'ai eu l'occasion de m'en convaincre. L'empereur ne voulait pas la guerre, car sa seule influence aurait suffi pour la décider. Et pourtant, étant né soldat, et sentant à ses côtés une armée aguerrie, il devait la désirer.

L'entrée de l'Autriche parmi les belligérants était une question ajournée, elle allait devenir la question palpitante, si Sébastopol avait tenu plus longtemps. La place résista jusqu'en septembre 1855. Ce fut par moi que le comte de Buol apprit la grande nouvelle. Il était allé passer quelques jours dans la montagne avec son collègue, le baron Bach ; le ministre autrichien pour ne pas être dérangé dans sa villégiature avait défendu qu'on lui envoyât des dépêches. Nous nous rencontrâmes un soir, au bourg de Golling : je venais de lire le récit de l'assaut de Sébastopol dans la *Gazette universelle d'Augsbourg* que j'avais trouvée à Gastein.

Mon dessein était de partir le lendemain de grand matin. Le comte Buol vint me surprendre vers six heures, et m'exposa, une fois de plus, le point de vue autrichien. Deux de ses phrases me sont restées en mémoire : il affirma que l'Autriche avait, pour ainsi dire, les principautés danubiennes dans la poche [1],

1. C'était vrai, mais il fallut les rendre.

et m'assura qu'il ne ferait *jamais* la guerre à la France.

Bientôt après cette rencontre je me rendis à Paris. M. Von der Pfordten y vint également comme moi à cause de l'exposition sans que nous nous soyons concertés. Nous fûmes reçus en audience à Saint-Cloud et nous dînâmes plusieurs fois à la table impériale.

Huit années auparavant, j'avais vu Napoléon à Londres : il venait de s'échapper de Ham. J'ai dit déjà que s'étant présenté, en 1847, à un club anglais, il fut refusé par trois boules noires, et qu'une année plus tard il obtenait six millions de suffrages. La comparaison entre le passé et le présent s'imposait; involontairement, aussi je songeai à certain soir où Louis-Napoléon fit, chez le duc de Beaufort, mille essais infructueux pour être présenté à une personne de sang royal. L'empereur était en uniforme; étant donnés son gros corps et ses courtes jambes, cette tenue le flattait peu. En revanche, l'éclat de sa voix prédisposait favorablement; c'était un timbre sympathique qui a toujours fait de l'effet sur moi, même quand je le revis après sa chute en Angleterre. — Après le dîner, je m'entretins avec l'empereur dans la salle de billard. En passant à Francfort, j'avais vu le baron de Brunnow, ambassadeur russe près le Bundestag. Brunnow avait été, jusqu'à l'heure où éclata la guerre de Crimée, ambassadeur de Russie à Londres, où il retourna après la conclusion de la paix. Je l'y avais déjà connu, étant ministre résident de Saxe. Il avait reçu des instructions, et m'avait averti que la Russie traiterait volontiers, à condition qu'on ne réclamât d'elle ni cession de territoire, ni in-

demnité de guerre. Je communiquai ces vues à l'empereur, et il me donna l'assurance qu'on ne réclamerait ni l'une ni l'autre chose, si la Russie voulait consentir à la neutralisation de la mer Noire. Aussitôt de retour à Dresde, j'écrivis une longue lettre au comte Nesselrode, lui conseillant de faire une démarche conforme aux désirs de la France. Je développai avec conviction cette vue que la Russie pouvait, sans scrupule, accepter des clauses que leur absurdité même rendrait bientôt nulles et non avenues : je tenais en effet pour impossible d'empêcher un grand Etat de quatre-vingt millions d'âmes d'entretenir une marine sur les mers qu'il domine. « Je suis certain, lui disais-je, que dans dix ou douze ans, un diplomate se trouvera pour proposer de revenir au *statu quo ante*. » Je fus moi-même ce diplomate, douze ans après. Comme ministre autrichien, je demandai la suppression des entraves apportées à la liberté d'action russe, mais, il est vrai, à titre de compensation et sans reconnaître à la Russie le droit d'abolir le traité de son plein gré.

M. de Nesselrode me répondit de la façon la plus obligeante, mais il se récusa. Pendant qu'il hésitait, le cabinet de Vienne conçut le projet funeste pour l'Autriche comme pour la Russie d'une cession de territoire en Bessarabie [1]. Rien n'était plus déraisonnable puisqu'il s'agissait de substituer à la frontière naturelle du Pruth, une frontière qui ne l'était pas. Ces prétentions aigrirent profondément la Russie contre l'Autriche, elle

1. Il s'agit du delta du Danube que la Russie dut céder à la Roumanie et que celle-ci fut contrainte en 1878 de restituer au tsar.

savait que cette demande n'était pas soutenue par la France et l'Angleterre.

La réponse du comte de Nesselrode prouve qu'à ce moment, bien que Sébastopol eût succombé, le cabinet de Pétersbourg était loin de vouloir sérieusement la paix. S'il se résolut à accepter les préliminaires concertés entre Londres, Paris et Vienne, Dresde n'a pas eu une petite influence sur cette détermination. En effet, sur le désir formel de l'empereur Napoléon, le baron Seebach, alors ambassadeur de Saxe à Paris, et gendre du comte Nesselrode, partit pour Saint-Pétersbourg afin d'agir sur l'esprit de son beau-père.

Tout le monde a reconnu alors que cette mission fut d'une décisive importance. Ainsi finit mon intervention dans les négociations relatives à la guerre d'Orient. Je n'atteignis pas à l'honneur de figurer au traité de Paris, mais je ne m'en attristai pas. Cet instrument diplomatique est un chef-d'œuvre de confusion et pourra servir de modèle chaque fois que l'on voudra expliquer les événements d'une guerre autrement qu'ils se sont passés et que l'on désirera stipuler le contraire de ce que l'on a voulu obtenir. Un des plus actifs négociateurs, l'ambassadeur de France en Autriche, le baron Bourqueney, en me rendant visite à son retour, ne me cacha pas son désappointement. « Quand vous lisez ce traité, dit-il, vous vous demandez qui est le vaincu, et qui est le vainqueur. »

Il avait pleinement raison. Celui qui le lirait, sans connaître l'histoire, croirait que la Russie fut victorieuse au même titre que les Etats de l'Ouest et que la Turquie avait chassé l'enva-

hisseur par sa seule énergie. C'était là un point de vue humanitaire et courtois, mais il produisit de véritables catastrophes diplomatiques. Puisqu'on négligeait de stipuler des réformes précises en Turquie comme compensation au secours prêté par le monde chrétien; puisqu'on se contentait de prendre acte des promesses du sultan, au moins fallait-il avoir l'œil ouvert sur l'exécution de ces engagements. Mais si étrange fut la convention que tout en reconnaissant comme une nécessité européenne l'existence de l'empire ottoman, on déclarait ne point vouloir s'immiscer dans les embarras intérieurs de cet Etat. La conséquence évidente fut qu'en 1877 les puissances de l'Ouest se trouvèrent hors d'état de rien faire pour défendre la Turquie, et que les garanties données en ce qui concernait les chrétiens turcs et le paiement des intérêts restèrent sans résultat. Les choses eussent pris un autre cours si, comme je le proposai en 1867, on s'était décidé à une révision du traité de Paris, dans le sens d'un contrôle effectif des puissances. Le fameux article 9 de cette convention a eu pour résultat que les puissances réfléchissaient tranquillement à ce qu'il fallait faire, tandis que la Russie creusait, dans l'impunité et le calme, le fossé où allait s'engloutir l'œuvre du Congrès.

CHAPITRE XVII

1856-1858

Les années exemptes de soucis politiques. — Fêtes à la cour, dans la diplomatie et chez moi. — Visites de hauts personnages à Dresde. — Maladie de Frédéric-Guillaume IV. — Mort du ministre Zschinski. — Restauration du château d'Albrechtsburg. — Deuil dans la famille royale.

Le traité de Paris eut néanmoins une conséquence heureuse: la détente de la situation. Cette pause fut marquée en Allemagne, pour ainsi dire, par une agréable température politique. A dire vrai, l'onde faillit être troublée par le conflit de Neufchâtel, mais ce ne fut qu'un incident.

La vie de société à Dresde était alors brillante. Plusieurs familles étrangères appartenant aux classes élevées s'étaient fixées parmi nous et à la tête du corps diplomatique se trouvaient deux grands seigneurs que leur nom et leur fortune destinaient nécessairement à la diplomatie : le comte Henri de Redern, ambassadeur de Prusse, et le prince Richard Metternich, ambassadeur d'Autriche. Les mariages de deux filles du roi, en 1856, de la princesse Marguerite avec l'archiduc Karl-

Ludwig, et de la princesse Anna avec le grand-duc héritier de Toscane, furent signalés par des bals somptueux à la cour, chez moi, chez le prince de Metternich et chez l'ambassadeur de Toscane. Celui-ci, le prince Corsini m'a laissé l'impression du gentilhomme accompli de la tête aux pieds. Il était la représentation incarnée. C'est lui qui m'apprit à porter deux grands cordons à la fois en les croisant. Le bal qu'il donna dans les salons de la société de l'Harmonie fut splendide, mais le gérant de l'établissement lui présenta une note tout à fait démesurée. Le prince Corsini paya sans broncher en disant au restaurateur : « Mon cher, vous m'avez royalement écorché, je vous fais cadeau de cette épingle. » Et, là-dessus, il sortit de sa poche une épingle de prix. C'était, au reste, un homme d'une courtoisie parfaite, et je ne puis oublier qu'il fut du petit nombre de ceux qui restèrent fidèles en 1859 au grand-duc.

A cette époque de calme politique, j'organisai un bal costumé dans mon hôtel. Plus de trois cents personnes y assistèrent : pour une ville comme Dresde c'était beaucoup. En donnant cette fête je voulais surtout favoriser le commerce. J'y réussis et l'on m'en sut gré. Je priai le roi Jean de venir, il y consentit, « seulement, fit-il, je serai obligé de me costumer en Auguste III, » faisant allusion au comte de Brühl [1] à qui l'on me comparait quelquefois sans que je l'aie mérité. Il va sans dire que le roi vint en uniforme ainsi que le prince héritier. Par contre le prince Georges voulut bien me faire l'honneur de figurer dans

1. Le comte de Brühl, premier ministre d'Auguste III, fut le grand-vizir du sultan saxon. (F. K.-A.)

un groupe « Pierre le Grand à Saardam » il faisait le tzar. Pour mon compte je m'étais joint à un groupe représentant une « ambassade française à Constantinople sous Louis XVII. J'étais l'ambassadeur, et j'avais madame de Metternich comme ambassadrice. Quant au sultan c'était le comte Edmond Zichy bien connu de mes lecteurs autrichiens et qui se trouvait alors dans tout l'éclat de sa mâle beauté sans qu'un poil blanc se fût mêlé à sa superbe chevelure blonde et sa barbe rutilante. Le costume turc rehaussé par les brillants sortis des écrins de famille lui allait à ravir. Dans l'allocution que j'adressai au sultan je me permis quelques malices visant le traité de Paris. Le Roi dit en riant au ministre de France, je m'attends à une note pour demain. Mais le ministre M. le baron de Rouen fut le premier à rire et il ne se formalisa même pas lorsque je commis le mauvais jeu de mots: « Nous garantirons à Votre Hautesse l'indépendance de la Porte jusqu'au jour où nous vous y mettrons. » Les visiteurs de haut rang abondèrent à Dresde en 1857, le roi Frédéric-Guillaume vint pour la dernière fois à Pillnitz. C'est à son retour qu'il fut atteint de la maladie dont il ne s'est plus relevé.

Ici je me trouve obligé de citer le livre de M. Busch : *Notre chancelier*. L'écrivain prussien raconte ce qui suit, à propos du congrès princier de Francfort, en 1863, et des conférences de Baden entre le roi de Prusse et le roi de Saxe qui s'y était rendu sur le désir formel des souverains allemands : « Le roi de Saxe, que le roi Guillaume estimait fort, s'efforçait si vivement, de concert avec M. de Beust, de le décider à partir pour Francfort, que l'état nerveux du monarque devint alarmant et donna lieu

à de graves soucis. M. de Bismarck dut écrire au ministre saxon pour lui rappeler que Frédéric-Guillaume IV était revenu de Dresde avec le germe d'une maladie mortelle, et que certains ménagements étaient dès lors nécessaires. »

J'ai lu que naguère, au temps où la cuisine italienne était encore dans l'enfance, les serpents remplaçaient parfois les anguilles, cela s'appelait manger une *anguilla del bosco;* ici aussi, on nous sert une *anguilla de bosco*, — une vipère émergeant du buisson. Celui qui lit M. Busch, s'imagine que Frédéric-Guillaume IV revint de Dresde malade et nerveux, au même titre que son successeur de Baden. Rétablissons les faits dans leur vérité.

La visite de Frédéric-Guillaume à Dresde, qui se borna à un dîner à Pillnitz, eut lieu à une époque où Dresde et Berlin n'étaient séparés par aucune difficulté. Je n'étais pas présent, étant en congé à Lindau: mais je sais que les relations entre les deux beaux-frères furent si cordiales qu'elles ne pouvaient donner matière à une discussion. Ce ne fut pas davantage la cuisine qui agit d'une façon funeste sur la santé du roi de Prusse. Celui-ci eut le tort d'entreprendre après avoir achevé sa cure à Marienbad un voyage très rapide et très fatigant à Vienne et il se ressentait déjà à Pillnitz des suites de cette fatale excursion.

Je reviendrai sur les conférences de Baden-Baden lorsque nous en serons à l'année 1863. M. Busch a du reste une méthode étrange pour un historien consciencieux. Il raconte non pas ce qu'il sait mais ce qu'il suppose. Et voilà comment le Dr Busch raconte l'histoire ! Faut-il s'en étonner chez un écrivain qui

souvent parle de ce qui *doit* être arrivé ! Faut-il lui apprendre qu'un narrateur consciencieux mentionne seulement ce qui *est* arrivé !

J'ai peu de choses à dire sur l'année 1858. En vertu de la constitution, le Landtag saxon ne se réunissait que tous les trois ans. Toutefois, les sessions extraordinaires restreignaient d'ordinaire cet intervalle à une année. Le Landtag de 1858 eut pour le gouvernement des complaisances que la famille royale sut apprécier. Il s'agissait de construire des bâtiments nouveaux en vue d'y installer la célèbre manufacture de porcelaine, et de pouvoir ainsi restaurer dignement le château de Wettin (l'Albrechtsbrirg). Le jour où je devais parler devant les chambres, sur cette question, un subit mal de gorge me saisit : je recourus à des moyens énergiques pour m'éclaircir la voix. Ils firent leur effet, et je fis voter par les Chambres mon projet, de préférence à celui de la commission, qui réclamait une réduction du crédit. Seulement quelques heures plus tard, la toux me reprit si fort qu'à peine arrivé dans ma villa de Laubegast, je dus m'aliter. Le roi vint me voir et m'exprima sa satisfaction du résultat obtenu ; on avait voulu lui imposer comme condition la promesse de ne point faire célébrer le culte catholique dans le château, et il était prêt à y accéder pour l'amour de la paix confessionnelle. Je dus lui dire : « Mais Votre Majesté ne peut se priver d'un droit que le dernier de ses sujets possède en observant les lois sur la matière. » Tel était l'homme qu'on accusait d'être un « Jésuite » !

Je partis pour Gastein, non sans souffrances ; j'y trouvai

l'archiduc Johann que j'avais vu en 1832, alors qu'il présidait la table d'hôte de Straubinger. Aussitôt après mon retour le ministre Zschinsky mourut : j'ai déjà parlé de lui avec éloge. Le roi chargea du portefeuille de la justice le ministre des finances Behr, à qui il accorda des lettres de noblesse. Il appela en son lieu et place le baron de Friesen.

La famille du souverain fut cruellement éprouvée. L'archiduchesse Marguerite, partie pour Monza dans toute la force et l'éclat de la jeunesse, mourut au moment où je revenais de Gastein; j'assistai à la cérémonie funèbre à l'église des Capucins à Vienne. Ce coup ne fut point isolé. L'année suivante moururent la princesse Sidonie et sa sœur cadette, Sophie, qui avait épousé le duc Théodore de Bavière. Quiconque a été, comme moi, témoin de la chrétienne résignation du roi, en gardera l'éternel souvenir.

CHAPITRE XVIII

1859

La guerre d'Italie. — Mes entretiens à Berlin, Münich, Carlsruhe, Paris, Londres et Francfort.

Les conséquences de la paix de Paris, qui avait méconnu la nécessité de transformer la situation intérieure de la Turquie, n'éclatèrent qu'en 1876 : en revanche, il ne fallut pas longtemps pour reconnaître les erreurs politiques du comte Buol. La Russie indignée, le Piémont enhardi et exigeant, la France choyée et dangereuse, l'Angleterre hésitante, la Prusse abandonnée et dans l'expectative, telle était la constellation politique qui, deux ans après le traité de Paris, assombrissait l'horizon de l'Autriche.

Sur ces entrefaites, était survenu le concordat, dont Buol ne saurait être rendu responsable, mais qui mettait une mauvaise carte dans son jeu[1]. Cependant la partie n'eût point encore été

1. Le Concordat de 1855 aboli en 1866 qui établissait la suprématie de l'Eglise sur l'Etat dans toutes les questions confessionnelles d'enseignement et d'état civil.

si mauvaise, si le cabinet autrichien n'avait multiplié les fautes.

Je ne pourrais, en l'absence d'informations sur les négociations entamées à Vienne avant la guerre d'Italie, me permettre un jugement aventuré sur ces dernières. Ma conviction est que le résultat eût été meilleur si l'on avait eu plus d'initiative, si l'on avait provoqué une explication nette avec Turin et Paris, si l'on s'était rapproché de la Prusse et de la Confédération germanique, au lieu de bouder. La contenance de Cavour au congrès de Paris avait suffisamment instruit les ministres autrichiens mais on n'osait pas affronter cet adversaire : un incident le montrera. En 1857, le roi Jean fit une visite à sa fille, la duchesse de Gênes, à Stresa, sur le lac Majeur; une circonstance importante me força d'aller le rejoindre. Cavour avec qui, sans le connaître personnellement, j'avais été souvent en rapports d'affaires et qui désirait me parler, me proposa un rendez-vous à Arona. Avant d'accepter, je crus devoir sonder le cabinet de Vienne, il trouva la chose si monstrueuse que je déclinai l'offre du ministre piémontais. Je l'ai regretté depuis.

Les futils tiraillements se prolongèrent au delà de l'incident du premier janvier 1859 aux Tuileries. Certes en 1866, après Sadowa, la position de l'Autriche était moins forte qu'en 1859, avant Solférino : et pourtant jamais je n'eusse souffert qu'un ambassadeur placé sous mes ordres restât un jour de plus à son poste, après avoir eu à subir l'apostrophe de Napoléon III. Je ne l'aurais pas rappelé, mais il aurait dû prendre un congé. Aucun des gouvernements neutres n'y aurait pu voir un acte

agressif, et le courant germanique sympathique à l'Autriche, eût de la sorte été soutenu.

Je répète toutefois ce que j'ai déjà dit : je ne suis point exactement informé de tout ce qui se fit à cette heure, bien que les fautes et les erreurs dont j'ai parlé appartiennent à l'histoire et sont indiscutables.

Comme pendant la guerre de Crimée, je fus, pendant la guerre d'Italie, moins éloigné des événements que beaucoup de mes collègues; et, si je ne puis me vanter que mes démarches aient eu quelque succès, on voudra bien reconnaître que, d'accord avec la volonté de mon souverain, d'accord avec l'opinion en Allemagne, je m'employai vaillamment pour l'Autriche.

Au commencement de 1859, le second fils du roi, le prince Georges de Saxe, s'était fiancé avec la princesse Marie de Portugal. Le mariage devait avoir lieu au printemps à Lisbonne. Le roi, voulant me fournir l'occasion d'un voyage agréable, me confia une mission tout à fait privée dans cette capitale. Je devais, tout d'abord, rejoindre le prince à Florence, m'embarquer à Livourne et traverser les provinces méridionales de l'Espagne. Seulement l'état politique devint si inquiétant en Europe que je changeai mon itinéraire, et me décidai à passer par Paris. En premier lieu, je me rendis, selon le désir du roi, à Berlin, où je vis le prince de Prusse alors régent du royaume. Le prince de Hohenzollern-Sigmaringen, président du conseil, m'expliqua nettement qu'on ne pouvait troubler le pays par une levée prématurée de troupes, mais qu'on se souviendrait des obligations qu'imposait le pacte fédéral. Dans une

lettre que ce diplomate adressa au roi, en réponse à une lettre de félicitations relative au mariage du prince héritier, je trouve les lignes suivantes : « J'ai été très heureux d'avoir eu avec M. le ministre de Beust une entrevue qui m'a rapproché de lui, nos vues, nos désirs, nos espérances sont les mêmes, et si quelques légères divergences se sont produites elles ont porté sur des questions d'opportunité, mais non sur des questions de fond. » Le prince régent déclara que, si la Sardaigne seule attaquait, il n'aurait point à intervenir, mais qu'il le ferait si la France entrait dans la lutte. Il ajouta qu'au reste la Prusse n'avait point à se plaindre du gouvernement napoléonien. L'aimable ministre des affaires étrangères, comte Schleinitz, avec qui je me croisai dans le palais royal, me jeta, en revanche, un regard plein de sous-entendus et se montra fort réservé.

La mort de ma belle-mère m'obligea à passer par Münich pour aller à Paris. J'obtins une audience du roi Maximilien de Bavière qui, à ma grande surprise, ne manifesta qu'un enthousiasme modéré pour la cause autrichienne et me pria de faire tous mes efforts pour empêcher cette « stupide guerre ». A la suite de complications intérieures M. de Pfordten venait de quitter le ministère et son successeur n'était point encore entré en fonctions. De là une attitude forcément passive peu favorable à l'Autriche. En dehors des sphères gouvernementales, la haine des Français était générale à Münich. A Stuttgard, je pris le ministre baron Hügel dans mon coupé; à Carlsruhe je trouvai M. de Dalwigk et le ministre de Bade, baron Meyrenbrorg. Nous eûmes une conférence et quand j'en-

tendis, plus tard, dénoncer M. de Dalwigk comme suspect, je me rappelai l'ardeur qu'il mettait à prêcher la croisade contre les Français ! Une seule chose l'embarrassait : à qui donnerait-on l'Alsace ? M. de Dalwigk tout à ses ardeurs anti-françaises me trouvait trop réservé.

Le lendemain, je me trouvai à Paris, où l'opinion était loin d'être confiante. On était sous cette impression que, la politique inspirée à l'empereur par Orsini acculait le pays à l'alternative d'une guerre dangereuse ou d'une retraite humiliante. Les classes inférieures connaissaient fort mal la situation. Un témoin oculaire, qui assista fortuitement, à la gare de Lyon, au départ des troupes, me raconta que les soldats criaient, de leurs wagons : « Allons donner une bonne raclée à tous ces Italiens ! »

Je n'ai pas besoin d'ajouter que ma visite aux Tuileries, préparée par l'ambassadeur saxon, m'ennuyait fort : il n'est jamais commode d'entrer dans une maison où l'on sait que règne la mauvaise humeur.

Après l'audience, j'en rédigeai le procès-verbal, aussitôt de retour à mon hôtel. On le trouvera en appendice, et j'aime à croire qu'il intéressera mes lecteurs. Il résulte aussi de ma correspondance déposée aux archives de Dresde, que je me donnai bien du mal pour assurer à l'Autriche l'appui de la Prusse et de la Confédération, sans méconnaître les droits de la Prusse que le cabinet de Vienne ne ménageait pas assez. A vrai dire, l'attitude de la Prusse envers l'Autriche et la Confédération dans les affaires d'Italie, ne fut jamais très sympathi-

que. Mais la façon dont l'Autriche lança son ultimatum sans prévenir personne alors que tous les obstacles semblaient levés, n'était pas de nature à gagner la Prusse. Je me permets de répéter ce que j'ai dit déjà à propos des rapports de M. de Bismarck. Il y déclare à tort que l'Autriche asservit les États allemands; mais il a raison de dire qu'elle emploie un ton dominateur, qui blesse. Il en était encore de même à l'instant où éclata la guerre d'Italie. A l'occasion de mon voyage à Londres, je visitai le roi Léopold Ier à Lacken, et nous parlâmes sur ce thème. « Eh oui, Excellence, me dit le roi, avec sa douce et fine ironie, c'est toujours la même chose : d'abord Léopold et ensuite Sobieski. »

Il va sans dire qu'il ne pouvait plus être question du voyage à Lisbonne. J'abandonnai même l'idée de partir pour Londres, à la suite d'un entretien avec lord Cowley, ambassadeur à Paris. Je me rendis donc à Francfort. Là je trouvai une lettre du roi, qui me laissait libre de me rendre à Londres. Je discutai la question avec le comte Rechberg, et me décidai, sur son conseil, à partir.

Je vis le prince Albert pour la dernière fois, et le trouvai, sinon gagné à la politique viennoise, au moins plus sympathique au cabinet autrichien qu'à celui de Paris. Tel était également le cas du duc de Cobourg, alors présent à Londres. Mon audience chez la reine me donna l'occasion de faire la connaissance d'un type très intéressant: l'ambassadeur de France, le maréchal Pélissier, duc de Malakoff, qui venait présenter ses lettres de rappel. C'était un vrai soldat que son ignorance de

l'étiquette rendait original à la cour. La reine Victoria aime l'air frais et laisse volontiers, même dans les après-midi de mars, les fenêtres ouvertes. Lorsque le maréchal prit place à la table, près de la reine, se souvenant de ses rhumatismes, il cria aux domestiques : « Fermez les fenêtres ! » — « Shut the windows », ajouta la reine en riant. Plus tard, lorsque je fus ambassadeur à Londres, on citait encore des preuves du sans-gêne, qui distinguait Pélissier. Mais la reine fut toujours très indulgente pour lui. — Quand il sortit de l'audience, il essuya furtivement une grosse larme. Nous parlâmes naturellement de la guerre ; il me dit : « Voyez-vous, je n'aime pas la domination tudesque », à quoi je répondis : « Comme nous n'aimons pas la domination gauloise. »

Le premier lord de la trésorerie était lord Derby, père du ministre actuel, lord Malmesbury était ministre des affaires étrangères. Tous les deux manifestèrent une grande répugnance à s'expliquer nettement sur la situation. Cependant lord Derby avait déjà qualifié injustement de « criminelle entreprise » le fatal ultimatum de l'Autriche. Après un dîner chez la reine, lord Malmesbury voulut bien me faire la surprise de me dire que de la manière dont allaient les choses, le moment semblait venu de placer sur le Rhin un corps d'observation. Je pris acte de ce propos, et le transmis à l'ambassadeur prussien, comte Bernstorff, que je savais très favorable aux intérêts de l'Autriche et fort mal disposé pour les Italiens.

Je me permets de mêler ici le plaisant au sérieux. Au temps où j'étais secrétaire de légation à Paris, j'avais connu maints

vieux envoyés diplomatiques, qui avaient vu le consulat, l'empire, la république, la restauration et la monarchie de juillet. L'un d'entre eux, délégué des villes hanséatiques, espérait bien, malgré son âge et sa surdité déplorable, assister à l'épanouissement complet du second empire. Quand je le vis en 1859 je lui exprimai mon désir que les représentants des Etats allemands à Paris parlassent une langue ferme et énergique. — Bah! me répondit-il, tenons-nous bien tranquilles dans notre coin et il (l'empereur) ne nous fera rien.

Mon audience chez Napoléon III (Rédigé pour le Roi).

Je sors à l'instant de l'audience de l'Empereur qui a duré juste une heure. M'étant rendu aux Tuileries en uniforme, je fus reçu par l'Empereur dans son cabinet de travail. Il se trouvait assis en redingote à son bureau et commença par me faire des excuses de ne pas avoir mis d'uniforme croyant qu'il s'agissait d'une visite sans cérémonie.

Sa Majesté me dit ensuite : « Au reste vous venez en ennemi — pas personnellement, je l'espère. » — L'Empereur m'ayant fait asseoir engagea aussitôt la conversation en abordant la question du jour; et après avoir manifesté un vif regret de la tournure qu'avaient prise les affaires pendant les derniers jours, il se mit à me parler de l'Allemagne et me lança tout en conservant un ton d'exquise politesse dont du reste il ne s'est pas départi un seul instant pendant toute la conversation, la phrase que voici : « Il me semble, permettez-

moi de vous le dire, que les gouvernements allemands de second ordre se prêtent dans tout ceci à un rôle de dupe. J'ai été à même de prendre connaissance de plusieurs pièces assez curieuses émanant de personnes qui se trouvent en rapports intimes avec les rédacteurs de la Gazette d'Augsbourg et d'autres journaux allemands; il y était dit en toute lettre qu'on ne poussait à ce mouvement que dans l'espoir et même la certitude d'en finir cette fois avec les souverainetés allemandes. » — « Puisque Votre Majesté » — répondis-je à mon tour — m'a si nettement dit sa pensée, je ne crains pas de lui parler avec une entière franchise et je crois même remplir un devoir envers elle en y mettant le moins de réserve que possible. » Sur un signe affirmatif de l'Empereur je lui donnai les explications suivantes : « Nous ne nous faisons aucune illusion sur les mauvais éléments qui entrent dans le mouvement général des esprits en Allemagne et il ne faut pas s'étonner que dans cette crise ils jouent leur rôle comme ils le font chaque fois qu'il y a chance d'exercer une pression quelconque sur les gouvernements. Mais ce serait tomber dans une grave erreur, que de chercher dans ces éléments l'origine et la principale explication du courant actuel de l'opinion publique en Allemagne. Je vous donne une grande preuve de sincérité en commençant par dire que l'Autriche en général n'a pas en Allemagne des sympathies bien vives. Elles sont très prononcées dans les populations catholiques du midi, mais dans le reste de l'Allemagne et surtout dans la population protestante les tendances politiques et religieuses se trouvent plutôt aux prises

avec le gouvernement autrichien. Il n'en est que plus digne de remarque que dans cette question italienne l'Allemagne a vu disparaître pour la première fois depuis longtemps toute scission et division de parti devant la conscience d'une solidarité d'intérêt entre l'Allemagne et l'Autriche. Cette conviction a jeté de si profondes racines que même la question du concordat qui était cependant faite pour opérer une puissante diversion, s'est trouvée complètement étouffée. Il est vrai de dire que cette solidarité d'intérêt ne date pas d'hier. Elle a été solennellement reconnue par les gouvernements en 1840 et au début de la guerre d'Orient. Mais ce qui alors ne se faisait jour que dans le cercle rétréci des régions officielles, a été compris cette fois-ci par les populations. En Allemagne on ne rêve pas des conquêtes, mais on tient à conserver ce qu'on a. Or il ne s'agit pas de donner la Lombardie à l'Autriche, mais de se rendre compte de l'importance que l'état de possession de l'Autriche en Italie a pour l'Allemagne au point de vue militaire, politique et commercial. Et ceci on l'a complètement compris. Malgré cela il y aurait lieu de s'étonner de l'extrême passion que les Allemands ordinairement si calmes apportent dans cette appréciation, et puisque j'ai promis à Votre Majesté une entière franchise, je lui en donnerai encore l'explication. Eh bien, sire, ne cherchez la cause de cet entrain passionné que dans l'antipathie dont votre gouvernement est l'objet depuis que cette question italienne a surgi à l'horizon; il vous arrive ce qui est arrivé à l'Empereur Nicolas : on vous considère et on vous juge comme ayant troublé la sécurité publique. Ce

sentiment était très vif en Allemagne alors qu'il ne s'agissait que d'une attaque contre l'empire Ottoman. Jugez ce que cela doit être lorsqu'il s'agit d'une menace dirigée contre un État de la Confédération ; à côté des esprits turbulents il y a la grande masse qui ne règle ses pensées politiques que sur les intérêts qui la touchent. Tous ces gens-là se disent avec raison qu'une question italienne tant qu'elle se traiterait entre l'Autriche et les États de la Péninsule ne pourrait jamais être de nature à compromettre le repos de l'Europe. Ils se disent encore avec raison que c'est l'intérêt que la France y met de son côté et l'appui qu'elle prête à un gouvernement italien qui s'est identifié avec la révolution qui est cause de la perturbation générale. Dès ce moment, sire, tous les partis ont dû se tourner contre le gouvernement impérial. Le parti conservateur qui l'avait accepté avec reconnaissance lorsque vous aviez terrassé la révolution se trouve forcément sur le même plan que le parti démocratique qui ne vous l'a jamais pardonné. Tout ceci doit prouver à Votre Majesté que ceux qui lui paraissent des agitateurs peuvent bien être des organes passionnés et excentriques du mouvement actuel, mais qu'ils n'en sont nullement les auteurs.

L'Empereur paraissait écouter ces explications avec un calme parfait, et, je puis le dire, y prêter une attention soutenue. Il n'entreprit nullement de les réfuter et arriva par une brusque transition à l'article de l'acte final du congrès de Vienne qui désintéresse les Etats de la confédération dans les guerres qu'entreprendraient pour leur compte les deux grandes puissances allemandes. Cette observation me fournit matière à

exposer à l'Empereur le vrai caractère de la confédération qui n'était en effet nullement agressif et purement défensif, mais qui avait été toujours et surtout pendant la guerre d'Orient comprise et appliquée par les gouvernements dans la conception la plus large. Je fis remarquer que pendant la guerre d'Orient la confédération s'était arrêtée dans l'appui prêté à l'Autriche du moment qu'il s'était agi de prendre part à une agression.

Cette fois-ci il n'y avait aucun doute au contraire aussi bien pour les cabinets que pour les peuples allemands, qu'il n'était pas question pour l'Autriche de se lancer dans une guerre d'agression qu'elle avait à soutenir, mais une guerre de défense.

« Vous connaissez les Allemands, Sire ; ils sont lents à se fixer, mais une fois qu'ils se sont arrêtés à une idée, ils ne l'abandonnent pas facilement, et aujourd'hui une apparence même d'agression de la part de l'Autriche ne changera rien à leur jugement. »

L'Empereur me dit alors : « Mais on fera une chose très simple, on s'engagera à respecter les frontières de la confédération. » — « Permettez-moi, Sire, de vous répondre que la confédération ne pourrait jamais accepter un engagement que je dois supposer lui être offert à des conditions onéreuses. Si les frontières étaient attaquées elle devrait les défendre, et il est impossible que la France puisse calculer d'avance jusqu'où la guerre doit s'étendre et jusqu'où elle ne doit pas. » — « Ainsi, vous croyez une neutralité impossible ? » — « Je le crois et le dis très sincèrement. Nous ne désirons nullement la guerre, nous la croyons désastreuse pour tout le monde et les gouver-

nements sauront apporter toute la modération possible dans leurs actes. Ce qui se fait aujourd'hui à la Diète n'a rien de provocant ; mais si la guerre éclate et qu'elle s'engage entre la France et l'Autriche, il paraît impossible que l'Allemagne n'y soit enveloppée. Je suis le dernier à suivre aveuglément le courant de l'opinion publique ; j'ai montré à ce sujet assez d'indépendance, mais nous devons compter avec le mouvement national et lorsque ce mouvement bien contrairement aux tendances subversives qu'il a montrées jusqu'ici ne demande que le soutien du premier Etat de la confédération contre les dangers dont il est menacé, il y aurait folie à l'étouffer. » — L'Empereur passa alors à la question italienne elle-même en répétant plus ou moins les arguments de la brochure La Guerronière « sur la nécessité de régler les affaires de l'Italie. » Il est inutile de rapporter cette partie de notre entretien où de part et d'autre il n'y avait qu'un échange de redites. Je ne saurais toutefois passer sous silence que l'Empereur déguisait assez mal la pensée secrète de mettre fin à la domination autrichienne en Italie, qui ne pourrait être soutenue qu'avec 100000 hommes en temps de paix et constituait un état de choses insoutenable. Revenant alors à la charge, l'Empereur me dit : « Il n'y a donc aucun moyen d'amadouer l'Allemagne ? » — « Franchement, Sire, je n'en vois pas d'autre que de la désintéresser de la guerre qui est sur le point de s'enflammer. » — « Mais, savez-vous que l'attitude de l'Allemagne commence à devenir inquiétante pour l'Europe, on ne peut plus faire un pas ni s'intéresser à une question quelconque sans la

trouver sur son chemin. D'un côté vous menacez le Danemark, de l'autre l'Autriche étend ses bras jusqu'à Naples et là encore vous êtes avec elle. » — « Permettez, Sire, » dis-je en souriant « que je n'accepte pas cette position brillante que vous faites à l'Allemagne. Le Holstein est un pays allemand et la Diète doit écouter ses plaintes comme celles de tous les autres pays allemands. Elle y a mis une modération que je ne désapprouve pas, mais qu'une grande partie de l'Allemagne lui reproche. Quant à Naples je peux vous dire ceci : si l'Autriche avait pesé de tout le poids de ses influences italiennes sur ce pays-là, elle aurait peut-être bien fait, mais je vous certifie qu'en Allemagne personne n'y aurait vu un motif pour la confédération de s'y associer. » Je dois ajouter que le long préambule dont l'Empereur faisait précéder cette dernière sortie ne permettait pas de supposer de sa part une simple plaisanterie. L'Empereur me parla encore beaucoup des questions d'actualité. Il m'apprit le fait assez curieux qu'à l'heure qu'il est la sommation n'était pas encore arrivée à Turin. Je fus frappé de l'extrême modération que l'Empereur apporta dans son jugement sur la conduite de l'Autriche dans cette dernière circonstance et l'air presque indifférent dont il parlait des protestations qu'elle avait provoquées. Sa Majesté s'attacha seulement à relever les embarras que l'Autriche venait de créer au ministère britannique qui était resté dans l'ignorance la plus parfaite de ce qu'on avait médité à Vienne. Je me permis d'exprimer sous ce dernier rapport des doutes que j'avais lieu de croire très fondés, car il me paraît au moins très certain

qu'à la suite de la mission de lord Cowley, le ministère anglais devait connaître assez la position avancée du gouvernement autrichien pour mesurer l'étendue des moyens qui étaient nécessaires pour empêcher une résolution précipitée, et que l'Empereur fut assez juste pour reconnaître sans que j'y eusse fait allusion, que les discours des ministres anglais avaient été faits pour encourager l'Autriche à entrer dans la voie où elle venait de s'engager. En général, je dois relever comme un fait curieux que, somme toute, l'Empereur eut presque plus de blâme pour les oscillations de l'Angleterre, que pour les actes du gouvernement autrichien pendant cette dernière phase.

L'Empereur avant de me congédier s'informa avec beaucoup d'intérêt de la santé du Roi et m'exprima de nouveau toute la part qu'il avait prise à la douloureuse perte éprouvée par la famille royale. Il me serra enfin cordialement la main en me disant qu'il espérait me revoir et non en ennemi [1].

1. Cette note se trouve *en français* dans l'ouvrage original. Elle est donc reproduite textuellement.

CHAPITRE XIX

1859.

La guerre d'Italie (*suite*). — Les chambres saxonnes. — Note en réponse au prince Gortschakoff. — Visite à Vienne. — La conférence de Wurzbourg. — La fête de Schiller.

Aussitôt après mon retour, les chambres saxonnes se réunirent en session extraordinaire. On ne se fait aucune idée de l'opinion sympathique à l'Autriche, qui régnait à ce moment dans la presse et dans les corps constitués. Elle ne se manifestait pas seulement au sein de la première chambre, — ce qui se comprenait facilement, — mais au milieu de la seconde, et je n'oublie pas en quels termes son président stigmatisa la « mission civilisatrice » de Napoléon. Mon attitude parut presque trop timide. Je ne me suis jamais bien expliqué pourquoi, alors qu'on parlait à Vienne de concentrer des troupes, — et des troupes autrichiennes, — sur le Rhin, l'Autriche ne réclama pas l'assistance fédérale dès que la France se fut résolue à la guerre. Sans doute on tenait compte de la Prusse ;

on eût dû le faire autrement et plus tôt. Je ne sais si l'on était exactement informé à Vienne, mais on devait y savoir à coup sûr que l'on ne pouvait pas compter sur une initiative favorable de la part de la Prusse. Si l'Autriche avait demandé à la diète d'intervenir, la majorité se serait prononcée affirmativement et personne ne se serait opposé à ce que le vote reçût pleine et entière exécution. Et pourtant c'était l'époque des « *misères du Bundestag* « du *particularisme grotesque* » que les journaux de Vienne aiment tant à tourner en ridicule. Dans un discours prononcé à la première chambre je disais ceci:

« On a fait remarquer à différentes reprises que les États moyens de l'Allemagne étaient devenus terriblement agressifs pendant ces derniers temps; pendant la guerre d'Orient, dit-on, la Confédération a gardé une attitude plus modérée. Elle a écarté d'une façon presque craintive toutes les propositions qui auraient pu l'engager dans la guerre; elle s'est complue dans un rôle passif et tout expectant. Eh bien! cette inconséquence que l'on reproche aux États moyens est purement imaginaire. Au contraire pendant la guerre d'Orient la Confédération est allée plus loin qu'elle n'a le désir d'aller aujourd'hui.

De quoi s'agissait-il donc alors ? De l'attitude de l'Allemagne en présence d'une guerre entre la Russie et la Turquie, c'est-à-dire deux puissances étrangères à la Confédération, l'intégrité de la monarchie autrichienne n'était pas menacée par la Russie ni par des paroles, ni par des actes, ni par des manifestes ou des projets. Et malgré cela, la Diète fédérale a voté une réso-

lution garantissant à l'Autriche ses possessions non allemandes et déclarant que toute attaque dirigée contre ces possessions serait considérée comme une atteinte à la Confédération.

Et maintenant qu'il s'agit de ravir à l'Autriche une de ses provinces on trouve que nous sommes agressifs parce que nous déclarons qu'il est temps d'intervenir en faveur de l'Autriche. L'attitude des États moyens est toujours restée logique et conforme aux précédents. La confédération germanique a été créée dans un caractère défensif, mais pendant la guerre d'Orient ce caractère défensif a été interprété dans le sens le plus large. Nous désirons faire prévaloir cette même interprétation aujourd'hui.

La question (envoi d'un corps d'observation fédéral sur le Rhin) est soumise aux délibérations du comité. Elle sera certainement résolue d'un commun accord. Les Etats moyens et les autres également, car à très peu d'exceptions tous les gouvernements allemands sont du même avis, ne s'entêteront pas à réclamer le corps d'observation comme étant le seul et unique moyen d'intervenir au nom de la Diète, si on leur soumet un mode de procéder différent mais tendant au même but, ils l'examineront sans parti-pris. Mais aucune considération, rien de ce qui ressemblerait à un *veto* n'empêchera les gouvernements et le gouvernement de la Saxe en particulier, de voter à la Diète selon leur conscience et leur conviction. La Chambre m'approuvera, j'en suis certain. »

A la fin de mon discours, où j'affirmai que notre action n'avait porté préjudice ni à l'unité allemande ni à la cause

germanique, je m'élevai contre les insinuations de certains journaux relativement à mon dernier voyage à l'Etranger. Je n'ai nullement eu l'intention de parler et d'agir à l'insu de certains gouvernements allemands et surtout du gouvernement prussien. J'ai rendu compte de toutes mes démarches au cabinet de Berlin et je l'ai fait à dessein. C'est m'accuser injustement que de prétendre que j'ai voulu représenter les Etats moyens seuls en face de l'Etranger.

Dans ce même discours je relevai un reproche qui m'avait été adressé : d'avoir longtemps été du parti de la France contre l'Autriche et d'avoir tout à coup changé d'avis.

« Je sais, dis-je, que ce sont des articles du Journal de Dresde, organe du gouvernement qui ont fait naître ces accusations. La chose est trop importante pour que je ne consacre pas quelques mots à justifier le gouvernement. Il y a quelques articles du Journal de Dresde qui ont donné lieu à des malentendus regrettables. Ces articles ont été inspirés par un sentiment qui aurait peut-être empêché le conflit actuel d'éclater. La Presse allemande a eu le grand tort d'attribuer dès le début au gouvernement français des intentions qui ne se sont manifestées que plus tard; elle a eu le tort d'attaquer avec véhémence le gouvernement français alors qu'aucun acte, aucune parole ne justifiait tant d'hostilité. Cette attitude a pu, il est vrai, soulever l'opinion publique d'Allemagne contre la France ; mais en revanche on a pu persuader le public français que ce mouvement de l'opinion n'était pas sincère et qu'il avait été commandé par une puissance, l'Autriche, qui avait intérêt à exciter les passions

allemandes contre la France. En procédant ainsi, la Presse a enlevé au mouvement national allemand une bonne partie de son prestige et l'a empêché de produire à l'étranger tout l'effet qu'on devait en espérer. Le Journal de Dresde s'est tenu d'abord sur la réserve, c'est maintenant seulement en présence des faits qu'il combat avec vigueur la conduite du gouvernement français. Si tous les journaux avaient adopté la ligne de conduite du Journal de Dresde, l'impression causée sur la France par le mouvement national en Allemagne eût été plus forte et beaucoup plus efficace. »

Je n'ai point à raconter ici quel cours prit la guerre et ce que fut la paix. En revanche je dois rappeler ici une dépêche que j'adressai au prince Gortschakoff en réponse à des remontrances impérieuses qu'il avait fait parvenir aux gouvernements allemands, et relatives à la nature de l'alliance qui les unissait.

« Le prince Volkonsky, » écrivai-je, « m'a donné lecture d'une dépêche que lui a adressée M. le prince Gortchakow, à l'effet de constater l'attitude du gouvernement impérial en présence des complications survenues en Italie et de la guerre qui en est résultée, ainsi que la manière dont le cabinet de Saint-Pétersbourg croit devoir juger la position des gouvernements d'Allemagne au milieu de ces mêmes événements.

» Le gouvernement du roi, mettant une confiance entière dans les sentiments nobles et élevés de S. M. l'empereur de toutes les Russies, n'a aucun doute sur le caractère bienveillant et équitable des dispositions dont le gouvernement de

S. M. Impériale est animée envers l'Allemagne et les différents gouvernements de la Confédération germanique ; ce n'est donc qu'avec reconnaissance que nous avons pu accueillir cette importante communication, et je vous prie, monsieur, de vous en faire l'interprète auprès de M. le prince Gortchakow.

» Nous croyons donner au gouvernement impérial la meilleure preuve de la sincérité de ces mêmes sentiments en répondant avec une égale franchise aux différentes observations qui viennent de nous être faites.

» La dépêche de M. le prince Gortchakow se divise en deux parties distinctes. La première, qui est rétrospective, passe en revue les négociations qui ont précédé le commencement des hostilités, et rappelle le congrès proposé par la Russie pour les empêcher ; la seconde, qui s'occupe du présent et de l'avenir, s'applique de préférence à faire ressortir les vues du gouvernement impérial sur la tâche réservée aujourd'hui à la Confédération germanique.

» Quant à la première, M. le prince Gortchakow saura apprécier les considérations qui nous engagent à mettre une certaine réserve à en aborder le sujet. Il n'en trouvera pas moins excusable qu'un Gouvernement allemand se permette de ne pas partager le jugement sévère infligé à la conduite du Gouvernement autrichien, lequel, suivant les développements de la dépêche de M. le prince Gortchakow, serait seul responsable des calamités de la guerre. Le Gouvernement du Roi a rendu dans le temps pleine justice aux efforts tentés par le Cabinet de Saint-Pétersbourg pour la prévenir par un congrès

européen. Mais à moins de manquer à tout devoir d'impartialité envers un gouvernement confédéré, il nous serait impossible de nous arrêter à l'épisode du congrès représentant une phase, et non l'ensemble des faits qui ont précédé et amené la guerre, au lieu de nous reporter à l'origine des complications qui ont fini par la faire éclater; et alors nous ne saurions oublier que le Gouvernement autrichien n'ayant rien fait qui pût donner ombrage, ni à ses voisins, ni à une puissance quelconque en Europe, fût inquiété d'abord, et menacé ensuite dans le paisible exercice de ses droits de souveraineté. Il nous est difficile encore de ne pas nous convaincre que, si de pareilles entreprises, au lieu de rencontrer des sympathies avaient encouru le blâme non équivoque de l'Europe, le fléau de la guerre eût été très probablement épargné à l'humanité avant même que la question de congrès ne fût posée.

» Nous serons plus explicites sur les questions qui se rattachent à la position et à l'attitude des gouvernements allemands. Ici nous avons une mission à remplir, et nous devons de sincères remerciements à M. le Prince Gortchakow de nous avoir fourni l'occasion d'entrer dans quelques explications propres à éclairer les Gouvernements étrangers sur ce qui se passe aujourd'hui en Allemagne.

» La dépêche de M. le Ministre des affaires étrangères de Russie témoigne des regrets au sujet de l'excitation se manifestant dans quelques parties de l'Allemagne; elle exprime la crainte que cette agitation n'ait sa source dans un malentendu, et ce malentendu elle le trouve dans la tendance de quelques

Etats de la Confédération Germanique à se préoccuper d'un danger imaginaire, et à en faire naître de très réels, non seulement en ne résistant pas à des passions dont le développement pourrait mettre en péril la sécurité et la force intérieure des Gouvernements, mais encore en fournissant des griefs sérieux à un Etat voisin et puissant, au moment même où ils en reçoivent des déclarations rassurantes.

» Il y a ici évidemment un malentendu, mais ce n'est pas du côté des Gouvernements allemands qu'il faudrait le chercher.

» Monsieur le Prince Gortchakow veut bien nous rappeler plus loin que la Confédération est une combinaison purement et exclusivement défensive, et que, si aujourd'hui elle se portait à des actes hostiles envers la France, elle aurait faussé le but de son institution et méconnu l'esprit des traités qui ont consacré son existence.

» A ce sujet nous devons commencer par faire une légère réserve. Sans vouloir examiner jusqu'à quel point le mot de *combinaison* peut s'appliquer à une union d'États indépendants reconnue indissoluble, et comptant parmi ses membres deux grandes puissances européennes, nous nous permettrons de relever que la Confédération germanique, par son organisation, a en effet un caractère principalement et essentiellement défensif, mais qu'on ne saurait prétendre qu'elle est une combinaison exclusivement défensive. Les traités sur la base desquels elle est entrée dans le droit public européen — je me sers des propres paroles de M. le Prince Gortchakow — et auxquels la Russie a apposé sa signature lui reconnaissent le droit de paix

et de guerre. Les Etats allemands se sont toujours montrés très jaloux de se conformer aux lois fondamentales qui régissent la Confédération, et de ne pas s'en écarter, mais par cela même ils peuvent prétendre à les conserver intactes.

» Nous prions cependant monsieur le Prince Gortchakow de ne pas perdre de vue que dans notre pensée il ne s'agit en aucune façon de méconnaitre ce caractère défensif par excellence, ni de sortir du cercle des dispositions défensives qui se trouvent dans les lois fondamentales.

» L'article 47 de l'acte final de Vienne, et dont il a été question trop souvent dans ces derniers temps, pour qu'il soit nécessaire d'en citer le texte, a prévu l'éventualité qui se présente aujourd'hui comme fait accompli, et pour que les Gouvernements allemands songent à remplir les devoirs qu'il leur impose, ils n'ont besoin ni de céder à des passions qui compromettent leur sécurité, ni de se préoccuper d'un danger à venir. Nous pourrions rappeler d'ailleurs que jusqu'ici la Confédération n'a pas encore arrêté les décisions qui sont l'objet de la sollicitude de monsieur le Prince Gortchakow, et lui inspirent des craintes pour la solidité de notre « assiette intérieure », mais loin de soulever une question d'opportunité, nous préférons lui donner une preuve de notre confiance dans les dispositions amicales du Gouvernement Impérial, en acceptant ainsi une discussion anticipée.

» Ce n'est pas pour la première fois que la Diète de Francfort est appelée à discuter la mesure des obligations fédérales de l'Allemagne envers les deux grandes puissances faisant partie de la Confédération. Il n'est pas inutile de rappeler des précédents

d'assez fraîche date; ils prouveront de quelle manière on a entendu jusqu'ici son caractère défensif sans donner lieu à aucune objection de la part des grandes puissances, qui ont signé les traités, sur la base desquels l'Allemagne est entrée dans le droit public européen.

» Il y a quelques années la Russie, à la suite d'un différend avec l'Empire Ottoman, fit occuper par ses troupes les Principautés danubiennes. L'intervention des grandes puissances, ayant pour but d'amener une entente, resta infructueuse par suite du refus de la Porte ottomane d'accepter purement et simplement l'arbitrage de la conférence de Vienne, et ce fut alors la Turquie qui déclara la guerre à la Russie. Elle eut pour alliés l'Angleterre et la France. A cette époque la Confédération germanique, à la proposition de l'Autriche et de la Prusse, prit une résolution portant que tout acte d'agression contre les possessions non allemandes de l'Autriche et de la Prusse, serait considéré comme équivalant à une attaque contre le territoire fédéral, et quelques mois plus tard, les troupes autrichiennes occupant les Principautés danubiennes, la Confédération amplifia la dite résolution dans ce sens qu'une attaque contre cette force armée, se trouvant donc en dehors non seulement du territoire fédéral, mais même du territoire autrichien, serait encore considérée comme agression dirigée contre la Confédération.

» Je ne sache pas que ces décisions aient provoqué des protestations ou seulement des remontrances ni à Paris, ni à Londres, ni même à Saint-Pétersbourg — et cependant le Gouvernement Impérial de Russie aurait certainement trouvé matière à s'y

opposer, si l'attitude de la Confédération avait été contraire aux traités.

» Mais si la Confédération est restée alors dans les limites de ses droits et de ses devoirs, pourquoi donc s'exposerait-elle aujourd'hui à fausser le but de son institution, et à méconnaître l'esprit des traités en prenant des résolutions analogues ?

» Ou bien n'existerait-il pas d'analogie entre les circonstances actuelles et celles d'alors ?

» Il y a en effet une différence à noter. En 1854 la confédération avait en vue l'éventualité d'une agression venant de l'est comme elle tourne aujourd'hui ses regards du côté de l'ouest. Mais à cette époque l'intervention de la diète n'avait été précédée d'aucun acte, ni d'aucune démonstration tendant à menacer le territoire autrichien ou prussien; aujourd'hui au contraire cette intervention n'a pas encore eu lieu, mais en revanche le territoire autrichien est envahi.

» Voudrait-on enfin nous objecter à Saint-Pétersbourg qu'à cette époque l'Allemagne avait plus à redouter de la Russie qu'elle n'a à craindre aujourd'hui de la France?

» La dépêche de M. le Prince Gortchakow nous rappelle que le Gouvernement français a solennellement proclamé qu'il n'a aucune intention hostile à l'égard de l'Allemagne. Elle nous apprend en même temps que cette déclaration a été accueillie avec un assentiment empressé par la majorité des grandes Puissances.

» Nous nous souvenons également d'un manifeste proclamant l'intention de délivrer l'Italie des Alpes jusqu'à l'Adriatique.

Cette déclaration aurait-elle aussi obtenu l'assentiment empressé des grandes Puissances.

» La dépêche de M. le prince Gortchakow constate une fois de plus l'intention du Gouvernement Impérial de veiller au maintien de l'équilibre européen. Nous sommes profondément pénétrés de ce que cette manifestation a de rassurant pour l'avenir de l'Europe. Nous savons apprécier au même degré l'importance de l'intérêt que le Gouvernement Impérial déclare attacher à l'intégrité de l'Allemagne. Nous aimons de plus à nous persuader que, si la Russie en faveur de l'Allemagne a supporté des sacrifices, elle ne les regrette pas, car, ainsi que nous le dit la dépêche de M. le Prince Gortchakow, la Russie ne s'inspire que de ses intérêts, et il s'est présenté telles circonstances, où la Russie à son tour a eu à se louer de l'Allemagne guidée également par les inspirations de ses propres intérêts. L'Allemagne aujourd'hui ne demande pas des sacrifices, elle ne réclame que son indépendance dans l'accomplissement de ses devoirs fédéraux.

» En parlant ainsi nous n'avons pas la prétention de prendre la parole au nom de l'Allemagne. Mais lorsqu'il s'agit des affaires fédérales et du maintien des droits aussi bien que des obligations de la Confédération, nous croyons chacun des Gouvernements allemands appelé à élever sa voix, et nous ne craignons pas, pour notre part, d'être démentis par nos Confédérés.

» Veuillez donner lecture de la présente dépêche à M. le prince Gortchakow. »

Je reçus de plusieurs côtés des lettres de félicitations et de remercîments, — mais rien de Vienne.

Je ne pris point la chose trop à cœur, puisque en septembre je me trouvais dans cette capitale. Je n'oublierai jamais quel douloureux sentiment s'empara de moi, quand j'entendis de mon hôtel la musique d'un régiment qui passait jouer la marche de Radetzki qui en des temps plus heureux me causait tant de plaisir [1].

J'eus avec le comte Rechberg, qui était maintenant à la tête du ministère, des entretiens fréquents au cours desquels je m'efforçai de lui prouver que l'entente étroite entre l'Autriche et les Etats moyens allemands du centre pourrait avoir d'utiles résultats. Par malheur, on n'en a jamais été bien convaincu à Vienne.

Cependant la conférence des Etats moyens venait de se réunir à Würzbourg. Elle discuta certaines questions relatives à la Confédération. Elle n'eut d'ailleurs qu'à se louer des dispositions de l'Autriche à son égard.

D'autre part, l'Allemagne entière s'unissait pour célébrer le centenaire de Schiller. Cettre fête eut lieu à Dresde avec éclat, et sans que la politique s'en mêlât autant qu'ailleurs. Le discours que je prononçai, à cette occasion, au banquet donné

1. Après les défaites en Italie, le cabinet clérical Buol-Bach-Thun s'était effondré à Vienne. Le ministre des finances baron de Bruck s'était coupé la gorge. En attendant l'avénement d'un ministre parlementaire l'expédition des affaires avait été confiée à des diplomates et hauts fonctionnaires. Le comte Rechberg, ancien président de la Diète, ministre des affaires étrangères, était le plus important et le plus connu de ces personnages (F. K.-A.)

dans les salons de la société d'harmonie, fit une excellente impression. Il m'attira de la part de la *Gazette de la Croix,* des éloges auxquels je ne m'attendais guère. Et je vois que, somme toute, après vingt-cinq ans écoulés, je puis maintenir ce que je disais alors.

CHAPITRE XX

1860-1861

L'Union nationale. — Mon projet de réforme à l'endroit de la Confédération — Encore une fois l'Italie.

L'année 1860 ne fait souvenir du National-Verein. Je voudrais donner une idée exacte de cette association. A cet effet, j'ouvre le *Dictionnaire de la Conversation*, de Brockhaus, et j'y trouve les lignes suivantes :

« National-Verein allemand... le mouvement qui agita l'Allemagne pendant la guerre d'Italie en 1859 donna naissance à cette société patriotique qui, après divers pourparlers à Hanovre et Eisenach, se constitua formellement à Francfort-sur-le-Mein, les 15 et 16 septembre 1860. »

Sans vouloir énumérer tous ses mérites, le *Dictionnaire* de Brockhaus possède au moins celui de n'être ni réactionnaire, ni particulariste, ni anti-prussien. Et pourtant on ne se saurait

imaginer une plus mordante satire que sa définition du National-Verein. Le mouvement patriotique allemand dont on nous parle pendant ou plutôt avant la guerre d'Italie, — car il fut très court et eut un caractère tout spontané, — avait pour but de soutenir l'Autriche, et de châtier les prétentions françaises. Le résultat fut que nul ne vint au secours de l'Autriche et que l'Allemagne resta tranquille pendant que son Confédéré était dépouillé de ses plus belles provinces. On aurait pu croire au moins que le National-Verein chercherait à relever l'Autriche ou du moins lui accorderait le repos s'il ne lui tendait pas une main secourable. Il n'en fut rien. Il s'efforça tout au contraire de la chasser de l'Allemagne : les vieilles tendances exclusivistes de 1850 reprirent le dessus dès que l'aigle à deux têtes eut reçu du plomb dans l'aile en Italie.

On comprend dès lors que les gouvernements allemands, et même la Prusse dans les premières années de régime de Bismarck, se soient montrés fort réservés à l'égard de cette association. Quant à moi je n'hésite pas aujourd'hui encore à avouer toutes mes répugnances. Cependant je n'eus point à sévir contre mes employés et je suis resté convaincu qu'aucun d'entre eux n'a fait partie de l'association. Les « *poursuites* » se bornèrent au refus de sanctionner quelques élections municipales, ce qui était parfaitement justifié, étant donné le caractère de cette agitation soi-disant nationale [1].

1. En Saxe comme en Prusse les bourgmestres et adjoints des villes au-dessus d'un certain nombre d'habitants sont élus par les municipalités, mais le gouvernement se réserve de sanctionner l'élection ou de la déclarer nulle.

Bientôt après la naissance du National-Verein je présentai un projet de réforme fédérale. Je n'obéissais nullement à un désir déplacé de concurrence ou d'hostilité envers cette association. Ce fut le résultat du hasard. Un député rural au Landtag de 1860 proposa que le gouvernement fît des efforts pour établir un pouvoir central germanique avec une chambre. La motion fut renvoyée à une commission qui la garda quatre mois ; le fait me donna l'occasion d'égayer le Parlement par ces mots : « S'il faut, pour établir un pouvoir central, un temps proportionné à celui dont la Commission a besoin pour examiner le projet, quand donc ce pouvoir entrera-t-il en activité? ». A la fin de la session de 1861, je préparai mon projet en quelques semaines, et je le soumis tout d'abord au cabinet de Vienne. J'ai la conviction que le projet était viable et qu'il eût été plus avantageux pour l'Autriche que celui du congrès princier de Francfort. Les réformes qu'il contenait ne pouvaient être radicales. Je m'appliquai surtout à substituer des rouages fonctionnant vite et supprimant ainsi l'indolence que mettait à délibérer l'assemblée fédérale de la Eschenheiner-Gasse. Voici comment mon projet cherchait à atteindre ce but : il laissait à Francfort seulement les rouages du gouvernement ; en revanche il établissait deux fois par an, et pendant huit semaines, une session du Bundestag, le premier mai dans une ville du sud (Regensburg), le premier novembre dans une ville du nord (Hambourg). Il statuait également la création

C'est ce qui arriva en Saxe lorsque le maire ou adjoint élu faisait partie du National-Verein (F. K.-A.)

d'un Parlement fédéral, composé de délégués, qu'on pouvait consulter facultativement, dans lequel l'Autriche et la Prusse auraient alternativement la présidence.

Le Bundestag aurait été formé des représentants des Etats germaniques, munis de pleins pouvoirs, et ainsi groupés: 1. Autriche. — 2. Prusse. — 3. Bavière. — 4. Saxe. — 5. Hanovre. — 6. Wurtemberg. — 7. Bade. — 8. Hesse électorale. — 9. Grand-duché de Hesse. — 10. Danemarck-Holstein. — 11. Hollande-Luxembourg. — 12. Duché et grand-duché de Saxe. — 13. Brunswick et Hesse. — 14. Meklenbourg-Schwerin et Meklenbourg-Strelitz. — 15. Oldenbourg, Anhalt, Schwazbourg. — 16. Lichtenstein-Reuss, Schaumbourg-Lippe, Lippe-Lippe, Waldeck. — 17. Villes libres: Francfort, Lubeck, Brême, Hambourg. = Total, 17 voix.

Le parlement fédéral aurait été formé par les représentants des corps constitués, comme suit: Autriche, 30 membres, — Prusse 30, — Bavière 10, — Saxe, Hanovre, Wurtemberg, chacun 6, — Holstein 2, — Luxembourg 2, — Brunswick 2, — Mecklembourg-Schewerin 3, — Mecklembourg-Strelitz 2, — Nassau 2, — Saxe-Weimar 2, — Saxe-Meiningen 1, — Saxe-Cobourg-Gotha 1, — Saxe — Altenbourg 1, — Oldenbourg 2, — Anhalt-Dessau, Anhalt-Bernbourg 1, — Schwarzenbourg, Rudolstadt et Sondershauhen 1, — Waldeck, Lippe, Lippe,-Schaumbourg, Reuss 2, — Lubeck 1, — Francfort 1, — Brême 1, — Hambourg 1. = Total 128.

Ajoutez à cela une direction militaire centrale, qui présenterait chaque année un rapport, et une chancellerie fédérale.

La compétence et le nombre des membres du parlement se seraient rapidement étendus. C'est à bon droit que je pouvais répondre au cabinet de Vienne, dans une dépêche adressée à l'ambassadeur de Saxe, baron Konneritz : « Notre projet de la Diète intermittente peut ne point paraître pratique, mais on doit se demander si les résultats déplorables, auxquels en 1859 arriva la commission militaire de Francfort, auraient pu se produire si, le 1er mai, le Bundestag eût été réuni à Regensbourg. La Prusse n'aurait pu se soustraire à la question brûlante, et les pourparlers n'auraient pas duré jusqu'à ce que l'heure favorable fût passée et que l'accord fût impossible. »

Par malheur, je ne trouvai à Vienne aucune décision. L'empereur, qui voulut bien m'accorder une audience, s'exprima avec sympathie, la présidence alternative accordée à l'Autriche et à la Prusse, ne lui déplut pas. Le comte Rechberg fut beaucoup plus réservé, mais il fit preuve cependant de dispositions amicales. Malheureusement le baron de Biegeleben, chargé des affaires allemandes au ministère des affaires étrangères, était malade, et l'on dut attendre son avis. Cet avis fut défavorable, il l'exprima nettement dans plusieurs dépêches; il me fut impossible de le convertir, car je n'eus pas l'occasion de causer avec lui. Il s'indignait fort contre ma naïveté : Imagine-t-on, s'écriait-il, deux présidents aux Etats-Unis d'Amérique. C'était toujours la même persistance à confondre le président du Bundestag avec le président de la Confédération. Il n'admettait pas, en outre, que l'Autriche pût se résoudre à partager

un droit honorifique avec qui que ce soit. Toujours le même souci du paraître, et non de l'être.

Si l'on se souvient quelle était, à ce moment, la position du parti qui réclamait pour l'Autriche et la Prusse des droits égaux, on reconnaîtra sans doute qu'en faisant le léger sacrifice dont je parle, le cabinet de Vienne eût perdu peu de chose et gagné beaucoup. Qu'on me permette de citer ma réplique au gouvernement autrichien :

« Soyez certain que le gouvernement saxon respecte les droits de l'empereur ; et on peut être assuré que s'il conseille l'abandon d'un de ces droits, il estime que le profit qu'on retirera de cette perte sera bien supérieur aux désavantages qu'elle peut entraîner. Il ne nous appartient point d'indiquer au cabinet de Vienne à quel taux il doit coter ce droit. Mais nous serions fautifs, nous manquerions à la franchise, qui est notre premier devoir envers le gouvernement impérial, si nous acquiescions silencieusement aux vues, d'où sont nées les « objections générales » qu'on nous oppose surtout en ce qui concerne la grande question de la présidence fédérale. Nous nous sommes plus d'une fois proposé pour tâche de défendre la Confédération contre l'opinion du jour, et nous poursuivons aujourd'hui le même but. Nous croyons n'avoir avancé que des vérités historiques, qui ne seront pas facilement réfutées. Nous craindrions de rencontrer une opposition fondée, si nous voulions prétendre que l'Allemagne possède une présidence fédérale, un chef véritable qui peut assurer l'unité d'action.

» On nous parle de l'Union américaine. Nous retournerions volontiers la comparaison. Il nous serait permis, peut-être, de soulever la question suivante : un Congrès alternatif à Charlestown et à Philadelphie, ne serait-il pas le meilleur moyen d'étouffer la guerre civile ? Mais il y a autre chose. Si le délégué président à Francfort possédait seulement la moitié des pouvoirs accordés au président de l'Union, nous ne lui demanderions pas de renoncer à une partie de ses attributions. Par malheur le président de la Diète est devenu, par la force des choses dont l'Autriche n'est pas responsable, le simple président d'une assemblée au lieu d'être le chef effectif de la confédération.

» Nous ne dissimulons point que notre projet prévoit une concession à faire à la Prusse. Il s'agit ici d'une prérogative historique, qui a sa signification. Nous avons hautement proclamé qu'il y avait ici besoin d'une résolution généreuse de S. M. l'empereur, que nous saluerions avec joie. Dans l'état des choses actuel l'attribution à l'Autriche d'une présidence honorifique donne à la Prusse et aux amis de la Prusse la sensation humiliante d'une sujétion incompatible avec le rang d'une grande puissance. Et, d'autre part, l'Autriche n'a pas les moyens de rendre cette sujétion effective et d'en tirer parti lorsque l'intérêt de la confédération l'exige. »

Etait-ce là parler en ennemi de la Prusse ? Je disais que le baron Biegeleben avait exprimé ses vues dans plusieurs dépêches. Il ne faudrait point croire cependant que le gouvernement impérial ait écarté mon projet *a limine*. Au contraire il

y eut de longues discussions et je fis en sorte que les négociations ne fussent pas rompues. Toutefois, comme rien n'indiquait une acceptation même éventuelle, je dus répondre que je ne pouvais proposer à Berlin un projet déjà contraire à mes convictions personnelles, et que le cabinet de Vienne n'appuyait cependant pas sans réserve.

Je suis bien loin de prétendre que la Prusse aurait adhéré facilement, mais les répugnances de l'Autriche rendirent son refus aisé. Le comte Bernstoff combla de louanges le « récent travail de l'homme d'Etat distingué dont l'activité, en ce qui concernait les questions allemandes était vivement appréciée à Berlin » ; il ne tarit pas d'éloges sur le « plan ingénieux qui tenait compte des désirs et des tendances des Etats confédérés, » etc. mais, en même temps, il démasqua le projet prussien qui n'admettait des réformes que si elles avaient pour but la suprématie de la Prusse sur les Etats unis de l'Allemagne.

Mon intention était de soulever la question des réformes fédérales, je choisis une forme pratique pour que mon initiative eût plus d'effet. Au lieu de créer autour de mes vues une agitation dangereuse et inutile, le cabinet de Vienne aurait dû les ensevelir dans le silence. Il préféra crier au feu et provoquer contre la note prussienne de M. Bernstorff qui s'adressait non pas à l'Autriche mais à la Saxe une protestation signée par la Bavière, le Wurtemberg, le Hanovre, le grand-duché de Hesse. Le gouvernement saxon s'y joignit à regret ne pouvant faire autrement vu ses relations avec les Etats moyens, ce que le gouvernement prussien prit fort mal.

Je ne prendrai point congé de l'année 1860 sans raconter un épisode qui a son intérêt. Mes lecteurs trouveront dans le second volume de **mes Mémoires la mention d'un discours prononcé à Pesth**, dans la délégation de 1870, où je réduisis au silence les orateurs cléricaux qui me reprochaient de n'avoir pas su empêcher les Italiens d'entrer à Rome, en lisant une dépêche adressée, en 1860, par le ministre des affaires étrangères autrichien à l'ambassadeur de cette puissance auprès du pape. Bien que les circonstances fussent plus favorables pour une intervention, le ministre expliquait qu'il n'y avait pas lieu de s'opposer par les armes à l'invasion du territoire pontifical; ce que je ne racontais pas c'est qu'au moment où les troupes sardes se préparaient à entrer dans les Marches, je reçus la visite de M. de Seebach, ministre de Saxe à Paris, alors en congé. Il était chargé d'une mission secrète de Napoléon III qui m'invitait à faire savoir à Vienne que la France ne s'opposerait pas à une intervention armée de l'Autriche pourvu que rien ne fût changé en Lombardie. Napoléon III aimait ces négociations indirectes et mystérieuses. Il n'a pas tenu son serment à la constitution, mais on pouvait compter sur sa parole quand il s'agissait de traités internationaux. Du reste on pouvait s'assurer des garanties à Vienne. L'occasion était bonne, car le traité de Zurich qui était en cause maintenait aussi les ducs de Toscane et de Modène, la situation en Vénétie se modifiait également. Je reçus de Vienne une lettre très affable remplie de remerciements, mais on ne se prononçait pas sur le fond. J'appris indirectement qu'en recevant ma

communication on s'était écrié. « A quoi bon, tout cela ne durera pas. »

On s'était exprimé de même au sujet de la révolution de juillet.

CHAPITRE XXI

1862

La seconde crise de l'Union douanière. — La deuxième Exposition de l'industrie à Londres. — Rencontre de Bismarck à Paris; son entrée au ministère et sa correspondance avec moi.

L'année 1862 est féconde pour moi en souvenirs intéressants. Il y eut d'abord une nouvelle crise douanière, pendant laquelle je déployai mon activité dans un sens tout autre que dix années auparavant. Cette fois on ne pouvait me reprocher à Berlin de haïr la Prusse, et on ne pouvait méconnaître que mes efforts, en matière de politique allemande, étaient dirigés, non par des affections ou des haines préconçues, mais par le sentiment très net de mes devoirs envers le pays.

Les circonstances étaient bien différentes de ce qu'elles m'avaient semblé en 1852. La Prusse venait pour la seconde fois d'agir en dehors de ses alliés du Zollverein. En 1852 elle avait conclu un arrangement séparé avec le Hanovre et les Etats li-

mitrophes, en 1862 elle venait de conclure le traité de commerce avec la France.

Tandis qu'en 1852 la politique avait joué un rôle décisif, il s'agissait cette fois d'un progrès et même, en quelque sorte, d'un coup de force économique auquel la Prusse avait été contrainte par suite de l'abus du veto de la part des autres membres du Zollverein.

Tandis qu'à Berlin, on avait reconnu dès longtemps la nécessité d'un tarif libéral, il fallait vaincre la résistance des Etats du Sud. Or il était impossible d'avoir raison de leur protectionisme autrement que par la conclusion d'un traité international particulier auquel ils se rallieraient, mais qui n'aurait jamais été signé si les représentants de la Bavière, de la Hesse et du grand duché de Bade avaient participé aux négociations.

En Saxe nos industriels ne furent point, au premier instant, sans crainte; mais, en dehors de l'urgence qu'il y avait à soutenir le Zollverein, je devais supposer que nos fabricants montreraient assez d'intelligence pour lutter contre la concurrence étrangère : ils se hâtèrent en effet d'améliorer leurs machines et d'en construire de nouvelles.

En ce qui me concerne, je n'avais pas de violence à me faire, puisque j'avais habité plusieurs années l'Angleterre libre-échangiste. Je fis introduire et voter par les chambres une loi en faveur du libre exercice des métiers qui eut de très heureux résultats. Plus tard lorsque des tendances hostiles à la liberté des métiers prévalurent en Autriche, j'eus la satisfaction d'entendre dire en Saxe que cette liberté avait largement contri-

bué au développement de la prospérité publique [1]. La Saxe prit donc l'initiative et proposa aux membres du Zollverein de se rallier au traité conclu par la Prusse. On m'a reproché dans les deux camps, comme un effet de mise en scène, la convocation d'un Landag extraordinaire. Le gouvernement devait rechercher un arrangement conforme à la constitution, soit vis-à-vis du pays lui-même, soit vis-à-vis des Etats du Sud, dont il ne voulait pas partager la défaite prévue. Le vote unanime des Chambres leva toute équivoque. Ce qui ne m'empêcha point de recommander à Berlin de se montrer plus avenant à l'égard du grand duc de Bade, de la Bavière, du Wurtemberg, etc., ainsi que le prouverait au besoin ma correspondance avec M. de Bismarck.

Si j'ai dit plus haut que des motifs politiques ne guidaient point le gouvernement prussien, il ne faut pas prendre mon assertion trop à la lettre. La protestation éclatante du cabinet de Vienne contre les tendances ambitieuses de la Prusse précipita la conclusion du traité de commerce avec la France et la reconnaissance du royaume d'Italie, par le cabinet de Berlin. J'ai dit déjà combien l'on était responsable en Prusse de la prétendue vanité qu'on m'a si souvent reprochée. J'en pourrais dire autant de l'Autriche, dans le cas présent. La correspondance entre deux ministres, de Dresde et de Berlin, devait rester secrète. Je ne puis prétendre que la solennelle démarche

1. C'est une justice que tous ceux qui ont parcouru la Saxe ne sauraient refuser à M. de Beust que sa longue administration favorisa d'une façon très remarquable l'essor économique et la prospérité de ce royaume qui devint une Belgique allemande couverte d'immenses fabriques et sillonnée en tout sens par des chemins de fer. (F. K.-A.)

collective à laquelle mes lettres inoffensives donnèrent lieu, ait été pour moi un honneur ; mais elle aurait pu me rendre vain, si j'en avais eu envie. L'Autriche ne réussit qu'à irriter la Prusse, et celle-ci, pour se venger, conclut le traité avec la France et reconnut le royaume d'Italie. Ce fut un singulier hasard que l'ancien ambassadeur à Naples signât précisément ce dernier acte. Un phénomène non moins étrange, fut de voir l'opposition douanière encourager d'une part les résistances de l'Allemagne du Sud et conclure, de l'autre, un traité libre-échangiste avec l'Angleterre, dont j'eus plus tard à supporter les funestes conséquences.

La Saxe n'étant plus mêlée aux discussions entre la Prusse et les autres États de l'union douanière. je profitai de mes loisirs pour visiter la seconde exposition de l'industrie à Londres. Au retour, je m'arrêtai à Paris, où je me rencontrai avec M. de Bismarck, qui venait d'y être nommé ambassadeur de Prusse. Un gai dîner au *Petit Moulin rouge*, organisé par le ministre de Saxe fut suivi le lendemain d'un entretien sérieux. Quoique nos vues, en matière de politique allemande, ne fussent point toujours identiques, elles se touchaient beaucoup et me rapprochèrent de mon interlocuteur. Je n'en veux d'autre preuve qu'une lettre, qu'il m'écrivit trois mois plus tard, aussitôt après son entrée au ministère.

Berlin, 4 octobre 1862.

Mon noble baron,

Le souvenir de nos agréables entretiens à Paris éveilla en

moi, dès l'instant où j'acceptai d'occuper ma position présente, le désir d'entamer avec Votre Excellence une correspondance intime en dehors des formes étroites officielles. Certains travaux extraordinaires m'ont empêché jusqu'ici de donner suite à mon désir. Les emplois publics que nous remplissons dans deux pays voisins, le succès avec lequel vous veillez à la bonne harmonie entre les Etats allemands, me font un devoir de rechercher des rapports amicaux et directs avec Votre Excellence. Je recevrais avec les plus vifs remerciements l'assurance que vos souhaits correspondent aux miens.

Je n'ai pas besoin d'en appeler à votre connaissance des hommes et des choses, pour vous convaincre que je suis fort éloigné des plans aventureux que des gamins politiques et mes ennemis dans la Presse me prêtent. Ce sont autant d'affirmations mensongères ou incohérentes que l'on m'attribue afin de rendre suspecte la capacité de mon jugement. Votre Excellence sait à quoi s'en tenir là-dessus. Je ne sens pas le besoin d'engager la Prusse sur les chemins de la politique sarde, et, quand bien même quelqu'un le voudrait, il n'aurait guère les moyens de passer de la théorie à la pratique.

En ce qui concerne les efforts du cabinet de Paris, je ne crois guère, au point de vue allemand, me trouver en désaccord avec Votre Excellence sur les points essentiels. Seulement, tant que les intérêts particularistes ne se seront point fondus en un intérêt général, qui assure la solidarité dans le péril, je garderai pour la Prusse cette liberté d'action que revendique notoirement la diplomatie viennoise. Sur la façon d'en

user je n'ai point encore d'opinion décidée, mais je veux avant tout combattre l'idée fausse que la Prusse plus que tout autre Etat est exposée à des attaques du dehors et qu'elle en est réduite à rechercher l'appui soit de ses confédérés, soit d'étrangers.

A l'intérieur, mon premier soin sera de réagir contre les exigences grandissantes du Parlement ainsi que des fonctionnaires imbus de parlementarisme et de conserver à la couronne ses droits. Je tiens cette tâche pour possible, sans rompre avec les engagements qu'impose la Constitution, et je crois qu'il suffira de fortifier les sentiments de fidélité au roi. Dans la certitude que vous me comprendrez, je vous rendrais avec joie les conseils que votre expérience pourra vous dicter relativement à cette question.

En ce qui concerne le traité, les résultats obtenus à Munich sont plus favorables que je ne m'y attendais ; comme partisan du Zollverein je m'en réjouis d'autant plus que tenir ferme au contrat me paraît la meilleure politique.

A la fin de la semaine, je partirai pour Paris, afin de présenter mes lettres de rappel. Le roi se rendra peut-être en même temps à l'Exposition de Londres.

Je vous prie, etc.

V. Bismarck.

J'ignore si mes *Mémoires* arriveront jamais à la connaissance de M. de Bismarck. S'il en était ainsi, j'aime à croire qu'il ne verrait pas une indiscrétion désagréable dans la publication de la lettre qu'on vient de lire. Cet autographe précieux nous prouve que dès la première heure de pouvoir de-

puis vingt-deux ans, le futur chancelier était conscient de son but ; et, si nous ressentions une impression bizarre à lire qu'il n'éprouvait « pas le besoin d'engager la Prusse sur les chemins de la politique sarde, » il ne faut point voir là un manque de franchise, M. de Bismarck n'avait certes pas davantage l'intention de suivre la « politique sarde » qu'il n'avait l'intention d'abord de combattre à outrance les catholiques, appelés autrefois par lui « les meilleurs sujets de Sa Majesté », et ensuite de se rendre incognito à Canossa. En 1862 on n'avait pas à Berlin une double mesure, l'une pour les annexions sardes-italiennes, l'autre pour les annexions prusso-allemandes, on ne tenait pas les unes pour justes, les autres pour exécrables, quoiqu'elles ne fussent pas à mépriser, car sans elles il n'y aurait jamais eu un général Govone à Berlin en 1866 [1].

Voici ma réponse à M. de Bismarck.

Dresde, 31 octobre 1862.

Excellence,

Si je n'ai point répondu de suite à votre lettre honorée du 16, qui m'est parvenue le 20, c'est parce que ma réponse ne vous aurait point trouvé présent à Berlin. C'est pour moi un devoir agréable de remercier vivement Votre Excellence des preuves précieuses de confiance que vous me témoignez, et que je sais apprécier à leur valeur. J'ai pleinement conscience de la modestie de ma position et de la petite sphère d'action qui m'a été dévolue si on la compare aux grands devoirs qui incombent à Votre Excellence ; mais cela ne m'empêchera pas de répondre

1. Pour négocier l'alliance contre l'Autriche.

avec empressement à l'appel que m'adresse votre confiance, je m'appliquerai donc à rendre nos relations utiles pour l'un comme pour l'autre.

Vu la multiplicité des questions à débattre, je crois et Votre Excellence partagera mon avis qu'un entretien verbal donnerait les plus heureux résultats. Je ne doute pas que le roi mon maître ne m'accorde un congé pour me rendre à cette entrevue dès que Votre Excellence voudra bien m'en fixer l'époque.

En attendant je tiens à assurer Votre Excellence de la plus entière estime que je professe pour Votre caractère et Vos hautes capacités, permettez-moi d'ajouter que les explications que vous avez bien voulu me donner, quelque précieuses qu'elles soient, n'étaient pas nécessaires pour me tranquilliser au sujet de certaines suppositions. Si je désire un entretien avec Votre Excellence, c'est surtout à cause du traité de commerce français, dont vous m'entretenez en terminant votre honorée lettre. Dans cette question, quelles que fussent nos réserves, nous avons appuyé le cabinet de Berlin, et nous espérons pouvoir le faire encore. Seulement nous ne pouvons approuver la conduite que la Prusse a adoptée vis-à-vis des Etats du Sud bien que nos deux gouvernements se rencontrent dans leur désir de conserver le Zollverein. Je n'ai jamais fait mystère de mon opposition à M. de Savigny, mais je me suis toujours efforcé de ne point laisser ces dissidences percer dans la presse.

Agréez, etc.

BEUST.

Je recommande la lecture de cette lettre à ceux qui, se fiant aux feuilles nationales-unitaires, croient que le cabinet de Dresde ressentait une démangeaison perpétuelle de jouer à la « grande puissance » et qui me comparaient à la « grenouille qui veut se faire aussi grosse que le bœuf ».

Quelques mois plus tard, il y eut un nouvel échange de lettres; elles n'émanaient point cette fois directement de M. de Bismarck, mais de son chargé d'affaires, M. de Savigny, autrefois secrétaire de légation à Dresde, qui remplit une mission dans cette ville en 1849, pendant l'insurrection de mai, je l'avais beaucoup fréquenté pendant son ambassade à Dresde. Il venait d'être nommé à Bruxelles ; aussitôt après son rappel, il se rendit à Berlin, et c'est de là qu'il m'écrivit, le 27 février.

Mon cher ami,

M. de Bismarck a le plus vif désir de vous voir et de s'expliquer avec vous. Je vous écris ici par son ordre exprès et je dois insister sur son vœu en me référant à la correspondance que vous avez échangée avec lui l'automne dernier. M. de Bismarck irait volontiers vous trouver à Dresde, mais l'état des discussions parlementaires ne lui permet pas de s'absenter. Il vous prie donc de lui faire l'amitié de pousser jusqu'ici, aussitôt que possible, dès que vos occupations vous y autoriseront. Voilà ma commission faite et faite avec plaisir; permettez-moi maintenant d'y ajouter quelques réflexions de mon crû.

Il y a longtemps que j'attendais ce rapprochement qui doit produire d'heureux résultats. Vous savez mieux que personne combien je l'appelai de mes vœux.

Les questions qui sont en jeu maintenant sont d'intérêt politique général, mais il faudra tout d'abord les juger au point de vue de notre politique fédérale allemande. Ce n'est pas seulement à cause de votre rare compétence dans les questions fédérales que l'on éprouve le besoin de vous consulter sur la situation actuelle, mais la position importante de la Saxe dans la confédération entre pour beaucoup dans le désir que l'on a ici de se sentir les coudes avec le cabinet de Dresde. En un mot vous pouvez faire beaucoup de bien, aussi je vous dis : venez! On est tout disposé à accueillir toute idée saine et pratique et le vieux proverbe « Il faut battre le fer tant qu'il est chaud » est tout à fait en situation. J'espère que plus tard on vous saura gré à Vienne d'avoir contribué à l'entente commune. S'il vous faut un prétexte ostensible pour colorer votre voyage à Berlin, la question des traités de commerce est là sous votre main.

M. de Bismarck avec qui j'ai passé la soirée d'hier chez le roi, avait l'intention de charger le comte de Rantzau qui devait pour cela se rendre immédiatement à Dresde de vous transmettre cette invitation. Mais il a préféré me confier cette mission, parce que mon successeur n'est pas aussi au courant et ne sait rien de votre correspondance antérieure avec M. de Bismarck. Je vous dis cela pour que vous sachiez que votre départ pour Berlin ne causera aucune surprise à M. de Rantzau.

La situation de notre ministère, malgré tous les bruits contraires n'est nullement ébranlée, au contraire les derniers incidents l'ont même plutôt fortifiée. Les libéraux tels que Auerswald, Patow, Vinke considèrent son maintien comme très nécessaire. Vous pouvez vous convaincre de tout cela vous-même. Si vous venez prochainement, vous me trouverez encore ici.

Je vous envoie cette lettre par un de mes domestiques qui rentrera ici demain à trois heures. Je vous prie de le charger d'un mot pour m'informer si vous viendrez et quand.

Croyez-moi votre tout dévoué.

SAVIGNY.

Voici quelle fut ma réponse :

A M. de Savigny, ambassadeur royal de Prusse à Bruxelles, en ce moment à Berlin.

Mon cher ami,

Mes quelques lignes hâtives d'hier vous auront informé qu'il m'était impossible de répondre à votre honorée lettre avant le retour de votre messager. Maintenant je suis d'autant mieux en état de vous répondre que j'ai mis Sa Majesté le Roi mon maître au courant de la question. Je n'ai pas besoin de vous dire combien je suis flatté de la confiance que l'on me témoigne et vous savez aussi que j'ai toujours préféré les entretiens personnels aux négociations par lettres lorsqu'il s'agit de créer une entente. Je suis tout disposé à partir pour Berlin et à tra-

vailler avec un zèle sincère à un accord dès que les voies auront été aplanies.

Le ton général de votre lettre tout à fait conforme à mes intentions semble indiquer que les questions qui seront discutées ne concernent pas seulement la Prusse et la Saxe, mais bien l'Allemagne tout entière et surtout le lien fédéral. Mais pour que les délibérations directes entre la Prusse et la Saxe aient des résultats, il faut s'assurer d'abord des dispositions des autres États, notamment du gouvernement impérial autrichien et des gouvernements des Etats moyens. Il est de toute nécessité que la confiance dont je jouis auprès de ces gouvernements ne soit pas affaiblie et ma position vis-à-vis d'eux compromise. Or de nombreuses expériences me font craindre que si le but de mon voyage à Berlin n'est pas clairement expliqué et parfaitement défini, il donnera lieu aussitôt à des suppositions désobligeantes et qui exerceraient une influence fâcheuse sur mes rapports avec les Etats que j'ai voulu désigner.

Pour échapper à cet inconvénient, il faut mettre en lumière la vérité telle qu'elle est.

Je vous prie donc, mon honorable ami, d'obtenir de M. de Bismarck son acquiescement à ce qu'avant mon départ ou le jour même, notre ambassade à Dresde soit informée par un communiqué officiel que je me rends à Berlin sur l'invitation du président du conseil, M. de Bismarck, pour négocier avec lui. Je laisse à M. de Bismarck le soin de juger s'il est nécessaire d'indiquer sur quel point ces négociations devront porter ou s'il faut s'en tenir à des termes généraux.

Votre jugement est trop sûr et trop impartial, mon cher ami, pour que je doute un seul instant que vous ne partagiez pas mon point de vue. Vous y reconnaîtrez une nouvelle preuve de la droiture et de la franchise dont vous m'avez si souvent fait compliment.

Veuillez, je vous prie, communiquer aussitôt que possible cette lettre à M. de Bismarck et me faire connaître sa réponse. Je regretterai de ne plus vous trouver à Berlin, car j'aurais aimé vous renouveler de vive voix l'expression des sentiments que je garde pour vous au plus profond de mon cœur.

BEUST.

M. de Savigny à M. de Beust.

Berlin, 5 mars 1863.

Mon honorable ami,

J'ai rendu compte à M. de Bismarck de notre entretien d'hier. La peinture que je lui ai faite de vos sentiments chevaleresques a encore augmenté son désir d'entrer en relations plus suivies avec vous. Mais en ce moment il recule devant les explications que vous seriez obligé de donner après coup et verbalement au sujet de votre voyage à Berlin. On se souvient encore ici du mauvais effet produit autrefois par une demande d'explications semblables du comte de Thun. On ne voudrait donc pas accentuer comme vous le désirez l'initiative dans un sens ou dans l'autre. M. de Bismarck apprécie pleinement la pensée qui vous oblige à vous entourer de précautions. Mais

de son côté il redoute l'impression que ferait sur l'esprit de notre roi une proposition comme celle-ci : « Mon collègue de Saxe ne peut s'entretenir confidentiellement avec moi qu'après avoir informé les autres puissances, qu'il est venu ici sur ma demande expresse. » M. de B. se voit donc obligé à son grand regret de renoncer pour le moment au rapprochement qu'il avait projeté.

Il espère que *bientôt* une occasion toute naturelle amènera cette rencontre, et qu'il trouvera toujours chez vous le même empressement. Peut-être pourrez-vous faire naître cette occasion pour voir M. de Bismarck sans préliminaires. Vous savez maintenant quelle est la situation; de mon propre mouvement, je vous l'ai fait toucher du doigt, de sorte que vous savez ce que l'on peut obtenir. Puissent les événements ne pas marcher plus vite que nous devons le souhaiter, afin que votre voix se fasse encore entendre assez à temps et que l'on ait toujours pour vos précieux conseils, la déférence qu'on leur témoigne actuellement.

Faut-il que notre situation en Allemagne soit fausse pour que la rencontre de deux hommes d'esprit et de cœur exige tant de précautions et de réserves, parce qu'ils sont tous deux ministres allemands et de deux États voisins. Et cependant on ne peut adresser aucun reproche ni à l'un ni à l'autre de ces deux hommes d'Etat, parce qu'ils sont obligés de tenir compte de certains faits et circonstances. Sans la domination de la Presse on serait plus libre ici de ses mouvements.

Vous comprendrez sans peine qu'il y a des ménagements

que l'on est obligé de garder à Berlin en très haut lieu. Il y a des moments où les nerfs sont particulièrement irritables.

Je ne veux pas clore cette lettre sans donner à mon vieil ami mais pour lui seul quelques informations sur la politique du moment.

La position du ministère auprès du roi est tout ce qu'il y a de plus solide malgré toutes les tentatives pour l'ébranler faites au dehors et au dedans. Il y a dissentiment entre Paris et Londres au sujet des affaires de Pologne. Paris s'est aperçu que Londres voulait le mettre en avant ; de là, sa mauvaise humeur. Le cabinet de Vienne s'est montré très correct et on le reconnaît ici.

Au revoir ; plaignez votre fidèle ami de n'avoir pu resserrer le lien que ses mains avaient été chargées de nouer.

Votre SAVIGNY.

Je répondis par la lettre suivante :

Dresde, 6 mars 1863.

Je ne veux point vous laisser partir, mon cher ami, sans vous remercier de votre aimable lettre. Dans les conditions que vous m'indiquez, je crois préférable que mon voyage en reste là : seulement je ne puis comprendre clairement pourquoi votre chef voulait me le faire entreprendre. Car, quand même j'aurais pu renoncer au traitement « prophylactique » de cette démarche, encore M. de Bismarck devait-il se dire que je ne pourrais me dérober aux interpellations des envoyés

diplomatiques à Dresde en me clouant une serrure sur la bouche. Pour me rendre à Berlin il faut que je me sois mis en mouvement de mon plein gré ou que j'y aie été poussé. Si je nie l'initiative prussienne, je commets un gros mensonge inutile. Mais croyez-moi, on ne va loin qu'en racontant les faits tels qu'ils sont, et tels qu'ils se sont passés. Je comprendrais à merveille les terreurs de M. de Bismarck s'il s'agissait d'une entrevue entre le ministre de la grande Prusse et celui de la grande Autriche ! Mais qui dans le monde s'inquiétera d'apprendre qu'un ministre prussien a cité à Berlin un ministre de la petite Saxe? Comprendra qui pourra, comme on dit dans Wallenstein. Vous me rendrez cette justice que j'ai agi loyalement et avec ménagements, car je pouvais faire de mon chef la déclaration pour laquelle j'ai réclamé l'assentiment préalable de M. de Bismarck.

Croyez-moi, etc.

BEUST.

Quelques remarques supplémentaires seront utiles. Je soumettais au roi toute ma correspondance diplomatique, et même mes lettres privées, au cas où leur contenu touchait à la politique. Dans l'intervalle entre ses deux lettres, M. de Savigny arriva à Dresde pour m'engager personnellement à me rendre à Berlin, et il laissa tomber, en me couvrant de fleurs, certains propos qui me firent deviner le désir de son chef de me voir entrer dans le ministère prussien. J'en délibérai avec mon vieil et fidèle ami, le conseiller secret von Weber, et nous

tombâmes d'accord de remettre la décision aux mains du roi, dès que des ouvertures catégoriques m'auraient été faites. Ces ouvertures ne vinrent pas, soit que M. de Savigny eût outrepassé ses pouvoirs, soit que M. de Bismarck eût changé d'avis. Plus tard, quand mon collègue Friesen signa les préliminaires de Nikolsbourg, il demanda à Savigny : « Pourquoi donc Bismarck déteste-t-il Beust autant que cela ? Il ne lui a fait aucun mal que je sache. » Alors Savigny, avec l'ironie qui lui était propre répondit : « Je vais vous dire pourquoi, c'est du dépit amoureux ! »

CHAPITRE XXII

1863

La seconde révolte polonaise.— Je vais à Berlin et Bismarck vient à Dresde. — La fête de gymnastique à Leipzig.

C'est à ce moment qu'éclatèrent les événements de Pologne dont la Prusse profita au détriment de l'Autriche. On a vu plus haut que M. de Savigny considérait l'attitude de l'Autriche comme étant correcte. Je dirais de la correction en politique : « Pas trop n'en faut, l'excès en tout est un défaut. »

Le gouvernement saxon questionné par les puissances occidentales, au sujet de son attitude dans la question polonaise répondit que, comme membre de la confédération allemande, il ne pouvait entreprendre une action diplomatique particulière; que l'Autriche seule se trouvait en état de parlementer avec Pétersbourg et qu'elle n'avait pas jugé utile de réclamer le concours de la Saxe. Le roi Jean ne fut pas moins précis dans sa réponse à Napoléon III, qui l'invitait à prendre part à un congrès européen : « Si les cabinets de l'Europe

veulent prêter leur concours pour accomplir cette tâche ardue, si l'Allemagne, surtout ses grandes puissances en tête, s'y associe, je m'estimerai heureux d'y contribuer dans la modeste mesure de mes moyens, et de prouver à Votre Majesté combien les princes d'Allemagne, fidèlement attachés à leurs devoirs fédéraux, mais exempts de tout esprit de préjugé ou de prévention, ont à cœur de resserrer les liens d'amitié et de bonne intelligence avec leurs voisins et de maintenir les mutuels rapports sur la base solide d'une confiance réciproque. » Voilà ce qu'on pouvait appeler être correct avec mesure. Un État comme la Saxe n'avait à consulter que ses strictes obligations internationales et l'étendue de ses forces. Une grande puissance européenne a d'autres devoirs.

J'étais en correspondance continuelle avec l'ambassadeur de Saxe à Vienne, baron Kœnneritz. Je lui écrivais ce qui suit en 1863 : « Comme il serait temps de se tourner franchement d'un côté ou de l'autre! L'Autriche a deux routes devant elle, dont l'une mène à Pétersbourg. Je dirais à la Russie : « Nous sommes deux puissances copartageantes, je suis prête à concourir au rétablissement de l'ordre (sans excès à la Mourawieff); en même temps je vais effectuer en Allemagne une réforme du pacte fédéral. Si l'on ne veut pas prendre ce chemin, que l'Autriche se rattache résolument aux puissances occidentales, afin de rétablir la Pologne. »

La première route était la plus facile. En effet, la Pologne était loin d'exciter en Allemagne des sympathies pareilles à celles de 1831; l'insurrection nous laissait froids, ce qui ne

m'empêcha pas de répondre carrément : Non ! au prince Gortschakoff qui réclamait l'extradition de réfugiés polonais.

D'autre part rappelons-nous ce qu'était M. de Bismarck en 1863. Sa manière de proclamer les visées de sa politique, qu'il inaugurait alors, l'avait fait considérer par tout le monde comme un esprit dangereux sans doute, mais turbulent et capricieux. Sauf dans les cercles ultra-conservateurs, il était cordialement haï partout. On ne le prenait pas au sérieux; c'était à l'époque où, comme il me le racontait en 1871, les gens « crachaient devant lui. » Aussi, quelle que fût la conduite de l'Autriche, il ne semble pas qu'une intervention de la Prusse eût été à craindre. Quant à moi j'aurais choisi la route qui mène à Saint-Pétersbourg ; on serait arrivé à une étroite et durable alliance avec la Russie. Les puissances occidentales auraient eu moins d'humeur contre l'Autriche si celle-ci ne s'était pas engagée envers elles. Lorsque le cabinet de Vienne les abandonna à moitié route, elles furent fâchées et n'eurent pas tort.

Il n'y eut point, comme on l'a dit parfois, *dissentiment* entre la France et la Russie, sur la question polonaise. La vérité est que Napoléon III abandonna ses projets, quand il les vit repoussés par l'Autriche, et que le cabinet de Londres, remarquant la réserve de la diplomatie française, se souvint de l'expérience faite pendant la guerre de Crimée. Napoléon III avait fait faire à Vienne des offres très précises, non pas officiellement mais sous forme d'un mémoire du prince de Metternich.

On sait le cours que prirent les choses : la Russie sut mau-

vais gré à l'Autriche de sa demi-connivence avec les puissances de l'Ouest et de son indulgence pour les réfugiés polonais; au contraire, elle vit avec joie les mesures ultra-*correctes* de la Prusse. En fin de compte la Russie sortit plus forte et plus altière de la lutte, prête à témoigner sa reconnaissance au cabinet de Berlin qui avait sévi contre les insurgés.

M. de Bismarck parcourut sa première étape sur la route de la politique du « *Sus à l'Autriche!* » inaugurée à Francfort : ce ne devait pas être la dernière.

Je reviens maintenant au chapitre de mes relations avec le futur chancelier. Le dépit amoureux ne m'empêcha pas, quelques mois plus tard, de me rendre à Berlin. Le sujet principal de nos entretiens fut le traité de commerce avec la France. Il fallait ménager une porte de rentrée aux États du Sud. L'accueil qu'on me fit fut très cordial : M. de Bismarck se mit en frais d'amabilité. Je n'oublie pas qu'un soir, nous promenant près du Wallner-Théâtre, nous entendîmes rire bruyamment dans la salle. « Ils s'amusent à nos dépens là dedans, » dit M. de Bismarck faisant allusion à la pièce bourrée de mots politiques. On jouait à Berlin des pièces, où je figurais comme personnage comique. J'avais exprimé le désir que le fameux acteur Helmerding parût en scène avec ma tête, mais il n'en fit rien [1]. —

1. Pendant que j'étais ambassadeur à Londres, M. Gladstone, premier ministre, fut mis en scène, ainsi que son collègue Lowe, dans une pièce « *happy land* » jouée au *Court Theater*. M. Gladstone se mit fort en colère et les représentations durent cesser. Tandis que j'étais chancelier d'Etat à Vienne, le préfet de police vint un matin me trouver tout effaré pour me dire qu'un petit théâtre voulait me faire paraître dans une pièce nouvelle. « Eh bien, dis-je, je prendrai une loge et j'y conduirai mes amis pour leur procurer quelque

Quelques semaines plus tard, M. de Bismarck me rendit ma visite à Dresde, avant de rejoindre son royal maître à Gastein. Nous nous séparâmes dans les meilleurs termes, mais notre amitié fut bientôt troublée.

C'est à cet instant qu'eut lieu la fête centrale allemande de gymnastique à Leipzig. Le bourgmestre Koch, qui est toujours resté mon fidèle ami, malgré nos divergences politiques, insista pour me faire venir et m'assura d'un accueil cordial. De fait l'impression que mon discours causa fut sympathique, et presque enthousiaste. C'était la première fois que j'avais l'occasion de parler devant des milliers de personnes [1].

divertissement. » Le soir nous nous rendîmes au théâtre, mais on ne vit pas paraître mon sosie. J'avais été aperçu et la scène dans laquelle je figurais avait été coupée.

1. Dans ce discours, qui fit événement à l'époque, M. de Beust, rompant avec sa politique plutôt conservatrice, se plaçait au point de vue des idées d'unité allemande et de liberté qui constituaient le fond des programmes de toutes les associations populaires de tir, de chant et de gymnastique.

CHAPITRE XXIII

1863

Le Congrès des Princes de Francfort.

Peu de temps après la visite de Bismarck et la fête de Leipzig, les princes allemands reçurent de l'empereur d'Autriche l'invitation de se rendre au congrès de Francfort. Ce fut à Dresde une grande surprise; je n'en avais pas le moindre pressentiment. J'avais à craindre que la Prusse ne me considérât comme l'instigateur de ce congrès. En tout cas le cabinet de Berlin pouvait penser, bien à tort, que j'en connaissais le projet. M. de Bismarck a certainement supposé que je manquai de confiance envers lui. Il n'en était rien, et le coup m'atteignit à l'improviste : j'écrivis à notre ambassadeur à Vienne : « La partie est dangereuse, mais puisque le jeu est fait, jouons. » Nous ne connaissions pas encore le projet autrichien; et nous ne doutions pas que tous les princes confédérés ne donnassent suite à l'invitation impériale. — Je ne voudrais pas être

accusé de manquer de modestie en comparant le projet de réforme autrichien à celui que j'avais présenté avec si peu de succès deux années auparavant, cependant si le projet autrichien a fait fiasco, c'est parce qu'il était dans ses parties essentielles l'opposé du mien.

En effet, — tandis que le projet saxon s'efforçait de gagner les princes et les gouvernements, c'est-à-dire les grands facteurs, et fractionnait en vue des intérêts publics les sessions des pouvoirs fédéraux, — le projet viennois frappait en plein visage les meilleurs amis de l'Autriche en élevant la Bavière au rang de troisième grande puissance; quant aux trois autres rois, ses alliés fidèles, on les mettait de niveau avec les derniers des principicules, et tous ensemble avaient droit à deux voix directoriales. Le directoire comptait en effet cinq membres : l'empereur d'Autriche, le roi de Prusse, le roi de Bavière, et deux des souverains appartenant aux VIIIe, IXe, et X^e^ corps d'armée. On voit que les dispositions ne se recommandaient guère par la simplicité. Un paragraphe additionnel ne servait point à les rendre plus claires; le voici : « Aucune classe de monarques allemands n'est exclue de l'éligibilité, même ceux qui appartiennent à la division d'infanterie de réserve. (Etats minuscules.) » Dans ces conditions, voici quelle était la situation du roi Jean : la Saxe formait avec la Hesse électorale et Nassau le IXe corps d'armée. Comme le Roi ne pouvait guère voter pour lui-même, la nomination du prince électeur de Hesse était toujours possible, étant donné le rôle que jouait alors ce souverain, elle eût été assez étrange. — Seule-

ment, grâce aux dispositions relatives à la division d'infanterie, l'éligibilité des souverains infimes étant devenue possible, rien n'empêchait que Reuss-Greiz allât remplacer la Saxe au directoire. On comprend dès lors que ce mécanisme compliqué ne fût point du goût de tout le monde.

Si j'ai soumis le projet de Vienne à une critique aussi incisive, ce n'est point avec la pensée de le blâmer systématiquement, mais afin de justifier la conduite que je crus devoir suivre.

Je dois, aujourd'hui encore, reconnaître que le noble roi Maximilien, de Bavière — dont la mort fut hâtée par le congrès, (car il était si consciencieux qu'il s'entretenait déjà malade et épuisé plusieurs heures par jour sur ce sujet avec de Pfordten), je dois, dis-je, reconnaître que Maximilien déclara parfaitement comprendre les sentiments des princes confédérés. Le plus fort, c'est que, tout en dégradant d'un trait de plume trois rois souverains, Vienne se refusait à sacrifier le moindre avantage. C'est en vain que je m'efforçai de ramener les esprits à l'idée de la présidence alternative, que j'avais défendue en 1861 : « Où donc est le ministre autrichien, me répliqua le comte Rechberg, qui oserait reparaître à Vienne après avoir cédé sur un point de cette importance? »

On m'a reproché d'être *particulariste*. — Eh bien! le particularisme était pardonnable quand il réagissait contre une répartition injuste du pouvoir, contre un organisme imparfaitement constitué, contre une réforme que le peuple ne devait point approuver. Les décisions du congrès des députés alle-

mands réuni à Francfort en même temps que le congrès des princes montrent bien l'exactitude de mes observations. Cette assemblée décida de ne pas passer à l'ordre du jour sur le plan autrichien, mais d'obtenir l'assurance que les droits du peuple allemand seraient pris en plus grande considération; que les droits de tous les princes allemands seraient également reconnus et qu'on travaillerait à créer une *unité fédérale*, comme celle qui avait été le but de la constitution impériale de 1849, et qu'une assemblée élue par la nation serait établie à la place de la réunion des délégués quelque peu suspecte.

La résistance des princes atteints dans leur souveraineté ne fut pas irréconciliable. Ils présentèrent un amendement accordant à tour de rôle une voix directoriale à chacun des trois rois. Le mécanisme électoral fut compliqué par la substitution du nombre de six voix à celui de cinq, mais pourquoi les auteurs du projet primitif s'étaient-ils simplifié leur tâche en touchant à des droits sacrés.

Le roi Jean, dont la réputation de tacticien parlementaire était établie depuis longtemps, assista fidèlement l'empereur d'Autriche; il ne s'écoula pas une journée sans de longues et savantes conférences.

Ce projet autrichien diffère encore nettement du projet saxon par la nature du mémoire qui l'accompagne. Le mien s'efforçait de faire valoir les bons côtés de l'ancien pacte tout en signalant ses imperfections. Tout au contraire, le mémoire autrichien n'était qu'une longue satire, à laquelle les membres du National-Verein et les démocrates n'auraient rien changé. On

avait brûlé ses vaisseaux, l'on comprend le cri d'alarme du roi de Hanovre: « L'Autriche veut donc nous tordre le cou. »

L'échec du Congrès doit être attribué aussi à la disproportion entre la pièce représentée qui était dénuée d'intérêt et la mise en scène trop tapageuse. On rendit de la sorte l'abstention de la Prusse inévitable.

La position privilégiée qui était faite à la Bavière pouvait faire supposer que le projet avait été élaboré à Munich. C'est plus tard seulement que j'appris la vérité : je sus que le plan de constitution avait été préparé en Autriche, le baron Biegeleben et le chef du parti pangermanique, Julius Froebel en étaient les principaux auteurs.

C'est avec tristesse que je me reporte en pensée, — moi Autrichien, — à ces jours brillants du congrès de Francfort; — non à cause des fêtes dont il fut l'occasion, mais parce qu'on vit bien quelle était encore l'influence de l'Autriche. A l'appel de l'empereur, tous les princes, malgré les résistances de la Prusse, obéirent, même ceux de Baden, Oldenbourg et Mecklembourg-Schwerin, notoirement dévoués au cabinet de Berlin. Les princes eurent l'occasion d'apprécier l'élévation et le zèle qui présidèrent aux négociations. On peut affirmer que l'opinion publique accueillit avec enthousiasme l'initiative autrichienne et qu'elle salua avec une joyeuse confiance la réapparition du drapeau noir, rouge et or.

Je ne pardonne point au député autrichien M. Jacques, dont j'estime fort le talent, ces mots qu'il prononça à l'assemblée des légistes, à Cassel : « Auparavant il y avait entre l'Autriche

et l'Allemagne mariage de raison ; désormais ce sera une union d'amour. » Rien n'est plus faux. L'initiative prise à Francfort fut bien accueillie, non pas *quoiqu'elle* vînt de l'Autriche, mais parce qu'elle en émanait.

Quelque répulsion qu'eût excité le régime de Metternich et la réaction cléricale, l'Autrichien était, du sud au nord de l'Allemagne, le bienvenu, et surtout à l'époque du ministère Schmerling. Si Schmerling avait accompagné l'empereur, sa présence à Francfort aurait été utile. Par malheur, il n'était point ministre des affaires étrangères et il n'existait point en Autriche de ministre pour les affaires allemandes, comme il y avait un chancelier pour la Hongrie.

La sourde résistance de la Prusse, qui, bientôt après, surenchérit sur les propositions autrichiennes en demandant des élections directes avec le suffrage universel, fut la cause essentielle de l'échec éprouvé par le cabinet de Vienne. Malgré cela rien n'était encore perdu. Il fallait considérer le congrès de Francfort comme une reconnaissance du terrain et renouveler la tentative, non plus en présentant un nouveau projet de réforme, mais en s'adressant directement au peuple allemand. C'est ici que l'Autriche se montra maladroite. Au lieu de saisir l'occasion, elle tourna le dos à ses alliés, qui, au point de vue constitutionnel, s'étaient montrés toujours parfaitement corrects, et elle tendit la main à la Prusse, contre les vœux de la majorité, dans la question danoise qui aurait dû être pour elle une affaire purement fédérale.

C'est l'instant de raconter le voyage du roi Jean à Baden-

Baden, voyage qu'il entreprit sur la recommandation formelle des princes assemblés. J'eus l'honneur d'accompagner le roi. Nous arrivâmes dans l'après-midi. Je me mis à la recherche de M. de Bismarck qui était descendu au Stephanienbad, si connu par le séjour de Napoléon en 1860. M. Busch a donné sur ma première entrevue avec M. de Bismarck des détails complètement faux. Il était déjà tard, M. de Bismarck m'invita à souper avec lui ; j'acceptai volontiers. Ses premiers mots furent : « Vous venez pour nous perdre; vous ne réussirez pas ! » — « Je ne vous comprends guère, répondis-je ; si votre roi arrive à Francfort demain, s'il se montre affable pour les princes, et leur demande un sursis à cause de sa cure, le congrès s'ajournera sur l'heure, qu'est-ce donc qui vous effraie ? » A quoi Bismarck répondit : « C'est possible, très possible, mais pas certain. » Et comme je m'efforçais de le rassurer. « Ah ! me répondit-il, je n'ai plus confiance en vous depuis le discours de Leipzig. » Je trouve bizarre que le fondateur de l'empire allemand m'ait refusé sa confiance pour avoir parlé, en réunion publique, de la grandeur de l'Allemagne et de l'unité allemande. Il ajouta : « Vous causez les plus grandes déceptions à vos amis. Tenez, vous n'aviez pas en Prusse de plus chaud partisan que le général de Manteuffel. Eh bien ! après avoir lu votre allocution, il est tombé malade et s'est mis au lit pour vingt-quatre heures, tout en répétant : « Ah ! comme on peut se tromper sur le compte d'un homme ! » — Quant au roi Guillaume que, selon M. Busch, j'aurais rendu malade, voici tout ce qu'en dit M. de Bismarck. « Vous savez que le roi est très fâché de ce que votre

maître soit venu, il m'a dit à plusieurs reprises: « Ah! si l'on m'avait envoyé mon gendre (le grand-duc de Bade) comme je lui aurais savonné la tête, mais voici que l'on m'envoie « *ce digne roi de Saxe.* »

La rédaction de la réponse prussienne coûta beaucoup de peine : on ne m'en apporta le texte qu'à une heure tardive de la nuit. Nous rentrâmes à Francfort par un train spécial apportant le refus définitif de la Prusse.

Les négociations allaient finir à Francfort, quand nous apprîmes que l'empereur comptait réunir en conférence privée les rois et le grand-duc de Hesse. Admis ainsi que les autres ministres à faire connaître mon sentiment, je déclarai qu'à mon avis on ne pouvait rien faire sans la Prusse et qu'il fallait s'entendre avec elle. Je proposai à cet effet de soumettre le projet de réforme aux parlements particuliers des Etats qui étaient consentants; des délégués de ces chambres se seraient réunis dans une ville centrale, à Nuremberg par exemple, afin d'exhorter la Prusse à se rallier au projet sanctionné par les corps délibérants. Il serait plus difficile cette fois à la Prusse de résister et les délégués ne se sépareraient pas sans avoir obtenu un résultat. Le roi Jean trouva ma proposition assez de son goût, mais l'empereur me recommanda de ménager l'excitation nerveuse du roi de Bavière. Je résolus tout d'abord de garder le silence. Toutefois, je me vis obligé de prendre la parole, ayant été directement convié par l'empereur; mais pour ne pas manquer à mon engagement envers lui et par crainte de surexciter le roi Maximilien, je mis tant de réserve et de pé-

riphrases dans mon discours qu'il ne produisit aucun effet. A la fin du Congrès nous reçûmes du Danemark une déclaration conçue en termes blessants. Je conseillai à l'empereur d'Autriche de provoquer une protestation énergique qui aurait agi sur l'opinion publique. Le comte Rechberg partagea mon avis, mais il voulait d'abord s'entendre avec la Prusse! L'affaire tomba à l'eau. Le Bundestag qui devait s'en occuper ne tint même pas séance le jour fixé pour l'examen de la note danoise.

Si j'eus lieu de me féliciter du prologue du congrès que j'avais, paraît-il, sans le savoir organisé à Leipzig, il n'en fut pas de même de l'épilogue, je veux dire de la conférence des ministres convoquée par l'Autriche à Nuremberg, en octobre. Le projet présenté par le cabinet de Vienne ne fut appuyé par personne. Les préliminaires de Francfort furent définitivement écartés. En prenant congé de moi le comte Rechberg me dit d'un ton que je n'ai pas oublié : « S'il en est ainsi, nous nous entendrons avec Berlin. »

CHAPITRE XXIV

1863-1864

Mort du roi de Danemark. — La question du Schleswig-Holstein à la Diète et à la Chambre. — La conférence de Londres.

La fin de l'année 1863 et le commencement de 1864 furent une des époques les plus remplies de mon existence ; j'eus en effet à intervenir dans la question des duchés de l'Elbe et j'allai à la conférence de Londres. Ma nomination de délégué de la Confédération à ce dernier congrès était une haute distinction, qui gagna encore en signification historique par le fait que ce fut le seul cas où la Diète désigna un plénipotentiaire. Je dois à la vérité de dire que je ne m'attendais nullement à l'honneur de cette désignation qui fut unanime de la part des gouvernements allemands : mon attitude si décidée envers l'Angleterre a pu aussi y contribuer. La popularité que je m'étais acquise dans les affaires du Schleswig a pu décider aussi plus d'un gouvernement allemand à voter pour moi. M. de Bismarck m'était favorable parce qu'il attendait de moi une grande fermeté et une

attaque en règle de la convention de Londres, en 1852. De son côté, M. de Rechberg ne me refusa pas sa voix, pour des raisons absolument opposées ; il s'imaginait que je ne battrais pas en brèche la convention qu'il estimait avantageuse pour la confédération, et puis il comptait sur la déférence d'un ministre allemand pour le cabinet de Vienne. A tort ou à raison, on colportait d'ailleurs le propos suivant : M. de Rechberg aurait déclaré qu'il me préférait à M. de Pfordten parce que j'étais plus vaniteux, plus malléable et plus facile à égarer. Sous ce dernier rapport au moins il s'est trompé. Ce serait mettre trop à l'épreuve la patience de mes lecteurs que de leur indiquer le cours suivi par la question du Schleswig pendant les vingt années qui précédèrent 1863 [1]. Il me suffira de dire que le gouvernement danois repoussait avec raideur les justes plaintes des États allemands relativement au Schleswig-Holstein. C'est sur ces entrefaites que mourut le roi Frédéric VII : dès cet instant la tâche de la confédération changeait de nature. Les droits du nouveau roi Christian IX sur les duchés étaient fortement contestés. Il ne pouvait donc plus être question d'une *exécution* fédérale, cette pénalité n'était en vigueur que lorsqu'il s'agissait d'un prince confédéré reconnu comme légitime par tous ; ce qu'il fallait à présent c'était l'occupation militaire des duchés pendant que la question de droit serait examinée et résolue aussi bien en général qu'au point de vue des droits éventuels du duc de Holstein sur le Schleswig.

1. Rien de plus embrouillé que cette question de la succession des duchés et des revendications de la Diète en faveur de l'autonomie du Schleswig-Holstein

C'est pour faire reconnaître ces droits qu'il fallait recourir aux armes.

Le gouvernement saxon resta fidèle à ce principe qui était à la fois correct et pratique. Il était généralement d'accord avec les États moyens. Mais nous marchions alors en éclaireur puisque nous avons proposé et fait adopter l'exclusion du représentant danois de la Diète.

Les deux grandes puissances allemandes considéraient la situation sous un jour tout différent. Elles se considéraient comme engagées par le protocole de 1852, qui réglait l'ordre de succession monarchique en Danemark, de telle sorte que, les princes hessois ayant renoncé à leurs droits, Christian de Schleswig-Holstein-Glucksburg devait être appelé au trône. Les duchés étaient compris dans cet arrangement qui fut la ratification d'un accord conclu à Varsovie par lequel le Danemark s'engageait à certaines concessions. La même convention désintéressait le prince d'Augustenbourg, ce qui n'enlevait rien aux droits de son fils. Le protocole de Londres n'avait point été communiqué à la Confédération allemande, et, par conséquent, n'avait point été approuvé par elle.

Il faut reconnaître que la position des deux puissances allemandes n'était point exempte de difficultés; mais il serait inexact de prétendre qu'il leur était impossible d'accepter une décision de la Diète. Ni la Prusse ni l'Autriche n'auraient

dont la population se plaignait d'être opprimée par les Danois, et adressait pétitions sur pétitions à Francfort. Lord Palmerston avait coutume de dire: « Il n'y a que deux hommes qui ont compris la question des duchés, le prince Albert qui est mort et moi qui l'ai oubliée. » (F. K.-A.)

souffert dans leur dignité de grandes puissances si elles s'étaient entendues avec leurs confédérés. Elles devaient conserver au protocole de Londres son vrai caractère. Cette obligation était d'autant plus impérieuse qu'il s'agissait de réclamer un pays allemand à un Etat étranger, et que l'opinion publique se déclarait nettement pour le duc d'Augustenbourg et pour la défense de ses droits.

C'est en tenant compte de ces considérations que je dessinai mon attitude vis-à-vis des deux grands cabinets, dans une note adressée à nos ambassadeurs à Vienne et à Berlin, en date du 15 décembre 1863. Au reste le langage des parlements et de la presse semblait inviter les petits Etats à s'unir étroitement aux deux plus importants. Je ne laissai point passer l'occasion, dans un discours à la seconde chambre, de rappeler que tous mes efforts tendaient, dès longtemps, à resserrer les liens fédéraux de l'Allemagne.

L'Autriche et la Prusse avaient cependant décidé d'agir pour leur compte. Le 19 janvier les deux puissances proposèrent à la Diète de sommer le Danemark de changer sa constitution sous peine de l'occupation du Schleswig. Dans un des précédents chapitres j'ai exprimé toute l'estime et toute l'affection que j'ai toujours éprouvée pour mon honorable ami M. de Dalwigk. Je ressentis donc plus douloureusement la faute qu'il commit en présentant au nom de la Hesse la motion d'occuper le Schleswig. Cette proposition qui différait de la motion de l'Autriche et de la Prusse parce qu'elle ne faisait pas dépendre l'occupation d'une entente avec le Danemark était complètement superflue

et elle avait l'inconvénient de justifier en la précédant la motion des grandes puissances. Le vote de la Saxe admettait l'occupation du Schleswig, mais sans *ultimatum* au Danemark parce qu'on aurait eu l'air de reconnaitre ses droits. La Saxe demandait en outre que pour affirmer le caractère allemand de l'occupation, celle-ci fût effectuée par un corps d'armée fédéral composé de troupes des différents États. La propósition de l'Autriche et de la Prusse fut rejetée. Immédiatement après, l'Autriche et la Prusse décidèrent d'occuper le Schleswig sous leur propre responsabilité et la guerre fut déclarée.

CHAPITRE XXV

1863-1864

La guerre avec le Danemark. — La conférence de Londres.

Ainsi la menace de M. de Rechberg : « S'il en est de la sorte, nous nous entendrons avec la Prusse » était réalisée. Cette guerre danoise restera toujours incompréhensible de la part de l'Autriche. De quoi s'agissait-il en effet? Il s'agissait d'une question allemande, l'Autriche en fait une question internationale. Elle reconnaît les droits du roi Christian puisqu'elle admet le protocole de Londres et cependant elle fait la guerre pour lui enlever deux provinces. Revendiquées par l'Autriche? non! mais par un prétendant qu'elle ne reconnaît pas. Quel chaos !

Bien qu'il m'en coûte de le déclarer ici, je ne me dissimule point que le sentiment public est indigné en voyant deux puissances de premier ordre se ruer sur un pays minuscule. On me le fit sen-

tir à Londres et à Paris. On me dira qu'il en eût été de même si la Confédération dans son entier avait pris les armes. Néanmoins la différence est bien réelle. Quand le fort a des droits contre le faible, la débilité de son adversaire ne saurait l'arrêter. Or ces droits appartenaient à la Confédération seule, mais non point aux deux puissances. On écrivait même dans les feuilles allemandes que la Russie, la France et l'Angleterre possédaient juste autant de droits sur les duchés, et qu'elles pouvaient demander anssi au roi de Danemark de les respecter.

Sans l'opiniâtreté du Danemark les cabinets de Vienne et de Berlin auraient pu se trouver dans une position embarrassante. Si en effet on avait été plus avisé à Copenhague, l'on eût abandonné, avec de solennelles protestations, le Schleswig, sans tirer l'épée, vu la supériorité colossale des agresseurs. Les troupes autrichiennes et prussiennes auraient occupé le pays, mais il y aurait eu intervention certaine de la Russie, de la France et de l'Angleterre, le Danemark aurait dû accorder dans le cas le moins favorable, une constitution plus autonomiste pour les duchés. Dès lors il aurait fallu évacuer le Schleswig, et les résultats eussent été piteux. Cette humiliation fut évitée, grâce à la bonne chance qui n'abandonne jamais M. de Bismarck, grâce encore à celle de ses qualités que les Anglais définissent par un mot significatif : *unscrupulons*. En 1865, je vis M. de Bismarck à Gastein. « Avez-vous pensé, lui disais-je, à ce qui serait arrivé si les Danois avaient refusé le combat? » — « J'avais pris mes mesures, me répondit-il. J'avais fait croire à Copenhague que l'Angleterre nous menaçait, — ce qui n'était pas vrai, — d'une

intervention armée si nous attaquions le Danemark. » A quoi je répondis: « A la Diète nous ne sommes pas de cette force. »

Tout cela n'empêche pas que les armées d'Autriche et de Prusse accomplirent de beaux faits d'armes pendant cette guerre. Si pour l'Autriche cette entreprise était pleine de contradictions, elle s'expliquait pour la Prusse qui dores et déjà voulait mettre es duchés dans sa poche. Mon ami Savigny, étant ministre de Prusse à Copenhague longtemps avant la mort de Frédéric VII, me parlait un jour du Schleswig-Holstein, et, ayant, comme on dit, le cœur sur la main, il lui échappa de me dire: « Vous verrez que les duchés de l'Elbe reviendront un jour à la Prusse. » C'était un plan médité dès longtemps, qu'un Bismarck pouvait seul réaliser. Mais où était donc dans cette campagne l'intérêt de l'Autriche?

Il y a des choses surprenantes! L'opinion publique en Allemagne se passionne pour une question de légitimité et pour la formation d'un nouvel Etat de moyenne importance. La légitimité est en tous points conforme aux traditions de la politique suivie par le cabinet de Vienne, le nouvel État répond aux intérêts autrichiens. On ne se rend pas compte de cette double épidémie? Mais il y a plus. Pour l'Autriche le moment était favorable pour marcher à la tête de l'Allemagne dans une question sur laquelle tous les corps constitués se montraient d'accord. On m'objectera l'attitude de la Prusse. Eh bien! la résistance venue de Berlin pouvait être active ou passive. Dans ce dernier cas elle était négligeable : la résistance active était impossible : menacer et exécuter ont toujours été deux choses fort différentes.

Mais le protocole de Londres? Ce n'était pas une pierre d'achoppement. L'Autriche tout en le reconnaissant jusqu'à un certain point pouvait alléguer ses devoirs envers les Etats confédérés. Je sais bien qu'on eut de très louables scrupules pour la paix européenne et pour l'intervention de puissances étrangères: mais si les grands Etats redoutés, la Russie, la France, l'Angleterre, n'intervinrent pas à une époque où l'opinion publique allemande était très partagée, elles seraient bien moins intervenues encore quand il y avait unanimité.

Les deux puissances germaniques après avoir tiré le glaive se tinrent également à l'écart de la Confédération et de l'Europe, le moment arriva où elles durent s'en rapprocher: la conférence de Londres à laquelle je fus délégué fut convoquée. Avant de raconter les souvenirs qu'elle m'a laissés, je dois faire quelques pas en arrière.

Mes lecteurs se souviennent sans doute de la note envoyée en 1854 par lord Clarendon à Dresde, et de la réponse que j'y fis. La leçon ne profita guère à un de ses successeurs, lord Russell. Il écrivit à l'ambassadeur britannique à Dresde des dépêches où il était question de « loose and capricious mode of interpreting treaties », je m'abstins de toute réplique; en effet l'heure était critique et je me savais responsable des suites qu'entraînerait une verte algarade pour l'Allemagne entière. Ma modération fut dépensée en pure perte. M. Murray reçut bientôt une seconde dépêche, où l'on se plaignait amèrement de la conduite des troupes fédérales dans le Holstein [1], et surtout

1. Tandis que les Austro-Prussiens combattaient dans le Schleswig, les

des soldats saxons. Cette fois, ma réponse fut un peu pimentée.

Voici ce que je disais à M. Murray. « Vous me faites l'honneur de me communiquer le contenu d'une dépêche de M. le comte Russell en me déclarant que vous n'aviez pas l'ordre exprès de m'en faire part. Je regrette que vous ayez cru devoir me faire néanmoins cette communication, car je me vois obligé de vous signaler certains passages où la tournure blessante du langage égale la légèreté des appréciations. On ose même attaquer l'honneur de notre drapeau ! Vous dites que la conduite des troupes fédérales est contraire, non seulement aux instructions de la Diète, mais aussi contraire à la justice. Vous rendez la Bavière, la Saxe et le Wurtemberg responsables. C'est la première fois que l'on s'exprime en ces termes sur le compte de nos troupes. Je serais tenté de vous demander des preuves à l'appui de vos allégations. Mais j'y renonce parce qu'il s'agit d'une exécution fédérale ordonnée par la Diète, c'est-à-dire d'une affaire intérieure qui ne saurait regarder une puissance non-allemande. Rendre responsables les gouvernements de Bavière et de Wurtemberg qui n'ont pas de troupes dans le Holstein, c'est une preuve frappante de l'ignorance avec laquelle en Angleterre on juge les événements d'Allemagne.

» Vous me dites enfin que l'entrée de nos troupes dans le Schleswig aurait les conséquences les plus graves. La Diète est, comme vous le savez, sur le point d'examiner différentes propositions concernant le duché de Schleswig. L'avertissement

Hanovriens et Saxons occupaient le Holstein non comme belligérants mais comme garnisaires envoyés par la Diète.

que nous fait parvenir le gouvernement de S. M. Britannique est de nature à attirer l'attention du gouvernement royal et il l'examinera avec tout le soin qu'il comporte. Mais je dois vous faire remarquer que rien ne contribue autant qu'une menace à décider un gouvernement soucieux de son honneur et de sa dignité à faire face aux résolutions les plus énergiques que la situation peut lui dicter. »

CHAPITRE XXVI

1864

La conférence de Londres.

La note remise à M. Murray par mes ordres ne pouvait, on le comprendra, me servir de lettre de recommandation auprès des ministres anglais. D'ailleurs les membres de la conférence durent m'attendre quelques jours et interrompre la première séance commencée sans moi. « Bismarck, — m'écrivait notre ambassadeur à Berlin M. de Hohenthal, est furieux contre vous. » On comprend néanmoins sans peine que je ne pouvais partir *ex abrupto*, moi chef de deux départements. On aurait voulu, je crois, que je fisse directement route de Dresde à Londres : il me paraissait pourtant assez nécessaire d'aller retirer mes pouvoirs et régler mon indemnité à Francfort.

J'y trouvai plusieurs ministres : Hügel, du Wurtemberg, Roggenbach, de Baden, Dalwigk, de Darmstadt. Ce dernier me demanda si je ne voulais point être accompagné par un employé supérieur. Tout bien examiné, j'acceptai, et me décidai pour un

Hessois, le conseiller de légation Hoffmann, qui me suivit à Londres : je regrette que ce sympathique secrétaire, qui s'est élevé plus tard aux plus hautes charges, dans l'empire d'Allemagne n'ait point trouvé au congrès un champ d'activité digne de lui. En effet j'écrivais moi-même la plupart des rapports et, pour les négociations directes avec le gouvernement anglais, je me servais de l'excellent ambassadeur de Saxe à Londres, comte Vitzthum. Il ne resta donc guère à Hoffmann que la tâche de me communiquer les innombrables adresses qui m'arrivaient de l'Allemagne et spécialement du Schleswig-Holstein. Le Saxon est poli et en cette qualité je répondais à toutes ces pièces à moins qu'elles fussent par trop excentriques, comme ces deux télégrammes : « Nous crions pour vous hourrah, pour Russell pereat : dites-le lui », ou bien : « N'oubliez pas, M. le plénipotentiaire, que vous représentez la nation la plus civilisée. » Je ne me lassai pas d'admirer avec quelle virtuosité M. Hoffmann chargé de rédiger les réponses s'acquittait de sa tâche. Aux derniers jours de la conférence, l'occasion s'offrit enfin de mieux utiliser ses talents; je le chargeai de rédiger le rapport général à la Diète sur les travaux de la conférence. Ce document me plut tellement dès les premières lignes que je me bornai à le parcourir et à le signer sans y faire de changements. Or j'avais laissé passer une phrase blessante pour l'Autriche et la Prusse. Lorsque je retournai à Dresde, l'ambassadeur de Prusse M. de Schaüenbourg me communiqua un rescrit du ministère déclarant que l'on m'aurait certainement accordé une décoration pour reconnaître mes services à la

conférence, mais qu'on y avait renoncé à cause de cette malencontreuse phrase dont je n'étais pas l'auteur. Je reçus la décoration — l'Aigle noir — sept ans plus tard à Salzbourg. Quant à M. Hoffmann qui m'avait attiré cette pénitence, il est devenu, je le répète, un des plus actifs et des plus intelligents collaborateurs de M. de Bismarck.

Je pus, dès mon arrivée, me convaincre du mécontentement de l'Angleterre. Je recus une invitation chez lady Palmerston. Palmerston premier ministre habitait alors Cambridge-House, à Piccadilly. M. Murray, depuis sir Charles Murray, se trouvait en congé à Londres, et, quand il m'aperçut à la porte du premier salon, il m'annonça au maître de la maison. Le Premier me serra la main, mais il continua à causer avec d'autres personnes en me tournant le dos. Un tel accueil ne me désarçonna point; je me contentai de dire gaîment, et à voix assez haute pour être entendu, à quelques amis : « Quel dommage qu'il n'y ait pas ici un journaliste allemand, comme cela ferait mon affaire. » Dès lors je ne remis plus le pied dans cette maison.

On ne saurait avoir aujourd'hui une idée exacte de l'amertume témoignée contre l'Allemagne dans tous les cercles de la société anglaise. Les numéros du *Punch* de 1864 pourraient en donner une idée. On y voyait le roi de Prusse à genoux demandant grâce au roi de Danemark. Particularité singulière l'irritation était surtout attisée par les femmes. Une année auparavant le prince de Galles avait épousé la fille de Christian IX et la jeune femme avait gagné tous les cœurs. Il m'arriva plus d'une fois, en me rendant à mon hôtel de passer devant Mal-

boroug-House. C'était l'heure où la princesse avait coutume de sortir l'après-midi, et chaque fois je voyais des milliers de personnes l'attendre, malgré le « time is money. »

Ce grand mécontentement contre l'Allemagne était sensible même dans les cercles aristocratiques. Je pus m'en convaincre chez la duchesse de Cambridge. A toute autre époque, et même après la conférence pendant que j'étais ambassadeur d'Autriche-Hongrie, j'ai eu l'honneur d'entrer fort avant dans les bonnes grâces, de cette auguste famille, mais tant que dura la conférence, je ne fus pour la duchesse qu'un inconnu. Il en était autrement en haut lieu. Lord Clarendon, peut-être en souvenir de la note que je lui avais envoyée dix ans auparavant, se montra des plus froids. Comme la reine vivait fort à l'écart et qu'elle n'apparaissait plus aux Drawing-Rooms, je le priai de bien vouloir me ménager une audience, Il promit de s'employer en ma faveur, mais d'un ton qui semblait me dire : « Compte là-dessus! » La reine Victoria se trouvait alors à Osborne, dans l'île de Wight. Quand je revis lord Clarendon, il me fit un tout autre visage: c'est que la reine avait immédiatement déclaré vouloir accepter ma visite, comme celle d'un vieil ami. Elle me fit parvenir une invitation pour Osborne. Sitôt que la nouvelle fut connue, par le « *Court-circular* » la haute société m'accabla d'invitations. C'est que le libre Anglais est plus courtisan encore que le Russe esclave.— Mon séjour à Osborne ne fut pas seulement pour moi un honneur et une satisfaction : il fut profitable à la cause que je représentais. Fidèle à ses habitudes, la reine ne paraissait pas à

table, mais elle venait après le dîner avec ses filles, les princesses Hélène et Louise. J'eus donc l'occasion de conférer longuement avec S. M. Victoria. Elle connaissait parfaitement la nature et la portée de la question du Schleswig. Je lui déclarai nettement que l'Allemagne entière se lèverait comme un seul homme si l'Angleterre ou la France intervenaient, et, ceci n'était pas une supposition gratuite, étant données les manœuvres qu'exécutait la flotte de la Manche. Je ne saurais douter qu'en cette affaire, la reine n'ait agi d'une façon personnelle, et que, tout en respectant les formes constitutionnelles, elle n'ait pesé sur l'opinion de ses ministres.

Avant de raconter ce que fut la conférence elle-même, je veux donner quelques détails relatifs à ceux qui y prirent part.

Parlons d'abord du président. Une particularité de la politique anglaise c'est que la distribution des portefeuilles est réglée non suivant les aptitudes personnelles, mais selon les convenances des partis. Palmerston et Russell étaient alternativement premier ministre et ministre des affaires étrangères. Et pourtant, si tous deux étaient grands orateurs parlementaires, ils n'étaient pas également faits pour traiter avec l'Europe. Palmerston, par sa haute urbanité, par ses manières exquises, et cependant fières par sa connaissance des langues les plus usitées, était infiniment plus propre à cette tâche que Russell, auteur de réformes électorales et scolaires excellentes, mais diplomate d'ordre inférieur, ainsi qu'on le vit bien dans les affaires de Pologne et d'Amérique. Vu qu'il parlait fort peu le français, on lui avait adjoint comme *alter ego* lord Claren-

don, qui, par sa distinction suprême et grâce à sa profonde habileté, fut le chef réel du congrès.

Je n'ai qu'un mot à dire des plénipotentiaires allemands : ils m'étaient depuis longtemps sympathiques. C'étaient le comte Apponyi et surtout le comte Bernstorff dont j'avais été le collègue à Londres, à Paris et à Munich. Il était d'autant plus compétent et connaissait d'autant mieux le côté historique de la question, que sa famille avait des attaches en Danemark et possédait des biens fonds dans le Lauenbourg.

C'est à Londres que je vis pour la première fois l'aimable ambassadeur de France, prince de la Tour d'Auvergne. Nous devînmes bientôt bons amis; son attitude envers l'Allemagne était pleine de modération et de réserve. J'ai pris grand plaisir à le retrouver plus tard, quand il était ambassadeur à Vienne. Au contraire du duc de Gramont et du marquis Cazaux il comprenait à merveille la situation politique de l'époque. Mon amitié pour le prince de La Tour d'Auvergne et ses façons charmantes me décidèrent même à lui céder et à expédier à Paris cette note, du 20 juillet 1870 qui m'a été tant reprochée et dont il sera question dans la seconde partie.

Quant au délégué russe, baron Brunnow, c'était une capacité trop vantée. Il combattait avec vigueur pour les Danois; il était par conséquent mon adversaire de toutes les heures, tout d'abord parce qu'il était l'instigateur du protocole de Londres en 1852, ensuite parce qu'il voulait être agréable à la cour. Il est à croire que son attitude eût changé bien vite, s'il eût mieux connu les sentiments de la reine. Courtisan dans l'âme, il dissimula trois

jours la mort de sa femme et traita le cadavre par la glace afin de ne point interrompre les fêtes pour l'entrée solennelle de la duchesse d'Edimbourg en 1874. M. de Brunnow occupait déjà son poste à Londres lorsque j'y fus ministre de Saxe en 1849. Il y est resté jusqu'en 1875 sauf les deux années de la guerre de Crimée pendant lesquelles il fut envoyé en disgrâce à Darmstadt. Il n'avait cessé d'expédier rapports sur rapports pour dire que l'Angleterre n'interviendrait pas. Mais il se rattrapa au Congrès de Paris, où il put faire briller de tout leur éclat ses talents de rédacteur diplomatique. C'est grâce à lui que les clauses les plus importantes furent conçues dans des termes qui pouvaient faire croire que la Russie était victorieuse.

Quoiqu'il eût une déplorable tendance au bavardage il exagérait souvent la réserve diplomatique. Lors du mariage du duc d'Edimbourg et de la grande duchesse Marie, je lui demandai des informations exactes sur cette nouvelle qu'on allait rendre publique : « Pour vous, mon cher collègue, me répondit-il, je n'ai point de secrets; seulement je ne parle jamais d'affaires de famille. » — Le comte Schouwaloff, son successeur, alla voir Brunnow à Darmstadt où il s'était retiré: « Eh bien, vous qui connaissez l'Angleterre demanda le comte, dites-moi quel homme est lord Derby. » — « Lord Derby, répliqua Brunnow, est un homme qui possède cinq millions de francs de revenu. » — « J'en suis heureux, pour lord Derby, dit Schouwaloff, mais comment dois-je m'y prendre avec lui? » — « Vous êtes trop perspicace pour ne pas deviner ce qu'on doit dire à un homme qui a 200000 livres sterling de rentes. » — On ne put jamais le faire sortir de là.

CHAPITRE XXVII

1864

La conférence de Londres (suite).

Si l'envoi d'un plénipotentiaire fédéral était en soi quelque chose de nouveau et de singulier, la position de ce délégué vis-à-vis de ses commettants n'était pas moins bizarre. Elle était à la fois très entravée et très libre. Très entravée, car mes instructions étaient limitées; très libre, car il m'était permis de les outrepasser à mon gré. Je ne m'en privais point et mes motions étaient parfaitement acceptées à la Diète de Francfort. De fait j'étais soutenu par l'opinion allemande, et je crois que si j'avais réclamé outre le Schleswig un petit morceau du Jutland, elle m'eût encore approuvé.

Mes instructions se résumaient ainsi :

1° Obtenir, sur le terrain de la constitution fédérale, une formelle reconnaissance des droits allemands et la sauvegarde des intérêts de l'Allemagne dans les duchés de Holstein, Lauenbourg, Schleswig, avec la plus grande indépendance possible pour ces pays.

2° Empêcher tout dissentiment des délégués germaniques sur les points de capitale importance en m'entendant au préalable avec les représentants de la Prusse et de l'Autriche qui avaient reçu des instructions analogues. Je suivis religieusement l'instruction n° 1, puisque j'obtins la séparation des territoires du Danemark. Quant à l'instruction n° 2, il n'en fut pas tout à fait de même. Comment supprimer un désaccord qui existait entre les ambassadeurs d'Autriche et de Prusse autant qu'entre ces messieurs et moi.

Les pouvoirs les plus larges m'étaient accordés : « Les princes souverains et les villes libres d'Allemagne, la confédération s'étant déclarée prête à répondre aux avances du gouvernement anglais, désignent pour leur plénipotentiaire à la Conférence de Londres M. le baron de Beust, afin de contribuer au rétablissement de la paix dans le nord de l'Europe. »

On a mal jugé la conférence de Londres. On a dit qu'elle fut vaine et sans résultat. Sans doute, après la prise d'Alsen [1] et la conclusion de la paix à Vienne en ce qui concerne Londres et Paris. Cette critique peut à la rigueur être comprise venant de Copenhague et de Londres ; mais de la part des Allemands elle constitue un acte d'ingratitude. Le résultat négatif de la conférence permettait aux puissances allemandes d'agir désormais sans redouter aucune intervention. La situation était éclaircie et le protocole de 1852 aboli. Je crois pouvoir revendiquer en partie du moins le mérite de ce résultat. Les

1. Cette petite île fortifiée fut prise par un corps prussien après un combat très vif, au mois de juillet 1864, après la rupture de la Conférence.

deux ambassadeurs d'Autriche et de Prusse étaient comme je l'ai dit en dissentiment. M. de Bismarck et M. de Rechberg sentaient peut-être « leur cœur battre à l'unisson » comme dans la ballade, mais leurs cerveaux ne logeaient pas les mêmes idées. A Vienne, on s'efforçait surtout de maintenir le protocole de Londres; à Berlin on voulait le réduire à néant. Par déférence pour son collègue prussien, le comte Apponyi effaçait en quelque sorte son attitude diplomatique; M. de Bernstorff, de son côté, n'osait se prononcer et pour me servir d'une expression triviale « il tournait autour du plat. » Quant à moi, je déclarai nettement que jamais la Confédération ne souffrirait la rétrocession des duchés au Danemark. Presque effrayé de cette audace, le comte Apponyi s'écria : « Mais je ne sais pas si M. le plénipotentiaire fédéral est autorisé à dire cela »; à quoi je répondis : « Je n'ai pas, en effet d'autorisation spéciale, mais je suis certain de ne pas être désavoué ». — « Eh bien! j'aime mieux cela, repartit lord Clarendon, au moins c'est clair, et c'est un acte de bonne foi. » On vit maintenant qu'il n'y avait plus à se gêner et c'est ainsi que les représentants de l'Autriche et de la Prusse reconnurent comme moi le duc Frédéric d'Augustenbourg souverain légitime des duchés. Cette déclaration qui ne suscita aucune réclamation de la part des neutres marqua le point culminant de la Conférence.

Sitôt après avoir fait cette déclaration, je pris à part le comte Apponyi, et le priai de provoquer à Vienne la formelle reconnaissance du duc Frédéric par la Diète; je me doutais que cette proposition ne serait pas agréable à la Prusse, mais

le cabinet de Berlin ne pourrait l'éluder. Il ne m'échappa point que le pays ne pouvait être remis entre les mains du duc d'Augustenbourg avant la conclusion de la paix; mais il fallait que le Bundestag, de concert avec les délégués de Prusse et d'Autriche, approuvât ma déclaration. Or cette assemblée n'avait qu'à transformer en résolution le rapport de Pfordten qui lui était soumis et qui concluait à la reconnaissance du duc Frédéric. Il importait peu une fois le principe solennellement admis quelle serait la situation du duc Frédéric vis-à-vis de la Prusse ; mais il n'y aurait eu ni *condominium* ni traité de Gastein, ni guerre de 1866.

Malgré tous les obstacles, la Conférence fut, durant la seconde période de ses séances, sur le point de s'entendre. Après que les neutres, je veux dire la France et l'Angleterre, qu'on était parvenu à tenir à l'écart, eurent autorisé, au moins par leur silence l'enlèvement des duchés au Danemark, le cabinet de Londres eut l'idée de reconstituer l'intégrité du Danemark en lui accordant une rectification de frontières. A Paris, on parlait de réclamer un plébiscite. On proposa de placer la limite sur la Schlei, la Suède indiqua même l'Eider. Pour mon compte, j'émis l'opinion de ne point traiter cette question uniquement au point de vue diplomatique, et de ne point englober dans l'annexion des populations qui n'étaient pas allemandes et ne voulaient pas le devenir. Je reconnus combien la *modalité* d'un plébiscite était avantageuse et pratique : la frontière nord était reculée seulement de quelques milles; les territoires rétrocédées au Danemark auraient été insignifiants. Seulement j'avais compté

sans mon hôte. A Vienne ma proposition souleva un *tolle*. On écrivait au comte Apponyi « si j'avais perdu la tête pour proposer un plébiscite. Si j'avais oublié la Vénétie. » Par conséquent les représentants autrichiens votèrent contre toute espèce de plébiscite tandis que le comte Bernsdorff l'admettait parfaitement. Il n'y avait aucune corrélation entre le Schleswig et les Etats italiens où le plébiscite avait eu lieu. Il ne s'agissait pas de demander aux populations danoises si elles voulaient un nouveau maître mais si elles voulaient conserver l'ancien. Rien ne sentait la révolution dans un tel vote.

La conférence de Londres fut brusquement interrompue; elle s'arrêta net comme une pendule qui vient encore de sonner. Elle n'a point été sans importance pour l'histoire de cette époque. Tant que j'ai été ministre, j'avais l'habitude de me faire remettre ce que mes adversaires ou les feuilles de l'opposition écrivaient contre moi. Depuis, mon libraire connaissant mes goûts m'expédie en premier lieu tous les ouvrages qui m'attaquent. Un jour je trouvai dans la bibliothèque nombreuse que je m'étais ainsi formée un volume: « *Nation et Bundestag* », de Karl Fischer. J'ignore quelle situation politique occupe l'auteur; elle paraît être assez considérable. En tout cas M. de Bismarck a dû lui donner communication de ce qui reste des archives de Francfort. Il a eu, dans son ouvrage, l'occasion de mentionner la conférence de Londres, et il analyse mes rapports sur le ton d'un continuel persiflage. Il s'égaie également à propos de mes dépenses de voyage : elles avaient pourtant été fixées avant mon arrivée à Francfort et sans ma participation.

J'ai d'ailleurs de quoi me consoler des railleries de M. Fischer. Voici en effet les lettres qui me furent adressées après la clôture de la conférence. On voudra bien admettre que le signataire valait bien comme autorité l'auteur de « Nation und Bundestag. »

A Son Excellence le ministre royal d'Etat saxon, M. de Beust plénipotentiaire de la confédération germanique aux conférences de Londres.

Francfort-sur-le-Mein, 11 mai 1869.

Monsieur le baron,

Très estimable M. le Ministre,

J'ai l'honneur d'accuser réception à Votre Excellence de vos rapports N° 1 à 5 inclusivement et de vos télégrammes y compris celui du 9 de ce mois; je les ai soumis dès qu'ils me sont parvenus aux Comités réunis et aujourd'hui même en séance à la diète. C'est pour moi une satisfaction de constater l'intérêt considérable avec lequel ces communications ont été accueillies de toute part.

Je prie V. Excellence d'agréer, etc.

KUBECK [1].

Francfort, le 2 juin 1864.

Monsieur le baron,

Très estimable Monsieur le ministre d'Etat,

La haute assemblée fédérale a pris connaissance de vos nou-

1. Le dernier président du *Bundestag*.

veaux rapports jusqu'au 29 du mois passé (compris le n° 12). Elle a chargé son président d'exprimer à Votre Excellence la vive satisfaction et son approbation entière pour votre attitude personnelle et pour les résultats conformes aux droits et aux intérêts de l'Allemagne que vous avez obtenus. La haute Assemblée a tout particulièrement approuvé votre déclaration faite dans la séance du 28 mai, d'accord avec MM. les représentants de l'Autriche et de la Prusse.

Cette déclaration est tout à fait conforme à l'esprit et au contenu de vos instructions générales.

Je saisis avec plaisir l'occasion, etc.,

KUBECK.

J'obtins à la même époque une autre approbation très flatteuse à laquelle je ne m'attendais pas, grâce à une interversion de l'*ab hoste discere*.

Après la clôture de la conférence lord John Russell présenta à la chambre haute un *statement* (compte-rendu) de nos travaux. Le noble orateur fit remarquer qu'en somme le représentant de la Confédération germanique avait eu plus d'autorité que les représentants des deux grandes puissances allemandes. Je sais bien que cette observation dans l'esprit du ministre anglais renfermait plutôt une malice à l'adresse de mes collègues qu'un compliment pour moi.

L'attitude des ministres anglais me rappelle un petit souvenir qui montre combien les opinions peuvent changer avec les événements.

La veille de mon départ j'assistai à un grand bal donné dans cette hospitalière demeure de *Shawberry Hill*. En prenant congé de moi, lord Clarendon me dit textuellement ceci en français : *Eh bien, je ne vous en veux pas, vous ne pouviez faire autrement, mais je ne veux plus jamais avoir rien à faire avec cet homme sans foi ni loi qui s'appelle M. de Bismarck, ni avec celui qui est son nègre M. de Rechberg.* » Deux années plus tard étant ministre en Autriche, je priai le comte Apponyi de passage à Vienne ambassadeur à Londres, de rappeler un jour en plaisantant à lord Clarendon ce propos sur M. de Bismarck. M. Apponyi me répondit quelque temps après que lord Clarendon ne se souvenait plus de ce qu'il pouvait avoir dit. Je crois plutôt que c'est M. Apponyi qui n'a pas voulu se souvenir de ma commission. En quittant Londres, je rentrai en Allemagne par Paris. J'y étais déjà venu une première fois pendant le congé que la conférence s'était accordé pour les fêtes de la Pentecôte et ces deux visites m'ont valu de gros reproches, surtout à Vienne.

Et pourtant les entretiens que j'eus lors de mon premier voyage avec l'empereur et M. Drouin de l'Huys firent modifier, dans un sens favorable pour l'Allemagne, les instructions de l'ambassadeur de France. La seconde fois je passai par Paris pour des raisons entièrement étrangères à la politique et je serais arrivé aussi vite à Francfort que si j'avais passé par Bruxelles si je n'avais trouvé en descendant à la légation de Saxe, une invitation pour Fontainebleau où séjournait la cour. J'y passai une journée et je vis non seulement l'empereur et M. Drouin de l'Huys, mais aussi les ambassadeurs d'Au-

triche et de Prusse, MM. de Metternich et de Goltz qui, au moment où la guerre éclatait de nouveau avec le Danemark, devaient être fort aises d'apprendre de première main ce qui s'était passé à la conférence.

N'importe, Beust à Paris et deux fois encore, il devait y avoir de la « confédération du Rhin » là-dessous.

Mes efforts à la conférence me valurent des témoignages d'estime et de reconnaissance fort nombreux : c'était le beau temps qui passe si vite ! — Il en venait de toute l'Allemagne. Beaucoup de personnages notables des duchés étaient venus à Londres pour suivre les travaux de la conférence ; ils m'avaient vu à l'ouvrage et ils parlaient de moi avec éloge dans les communications adressées à leurs amis.

On ne m'en voudra pas si je cède au plaisir de reproduire la description suivante qui a paru dans un ouvrage dont je ne suis pas l'auteur de la réception qui m'attendait dans ma patrie en Saxe. On oublie vite de nos jours, et d'ailleurs cette réception fait partie de l'histoire de l'époque.

« Nous insisterons sur l'accueil qui fut fait à M. de Beust dans la capitale (à Dresde). Comme à Leipzig les gares étaient pavoisées en son honneur de drapeaux allemands et saxons. Bien que l'heure exacte de l'arrivée du train ne fût pas connue d'avance, une foule nombreuse était rassemblée pour le saluer de ses vivats bruyants.

Il y avait également une députation de la municipalité et des ministères. La grande ovation publique décrétée par la municipalité, ne devait avoir lieu que le lendemain. Par con-

séquent tout se borna pour l'instant à un échange de discours dans le salon de réception de la gare entre le bourgmestre et le ministre qui déclara combien il était heureux de l'accueil sympathique qu'il trouvait dans sa ville natale après une absence de plusieurs semaines. Puis il s'engagea sur la route de Pillnitz pour y rejoindre son roi.

Le lendemain 9 juin, la grande réception solennelle eut lieu. Elle fut imposante et favorisée par un temps superbe. Le programme comportait une sérénade aux flambeaux avec le concours de l'Orphéon et des sociétés de gymnastique. A neuf heures du soir, l'interminable cortège ayant à sa tête les échevins, le conseil municipal *in corpore* marchant précédé des Bannières du conseil des chanteurs et des gymnastes, se mit en mouvement pour se rendre au ministère des affaires étrangères. Les chanteurs marchaient au centre entourés de gymnastes porteurs de grands flambeaux de cire. Une foule qui se comptait par milliers de têtes suivait le cortège qui prit position sur la place du ministère, tandis que les musiques jouaient l'hymne de Schlesvig-Holstein. L'Orphéon exécuta une cantate composée pour la circonstance, après quoi un conseiller municipal poussa trois *vivats* en l'honneur du ministre que la foule répéta avec enthousiasme. Puis les chants recommencèrent et un membre de l'orphéon prononça un discours enflammé, remerciant M. de Beust d'avoir tenu si haut à la conférence de Londres le drapeau de l'Allemagne et d'avoir fait entendre la voix de l'honneur allemand. D'immenses acclamations accueillirent les paroles ardentes de l'orateur.

M. de Beust qui s'était rendu expressément de sa villa de Laubegast à l'hôtel des affaires étrangères, répondit en peu de mots, mais qui firent une vive impression sur tous les assistants. Il déclara tout d'abord qu'il aurait hésité à accepter cette ovation, si elle ne s'adressait qu'à lui, et à ses faibles mérites. Mais à son avis, c'est surtout la cause qu'il avait servie, qu'il s'agissait d'acclamer. C'était pour lui une destinée digne d'envie, que d'avoir été chargé de tenir dans ses mains le drapeau de l'Allemagne en présence de l'étranger, et d'avoir pu le rapporter intact. C'est un honneur aussi pour la Saxe, honneur à jamais inscrit dans ses annales, que d'avoir été appelée à fournir le porte-bannière. Cette distinction est due à la réputation du roi, que l'on savait partout si dévoué à l'honneur de l'Allemagne et aux intérêts de la patrie allemande.

En terminant, M. de Beust demanda donc aux assistants de pousser des hourrahs vigoureux en l'honneur de Jean, roi de Saxe, et l'air retentit des acclamations de la foule entière. L'hymne à la patrie d'Arndt et un triple vivat harmonique, composé par le maître de chapelle Krebs terminèrent cette soirée qui, nous en sommes persuadé, comptera parmi les plus beaux, parfois aussi parmi les plus mélancoliques souvenirs de celui qui fut l'objet de ces ovations. »

La reconnaissance du pays tout entier fut exprimée à M. de Beust par les présidents des Etats, lorsque le ministre reparut pour la première fois en séance. Il répondit par ces mots au discours de bienvenue du président de la seconde chambre : « Ce n'est pas à moi de juger, si j'ai répondu à la confiance qui

m'a été témoignée. Mais il est une chose que je dois déclarer, c'est que si à dessein ou non on voulait couvrir les faits d'un voile incertain, je n'ai rien quant à moi, à craindre de la lumière. »

CHAPITRE XXVIII

1864-1865

La paix avec le Danemark et l'éloignement des troupes fédérales. — Contradictions. — Le traité de Gastein et ma visite à Vienne. — Une dépêche historique.

Par une singulière ironie de la destinée la Saxe qui s'était le plus passionnée pour la délivrance des duchés, la Saxe qui fournit le représentant germanique pour plaider cette cause à Londres fut la première victime de cette délivrance. *Infandum regina jubes renovare dolorem*, m'écrierai-je volontiers en songeant aux affaires de Rendsbourg. Ce sera là mon excuse, si j'expose brièvement les événements survenus en cette remarquable année 1864.

Aussitôt après la conférence de Londres, la guerre recommença sans que les puissances étrangères s'en mêlassent aucunement. Que dirai-je? Le Danemark fut vaincu et subit sa destinée. L'armistice, les Préliminaires de la paix et la paix elle-même se succédèrent rapidement.

L'Autriche et la Prusse n'avaient pas voulu entreprendre une guerre de conquête ni châtier le Danemark pour un affront qu'elles auraient subi. Pour m'exprimer juridiquement, elles étaient non sans doute les mandataires de l'Allemagne, mais ses chargés d'affaires, *negotiorum gestores*. Logiquement la Confédération, qui occupait le Holstein et qui avait participé à la Conférence de Londres, avait son mot à dire dans le traité de paix. Et cela d'autant plus que les deux puissances, ayant accepté la séparation des duchés et la proclamation du duc d'Angustenbourg, ne pouvaient demander au Danemark de leur céder deux provinces qui déjà ne lui appartenaient plus mais qui de l'aveu même des plénipotentiaires de l'Autriche et de la Prusse appartenaient au duc d'Augustenbourg.

Ce n'était pas trop demander non plus que l'on montrât quelques égards pour les états de la confédération qui n'avaient jamais oublié ce qu'elles devaient aux grandes puissances et notamment à ceux qui avaient une position militaire dans le Holstein en vertu d'un mandat fédéral. Quoi qu'il en soit, la Prusse agit seule. Elle savait que le général saxon commandant à Rendsbourg n'obéirait qu'aux ordres émanés de l'assemblée fédérale. Elle si ferrée sur la discipline militaire donna cependant au prince Frédéric Charles l'ordre de se rendre maître de Rendsbourg et de l'occuper avec 6000 hommes. Je ne regrette pas que le général von Hake ait cru devoir céder à la force, mais s'il avait résisté par les armes, il n'aurait encouru, j'en suis sûr, aucune responsabilité.

On comprend que de tels agissements aient laissé de l'amer-

tume et causé des frottements. Le gouvernement saxon crut devoir rapatrier ses troupes, non à travers la Prusse, mais par le Hanovre, la Hesse et la Bavière. Le docteur Ebeling, mon biographe, s'imagine que j'ai sans doute plus d'une fois regretté cette mesure : il se trompe étrangement. A vrai dire, certaines feuilles prussiennes proclamèrent bien haut mon hostilité, mais dans les cercles gouvernementaux, à Berlin, on se montra satisfait, car on nous avait invité à procéder le plus vite possible et n'importe par quelle route à l'évacuation. Nous risquions même de supporter les frais de ce voyage circulaire d'une division, mais on voulut bien ne pas les imputer à la Saxe : les deux gouvernements étaient sûrs de leurs troupes, mais ils n'auraient pu empêcher l'effervescence populaire dont les effets auraient été graves.

Si, comme je l'ai montré, la politique de l'Autriche et de la Prusse fut, avant la paix de Vienne, pleine de contradictions, elle ne le fut pas moins après, les « contradictiones in adjecto » faisaient l'affaire de M. de Bismarck; elles lui étaient utiles : il en était tout autrement pour ses adversaires.

En ce qui concernait le légitime possesseur des pays conquis, de nombreux problèmes se posaient. Le duc d'Augustenbourg avait été proclamé comme tel devant l'Allemagne et l'Europe ; malgré cela les deux grandes puissances invoquant l'avis de « légistes de la Couronne » traitaient son avénement comme une question ouverte et opposaient au prétendant le respect des droits des lignes d'Oldenbourg et du Brandebourg. Le point de vue, fondé sur une certaine priorité des droits d'Augustenbourg,

resta, en thèse générale, celui de l'Autriche. Tout au contraire, d'autres gouvernements confédérés s'en tenaient aux déclarations de Londres et aux résolutions de l'assemblée fédérale, ils considéraient la reconnaissance du duc Frédéric comme un fait de première importance. Quant à la France on y faisait des mots sur le prétendant: « puisse son règne être aussi long que son titre », écrivait un journal parisien. En somme la déclaration de Londres était d'une haute importance, elle constatait en effet que « le prince héritier d'Augustenbourg faisait valoir des droits parfaitement établis sur les duchés, que l'assemblée fédérale était prête à le reconnaître, et qu'en outre l'immense majorité des suffrages, dans les pays conquis, se porterait sur son nom. » La préférence accordée par l'Autriche au duc d'Augustenbourg est due en grande partie à l'activité déployée par l'agent du duc d'Augustenbourg à Vienne, M. de Wydenbrugk, ancien ministre de Weimar, homme intelligent et affable, que je fréquentai pendant mon exil de 1866 à Vienne. On peut supposer aussi que la duc de Cobourg, parent et ami du comte Mensdorff, seconda les efforts de M. de Wydenbrugk. En tout cas, il est certain, qu'à Vienne le sentiment général était d'accord avec les royaumes et Etats secondaires, plutôt qu'avec la Prusse. L'annexion des duchés à la Prusse n'était pas ce qu'il avait de plus malheureux, l'Autriche aurait dû reconnaître tout de suite qu'elle n'avait aucun intérêt à occuper le Schleswig, dont la possession entraînait de nombreux embarras et d'inutiles sacrifices pécuniaires. Si l'on avait eu plus tôt conscience de la situation, les cal-

culs de M. de Bismarck auraient avorté et la guerre de 1866 eut été évitée. En tout cas, je suis d'avis que l'Autriche pouvait faire *d'une pierre trois coups*. Elle était en position de gagner pour longtemps l'opinion publique allemande, de rendre une nouvelle vie à la confédération, et de se concilier la Prusse.

Il fallait soutenir le duc d'Augustenbourg, mais en exigeant de lui qu'il tînt compte des réclamations formulées par le cabinet de Berlin en cédant à la Prusse le port de Kiel et certains avantages administratifs et militaires. Depuis le duc et ses amis ont reconnu que ces conditions étaient en somme acceptables et il était plus facile d'exiger des concessions plus étendues d'un état en formation que d'un état constitué. On agit tout autrement, de telle sorte que le duc se montra très roide à l'égard de Berlin. Il comptait en effet sur l'appui de l'Autriche. On sait qu'il eut tort.

Il y eut un moment encore où l'Autriche aurait pu bien « couper » le jeu, seulement mes conseils ne furent pas suivis. Comme j'en avais l'habitude chaque année, je me rendis en 1865 à Gastein et je m'arrêtai à Vienne au retour. J'obtins une audience de l'empereur, et je dînai à Weidlingau chez le comte Mensdorff avec MM. Maurice Esterhazy et Bloome. A cette occasion je remis un mémoire à mon amphitryon. Partant de ce principe que l'Autriche, tout en recherchant une solution honorable, ne voulait pas se laisser entraîner à faire la guerre à la Prusse, je demandais si l'Autriche avait intérêt à prolonger sa situation dans les duchés. Après avoir répondu négativement à cette question, j'expliquais comme quoi le cabinet de

Vienne avait lutté pour un intérêt germanique ; dès lors, je concluais qu'il devait s'en remettre à l'organe de l'opinion allemande, je veux dire l'assemblée fédérale. Au cas où celle-ci déciderait l'abandon des duchés, les troupes autrichiennes se retireraient avec armes et bagages; dans le cas contraire, l'Autriche serait soutenue si un conflit se produisait. Telles étaient les principales vues exposées dans ce mémoire que je cherchai vainement dans les archives lorsque je fus devenu ministre autrichien : il n'avait jamais été remis à l'empereur.

En arrivant à Gastein, je trouvai la convention conclue. « Nous avons, me dit Bismarck, fait accepter par l'Autriche un arrangement pacifique [1]. » L'histoire a montré ce qu'il valait. Quand deux associés possèdent deux terrains ou deux fabriques et qu'ils ne s'entendent plus au sujet de l'administration, il faut liquider. S'ils persistent à pratiquer le régime de la communauté, les choses iront plus mal qu'auparavant.

On comprend qu'au milieu de tels embarras la confédération germanique ait été de plus en plus exposée à la dissolution. Il est même étonnant qu'elle ait encore pu répondre à l'appel de l'Autriche à son concours en 1866. Et cependant, certaines feuilles viennoises parlent volontiers encore du « misérable Bundestag ». Ce fut le mérite de la Bavière, de la Saxe et du grand-duché de Hesse de tenir haut et ferme le drapeau de la Confédération et d'avoir formulé la déclaration suivante, en pré-

1. Il s'agit de l'arrangement conclu entre M. de Bismarck et le comte Mensdorff au sujet du partage provisoire des deux duchés. La Prusse occupait le Schleswig et l'Autriche le Holstein.

sentant une résolution tendant à mettre le duc d'Augustenbourg sur le trône, résolution qui fut enterrée par une commission spéciale.

« Les gouvernements de la Bavière, de la Saxe et du grand duché de Hesse ne croient pas devoir entrer dans le détail de ce qu'ont résolu la Prusse et l'Autriche en date du 6 avril. Il leur paraît superflu de rappeler les démarches qui ont été faites en vue d'obtenir une solution effective de la question du Holstein. Au contraire de la plupart des Etats représentés à l'assemblée fédérale, qui ont approuvé silencieusement, les gouvernements indiqués ci-dessus ont épuisé, dans le sens de la solution qui leur paraissait juste, tous les moyens que leur permettait la constitution. Dès lors, ils déclarent que, tant qu'une proposition conforme au droit ne sera pas faite à l'assemblée fédérale, ils sont obligés de considérer leur vote comme définitif dans cette affaire et protestent contre tout arrangement illégal. »

CHAPITRE XXIX

1866

Le bouleversement. — Les derniers six mois de la confédération germanique.

Si l'on a lu attentivement les chapitres précédents et si l'on se souvient des incessantes attaques dirigées contre la Confédération, on ne s'étonnera point qu'elle ait succombé.

Le député Braun-Wiesbaden [1] qui m'a fait souvent, sans me connaître, l'honneur de s'occuper de moi, raconte dans un feuilleton de la « *Nouvelle Presse libre* » que le prince Wittgenstein, président du conseil des ministres de Nassau, avait dit, à propos de ma réforme projetée de 1861 : « Comment transformer la Confédération ? Quand on enlève sa bosse à un bossu, il meurt. » Il est très possible que ce mot soit authentique et qu'il ait échappé à mon vieil et joyeux ami Wittgenstein. Toutefois,

1. M. Braun (de Wiesbaden) fut avant 1866 un des plus ardents adversaires du particularisme et applaudit des deux mains à l'agrandissement de la Prusse qui absorba aussi le Nassau sa petite patrie. Orateur très caustique, M. Braun brilla longtemps au premier rang au Reichstag de Berlin. Il appartenait au parti national-libéral. Depuis plusieurs années M. Braun a renoncé à la politique militante pour se consacrer entièrement à sa charge d'avocat à la haute cour de Leipzig.

je ne refuse pas la comparaison; mais ma conclusion est différente. Les bossus sont, j'en tombe d'accord, d'aspect extérieur peu agréable; mais ils ne manquent ni d'intelligence ni d'activité, et la Confédération toute bossue qu'elle pouvait être ne manquait pas de qualités; or il fallait en tirer parti au lieu de la railler et de l'insulter à cause de son infirmité. Jusqu'à la fin le « Bund » a montré de quels heureux résultats il était capable.

Cela est si vrai qu'une violation flagrante de la constitution fut seule assez forte pour le briser. Il serait fort inutile de rechercher qui doit porter la responsabilité de cette infraction. Est-ce l'Autriche en proposant la mobilisation à cause des agissements de la Prusse dans le Holstein ; sont-ce les Etats de moyenne importance en acceptant cette motion ; est-ce la Prusse en voyant dans ce fait une attaque directe? Nous n'avons pas à nous prononcer. Il nous suffira de faire remarquer que depuis longtemps la Prusse avait violé la constitution en concluant une alliance avec l'Italie en vue d'une guerre commune. Cette considération est capitale. Elle ôte beaucoup de leur mystère aux événements de 1866.

Ils sont les conséquences logiques de ce qui avait eu lieu en 1865; ils découlent de ce fait que le cabinet de Vienne soutint trop tard les droits du duc d'Augustenbourg et se prêta à l'arrangement de Gastein.

L'Autriche revint au pacte fédéral. Elle voulut, de son côté, oublier le passé. Par malheur il était trop tard. Les erreurs commises devaient porter leurs fruits. Trois ans plus tôt l'Autriche avait dit : « Je ne puis forcer la Confédération à me

suivre ; mais rien ne m'empêche de m'allier à la Prusse et de faire ce qui me plaira ».

Maintenant la Prusse disait : « Je veux me séparer de l'Autriche et, s'il le faut, lutter avec elle. Rien ne s'oppose à ce que j'agisse comme puissance européenne ; à ce que je recherche des alliances, et à ce que je traite en ennemis les états fédérés qui ne me suivront pas ou qui ne resteront pas absolument neutres. » Toute la différence c'est que, entre ces deux raisonnements, l'un était habile et l'autre ne l'était pas.

Quant aux Etats germaniques de moyenne importance, que les feuilles de Berlin et de Vienne insultaient à l'envi, ils surent, au milieu du conflit, garder une attitude pleine à la fois de dignité et d'énergie. La Saxe en particulier ne resta pas au-dessous de sa tâche ; quand le péril vint, son armée était bien exercée et toute prête ; et, si le bras de son puissant voisin s'appesantit sur elle, au moins a-t-elle mérité une page glorieuse dans le grand livre de l'histoire.

Il ne me reste qu'un mot à ajouter. On se souvient que le 24 mars 1866 un arrangement « satisfaisant jusqu'à un certain point » avait été conclu entre l'Autriche et la Prusse ; c'est immédiatement après que le cabinet de Berlin envoya aux gouvernements germaniques l'ordre de « prendre position, » et de procéder à une réforme du pacte fédéral dans un sens tout avantageux à la Prusse. Je répondis avec la plus grande fermeté, et, dans la note que je rédigeai, je me trouvai généralement d'accord avec mes confrères, les ministres d'autres Etats allemands.

CHAPITRE XXX

1866

Au seuil d'une époque nouvelle. — Regard rétrospectif.

Avant de raconter les souvenirs qui se rattachent aux événements qui précédèrent la guerre, je tiens pour indispensable de jeter encore un regard sur ce « Bund » qu'elle anéantit. On va se demander : Comment ? il verse des larmes sur une institution qui n'a jamais eu la sympathie des populations et que les gouvernements eux-mêmes ont contribué à amoindrir et à ruiner. A-t-il donc cessé d'être Allemand lorsqu'il s'est établi en Autriche, et ne doit-il pas se réjouir du changement qui a créé la patrie allemande une et forte ? Je ne ferme pas mes yeux pour ne pas voir la grandeur de la nouvelle création politique, ni mes oreilles pour ne pas écouter le concert de louanges qui s'élève en Allemagne et au dehors. Comme Autrichien, je n'ai pas qualité pour soulever et discuter les questions concernant l'empire allemand, et quant aux bonnes relations des

cabinets de Vienne et de Berlin, loin d'y être hostile, c'est moi qui ai posé les bases de cette entente.

Je n'obéis pas davantage à un dépit personnel, car la guerre de 1866 a été pour moi la source d'honneurs inespérés et m'a valu des journées glorieuses bien vite envolées. Mais d'autre part, il m'est impossible de ne pas constater que la solution de la question allemande telle qu'elle est intervenue, n'était pas celle que l'Autriche eût choisie de son plein gré, non seulement à cause de la rivalité entre les deux plus puissants souverains allemands tranchée en faveur de la Prusse, mais encore à cause du contre-coup que les événements de 1866 ont eu à l'intérieur. Il est étrange que les Allemands-Autrichiens qui ont eu le plus à souffrir du nouvel état de choses se soient consolés si vite.

En me plaçant non pas au point de vue autrichien, mais au point de vue allemand, il me sera permis de faire observer qu'il ne convient pas plus aux peuples qu'aux particuliers parvenus à la richesse et à la puissance de renier le passé modeste et de méconnaître ce qu'il avait de bon et d'honorable.

L'ancienne constitution fédérale était-elle vraiment si mauvaise ? C'est un fait que pendant les cinquante ans de son existence, la paix extérieure n'a pas été troublée. Cet heureux résultat est dû à l'intimité de la Prusse et de l'Autriche, mais c'est la constitution fédérale qui créa cette intimité. Tant que ces excellentes relations ont duré, tous les gouvernements germaniques ont marché de concert avec les deux grandes puissances. Quand l'une d'elles a conçu le dessein d'exclure l'autre,

il a bien fallu que les petits prissent parti pour la Prusse ou pour l'Autriche. Les Etats allemands de moyenne importance n'ont rien fait pour attirer l'immixtion de l'étranger dans les affaires fédérales. S'ils ont eu une certaine déférence pour la Russie ou pour la France, pour Nicolas ou Napoléon III, l'exemple leur venait de haut. Dès qu'on s'adressait à eux pour défendre la commune patrie, ils étaient prêts ; en 1840 comme en 1859.

On parle aujourd'hui volontiers des efforts de l'empire allemand pour conserver la paix, autrefois on n'en parlait pas, parce que le maintien de la paix allait de soi, depuis 1866 et 1870 il n'en est pas de même.

Le jugement sévère que l'on porte sur l'ancien « Bund » s'appuie surtout sur la diversité et l'indépendance trop grande des petits États. Soit ! mais n'oublions pas que le système représentatif a été introduit non pas par les deux grandes puissances, mais par ces États de second ou de troisième ordre qui l'ont pratiqué, vingt ou trente ans plus tôt, malgré les bâtons que l'on mettait dans les roues à Vienne et à Berlin. Voudrait-on prétendre que ce système qui fut en France et en Italie le véhicule de toutes les réformes libérales est arrivé à l'apogée de son développement et de son prestige dans le nouvel empire allemand ?

Il ne manque pas de gens qui se réjouissent en voyant le parlementarisme amoindri et limité, — mais ceux-là sont-ils bien certains qu'il ne faudra point recourir à ce système, non pas pour endiguer le pouvoir d'en haut mais afin de créer une sou-

pape de sûreté pour les mouvements d'en bas. Ce jour viendra et elle sera pénible à supporter alors la responsabilité de ceux qui auront discrédité le régime représentatif.

Sur d'autres terrains l'action des États secondaires a été tout aussi remarquable. Je rappellerai qu'on leur doit l'initiative en matière de chemins de fer. La ligne de Leipzig-Dresde venant après la petite ligne Nuremberg-Furth fut le premier railway de quelque importance établi en Allemagne; la ligne Leipzig-Magdebourg n'en est que le prolongement. J'étais secrétaire de légation à Berlin lorsque le comité pour le chemin de fer de Leipzig-Dresde fut créé et commença ses travaux. On ne se privait pas de railler la « sagesse supérieure » des Saxons, et le ministre des affaires étrangères, devenu plus tard mon oncle par alliance, ne manqua point de m'adresser de charitables avertissements. Ai-je besoin de rappeler combien la multiplicité des capitales a contribué à répandre le goût des des beaux-arts et des sciences? On me dira que rien ne les empêche de se livrer au même culte à l'avenir... Il y avait des motifs très délicats que je ne puis indiquer ici qui n'existent plus et qui poussaient à l'émulation ceux qui se sentaient indépendants et pouvaient agir en conséquence.

Je me suis promis de prendre les faits tels qu'ils *sont* et non tels qu'ils *devraient être;* peut-être ai-je poussé cette franchise trop loin. N'importe! Mais tout en rendant hommage à la vérité, je n'ai pas voulu déprécier le présent au profit du passé! Je n'ai jamais eu du goût pour le *victrix causa placuit Diis sed victa Catoni.* Je n'ai jamais boudé dans mon coin, les Alle-

mands à Vienne comme ceux de Londres et de Paris ont eu l'occasion d'en juger. J'ai comparé jadis 1866 et 1870 à des phénomènes volcaniques. Les blocs de terre resteront là où ils ont été projetés! Ce serait folie que de vouloir les remettre à leur ancienne place. Je n'ignore pas que les Etats allemands se sont rapidement identifiés avec le nouveau régime — c'est le cas plus que partout en Saxe. Le premier dans l'État donne l'exemple de la fidélité sans réserve à l'Empire. C'est une calomnie de prétendre que les Saxons sont *ennemis de l'Empire*,... de la législation impériale peut-être! En lisant ce que j'écris, beaucoup de mes compatriotes saxons ne seront pas ébranlés dans leurs sentiments à l'égard de l'empire, mais ils ne se sentiront pas blessés dans leurs idées.

Mais dans tout l'empire allemand il est quelqu'un qui approuvera mes observations, car ses actes sont conformes à mes idées, ce quelqu'un c'est M. de Bismarck. Est-ce qu'il insisterait autant sur l'utilité des États, est-ce qu'il favoriserait autant le Bundesrath qui les représente aux dépens même du Reichstag, s'il n'avait appris à Francfort ce que valent ces États de second ordre et s'il ne les considérait pas comme autant de pierres angulaires de l'édifice qu'il a construit.

CHAPITRE XXXI

1866

Les préliminaires de la guerre.

M. Biedermam raconte dans ses « Trente ans de l'histoire de l'Allemagne » que « M. de Beust a poussé à la guerre, mais qu'il ne réussit pas à entraîner M. von der Pfordten à l'imiter. M. Biedermann s'en refère à M. de Friesen qui prétend que M. von der Pfordten lui-même lui a tenu ce propos. Je ferai remarquer en passant que l'auteur des « Trente ans » a fort énergiquement protesté certain jour contre la façon, dont M. de Friesen écrivait ou plutôt déguisait l'histoire. Il est étrange qu'il s'appuie sur une telle autorité. En supposant que le propos attribué à M. von der Pfordten ait été tenu, cela ne prouverait rien. M von der Pfordten le chef de file des États secondaires a décidé la Saxe hésitante, à adopter le projet de mobilisation présenté par l'Autriche et son langage à la chambre bavaroise était bien plus belliqueux que le mien.

Je comprends néanmoins qu'à un moment donné, M. von der Pfordten ait tenu à passer pour plus pacifique que moi. C'est en 1866 lorsque lui et de Friesen négociaient avec beaucoup de difficultés à Berlin et que tout semblait perdu. Je venais alors d'être relevé de mes fonctions, on me considérait comme un homme mort, il n'y avait donc pas à se gêner avec moi et l'on pouvait me tout mettre sur le dos. J'étais incapable de me défendre. Le procédé manquait de générosité, mais je me sens pris d'indulgence pour ceux qui acculés comme l'étaient alors les plénipotentiaires des Etats vaincus cherchent à s'en tirer n'importe comment.

Je sais bien que ce n'est pas seulement dans les « Trente ans d'histoire, » que l'on m'accuse d'avoir poussé à la guerre. On s'est surtout appuyé sur les prétendus armements de la Saxe. Voici ce que j'ai dit à cet égard à la seconde chambre.

« Je crois, messieurs, que les pièces qui vous ont été communiquées réfutent si complètement les reproches concernant nos armements précipités, qu'il est inutile d'insister. On s'étonnera peut-être que nous n'ayons pas répondu au même reproche qui nous a été adressé à plusieurs reprises au sein de l'assemblée fédérale. Permettez-moi de m'en expliquer en toute franchise. Nous avons vu le gouvernement d'une grande puissance prétexter devant l'Europe quelques levées de recrues, et quelques achats de chevaux dans un petit État pour justifier la concentration d'une armée entière. Eh bien, nous, c'est-à-dire le gouvernement de ce petit État, nous considérons comme contraire à notre dignité, après avoir réfuté une fois avec

preuves à l'appui, les accusations dirigées contre nous, de répondre à nouveau lorsque les mêmes accusations se répètent. On nous objectera peut-être, messieurs, qu'il ne fallait même pas fournir le mince prétexte que l'on a invoqué contre nous. A ce sujet aussi je vous demanderai la permission d'être franc.

» Une certaine dose de prudence est la condition première de tout gouvernement.

» Il est facile de nier *après coup* des intentions qui n'ont pas été exécutées et de ranger certaines suppositions dans la catégorie des vaines terreurs, mais cette prudence dont je parlais doit se régler sur les circonstances et sur les hommes à qui l'on a affaire. Il faut éviter de mêler les absents aux discussions publiques, il faut surtout s'abstenir de déverser le blâme sur eux. Je suis très heureux de n'avoir à invoquer pour nous justifier que les éminentes qualités d'un important personnage dont l'importance aggrave notre péril. Cet homme haut placé — vous devinez de qui il s'agit — est remarquable par son ambition qui n'est pas une ambition vulgaire, mais qui a ses racines dans un amour ardent pour son pays d'origine; il est remarquable aussi par l'énergie de la volonté et la décision dans l'action, par sa grande intelligence et par le parti qu'il sait tirer des forces dont il dispose. Ajoutez à cela, qu'il a eu la chance d'avoir eu comme alliés, la faiblesse et l'indulgence de ses adversaires, songez aux leçons que l'histoire de notre Saxe nous enseigne [1], vous comprendrez notre prudence et vous

1. Il s'agit de l'envahissement subit de la Saxe par Frédéric le Grand au début de la guerre de sept ans.

admettrez que plus d'un renseignement puisé à bonne source et dont nous ne tiendrions pas compte si les circonstances étaient autres, ait été accueilli par nous comme un sérieux avertissement.

» Lorsque je parle des enseignements de l'histoire, je n'ai même pas besoin de retourner de cent ans en arrière pour invoquer des faits connus de tous les Saxons, d'autres événements sont plus récents, et ont été vivement discutés dans cette salle.

» Je veux parler des incidents de Rendsbourg et de la situation de nos troupes dans le Holstein qu'on était prêt à chasser de vive force, alors même que la confédération leur aurait prescrit d'y rester. Après une telle expérience, il est difficile de comprendre l'audace de la presse officieuse prussienne signalant notre attitude menaçante, il est difficile aussi pour vous d'oublier, qu'à une époque où il n'était question ni de la politique saxonne, ni de nos armements, la presse officieuse prussienne se moquait fort de la « Gazette de Leipzig » qui discutait l'éventualité d'un conflit entre les deux puissances et recommandait à la Saxe de rester neutre. On proclamait alors à Berlin qu'un champ de bataille bien choisi et une bataille gagnée valaient mieux que l'amitié d'un petit État. »

Je me représente le rire ironique errant sur quelques lèvres. Non, je n'avais pas la prétention d'arrêter l'armée prussienne avec les forces militaires de la petite Saxe. Mais nous faisions partie d'un ensemble, et si nous voulions compter sur le secours de nos confédérés, il ne fallait pas, nous qui étions les premiers exposés, nous montrer hésitants et peu empres-

sés à nous défendre. Aucun des gouvernements allemands ne désirait la guerre. L'Autriche pas davantage; et même s'il ne l'avait pas affirmé en 1871 à Gastein, je serais néanmoins persuadé que l'empereur Guillaume se décida à la lutte malgré lui après de longues hésitations et le cœur bien gros. Je n'en dirai pas autant de son gouvernement, les rapports de Francfort sont là pour démontrer que chez M. de Bismarck la guerre avec l'Autriche ne fut pas le résultat d'inspirations subites, mais le fruit de longs calculs combinés. Elle faisait dès le début partie de son programme politique; il la considérait comme une nécessité inéluctable (Voyez l'ouvrage de M. Poschinger).

La Prusse était militairement préparée à la guerre. Il n'en était pas de même de l'Autriche dont la politique comme à l'époque d'avant 48 subissait des courants contradictoires; on se décida à agir trop tôt ou trop tard.

Pendant les premiers jours de juin, deux sematnes avant la déclaration de guerre, le général autrichien baron de Ringelsheim stationné à Teplitz fut envoyé secrètement à Dresde pour demander que l'armée saxonne passât en Bohême. Nous ne nous rendions pas compte des motifs qui avaient déterminé le gouvernement autrichien à nous faire cette proposition *alors*. Se défiait-il de nous? ou bien craignait-il que l'armée saxonne fût cernée et obligée de capituler sans combat comme au début de la guerre de sept ans. Il n'importe, ce qui nous décida à refuser, c'est que dans l'état où se trouvait la question, nous eussions agi en dehors du pacte fédéral, ce que

nous ne voulions à aucun prix. Plus tard, après de longues années, je revis M. de Ringelsheim, homme très aimable et dont j'avais fait avec plaisir la connaissance. « Je me souviens toujours, me dit-il, de ce que vous m'avez dit à Dresde ! — Eh quoi donc? — *Empochez trois soufflets plutôt que de marcher avant d'être prêt.* »

Pour pouvoir armer il faut non seulement de l'argent mais aussi du temps. Le Congrès proposé par Napoléon III fournissait à l'Autriche une excellente occasion pour en gagner. L'Autriche refusa de se rendre à ce Congrès ou ce qui revient au même, elle mit à son consentement des conditions qui ne furent pas agréées.

On ne voulait pas à Vienne que la question de la Vénétie fût soulevée. La dépêche du gouvernement autrichien est tout ce qu'il y a de plus honnête et de plus digne, mais ni l'honnêteté ni la dignité n'auraient souffert en rien si l'Autriche était allée au congrès avec ses réserves en poche pour les faire valoir au moment opportun. Le grand maître de la diplomatie moderne en a agi tout autrement lorsqu'il faisait miroiter aux yeux de M. Benedetti des cessions de territoire.

On a dit et répété que le comte Mensdorff-Pouilly n'avait accepté le portefeuille des affaires étrangères qu'à son corps défendant et en vertu de l'obéissance passive que tout militaire (il était lieutenant-général) doit à son chef suprême, l'empereur. Le comte Mensdorff ne se croyait pas qualifié pour prendre la parole au nom de l'Autriche au sein d'un grand aréopage européen. J'aurai occasion plus loin de rendre justice aux quali-

tés de M. de Mensdorff, qualités fort méconnues, il me sera donc permis de dire qu'il eût mieux valu que M. de Mensdorff ne se laissât point guider par l'obéissance passive, mais qu'*ayant* accepté le ministère, il devait en remplir tous les devoirs y compris celui de prendre part à un congrès. On semb'e avoir oublié complètement qu'à l'époque où il fut question du congrès l'alliance prusso-italienne n'était plus un secret pour personne. La Prusse avait donc tout intérêt à empêcher un rapprochement qui aurait pu s'effectuer au congrès entre l'Autriche et l'Italie.

Avant de m'appesantir sur le rôle de la Bavière, je crois devoir citer le passage suivant de l'almanach historique de Schultz, un manuel qui mériterait d'être dans toutes les mains.

« 1865, 23 *juillet*. M. de Bismarck, retour de Gastein se rencontre à Salzbourg avec le ministre bavarois von der Pfordten qu'il avait invité à s'y rendre.

M. de Bismarck ouvrit l'entrevue en déclarant que la guerre entre l'Autriche et la Prusse était problable et très prochaine. Il était donc de l'intérêt des États secondaires de prendre position dès à présent en vue de ce conflit. Selon M. de Bismarck, il ne s'agissait que d'un duel entre les deux grandes puissances et il y aurait peu d'intérêts engagés pourvu que les autres Etats allemands restassent simples spectateurs. La Prusse n'avait jamais songé à étendre son action au delà de la ligne du Mein. L'affaire sera promptement terminée ; l'Autriche n'est pas armée et n'a pas d'argent pour se préparer. Après une seule grande bataille, la Prusse sera en mesure de dicter ses conditions. M. de

Pfordten émit des doutes sur la possibilité de maintenir la neutralité absolue des petits Etats et fit valoir que la Prusse ne pourrait guère se dispenser d'occuper la Saxe. M. de Bismarck répondit qu'il suffirait d'agir par la Silésie; ce n'était pas seulement son idée mais l'avis des militaires les plus compétents... Quant à la Bavière elle serait l'héritière naturelle de l'Autriche dans l'Allemagne du Sud, ce que M. de Bismarck engagea son interlocuteur à bien considérer. M. de Pfordten répondit qu'il n'avait pas mandat pour discuter au nom du gouvernement les ouvertures de M. de Bismarck et il refusa également d'exprimer son opinion personnelle. »

Je ne sais si ces révélations sont parfaitement authentiques. Le langage de M. de Bismarck tenu après la conclusion de la convention de Gastein serait singulier à l'égard de son « allié » et je le recommande aux journaux de Vienne lorsqu'une nouvelle occasion se présentera pour publier des articles dithyrambiques sur le chancelier allemand.

J'ai passé une époque heureuse de ma vie en Bavière. J'y fus reçu avec beaucoup de sympathie et je garde à ce pays un souvenir reconnaissant. Je considère aussi comme une tâche délicate de parler d'un homme avec lequel j'ai été longtemps en étroite communion d'idées. Je m'en vais toutefois le faire brièvement et avec franchise. Après les conférences de Salzbourg, j'eus des entrevues répétées avec von der Pfordten à Munich. Il ne me parla point de ce qui s'était passé à Salzbourg, car il devait toute discrétion à M. de Bismark et n'était point obligé à une communication envers moi. Dans tous les entretiens que nous

eûmes ensemble et avec le ministre wurtembergeois, baron de Varnbuler, ses déclarations relatives à la question du Schleswig restèrent identiques et ne trahirent pas la moindre faiblesse pour la Prusse. Il en fut de même pendant l'hiver suivant. En revanche, à la conférence des Etats de second ordre qui, en avril, eut lieu à Augsbourg, son attitude me laissa fort à penser. J'eus même l'intention de partir aussitôt pour Vienne afin d'aviser le comte Mensdorff qu'il ferait mieux peut-être de s'entendre avec la Prusse, fût-ce au prix d'un sacrifice. Le roi m'en dissuada. Aux conférences de Bamberg, Pfordten changea à nouveau de langage et se montra tel que je l'avais connu autrefois. Le général von der Tann fut envoyé à Vienne pour annoncer que les Bavarois rejoindraient l'armée autrichienne en Bohême. Cet engagement ne fut pas tenu. Les Bavarois ne voulurent pas laisser leur frontière dégarnie ; leur absence affaiblit l'aile gauche à Sadowa et entraîna le désastre.

On conçoit que ces agissements aient prêté le flanc à la critique et que Pfordten ait pu rester sous le coup d'une accusation de duplicité. Cette accusation est pourtant injuste, à mon sens. Pfordten se souvenait de 1850 lorsque l'Autriche contraignit la Bavière à mettre 80,000 hommes sur pied, pour déclarer ensuite qu'on n'avait pas besoin des *Strafbayern* [1]. Il en voulait aussi à l'Autriche de n'avoir pas soutenu plus effica-

1. On appelait ainsi les détachements de troupes bavaroises envoyées dans l'électorat de Hesse pour y rétablir le Prince et pour punir (strafen) les Hessois de leur attachement à la constitution.

cement le duc d'Augustenbourg. Ces réminiscences paralysaient son énergie. Des sentiments divers se combattaient dans son âme. Son patriotisme, son chauvinisme bavarois l'égaraient. On sut en profiter, et peut-être fit-on miroiter à ses yeux la rétrocession du district de l'Inn que l'Autriche enleva à la Bavière en 1778, mais sans le séduire. Sa politique fut très indécise, mais nullement intéressée.

L'eau trouble ne manquait pas, mais il n'y avait rien à pêcher.

CHAPITRE XXXII

1866

La rupture et le branle-bas du départ.

L'Autriche avait réclamé à l'assemblée fédérale la mobilisation de tous les corps d'armée à l'exception des corps prussiens. A la suite de cette motion, la Prusse sortit de l'assemblée fédérale et la guerre fut déclarée. Loin d'y pousser j'adressai à Vienne des paroles sérieuses d'avertissement, et je ne me ralliai à la motion autrichienne que lorsque la Bavière y eut adhéré.

Mais si la Saxe n'eut point d'intentions belliqueuses, elle ne mérita pas davantage le reproche de s'être endormie dans une sécurité trompeuse. Les ministres de la guerre et des finances, Rabenhorst et Friesen, prirent toutes les mesures nécessaires avec une précision digne d'éloge. Les troupes (30,000 hommes et 75 pièces d'artillerie) entrèrent en campagne le lendemain du jour où le sort fut jeté à Francfort, et trois jours plus tard elles passaient en Bohême. Le trésor, les papiers précieux, les objets d'art du Caveau vert furent empaquetés et di-

rigés sous la surveillance du baron de Weissenbach, par Prague, sur Munich où le gouvernement bavarois avait fait construire une cachette à l'épreuve du feu.

J'ai eu l'occasion de dire qu'il n'y eut pas en 1866 de traité spécial entre la Saxe et l'Autriche. La Saxe remplit simplement ses devoirs fédéraux, ainsi que Friesen l'expliqua après la guerre devant les chambres. Il n'a point manqué de gens pour réclamer une réunion des troupes saxonnes aux troupes bavaroises; c'eût été commettre une faute grossière. Nos soldats eussent servi à couvrir la frontière nord de la Bavière; ils n'auraient point participé à la victoire, qui était possible; et en cas de défaite nous ne pouvions compter sur aucun appui de l'Autriche pendant les négociations pour la paix, ne lui ayant prêté aucun secours direct.

La réunion des troupes saxonnes aux troupes autrichiennes me fournit l'occasion de réfuter une erreur très répandue. Dans les cercles militaires viennois, j'entendis exprimer l'opinion que la grande faute avait été de ne point frapper un coup décisif, pour empêcher la jonction du prince royal et de Frédéric-Charles et l'on prétendait pour expliquer cette faute qu'on ne pouvait pas, par égard pour le roi de Saxe, livrer bataille sur son territoire. Il n'en est rien. Certes, le roi Jean était le meilleur et le plus paternel des souverains, mais il était incapable d'une telle faiblesse. Une dépêche de l'ambassadeur d'Autriche à Dresde, comte Werner, me déclarait au contraire que les troupes autrichiennes entreraient en Saxe sur réquisition du gouvernement royal pour arrêter l'invasion prussienne.

Cependant, le roi s'étant décidé à suivre l'armée, un conseil de régence provisoire fut établi ; il prit le nom de commission nationale « et fut composé des trois ministres suivants : MM. von Falkenstein, von Friesen, Dr. Schneider, auxquels on adjoignit le général von Engel. Cette commission entra de suite en activité ; elle se montra résolue et prudente pendant les mauvais jours et mérita la reconnaissance du pays.

Tout marcha suivant nos prévisions. Une note prussienne nous fut envoyée, dont voici le début : « Le gouvernement royal prussien ne peut voir dans l'attitude prétendue réservée de la Saxe, qu'une preuve directe d'hostilité. La position géographique interdit au cabinet de Berlin le droit de se méprendre sur l'attitude hostile qu'adopte à son égard celui de Dresde. »

Immédiatement après, on sommait la Saxe de remettre son armée sur le pied de paix, de préparer les élections pour le parlement germanique, et d'accepter une réforme fédérale exécutée, cela va de soi, dans le sens prussien. Il va sans dire que nous refusâmes. L'ambassadeur quitta Dresde ; les troupes prussiennes commencèrent leur marche que la rupture du pont de l'Elbe à Riesa ralentit considérablement. En même temps l'armée saxonne se dirigeait sur la Bohême. Le mercredi 14 juin, la reine, la princesse royale, la princesse Georges et leurs enfants, montèrent à bord d'un vapeur en partance pour Aussig.

La reine veuve Marie était restée à Dresde et c'est grâce à son intervention que les promenades menacées par d'inutiles

travaux de fortification furent épargnées [1]. La princesse Amélie bien connue par ses travaux dramatiques resta également à Dresde. Le roi partit dans l'après-midi, je le rejoignis le soir à Siebenstein sur la route de Teplitz, à peu de distance de la frontière autrichienne.

Deux souvenirs me sont restés de cette journée. Le roi était parti à cheval avec le ministre de la guerre et plusieurs officiers supérieurs. J'aurais bien voulu faire la route de même, seulement mes six chevaux (parmi lesquels se trouvait celui que je montai l'année suivante au couronnement à Budapesth) étaient déjà partis pour Prague. Je tenais trop à ces bêtes pour les abandonner. Le chef des écuries ne voulant ou ne pouvant pas me donner de cheval, je me rendis en voiture au « Palais du Grand-Jardin ». C'était le rendez-vous général. Tout à coup nous fûmes informés que le départ était prématuré ce jour-là et chacun rentra chez soi. Un peu plus tard je me rendis au palais royal où je trouvai mon maître non pas abîmé dans ses pensées et livré aux préoccupations, mais parcourant des dossiers avec toute sa tranquillité d'esprit. Nous partîmes un peu plus tard et je passai la nuit à Siebenstein. J'y fus suivi par des messagers venant de Dresde (les fameux porteurs de chaises); il était très tard lorsque je trouvai enfin le repos. Le matin de

1. Les Prussiens étaient très mal informés des mouvements et des forces de l'armée autrichienne que l'on exagérait beaucoup. Un jour par exemple on battit la générale dans les rues de Dresde parce qu'une patrouille de hussards s'était avancée jusqu'à Fribourg, ville assez éloignée de la frontière.

fort bonne heure je fus réveillé par ordre du roi et je me rendis auprès de lui. « J'ai peu dormi, me dit-il, parce que j'ai réfléchi à tout. J'espère que la victoire sera de notre côté et alors il pourrait être question de nous rendre notre ancienne province. Mais je n'en veux pas. On éterniserait de vieilles haines et nous aurions là des sujets mécontents et qui nous donneraient peu de satisfaction. »

J'assurai à Sa Majesté que je n'avais jamais envisagé cette éventualité lorsque je discutai les questions qui allaient être tranchées par l'épée, mais que si elle se présentait par suite de la marche des événements je demanderais la permission de l'examiner à un autre point de vue. Je n'osai dire tout haut qu'il ne serait pas nécessaire de longtemps de se lever de bonne heure pour s'occuper de la rétrocession des districts enlevés à la Saxe en 1815.

J'ai voulu démontrer par ces deux réminiscences d'abord combien le roi était calme et ensuite combien toute velléité d'ambition lui était étrangère.

Le roi séjourna encore quelques jours sur la frontière où il assista au passage de ses troupes. Je le précédai à Prague où m'attendaient déjà les employés de mon ministère. Je fus reçu de la façon la plus cordiale par le commandant en chef comte Clam-Gallas. Je penserai toujours avec reconnaissance à cette demeure si hospitalière dont la belle et gracieuse comtesse me fit les honneurs. Quelques jours plus tard je partis pour Teplitz d'où je revins cette fois avec le roi qui fit son entrée à Prague au bruit des *vivats* et des *slavas*.

J'ai insisté un peu longuement sur notre départ de Dresde pour bien montrer que, contrairement au récit de certains journaux, l'entrée des Prussiens en Saxe n'eut rien d'imprévu et ne causa nullement une panique.

Les nouvelles que je recevais de Dresde me tenaient au courant des procédés prussiens qui furent fâcheux pour moi, mais peu honorables pour leurs auteurs. Mon collègue, M. de Friesen, qui certes ne peut être regardé comme un anti prussien, fait remarquer dans son livre qui m'est hostile que « l'opinion publique se montra d'autant plus indignée que les actes étant isolés avaient le stigmate d'une mesquine vengeance personnelle. » Je tiens à relater les faits tels qu'ils se sont passés, car on les a un peu exagérés et mon récit plaidera les circonstances atténuantes. Je commencerai par le pillage de la villa de Laubegast. Ma femme qui ne manquait pas de courage personnel, elle l'a prouvé pendant les journées de mai 1849, était restée après mon départ à Laubegast avec mes enfants alors très jeunes. Je comptais qu'à la campagne elle serait moins importunée qu'en ville ; cependant au moment de la mise en route je fis par le télégraphe une démarche à Paris pour réclamer en faveur des miens la protection diplomatique de la France. Ma demande fut accueillie avec empressement ; non seulement le ministre français à Dresde en fut informé, mais on chargea M. Benedetti de faire le nécessaire auprès du gouvernement prussien. Avant que ces démarchent eussent été commencées, le ministre de France à Dresde, M. le baron Forth Rouen qui occupait ce poste depuis onze ans et que je considérais comme un ami fidèle et dévoué, avait vive-

ment engagé ma femme à quitter la campagne. Il l'avait conduite en ville avec les enfants et leur précepteur pour l'installer non pas au palais du ministère mais dans un des principaux hôtels. Quelques jours plus tard, M. le baron Rouen accompagna ma famille à la frontière.

C'est le lendemain du départ de ma femme que s'est produit l'incident de Laubegast. La plupart de mes serviteurs étaient restés à la villa dont les portes donnent d'un côté sur l'Elbe et de l'autre sur la route de Pillnitz. Il ne serait rien arrivé si les grilles étaient restées closes. Mais un des domestiques se mit sur le pas de la porte pour voir passer un détachement de troupes.

Un des soldats lui demanda à qui appartenait cette villa. Dès que mon nom eut été prononcé la maison fut envahie. Les caves furent vidées — cela je l'admets, — mais comment qualifier les sévices à l'égard de mes domestiques, les bris des serrures et le saccagement des meubles. En 1849, les insurgés avaient pénétré dans mon logis, mais il n'y manqua rien si ce n'est une portière de velours. Je ne crois pas que l'incident de Laubegast soit dû à des ordres supérieurs.

M. de Friesen signale aussi l'indignation que causa la violation du domicile d'une dame de mes amies qui était alors absente. On rechercha chez elle des papiers importants. Il ne pouvait être question ici de l'action d'un subalterne, car ce fut un haut fonctionnaire qui dirigea les perquisitions. Cependant je ne prétends nullement qu'il agissait en vertu d'ordres supérieurs venus de Berlin. Lorsque en 1871, profitant de la lune

de miel de réconciliation avec M. de Bismarck, je le priai de charger le ministre prussien de présenter à la dame en question des excuses pour le procédé dont elle avait souffert, le chancelier, je lui rends volontiers cette justice, déféra avec empressement à ma demande.

L'attitude des habitants de Dresde, comme le constate M. de Friesen, fut très digne et pleine de réserve. Les concerts si nombreux pendant l'été cessèrent complètement, les restaurants, sauf ceux fréquentés par la lie de la population, demeurèrent déserts, les dames de la noblesse et de la bourgeoisie évitaient de se montrer dans les rues et elles étaient toujours vêtues de noir. Nulle part on ne voyait la population frayer avec les officiers ou soldats prussiens.

CHAPITRE XXXIII.

1866

Jours d'espoir à Prague et jours d'angoisses à Vienne. — La fin de la guerre et ma fin.

On m'aurait bien surpris en me prédisant que M. Herbst, le célèbre orateur libéral autrichien, qui s'était joint à une députation de professeurs qui vinrent me saluer, serait mon collègue deux ans plus tard, que je siégerais moins d'un an après à la Diète de Bohême et que, dans quelques mois, je prêterais serment au Palais du Hradschin comme ministre de l'Empereur d'Autriche. Mes idées étaient tout autres, nous songions à la rentrée victorieuse des Saxons-Autrichiens à Dresde. La nouvelle de la victoire très réelle de Custozza fut suivie d'autres bonnes nouvelles, moins véridiques. Mais on y croyait tout de même. Le moral était excellent et la bière mousseuse de Pilsen coulait à flots.

Le corps diplomatique accrédité en Saxe s'était dans son en-

tier, à l'exception de l'ambassadeur anglais qui était en route, transporté à Prague.

De cette ville j'entretenais, par de sûrs intermédiaires, des intelligences avec Dresde. Mon temps était absorbé par une volumineuse correspondance avec le cabinet de Munich que nous suppliions de faire avancer en Bohême les troupes dont il disposait. Au moins l'oisiveté dont je souffris tant à Vienne pendant six semaines me fut épargnée. Si mes représentations avaient été écoutées, l'aile gauche n'eût point été si faible à Sadowa et la bataille n'eût peut-être pas été perdue. Bientôt des nouvelles militaires assez graves survinrent; le roi se rendit de nouveau au milieu de ses troupes et il y fût resté, si les instances de Benedek ne l'en eussent empêché. Je reçus l'ordre de me rendre à Pardubitz; le chemin de fer n'était pas libre; nous partîmes en voiture. La route étant encombrée par les voitures de munitions, le véhicule qui portait le roi, les deux généraux von Witzleben et von Thietan et moi, n'avançait que très lentement. « Les hussards prussiens n'auront pas beaucoup de peine à nous enlever », dit le roi en plaisantant; mais cela aurait pu arriver. Au matin nous parvînmes jusqu'à Deutsch-Brod, le soir à Iglau, où nous passâmes une fort bonne nuit. Le jour suivant eut lieu la bataille de Sadowa. Nous arrivâmes dans l'après-midi à Brunn, où je vis pour la première fois le bourgmestre et futur ministre M. Giskra. Les renseignements sur la bataille étaient contradictoires. Nous prîmes le train pour Vienne, sans avoir renoncé à toute espérance. Nous y arrivâmes à deux heures de la nuit. Saisissant spectacle! La gare illuminée et ornée de fleurs.

Sur le quai l'empereur nous attendait, la figure pâle comme son uniforme blanc. C'est par la notification d'un désastre que s'ouvrit l'entrevue des deux souverains.

Pendant les sept semaines que je passai à Vienne, je fus souvent mêlé aux affaires autrichiennes. Je m'occupai de la cession de la Vénétie et fus dans ces conjonctures chargé d'une mission pour l'empereur des Français, à laquelle le roi donna son assentiment. — Cependant Nicolsburg était arrivé sans nous surprendre.

Un matin l'Empereur François-Joseph me fit appeler, je trouvai chez lui les comtes Mensdorff et Esterhazy [1]. Le souverain me déclara qu'il continuerait la guerre au cas où le roi de Saxe l'exigerait ; je l'assurai que nous n'accepterions pas une si lourde responsabilité, et que nous réclamions, pour toutes conditions, l'intégrité de la Saxe et son incorporation à la confédération du sud [2]. C'est à propos des préliminaires de Nicolsburg que le baron Friesen a cru devoir m'accuser de n'avoir pas bien défendu les intérêts saxons. Je me suis justifié de ce reproche dans ma réponse aux *Souvenirs* de M. de Friesen. Le même diplomate a cru pouvoir prétendre que je me décidai avec peine à donner ma démission, et que je le fis seulement sur les instances du roi. Il ne me sera pas difficile de montrer l'inexactitude de ces allégations. Le roi Jean était l'ennemi né de toute hypocrisie, de toute comédie; et on lira la lettre qu'il m'a

1. Ministre pour les affaires hongroises.

2. J'ajoutai que le roi, de son côté, était prêt à continuer la guerre si l'Autriche persistait à lutter.

envoyée. Il ne me l'aurait pas adressée, si je m'étais refusé à abandonner mon poste de bonne grâce. Aime-t-on mieux penser qu'en partant je réclamai un certificat, comme un simple laquais. La vérité est que, même après les préliminaires de Nikolsburg, je crus que mes services seraient peut-être utiles pendant quelque temps encore à mon souverain et à mon pays, et les plus hauts personnages le pensaient comme moi[1].

On m'a reproché également d'avoir empêché le roi de se rendre à Nikolsburg et on a eu la bonté d'ajouter que ma conduite était dictée par la crainte de perdre mon portefeuille. La vérité est que le roi n'a jamais songé à se rendre à Nikolsburg, mais s'il l'avait voulu je l'en aurais dissuadé en effet parce que son voyage eût été inutile. Il lui aurait seulement valu une humiliation, dont le souvenir aurait certainement empêché le rapprochement si cordial qui s'est opéré plus tard entre l'empereur d'Allemagne et le roi de Saxe.

Quant à moi si je ne songeais point à me rendre à Nikolsburg, c'est parce que je voulais éviter au roi un nouvel embarras. M. Von der Pfordten m'avait raconté en revenant à Vienne que M. de Bismarck l'avait accueilli par ces mots: « Savez-vous que je pourrais vous faire prisonnier? » Si l'on veut savoir sous quelles conditions M. de Bismarck n'a pas exécuté cette menace, les traités militaires avec les Etats du sud répondront. Quant à moi, j'aurais été dirigé sans cérémonies sur la forte-

1. M. de Beust a réfuté en détail les reproches qui lui ont été adressés par son ex-collègue, M. de Friesen, dans une brochure « Souvenirs à propos de souvenirs ».

resse de Spandau. Je n'y aurais sans doute pas été en butte à des mauvais traitements, mais je m'y serais horriblement ennuyé, tandis que le roi Jean dans sa générosité aurait considéré comme étant de son honneur d'obtenir ma liberté même au prix de concessions. Je serais devenu un « objet de compensation » sans valeur pour mon pays, mais précieux pour la Prusse. M. de Friesen ajoute lui-même que je n'avais pas de suppléant à ma disposition, il ne restait donc plus qu'à m'adresser au cabinet autrichien pour qu'il prît en mains les intérêts de la Saxe. L'événement a démontré que cette voie était la bonne. Il ne faut pas oublier qu'on était très monté contre la Saxe à Nikolsburg, trois fois plus qu'à Berlin, où cependant M. de Friesen se plaignait de rencontrer tant de difficultés. Quant à l'idée d'incorporer la Saxe dans l'union des états du Sud, je ne me suis point entêté à la réclamer, comme M. de Friesen le prétend. Les plénipotentiaires autrichiens avaient été chargés en effet de mettre la proposition sur le tapis sans insister. Je savais fort bien qu'aux premiers mots, M. de Bismarck s'était levé et avait déclaré qu'il romprait les négociations s'il en était encore question.

Je mets sous les yeux du lecteur les principales pièces relatives à ma démission, j'attire l'attention de mes détracteurs surtout sur la lettre du roi Jean dont je parlais plus haut. Je répète que jamais il ne m'aurait adressé ce témoignage de son estime et de son affection si j'avais démérité à ses yeux. Je n'ai rien fait pour solliciter cette lettre. Une seule démarche peut-être a pu y contribuer. J'avais demandé au roi sur le ton un

peu familier qu'il m'autorisait à prendre: « Suis-je en disgrâce auprès de Votre Majesté? » Le roi me répondit : « Pas du tout et je veux qu'on le sache. »

C'est cette lettre que M. de Friesen m'a reproché d'avoir rendue publique. Je n'ai qu'un mot à répondre. Ce n'est pas moi qui ai le premier publié cette lettre. Elle a été insérée pendant que j'étais à Vienne dans le journal officiel de Dresde par ordre de la « Commission du gouvernement » dont M. de Friesen était l'âme![1] On supprima même après avoir demandé au roi par télégraphe l'autorisation de le faire, le passage où Sa Majesté me demandait « d'expédier les affaires pendant quelque temps jusqu'à la nomination d'un chef intérimaire du département. » On craignait que cette phrase ne causât des inquiétudes et elle fut laissée de côté. Voici les lettres :

« *A messieurs les ministres d'Etat :*

BARON DE FALKENSTEIN,
BARON DE FRIESEN,
DOCTEUR SCHNEIDER.

» La lettre que messieurs les ministres d'Etat ont adressée au soussigné lui a été remise hier par M. le chambellan de Luttichau. Il s'est empressé de la communiquer ce matin à S. M. et il est chargé en conséquence de notifier la communication qui suit à MM. les ministres.

1. Elle parut également dans le Journal (officiel) de Vienne, évidemment sur le désir du roi, car je n'étais guère en situation moi-même de réclamer et d'obtenir cette insertion. Le fait que cette lettre portait la suscription « *Mon cher Ministre d'Etat* », et non « *mon bien cher ami* » comme les autres que S. M. m'adressait, prouve bien qu'elle était destinée à la publicité.

» Tout en appréciant comme il convient les sentiments qui ont dicté cette lettre, S. M. estime que les raisons invoquées ne sauraient être admises qu'en ce qui concerne la personne et le rôle du ministre d'Etat soussigné *seul*. Ces raisons ne sauraient donc entraîner la retraite du ministère dans son ensemble, et S. M. désire d'autant plus que la démarche de MM. les ministres reste sans effet que l'on pourrait croire dans le pays si elle était connue que l'on se trouve à la veille d'un changement de système complet non seulement sous le rapport des relations extérieures, mais encore de l'administration intérieure. Abstraction faite de ce qu'il serait difficile à S. M. de choisir d'autres ministres en ce moment si elle désirait modifier le système de gouvernement, S. M. est trop satisfaite des éminents et utiles services de MM. les ministres d'Etat pour éprouver ce désir.

» C'est pour ce motif qu'un télégramme a été envoyé aujourd'hui par la voie de Paris à M. le baron Rouen pour empêcher, si cela était encore possible, de rendre publique la démission du ministère [1]. Sa Majesté l'apprendrait avec regret si, comme cela semble résulter d'une lettre, M. de Hohenthal en avait parlé à Berlin.

» Quant au ministre d'Etat soussigné, il a fait remarquer dès l'ouverture des préliminaires de paix que sa personne étant peut-

1. Voici le texte français du télégramme.

Urgent télégraphier chiffres à Rouen. Roi regarde démission collective non avenue veut qu'elle reste secrète acceptera la démission de Beust déjà offerte antérieurement à moins que sa mission annoncée déjà à Berlin ne soit agréée.

être un obstacle à l'entente avec la Prusse, il désirait se retirer. Sa Majesté n'a pas tenu compte de cette objection et elle a déclaré qu'elle voulait être assistée des conseils du soussigné dans la direction des pourparlers engagés. Sa Majesté a permis aussi que par les raisons exposées dans une lettre au ministre de Falkenstein, le soussigné fût annoncé à Berlin ocmme devant prendre personnellement part aux négociations.

» En vertu de la démarche de MM. les ministres, le soussigné s'est empressé d'offrir immédiatement sa démission. S. M. a décidé avant de l'accepter d'attendre la réponse qui doit arriver à chaque instant de Berlin. Si comme on le présume cette réponse est négative, la démission sera immédiatement offerte et acceptée.

» S. M. conserve l'intérim tel qu'il est pour les départements des affaires étrangères et de l'intérieur, se réservant de prendre une décision lorsque M. le baron de Friesen sera arrivé ici.

» Baron de Beust,
ministre d'Etat. »

« Vienne 10 août 1866.

J'ajoutai le post-scriptum suivant : « Je remercie messieurs mes collègues de la franchise de leur communication. Mais j'espère qu'ils m'estiment assez pour croire qu'il était inutile de me rappeler ce que l'honneur et le respect de moi-même exigent au milieu des circonstances actuelles. Je répondrai avec la même franchise que j'aurais vu avec plaisir mes collègues se borner à définir la situation, cela leur aurait suffi pour atteindre le but. Je vois dans la solidarité que l'on m'offre une preuve

d'attachement amical, mais je ne saurais l'accepter ; mes devoirs envers le roi me le défendent. J'ai appris avec joie que j'étais le *seul* obstacle à l'entente avec la Prusse, mais je regrette que la démission collective enlève à ma démission toute la valeur qu'elle peut avoir en lui retirant le caractère de spontanéité et en donnant lieu aux commentaires malveillants. Je ne serai pas surpris de lire prochainement dans les journaux que la « commission du gouvernement a donné sa démission parce que l'on hésitait à éloigner M. de Beust sur l'heure. »

» La réponse négative n'est pas encore arrivée de Berlin, mais je l'attends. Je puis donc dès à présent prendre congé de mes collègues en exprimant le désir qu'ils consacrent longtemps encore leurs services à la maison royale. Puisse aussi l'obstacle une fois écarté, tout marcher d'une façon aussi satisfaisante que le promettait M. de Wurmb (le commissaire général prussien). Je l'espère fermement, j'espère aussi que le temps viendra où la version que M. de Beust a poussé à la guerre trouvera peu de crédules, et qu'en y réfléchissant on conviendra que malgré M. de Beust la Saxe n'a pas eu le plus mauvais rôle et que, toujours en dépit de M. de Beust, elle n'a pas été la plus maltraitée au milieu de l'écroulement général.

» Quant à la situation actuelle j'en rendrai compte à mon collègue M. de Friesen, lorsqu'il sera ici, je me bornerai à signaler les faits suivants pour montrer combien l'assertion, « qu'on a laissé passer le bon moment à Nikolsburg » est dérisoire. Un aide de camp du roi de Hanovre porteur d'une lettre du Roi ne fut même pas reçu et dut remporter son message. M. de Pford-

être un obstacle à l'entente [illegible]

[illegible] COMTE DE BEUST

[illegible] d'être reçu par M. de Bismarck [illegible] d'une armistice permettant à la [illegible] de toute la Franconie; on avait [illegible] une cession de territoire. M. de [illegible] l'armistice.

» [illegible] Beust. »

[illegible] ROI JEAN DE SAXE.

[illegible]acieux, Roi et Maître,

[illegible] sur ma respectueuse proposition me [illegible]ersonnellement aux négociations pour [illegible] à Berlin. Cette haute faveur me péné- [illegible]e d'autant plus profonde que si je l'ai [illegible]our montrer que je ne voulais nulle- [illegible]graves devoirs de l'heure présente, [illegible]uis mettre en lumière en portant la pa- [illegible]nt dès le début guidé Votre Majesté et [illegible]n pour les négociations en dissipant [illegible]endus. Sur ces entrefaites ma partici- [illegible]erlin.

[illegible]era se souvenir que le jour de la signa- [illegible]e paix entre la Prusse et l'Autriche, j'ai [illegible] en considération s'il ne convenait pas [illegible] puisqu'elle semblait être un obstacle au

[illegible] po[illegible]
[illegible]es c[illegible]
[illegible]uffi p[illegible]
[illegible] m'offi[illegible] « Che[illegible]
[illegible] » Je v[illegible]
[illegible] démar[illegible]
[illegible] dèle [illegible]

[illegible]

« Cher ministre d'État, baron de Reust,

» Je viens de recevoir votre lettre de démission, et dans cette démarche, je reconnais encore les sentiments d'abnégation dèle au roi et à la patrie, qui vous ont toujours honor n'ai pas besoin de vous dire combien m'est doulou

ten dut attendre deux jours avant d'être reçu par M. de Bismarck et il lui fallut se contenter d'un armistice permettant à la Prusse d'occuper le centre de toute la Franconie; on avait commencé par lui demander une cession de territoire, M. de Varnbuler n'obtint même pas l'armistice.

» *Signé :* BEUST. »

LETTRE AU ROI JEAN DE SAXE.

» Très auguste et très gracieux, Roi et Maître,

» Votre Majesté a daigné sur ma respectueuse proposition me charger de prendre part personnellement aux négociations pour la paix qui vont s'ouvrir à Berlin. Cette haute faveur me pénètre d'une reconnaissance d'autant plus profonde que si je l'ai sollicitée, c'est d'abord pour montrer que je ne voulais nullement me soustraire aux graves devoirs de l'heure présente, ensuite parce que j'espérais mettre en lumière en portant la parole les intentions qui ont dès le début guidé Votre Majesté et créer un meilleur terrain pour les négociations en dissipant les erreurs et les malentendus. Sur ces entrefaites ma participation a été déclinée à Berlin.

» Votre Majesté daignera se souvenir que le jour de la signature des préliminaires de paix entre la Prusse et l'Autriche, j'ai prié V. M. de prendre en considération s'il ne convenait pas d'écarter ma personne, puisqu'elle semblait être un obstacle au rétablissement de l'entente avec le gouvernement royal prussien.

» La réponse arrivée de Berlin me confirme dans ma supposition. Mon devoir envers V. M. et envers mon pays m'oblige à déposer ma démission aux pieds du roi ; malgré le regret douloureux que j'éprouve de quitter au milieu des circonstances actuelles le service de V. M.

» C'est un ministère de dix-sept ans qui arrive ainsi à son terme. Ses débuts et sa fin ont été signalés par de graves secousses de la vie publique. Ma conscience me permet d'affirmer que je n'ai provoqué ni les unes ni les autres. Je me suis toujours borné à défendre le droit et à remplir mon devoir sans crainte, d'accord avec les sentiments et les idées de mon roi et maître.

» Que Votre Majesté daigne me conserver ses bonnes grâces et qu'elle soit persuadée que je m'efforcerai de rester toujours digne des preuves de confiance et d'indulgence qui m'ont été accordées.

» Je suis avec le plus profond respect, de Votre Majesté, le tout dévoué

» Baron de Beust. »

Vienne, 15 août 1866.

RÉPONSE DU ROI :

« Cher ministre d'Etat, baron de Beust,

» Je viens de recevoir votre lettre de démission, et, dans cette démarche, je reconnais encore les sentiments d'abnégation fidèle au roi et à la patrie, qui vous ont toujours honoré. Je n'ai pas besoin de vous dire combien m'est douloureuse la

pensée d'une séparation entre nous. Depuis mon avénement vous m'aviez été dévoué dans les bons et dans les mauvais jours, et j'avais eu sans cesse l'occasion d'apprécier votre expérience diplomatique, votre activité. Vos conseils étaient dictés par la conscience même ; ils naissaient de l'étude des questions et non point d'antipathies personnelles. Sur les points de capitale importance, nous nous sommes rapidement compris, et de même que j'avais la conviction que, dans les affaires conduites par vous, rien ne se faisait à mon insu, j'étais également sûr que, au cas où nos opinions différaient, vous n'agissiez que d'après mes vues.

» C'est donc avec peine que je vois se rompre de si heureux et de si longs rapports. Si j'accepte votre démission, c'est que je fais le sacrifice de mes sympathies personnelles au bien du pays en tenant compte des raisons politiques que vous m'avez exposées. Ma reconnaissance vous est acquise à jamais pour les services importants que vous m'avez rendus ainsi qu'à mon frère défunt. Soyez assuré que je vous conserverai même au milieu des circonstances nouvelles tout mon attachement et toute mon estime.

» Agréez, etc.

» JEAN. »

Schœnbrunn, 16 août 1866.

Une seconde lettre du roi, que j'ai pieusement conservée et qui n'est pas connue, m'arriva le lendemain ; la voici :

Schœnbrunn, 17 août 1866.

« Cher ami,

» J'espère que vous ne vous abstiendrez point de me rendre visite, si vous en avez le désir. Nous ne sommes pas encore au point que nous ne puissions nous voir. Tant que vous serez ici, il ne dépend que de vous de venir.

» Votre bien dévoué,

» JEAN. »

M. de Friesen a publié une seconde édition de son livre, qui semble peu répandue, et qui n'est pas faite pour affaiblir la série de réfutations qu'on a lues plus haut. Il déclare par exemple n'avoir pas eu connaissance des deux lettres précédentes. Il m'est désagréable de revenir encore sur ces misères, tout d'abord parce que je prise fort l'activité et l'intelligence diplomatique du baron Friesen, ensuite parce que nos relations personnelles ont été agréables. Je n'ai point l'intention d'ajouter encore une pièce à son dossier; qu'on me permette de citer pourtant le billet suivant que je trouve dans mes papiers.

Vienne, 24 août 1866.

» Sitôt qu'un événement d'importance se sera produit, je vous en rendrai compte.

» Je vous prie avant tout *de ne pas quitter* Vienne; la phase, où le rejet absolu des conditions prussiennes était douteux, est

passée, il s'agit maintenant de savoir quelles concessions nous ferons ; conservez donc au pays et au roi vos bons conseils.

» FRIESEN. »

Par conséquent l'homme dont la retraite était si nécessaire, qui était dangereux même par les louanges que lui accordait son roi, cet homme-là, quelques jours plus tard, était indispensable à l'entourage du souverain... Que deviennent les allégations de M. de Friesen ?

Quand son billet arriva à Vienne, j'avais abandonné cette ville. J'étais parti pour Gastein, alors presque désert, accompagné du dernie délégué saxon au Bundestag, M. le conseiller secret von Bose. C'était de la part du roi une dernière et délicate attention de me ménager la société d'un ami. Mon frère, inspecteur des mines en Saxe, obéit à la même pensée et vint me rejoindre. Au reste ma disparition de l'arène politique ne devait pas durer longtemps.

Annexe au chapitre VIII.

MÉMOIRE

Concernant l'évolution de la question allemande en 1848 *et* 1849 *en considérant spécialement l'attitude du gouvernement saxon.*

Ce n'est pas ici l'endroit, de noter de nouveau les faits et phénomènes universellement connus qui appartiennent à l'histoire de la période d'un an qui s'est écoulée du moment de la réunion de l'assemblée nationale jusqu'à sa dissolution. Je veux seulement attirer l'attention sur les moments qui ont eu une influence décisive sur l'attitude et l'action des gouvernements. Dans les pays plus grands comme en France et en Angleterre où la représentation du peuple a eu depuis quelque temps un développement extraordinaire, se manifestant sous forme de nombreuses assemblées législatives, on était arrivé depuis long-

temps à la conviction, par des expériences quelquefois payées très cher, que ces assemblées législatives ne doivent pas se mêler des questions gouvernementales, que sous peine de les voir manquer leur but c'est au contraire un besoin indéniable pour elles d'avoir comme appui un pouvoir exécutif fort, légalement institué dès le début, et qui non seulement tienne écarté le droit du pouvoir exécutif de l'action de l'assemblée législative, mais qui soit en même temps le contre-poids et qui serve à tenir la marche des discussions législatives dans ses justes limites. Malheureusement après la réunion de l'assemblée nationale on ne s'était pas attaché à prendre ces précautions. En partie on n'en avait peut-être pas reconnu la nécessité dans une juste mesure, et en partie c'était la situation politique d'alors qui n'offrait pas l'accommodement nécessaire pour les prendre. La Diète fédérale qui jusqu'alors avait existé ne pouvait être utilisée *comme assemblée valable, pour être adjointe par les gouvernements* de l'Allemagne au pouvoir exécutif à placer aux côtés de la représentation du peuple. Les deux plus grands états de l'Allemagne étaient occupés de leur situation intérieure, de l'organisation de leur représentation nationale. L'assemblée nationale de Francfort de son côté ne voulait pas reconnaître le besoin et la nécessité d'un pouvoir représentant les gouvernements, elle ne pouvait pas même admettre que ces gouvernements y aient droit, elle préféra chercher sa force et l'exécution de ses décisions dans le principe de la souveraineté du peuple proclamé par elle, et elle préféra se borner à créer un pouvoir exécutif, qu'elle instituerait exécuteur de ses

décisions conformément à la constitution; mais qui serait écarté et exclu complètement de l'œuvre de la constitution. On sait à quelles erreurs et à quels résultats lamentables a mené cette conception qui ne reposait que sur un mépris des droits des gouvernements allemands et par laquelle l'assemblée prouvait combien peu elle connaissait les forces dont les gouvernements disposaient.

Si donc la conduite passive des grands gouvernements allemands imposée par les circonstances rendait impossible aux petits états d'intervenir, le gouvernement saxon saisissait néanmoins déjà à ce moment chaque occasion pour obtenir que les chambres des différents gouvernements fussent mises à même de collaborer avec l'assemblée nationale. Dès que l'institution du pouvoir central provisoire eut abouti, et que S. A. I. l'archiduc Jean d'Autriche eut été investi, avec l'assentiment de tous les gouvernements allemands, il importait d'utiliser les dispositions de la loi du 28 juin 1848 concernant la légalisation de plénipotentiaires des gouvernements pour atteindre ce but. Cette nécessité fut parfaitement reconnue par plusieurs gouvernements et surtout de ceux du sud et on comprenait surtout que les plénipotentiaires des différents états ne devaient pas assister isolément mais en corps organisé l'administrateur nommé par l'assemblée nationale. Le gouvernement royal de Prusse ouvrit les négociations par une entente à ce sujet avec empressement en soumettant aux différents gouvernements le projet d'organiser les plénipotentiaires en corps de la manière suivante : le nombre devait être réduit à sept et les voix de-

vraient être fixées à onze, ces voix devaient être réparties comme suit : La Prusse et l'Autriche auraient chacune trois voix et les cinq voix restantes seraient partagées en sorte que la Bavière ait une voix, la Saxe, le Hanovre, le Wurtemberg et la Hesse auraient des voix collectives en commun avec les petits états qui les environnent. Puis le gouvernement consentit à fixer les voix des deux grands états à quatre au lieu de six. Le gouvernement royal de Saxe consentit de suite à cette proposition. Malheureusement ce projet n'aboutit pas faute d'entente de ces gouvernements; ce qui en fut la cause, fut la résistance que rencontra le projet à Francfort dès qu'il fut connu, où on crut remarquer dans cette tentative une révolte contre les décisions de l'assemblée nationale, peut-être même une tentative pour le rétablissement de la diète. A présent on ne niera pas que l'échec de la proposition du gouvernement prussien qui avait été faite d'une manière si intelligente était bien à déplorer. Car non seulement avec le secours d'une représentation réciproque des gouvernements, si l'assemblée nationale eût voulu aider à sa fondation, l'entente des gouvernements et de l'assemblée eût été possible, mais il eût été impossible de faire ce qui fut fait plus tard à Francfort contre l'établissement de la constitution allemande, à savoir que des partis appartenant à l'un ou à l'autre des grands états cherchaient à résoudre la question de constitution du pouvoir en faveur et dans l'intérêt d'un de ces états, ce qui amena une lutte qui à la première lecture de la constitution laissa indécise toute la question, et qui amena en seconde lecture une solution, mais une solution

qui ne fut possible qu'en transigeant avec les principes extrêmes et qui par cela même amena la rupture ouverte entre l'assemblée nationale et les gouvernements. L'opposition des gouvernements, que j'ai souvent signalée, à prendre part à l'établissement de l'œuvre de la constitution, n'en devint que plus palpable et plus nuisible. L'assemblée, divisée par les luttes intestines, partagée entre des intérêts divers, ne sut pas procéder comme elle aurait dû le faire. Avant de se préoccuper de la quantité de droits à attribuer au pouvoir, avant de fixer les attributions de la représentation nationale et la somme des libertés publiques, il fallait tout d'abord résoudre la question de la forme du pouvoir et décider ce que l'on mettrait à la place de l'ancienne constitution. Cette solution était vivement réclamée, parce qu'elle se rattachait à des conventions internationales. Il fallait avant tout éviter les conflits sur ce terrain, les questions se rattachant uniquement à la législation intérieure de l'Allemagne seraient alors bien plus faciles à résoudre. On ne saurait nier que les circonstances permettaient de résoudre la question de gouvernement si, au lieu de courir après des chimères, on avait été pratique. Le projet mentionné plus haut émanant de la Prusse, qui avait pour base la réciprocité parfaite, pourra servir comme preuve que mon opinion est juste.

On a souvent dit pour excuser le procédé défectueux suivi par l'assemblée nationale, désireuse pourtant de remplir le mandat dont la nation l'avait investi, on l'a dit aussi pour empêcher une entente des gouvernements en faveur de l'ap-

plication du nouveau pacte ; l'union de trente-sept gouvernements est une chose impossible et qu'elle ne se ferait jamais.

Au contraire, en examinant la composition de la confédération germanique, on comprendra que cette union n'est pas impossible, à cause du trop grand nombre d'états. La résistance invincible ne vient pas de ce côté, l'entente générale est rendue facile ou difficile selon que les deux grands États, l'Autriche et la Prusse s'entendent ou sont divisés.

Le besoin d'une entente établie dans ces circonstances entre les deux grands États pour soumettre d'abord aux autres gouvernements, puis à l'assemblée nationale, une motion en vue de fonder le pouvoir exécutif, fut compris aussi bien à Berlin qu'à Vienne par les deux gouvernements qui s'étaient fortifiés pendant ce temps, lorsqu'à la fin de l'année 1848 la première lecture de la constitution à Francfort ne promettait pas de solution dans la question de souveraineté. Les pourparlers entre les deux cabinets, donnaient l'espoir qu'ils réussiraient à soumettre et à faire accepter par l'assemblée nationale une solution convenant à tous les États allemands afin d'établir un pouvoir central et de le soustraire à la lutte des partis.

Mais le gouvernement prussien parut tout à coup renoncer à cet espoir en envoyant, le 23 janvier 1849, la circulaire bien connue de tous les gouvernements allemands.

Par cette circulaire le gouvernement prussien fit connaître qu'il avait acquis la conviction satisfaisante, que l'Autriche considérait la confédération allemande comme subsistant encore ; qu'elle voulait y rester et contribuer à son développement.

Elle était prête à s'entendre avec l'Assemblée nationale et avec les autres gouvernements. Mais le gouvernement prussien exprimait en même temps la crainte que le gouvernement autrichien ferait peut-être des réserves qui nuiraient au développement de l'Allemagne et ne renoncerait pas à ses droits de suzeraineté en faveur d'un fort pouvoir central.

En considération de cette éventualité possible, le gouvernement prussien émit alors la pensée de donner à l'Autriche la position qu'elle méritait dans l'Allemagne, la confédération subsistant comme auparavant, et de réunir les autres États allemands en une fédération distincte dans la confédération. Comme preuve de la possibilité de cette double fédération nouvelle, on fit valoir l'union des douanes existante; mais cette analogie ne me paraît pas admissible, n'oublions pas que l'union des douanes est une association qui peut être dissoute, qu'elle n'a été contractée que pour un certain nombre d'années, qu'elle assure égalité de voix à tous les participants, c'est une union de gouvernements allemands, en un mot, pour gérer en commun une administration, mais qui n'a entraîné, en aucune manière, un changement dans l'exercice des droits et des devoirs des membres de la confédération germanique, elle n'a par conséquent rien changé dans l'existence du *Bund*. Cependant cette circulaire apportait en même temps une déclaration importante de nature à rapprocher les gouvernements allemands. Il y est dit que le gouvernement prussien ne croyait point que la dignité impériale fût nécessaire pour aboutir à une union

réelle et entière; qu'au contraire, il était à craindre que justement le caractère exclusif de cette forme donnée à l'unité allemande créerait des difficultés insurmontables; que l'on n'atteindrait pas ainsi le but; et qu'il faudrait trouver une autre forme pour satisfaire les vœux de la nation allemande. On n'avait prononcé ici la séparation de l'Autriche de la nouvelle confédération germanique que comme une nécessité, quoiqu'elle n'eût jamais été déclarée nécessaire officiellement, qu'au contraire elle eût été repoussée expressément par le rescrit du gouvernement impérial du 28 décembre 1848. Cependant la circulaire prussienne avait donné en même temps un point d'appui important à une fraction de l'assemblée nationale qui travaillait à l'expulsion de l'Autriche. On a fourni ainsi un point de départ à cette discorde regrettable, qui, à partir de ce jour, devait se manifester dans toutes les relations des deux gouvernements dès qu'il s'agissait de constitution allemande.

Le gouvernement de l'Autriche a répondu par la note du 10 février, qui avait déjà été soumise aux chambres. Dans cette note, il répondait affirmativement en ce qui concernait les conclusions de la note circulaire de la Prusse, pour trouver une nouvelle forme du pouvoir de la confédération en opposition avec la dignité d'empereur, comme la Prusse avait l'intention d'unifier l'Allemagne; mais en même temps on exprimait la conviction, que le gouvernement impérial considérait indispensable pour la réussite de prendre part aux négociations qui pourraient être engagées à ce sujet. Le gouvernement impérial combattit formellement par le rescrit adressé le 4 février à

son plénipotentiaire à Francfort la supposition qu'il voudrait ou pourrait s'exclure de l'unification désirée par les princes et les peuples allemands ; il protestait aussi contre une union fédérative plus étroite. En même temps le gouvernement autrichien déclara aussi être disposé à s'entendre avec les autres gouvernements en indiquant les bases des négociations qui avaient été mises en avant par lui. Le 29 février le gouvernement autrichien envoya des instructions à son plénipotentiaire à Francfort le chargeant de présenter le projet d'une constitution directoriale.

Au ministère prussien il y avait eu pendant ce temps un changement de personnes qui faisait espérer une meilleure volonté d'entente avec l'Autriche et, en effet, le 10 mars, le gouvernement prussien fit connaître ses intentions conciliantes par une dépêche-circulaire demandant de négocier sur les bases des propositions faites, en invitant en même temps les autres gouvernements à y prendre part. Du côté de l'Autriche on se déclara de suite disposé à travailler à l'entente des deux grands pays. Les négociations à cet effet avaient à peine commencé à Francfort entre les plénipotentiaires, quand tout à coup dans l'assemblée fut présentée la proposition bien connue de Welcker qui concluait de décider d'un coup la question de constitution dans le sens du parti de l'empire héréditaire.

Après que S. M. le roi de Prusse eut refusé la couronne impériale d'Allemagne qui lui avait été offerte par suite d'une décision de l'assemblée nationale qui avait outrepassé son mandat,

une autre circulaire prussienne fut lancée le 3 avril dans laquelle le gouvernement du roi convoquait une réunion de plénipotentiaires pourvus d'instructions spéciales à Francfort.

La pensée de la formation d'une union étroite avec la Prusse y prédominait encore davantage que dans la circulaire du 23 janvier; on y prévoyait déjà le cas de ceux qui n'adhéreraient pas et il y fut question des dispositions spéciales qui seraient créées pour les membres de la fédération nouvelle. Le gouvernement saxon ne put ni croire à la possibilité ni reconnaître la légitimité d'une telle fédération, il contesta donc qu'elle fut conforme aux droits et aux devoirs stipulés par le pacte fédéral existant, et ses doutes à cet égard furent articulés dans une dépêche du 11 avril.

Les autres gouvernements de l'Allemagne aussi, exception faite de ceux qui acceptèrent bientôt la constitution du 28 mars, se refusèrent à négocier les bases d'une union d'États dans l'ancienne confédération. Pendant ce temps l'agitation pour la constitution de l'empire allemand avait commencé dans plusieurs parties de l'Allemagne et en Saxe aussi, où les chambres se prononcèrent pour l'acceptation, on recueillit de nombreuses pétitions pour décider le gouvernement de faire droit au vœu des chambres. Le gouvernement prussien dont la décision devait être d'un poids considérable dans ces circonstances, n'avait fait jusqu'alors que refuser la couronne impériale, sous prétexte qu'elle ne pouvait être offerte que par la libre volonté des princes et des villes libres d'Allemagne. Le 21 avril enfin,

le ministère prussien fit la déclaration, que les chambres ne voulaient accepter la constitution du 28 mars que sous réserve de changements notables, au sujet desquels il y aurait à établir un accord avec l'assemblée nationale.

Annexe I au Chapitre X

A Sa Majesté le Roi.

Votre Majesté a eu la grâce de me permettre de lui soumettre quelques remarques ayant trait à la lettre confidentielle de S. M. le roi de Prusse. Je me sens d'autant plus disposé à me servir de cette permission, que je crois non seulement comprendre les sentiments que cette lettre a éveillés dans le cœur de Votre Majesté, mais que cette lettre me donne un motif nouveau de jeter un coup d'œil calme et serein en ce moment sur les questions passées.

J'ai réfléchi à différentes reprises aux passages de la lettre du Roi que Votre Majesté m'a lue et j'ai acquis de plus en plus l'impression que cette lettre a dû être écrite dans un moment de vive irritation mais aussi d'oppression. C'est un phénomène psychologique qu'on a souvent occasion d'observer dans la vie, que pendant une discussion l'un des deux adversaires, affaibli par les arguments de l'autre, prend en main des

moyens de défense qui aboutissent seulement à démontrer la faiblesse et la nullité de sa cause. Dans cette catégorie il faut ranger l'injure envers des personnes et des citations de faits inexacts et de bruits qui n'ont rien de fondé.

Il n'est pas besoin d'indiquer plus clairement les passages qui me font dire ce qui précède, mais il devrait y avoir une raison de plus pour juger moins sévèrement les attaques, qui certainement paraissent exiger un blâme.

Parmi ces attaques il en existe une ayant pour but la personne du prince Schwarzenberg, elle se prononce en ce sens que les royaumes se font les instruments dociles d'un homme qui, par un caprice insolent, serait capable de faire naître la guerre civile en Allemagne.

Cette phrase semble bien quelque peu étrange quand on réfléchit que quelque éminente que puisse être la position du Prince, il ne peut en aucun cas être considéré comme un second Metternich, qu'à côté de lui dans le ministère autrichien il y a des personnalités éminentes comme Bach, Bruck et Schmerling, qui n'ont pas besoin et qui ne sont pas faites pour se laisser entraîner par les passions du président des ministres, qu'enfin sur le trône de l'Autriche se trouve un monarque qui, bien que jeune encore, est armé pourtant d'indépendance de caractère et de volonté.

Je ne sais si l'on peut affirmer que les gouvernements de Bavière et de Saxe obéissent tous au commandement de la même manière que le font les petits gouvernements de l'*union* vis-à-vis de la Prusse. Peu importe. Mais nous pouvons

répondre que la Saxe, en se joignant étroitement à l'Autriche à l'exemple des autres royaumes, n'a jamais eu l'intention de servir la politique particulière de l'Autriche ou de faire des plans hostiles contre la Prusse ; la Saxe a uniquement agi de la sorte pour appuyer vigoureusement la constitution fédérale. Dès l'instant où Votre Majesté avait reconnu la nécessité de rétablir effectivement la constitution fédérale, qui existait encore juridiquement, pour que l'Allemagne, mise dans l'impossibilité d'une entente entre les projets et les partis qui se combattaient, ne se déchirât point, mais qu'elle puisse établir la nouvelle constitution sur les bases fermes de l'ancienne (constitution), votre gouvernement a travaillé avec la plus stricte conséquence pour mener à bonne fin cette entreprise. Rien dans tout cela ne fut fait avec une intention hostile envers la Prusse, mais avec la ferme conviction que le rétablissement vigoureux de la constitution fédérale était le seul moyen de faire sentir au gouvernement prussien la nécessité d'y collaborer, et Votre Majesté aura encore aujourd'hui le courage d'avouer avec une sincérité parfaite que la Prusse rétablirait bien vite sa considération affaiblie par les tentatives d'union non réussies, en donnant son adhésion et en faisant partie de l'assemblée fédérale pour prendre en main l'initiative de la révision. Chacun peut se convaincre que nous n'avons pas agi d'après des instructions de Vienne mais d'après notre propre impulsion, en parcourant les noms des membres saxons de l'assemblée plenière ou en lisant les mémoires saxons concernant la paix avec le Danemark.

A Berlin, on doit savoir que le gouvernement saxon a défendu quelquefois la situation du droit fédéral, même contre les vues et la volonté du cabinet impérial, et c'était surtout le cas lorsque l'Autriche proposa la formation d'une commission mixte pour administrer les propriétés fédérales.

Mais si on pose la question : Est-il juste que le sang des frères allemands coule à cause de l'entêtement d'un seul homme ? je crois qu'il serait juste et permis de poser cette question dans une autre direction. Dans tous les cas l'entêtement qui demande qu'on respecte avant tout le droit est plus pardonnable que celui qui sacrifie la paix de l'Allemagne pour réaliser une idée d'une valeur douteuse. Ici on ne sait rien des offres faites au détriment de la Prusse et de l'Allemagne par le gouvernement de la République française et nous pouvons déclarer hardiment que cette nouvelle est une invention malveillante. Tant pis si à Berlin on ajoute foi aux récits d'un homme dont on connaît parfaitement le caractère à Londres, dont personne en Prusse n'ignore qu'il a créé la confusion dans l'affaire de l'archevêque de Cologne, et qui, comme chacun sait, fut un collaborateur zélé de Palmerston [1].

Votre Majesté sait quelles sont les négociations que M. de Persigny a commencées à Berlin au nom du président de la République Française, mais Elle s'est bien gardée d'y rattacher des suppositions offensantes pour la Prusse, analogues à celles qu'on a voulu déduire d'un rapport de M. de Beust contre

1. Il s'agit de M. de Bunsen, ambassadeur de Prusse à Londres, et ami particulier de Frédéric-Guillaume.

l'Autriche et ses alliés. Il y a enfin encore dans cette lettre une allusion qui m'a vivement touché, d'autant plus que je ne me souviens pas l'avoir jamais vue dans les lettres de S. M. le roi de Prusse. Je veux parler du reproche indirect d'ingratitude au sujet des secours que le roi nous a envoyés. Si je ne me suis pas trompé il ne serait pas superflu d'examiner aussi quelque peu ce reproche. Dans cet ordre d'idées je voudrais me permettre d'assembler les remarques suivantes : Le gouvernement prussien avait invité tous les gouvernements allemands, par la note circulaire du 28 avril 1849, à ne pas reconnaître la constitution votée à Francfort et la Prusse avait offert ses troupes pour le cas où une émeute se produirait par suite du refus d'accepter cette constitution. Cette offre avait été apportée par le prince de Croy, spécialement envoyé à cette fin. Si la Prusse devait ce secours, comme expliquait un article du Moniteur prussien le 12 mai 1849, l'accorder à la Saxe lorsque celle-ci l'avait demandé, était un acte très simple et tout naturel. Le secours méritait néanmoins de la gratitude, mais il faut bien peser la mesure d'après ce que je viens de préciser. La comparaison peut paraître triviale, elle n'en est pas moins juste. Prenons l'exemple d'un homme privé, qui invite son voisin à faire une spéculation risquée, qui lui offre l'argent à cet effet et qui se vante après, le cas échéant, d'avoir réellement fourni de l'argent pour tirer son associé d'affaires. Mais il y a des choses plus sérieuses. Personne ne peut nier, et c'est encore l'article du Moniteur prussien qui le confirme, qu'il ne s'agissait pas dans les jours de mai de

vaincre la rébellion qui menaçait le trône saxon; mais bien d'étouffer un mouvement qui s'étendait sur toute l'Allemagne, et dont la victoire momentanée à Dresde aurait eu comme suite inévitable la révolution dans les pays voisins. Il y avait donc pour la Prusse, d'une façon absolue, la nécessité d'éteindre le feu dans la maison du voisin. De plus, on ne peut le rappeler assez souvent, qu'à ce moment la Saxe avait la moitié de ses troupes en campagne pour le service fédéral, il n'aurait donc pas été admissible de ne pas envoyer les secours demandés; donc encore une fois, la gratitude doit être réduite à sa juste mesure.

Votre Majesté et son gouvernement ont néanmoins exprimé cette gratitude tant qu'elle était compatible avec les devoirs envers le gouvernement de Votre Majesté et envers le pays. Votre Majesté ne refusant pas son adhésion à la fédération du 26 mai, c'était là un signe de gratitude envers la Prusse. Il ne peut y avoir de doute qu'il y ait eu danger pour la Saxe d'accepter cette union, car on se rappelle très bien que la première impression produite en Saxe n'était pas favorable. Ce qui hâta la décision, ce fut la circonstance que S. M. le roi de Prusse avait déclaré à son peuple avant que les négociations aient commencé que la Saxe faisait partie de l'union et que le gouvernement saxon regardait comme un devoir de ne pas démentir cette parole royale. J'ai éclairé en temps et lieu M. Radowitz sur la signification et sur le but de notre réserve afin qu'il n'y ait pas de méprise possible.

Combien M. Zeschau s'est efforcé avec sincérité d'accorder l'al-

liance du 26 mai avec les devoirs envers l'Autriche et combien peu le gouvernement prussien l'y a aidé, tout cela est suffisamment connu. A coup sûr, on doit s'avouer aujourd'hui à Berlin qu'on aurait mieux fait de prendre en considération les réclamations de la Saxe et du Hanovre, de faire siéger immédiatement le parlement et de maintenir les plénipotentiaires de ces deux États dans le conseil d'administration [1]. Par le conciliabule de Munich nous avions offert à la Prusse la position la plus favorable. Car si la Prusse acceptait alors ces propositions, toutes les voix des États non désignés pour concourir à la formation du gouvernement fédéral adhérant à la Prusse lui étaient acquises, car ils étaient libres de se réunir avec un des gouvernements chargés de voter.

Je ne crois pas de mon devoir de m'arrêter à l'opinion de S. M. le roi de Prusse, qui croyait à la destination providentielle de son pays. Mais l'amour exclusif de l'honneur allemand devient déjà douteux dans la période historique quand le margrave de Brandebourg ne trouva plus suffisant son chapeau d'électeur. L'exemple donné a trouvé imitation, mais c'était le premier exemple.

Enfin un regard rétrospectif sur la situation de droit et de fait définie plus haut, qui servait de base pour le rétablissement de la constitution fédérale, devrait contredire l'opinion, comme si l'action tentée dans la Hesse électorale était une mesure hostile envers la Prusse. Abstraction faite de ce que la Prusse est par-

1. Le pouvoir exécutif de l'*Union* des États sous le protectorat de la Prusse.

faitement libre d'entrer dans la confédération par l'adhésion à la constitution et de prendre part alors à l'action, l'intervention si souvent mentionnée n'a nullement lieu sur injonction d'une alliance spéciale pour occuper la Hesse électorale plus ou moins longtemps, mais pour donner au gouvernement de la Hesse, ce qu'il peut attendre et même exiger du pouvoir de la confédération qu'il a reconnue lui-même. S'il ne veut pas s'abandonner lui-même, le pouvoir fédéral ne doit pas laisser ses confédérés sans secours parce qu'il est menacé lui-même.

(Octobre 1850.)

Annexe II au chapitre X.

Sommaire de mon discours prononcé à la première chambre après Olmutz. (Novembre 1850.)

Alors que la nouvelle se faisait attendre, qu'on avait accepté à Berlin des propositions très avantageuses, et que nous entendions parler au contraire de luttes violentes au ministère, une demande du gouvernement prussien nous parvint, qui devait donner à réfléchir sérieusement. Je n'hésite pas à soumettre à l'honorable chambre, une dépêche qui, à la suite de ces événements, fut envoyée à notre ambassade à Berlin, et qui, explique la chose assez clairement.

Dresde, 2 novembre.

L'ambassadeur prussien comte de Galen me fit parvenir par écrit dans la soirée d'hier la demande de bien vouloir lui désigner pour le lendemain matin une heure, afin de pouvoir se décharger d'une commission pressée qui venait de lui arriver. Par suite d'une invitation de ma part, il se rendit dans la même

soirée chez moi et me communiqua une dépêche du ministre de Radowitz, que je parcourus alors encore une fois et dont la teneur était, sauf peu de chose, la suivante : L'assemblée siégeant à Francfort, dite assemblée fédérale, à laquelle le gouvernement prussien devait contester tout droit de se considérer ayant un caractère légal, malgré l'avis contraire des ministres du Roi de Prusse avait décidé une intervention isolée et armée. Il avait été convenu qu'une médiation devait être tentée par la collectivité des gouvernements allemands. Une telle intervention paraîtrait inadmissible au gouvernement prussien même venant du côté d'un organe reconnu légal, vu l'état où en était cette affaire. Mais l'assemblée siégeant à Francfort ne pouvait être considérée comme telle. Le gouvernement prussien ne pouvait admettre que la Hesse, qui déjà comme voisine était étroitement liée à la Prusse, soit le théâtre d'une action illégale dirigée et exécutée par une soi-disant assemblée fédérale, d'ailleurs la Hesse était liée par la fédération du 26 mai 1849 dont les clauses subsistaient. Les troupes prussiennes sur la frontière de la Hesse avaient donc l'ordre d'occuper le pays à la première nouvelle de l'arrivée des soi-disant troupes fédérales. Vis-à-vis des conflits qui naîtraient irrévocablement de cette situation il était important pour le gouvernement prussien de connaître l'attitude que compterait conserver la Saxe, pays voisin de la Prusse et ayant toujours été en bons termes avec celle-ci. On savait bien que la Saxe avait été représentée à Francfort, lorsque ces décisions ont été prises, mais on croyait pouvoir espérer d'après des rela-

tions de l'ambassadeur, que le gouvernement saxon déplorait le danger qui devait naître de ces décisions.

L'ambassadeur est donc chargé de me demander une déclaration sitôt que possible.

Je fis remarquer à M. l'Ambassadeur que mes regrets en ce qui touchait les dangers d'une conflagration ne s'adressaient pas aux décisions de l'assemblée fédérale. Puis je lui fis comprendre que les expressions dont il s'était servi ainsi que son gouvernement vis-à-vis du Bundestag pourraient peut-être me dispenser de donner la réponse désirée, mais que je n'avais aucune raison de laisser subsister le moindre doute sur l'attitude politique de la Saxe, comme il ne pouvait exister de doute sur la conduite de la Saxe dans l'esprit du gouvernement prussien; qu'à la vérité nous n'avions pas encore eu l'occasion d'échanger nos vues avec la Prusse en ce qui concernait la réouverture de la Diète, mais que la Prusse avait eu occasion de voir et se rendre compte par les actes rendus publics du plénipotentiaire saxon à Francfort, que la Saxe et son gouvernement reconnaissaient l'assemblée de Francfort comme légale en tous points et que par conséquent la Saxe consacrait ses décisions et ne s'y soustrairait pas, qu'elle s'attacherait au contraire à les exécuter à la lettre. La question qui me fut alors adressée par le comte Galen fut de savoir si nous reconnaissions à l'assemblée le droit de déclarer la guerre; je répondis alors que nous reconnaissions la constitution fédérale et l'assemblée fédérale avec les droits que la constitution lui conférerait, et que je

lui laissais le soin d'en tirer les conséquences. Le comte Galen se tut alors en me faisant toutefois la proposition de me communiquer le lendemain avant de l'envoyer la relation qu'il était obligé de faire au gouvernement prussien.

J'acceptai cette offre en faisant remarquer aussi que jusqu'à ce moment j'aurais occasion de faire connaître l'incident à S. M. le roi.

Aujourd'hui, à midi, l'ambassadeur se présenta chez moi de nouveau pour me lire son rapport comme il en avait manifesté l'intention. Avant de le laisser commencer, je le priai de tenir compte de la déclaration suivante : Que je tenais à me prémunir contre cette opinion, qu'ayant entendu ce rapport on devait en conclure forcément une entente entre les deux gouvernements.

Dans le cas grave présent une réponse serait faite par écrit et communiquée au gouvernement prussien dès que le gouvernement saxon aurait reçu de son côté une demande par écrit de la Prusse ; j'ajoutai que j'insistais beaucoup sur la demande écrite pour pouvoir en faire l'objet d'une discussion au conseil des ministres et d'une communication au roi, que, pour le reste, je n'avais qu'à répéter ce que le jour auparavant j'avais déclaré sur notre position politique.

Le comte Galen accepta cette ouverture sans protester et déclara vouloir modifier son rapport en ce sens. J'ajoutai encore que nous devions voir une complication d'un caractère plus ou moins grave dans la démarche faite par l'ambassadeur au nom de son gouvernement qui nous devait imposer la prudence

de toute manière. Cette prudence nous a obligés doublement à des précautions puisqu'il fallait se poser la question de savoir ce que ferait de la Prusse dans le cas où la déclaration qu'elle nous avait demandée ne la contenterait pas? Il importait donc tout d'abord d'éviter, qu'on ne donnât pas à notre déclaration un caractère agressif ou provocant. Nous sommes assurés contre tout reproche qui pourra nous être fait à ce sujet, parce que notre réponse se réglera exactement sur la demande qui nous sera adressée.

Mais en attendant nous trouvons, à notre grand regret notre appréhension justifiée, à cause des démarches tentées déjà par la Prusse, d'être obligés par les devoirs qui nous sont imposés envers nos alliés, de prendre position directement dans le conflit; et le gouvernement royal n'a pas cru devoir attendre plus longtemps pour mobiliser, quoique jusqu'à ce moment tout espoir d'aplanir les difficultés n'ait pas été abandonné complètement. J'ajoute encore que, pendant mon premier entretien avec le comte Galen, je m'étais efforcé de lui démontrer que l'intervention des troupes fédérales en Hesse ne pouvait être considérée comme une mesure hostile envers la Prusse; mais M. l'ambassadeur pensa devoir repousser la discussion de ce sujet quoiqu'il eût employé à tous les égards une forme conciliante pour remplir sa mission.

L'ambassadeur royal utilisera en temps et lieu cette communication.

Le ministre d'État des affaires étrangères,

Signé : De Beust.

Dans ces circonstances, la chambre haute comprendra que le gouvernement s'est vu contraint à la plus grande circonspection.

Un ministère consciencieux doit certainement estimer qu'il vaut mieux assumer la responsabilité et les désagréments qui peuvent en résulter pour lui, plutôt que de négliger les précautions nécessaires contre le danger menaçant ; même lorsque les événements ne justifient pas entièrement les craintes qu'on avait conçues.

Qu'on considère en même temps tout ce qui se passa à Berlin, ces conseils de ministère, dont une feuille allemande, la « Réforme allemande », une feuille ministérielle dit en parlant des résultats que le parti vainqueur tâcherait d'obtenir par des moyens pacifiques ce que l'autre parti qui avait été vaincu s'efforçait d'obtenir par la guerre, quand on considère, dis-je, ces circonstances, on n'aura plus le droit de douter que nos craintes étaient suffisamment justifiées pour prendre des mesures qui exigeaient de la promptitude. Par contre le gouvernement saxon a décidé d'arrêter la mobilisation sans attendre d'autres explications du côté de la Prusse, dès que la nouvelle de la retraite du ministre d'État Radowitz fut arrivée ici. Ces réductions dans la mobilisation ont été opérées ces jours derniers.

Pour être complet dans mes explications, je vais encore communiquer la réponse que j'ai faite lundi soir à l'ambassadeur de Prusse à la suite d'un entretien avec lui sur la question que vous venez de m'adresser : « Pourquoi a-t-on mobilisé en

Saxe juste au moment où, en Prusse, on a décidé de renoncer à toute mobilisation ? » J'ai l'honneur, ai-je écrit, de répondre à Votre Excellence que les mesures prises par le ministre de la guerre, en vertu d'un décret du 2 de ce mois, ont été motivées par la dépêche de M. le ministre Radowitz, communiquée au cabinet saxon la veille, et dans laquelle il demandait quelle attitude comptait prendre la Saxe en face de la collision probable des troupes prussiennes et des troupes fédérales dans la Hesse électorale.

Au moment où parut ce décret il n'était nullement question en Prusse de mobilisation, c'est vrai, au contraire dans le sein du ministère prussien l'idée de mobilisation était vivement discutée; mais ce n'est qu'après avoir reçu la nouvelle du départ de M. Radowitz du ministère et de l'adoption par le ministère prussien d'une politique pacifique, qui vient de m'être notifiée par votre Excellence, que nous nous sommes décidés à modifier nos précautions militaires dans une mesure considérable.

Agréez, etc.

Signé : Beust.

En même temps je chargeai par le télégraphe l'ambassade de Saxe à Berlin de soumettre au ministre de Manteuffel la dépêche qu'on vient de voir, et la réponse que j'ai reçue dit qu'elle suffisait à tranquilliser le ministère prussien et qu'elle avait été reçue par lui avec une satisfaction visible. On ne peut pas douter que nous ne pouvions pas attendre la mobilisation de

l'armée prussienne quand il s'agissait de notre repos, et surtout de sauver notre précieuse armée qu'il nous importait beaucoup de conserver.

Heureusement que les délibérations au ministère prussien ont pris une tournure qui est très satisfaisante pour le moment. Nous regrettons que cette phase nouvelle ait été marquée par la mort d'un homme qui, il y a deux ans, avait déjà été appelé à combattre l'anarchie au moment décisif, et qui, cette fois encore, parut être accouru à l'heure solennelle pour confirmer par sa mort son dévouement à la cause de l'ordre et de la paix [1].

Les manifestations du cabinet prussien pouvaient faire espérer que la Prusse avait pris la décision digne d'un grand gouvernement, de renoncer à la voie jusqu'alors suivie, qui pouvait coûter beaucoup de sacrifices, et qui ne conduisait au salut ni de la Prusse ni de l'Allemagne.

Plus cette décision sera exécutée vite et sans détours, moins on pourra parler d'un danger pour l'honneur de l'État, et nous devons souhaiter sincèrement qu'il ne renonce pas au rôle prépondérant qu'il a joué pendant tant d'années, intimement lié avec l'Autriche, en Allemagne, et nous devons le dire pour son salut. L'exemple des grands États nous enseigne que le système d'un État peut impunément changer, sans que l'État même y perde de sa puissance ou de sa grandeur. Nous n'avons donc plus besoin de nous inquiéter que la crainte d'une prétendue offense de l'honneur retienne les hommes d'État prussiens de

1. Le comte Brandenbourg, président du conseil des ministres en Prusse.

suivre la voie que les événements indiquent nettement. Nous avons confiance dans les intentions du ministère prussien actuel, seulement il ne faut pas méconnaître dans la situation présente que les faits sont bien compliqués et éloignés de leur dénouement. Nous espérons qu'il ne se fera pas attendre; mais nous devons l'attendre avant de nous prononcer définitivement. Pour le gouvernement prussien, il existe actuellement une voie très acceptable en ce qui concerne une entente sur les bases de la future constitution allemande et il est disposé à s'y engager.

Les gouvernements représentés à Francfort, l'Autriche qui sait suffire avec vigueur et gravité à sa haute destinée en tête, consacreront sans division leurs forces à une entente prompte ainsi qu'à la transformation de la constitution fédérale.

Nous répugnons à abandonner l'assemblée fédérale, non parce que nous craignons la majorité des gouvernements partisans de l'union, mais parce que nous reconnaissons l'assemblée fédérale actuellement comme organe légal, et parce que nous ne pouvons admettre qu'en cas de dissentiment les membres de la fédération allemande ne trouveraient pas dans la constitution actuelle assez de garanties solides pour la reconnaissance de leurs droits et qu'ils seraient obligés de recourir à une alliance spéciale; jamais, dis-je, nous ne pouvons admettre ces modifications comme légales, quand même nous aurions à nous plaindre vivement pour le moment d'une situation qui, nous l'espérons, n'aura qu'une éphémère durée.

Le gouvernement a l'espoir qu'après cette exposition de la si-

tuation la chambre haute sera convaincue de la nécessité de ce qui a été fait et qu'elle voudra honorer le gouvernement de sa confiance, persuadée que n'obéissant à aucune pression, éloigné de toute précipitation, il emploiera les mesures nécessaires pour le bien du pays lorsque les circonstances le commanderont.

CORRESPONDANCE RELATIVE A LA GUERRE D'ITALIE.

A M. DE KŒNNERITZ, *ministre de Saxe à Vienne.*

Dresde, le 8 avril 1859.

Je n'ai pas caché les hésitations de Vienne à S. M. le roi, mais elle n'y a pas trouvé une raison pour changer mon itinéraire.

C'était une raison de plus pour moi de me consulter attentivement, mais je reconnais être tout à fait d'accord avec moi-même. Je ne crois pas que la guerre éclate d'ici quinze jours, toutes les difficultés relatives au congrès qui peut-être ne se réunira pas, traîneront les négociations au moins jusqu'à mi-mai. Ce qui se passe entre les grands cabinets ne pourra guère me préoccuper.

Mais en Allemagne tout est est bien préparé dans les États du centre et une attitude active de ces États ne ferait qu'aggraver le mal à l'égard de la Prusse. Dans les États isolés de la confédération il ne s'agit que de préparatifs militaires et c'est là l'occupation des ministères de la guerre.

L'assemblée fédérale ne prendra des décisions de quelque portée politique que quand la question de guerre sera décidée. Alors la Prusse, elle aussi, ne pourra s'y soustraire. Donc d'ici quatre à cinq semaines ma présence à Dresde n'est guère indispensable. Si je dois faire acte de présence le télégraphe pourra me rappeler très vite. Je crois que mon activité pourra devenir très avantageuse pendant mon voyage.

C'est demain que je me rends à Berlin, c'est donc là que commencera mon action. Je m'y rends pour faire la politesse aux Hohenzollern de demander des commissions pour la reine Stéphanie. On peut être convaincu à Vienne qu'à Berlin j'agirai aussi bien pour l'Autriche qu'à Paris. Lundi je reviendrai et le 14 ou 15 je me rendrai à Munich où des intérêts de famille m'appellent pour quelques jours, mais il est important que j'y voie et que j'entretienne le successeur de M. von der Pfordten. De là je me rendrai par Paris à Nantes [1]. Je ne puis pas vous cacher que ma mission à Berlin n'est pas rendue facile par les nouvelles déclarations et écrits du cabinet impérial et royal, et je ne veux pas vous céler non plus que leur utilité dans l'intérêt de l'Autriche me paraît bien douteuse. Je n'attendais pas du tout un consentement si prompt à l'idée du congrès, et dès le début je m'attendais à des restrictions très précises.

Mais la condition « ex post » posée si catégoriquement, du désarmement de la Sardaigne était-elle justifiée au point de vue

1. M. de Beust devait se rendre en Portugal pour une mission de famille. Mais la guerre l'empêcha de donner suite à ce projet.

du droit et de la convenance? Etait-elle pratique ? Je me demande avant tout : Quelle est la véritable situation en Sardaigne?

Qu'est-ce que l'utilité matérielle du désarmement? Des nouvelles sûres de Turin disent qu'on est à bout de ressources et que Cavour demandait déjà de l'argent à Paris. Pourquoi donc abréger cet état et ne pas laisser s'accomplir la banqueroute? Si cet état de la Sardaigne la pousse à l'attaque, c'est justement la chose la plus agréable qui puisse arriver à l'Autriche. Et si on désarme en Sardaigne, est-ce que l'Autriche pourra réduire la dépense pour ses armements d'un florin seulement?

Non. Pour cette *conditio sine qua non*, il n'y a donc qu'une explication : L'Autriche veut se défaire du congrès. C'est compréhensible, mais c'est un jeu dangereux. Sir Paget, le nouvel ambassadeur anglais, me disait : Si l'Autriche insiste, elle est perdue. Il est vrai que c'est là une opinion extrême, mais on peut en ôter beaucoup et il en reste encore assez.

Il faut aussi penser à une chose. Que fera-t-on de tout ce monde réuni en Piémont après le congrès? Les Lombards, les Napolitains peuvent avoir leur amnistie, à moins qu'ils soient transportés en lieu sûr en Amérique.

En attendant, pour tenir ce monde en respect on aura encore besoin des troupes régulières. Mais si on fait valoir que l'Autriche ne peut avoir confiance dans le congrès et les puissances qui y sont représentées, si elles ne commencent pas par enlever les armes aux Sardes et désarmer par cela même l'avant-garde de la guerre, alors on objectera — au point de vue

pratique naturellement — que, quand la paix sera rétablie, il n'y aura plus de raison de faire décider quoi que ce soit par voie de congrès. Qu'on se rappelle les conférences de Dresde.

Il me paraît que la demande autrichienne aurait eu un effet bien plus considérable, si elle avait été faite en déclarant que, selon que l'on ferait justice à sa demande légitime, l'Autriche réglerait son attitude au congrès en conséquence.

Ainsi, on aurait déblayé le terrain et les autres puissances ne seraient pas dans cet embarras qui les ronge.

Le prince Metternich m'a communiqué hier une dépêche à M. de Koller à Berlin; elle était très bien écrite, mais elle fera faire du mauvais sang à Berlin; le désaccord a causé beaucoup de mauvais sang, et je crains que le prétexte de la « convenance politique » ne produise le même effet. Je vous écris tout cela aujourd'hui en vous priant de communiquer bientôt ces idées intimes venant du cœur à M. le comte de Buol, pour qu'il ne croie pas qu'on me les a soufflées à Berlin.

Signé : Beust.

LETTRE PRIVÉE

A l'ambassadeur royal, Monsieur De Kœnneritz, *à Vienne.*

Dresde, le 11 avril 1859.

Je suis revenu de Berlin cette nuit où j'ai vu beaucoup de choses en peu de temps.

Seulement deux mots à la hâte, pour vous dire que je suis parti très content. J'ai été de neuf à onze heures, chez le

prince de Hohenzollern, puis à midi chez Schleinitz [1] et à deux heures le régent m'a reçu.

Quand je fus reçu en audience, les deux personnages que je viens de nommer en sortirent. Les idées du prince m'ont paru favorables. Je ne dirai pas que j'ai fait de grandes choses, mais au moins je n'ai pas nui. L'accord est fait à présent, je crois que vous pouvez assurer cela à Vienne, mais il faudrait à tout prix ménager la sensibilité de l'Europe dans les termes. J'ai fait ressortir que les gouvernements des États allemands, y compris la Bavière, réclament le maintien de la confédération. Il ne s'agit pas de dominer la Prusse et il ne dépend que d'elle de mettre fin à la crise actuelle.

Le désarmement du Piémont est regardé ici comme impossible ; on soutient aussi qu'il n'y pas de corps de francs-tireurs en Piémont puisque tout le monde est soldat régulier ; par contre on est tout à fait favorable au désarmement dernièrement proposé par l'Autriche. Budberg vient de recevoir l'ouverture, mais seulement après ma conversation, que la Russie propose éventuellement le congrès à quatre. En Angleterre on est en apparence très monté contre l'Autriche, mais depuis que l'on a appris qu'une grande activité règne en Russie on paraît réfléchir.

Tout à vous,

Signé : Beust.

1. L'un président du conseil et l'autre ministre des affaires étrangères.

A l'Ambassadeur royal M. DE KŒNNERITZ, *à Vienne.*

Votre Excellence est déjà instruite que le cabinet impérial et royal fait parvenir à la cour royale une ouverture confidentielle à propos de la mission de S. A. impériale et royale l'archiduc A. d'Autriche à Berlin, et je ne doute pas que M. le comte Buol vous fera connaître cette pièce importante confidentiellement.

Après l'avoir soumise à S. M. notre gracieux maître, je n'hésite pas à donner à Votre Excellence l'instruction suivante selon la volonté du roi. D'abord vous voudrez exprimer au comte de Buol les remerciements sincères du gouvernement royal pour cette communication confidentielle, et prier son Excellence de bien vouloir transmettre ces sentiments de gratitude de la part du roi mon maître à S. M. apostolique impériale et royale.

Votre Excellence exprimera aussi le ferme espoir que par le choix si heureux du médiateur, de l'éminent ambassadeur de S. M. Imp. et Roy., elle réussira à guider les bonnes dispositions du gouvernement royal de Prusse dans les voies qui pourront contribuer à l'entente si vivement désirée des cours de Vienne et de Berlin pour arriver à une institution ferme et assurée de la confédération allemande. Nous attendons avec impatience les autres communications des succès obtenus par la mission de S. A. I. l'archiduc. Comme le rescrit de M. le comte de Buol exprime le désir que les gouvernements allemands voudraient bien prendre en considération les éventualités imminentes, je

n'hésite pas à rassembler les considérations auxquelles les questions agitées ont donné matière.

Dès que l'Autriche annoncera à la confédération la nouvelle en question, le gouvernement royal donnera son vote dans le sens de l'article 47 de l'acte final de Vienne, c'est-à-dire pour la reconnaissance du danger pour le territoire fédéral et pour la mobilisation comme en temps de guerre.

Nous ne doutons pas que limité ainsi, le vote se fasse à l'unanimité, y compris la Prusse.

II. Une autre décision, par laquelle nous nous engagerions à prendre immédiatement part à la guerre aussitôt qu'elle serait déclarée par la confédération, serait estimée par nous comme pouvant avoir les meilleurs résultats si la Prusse y adhérait; dans le cas contraire, nous recommanderions de bien peser les suites d'une décision contraire au vote de la Prusse. Nous redoutons moins la position de l'Allemagne au cas d'une attaque de la France; car alors nous serions assez couverts, indépendamment du contingent fédéral de la Prusse, par les forces autrichiennes et par celles des autres confédérés, et nous sommes certains que la Prusse n'hésiterait pas un instant à mettre en ligne toutes ses forces militaires pour défendre l'Allemagne. Nous pensons plutôt qu'une attitude expectative supposée de la Prusse fera renoncer la France à l'idée d'une attaque, mais si l'Autriche seule prenait l'offensive contre la France sans la Prusse, ce serait une charge pour la confédération et les sacrifices de la mobilisation seraient faits en pure perte. Il nous paraîtrait donc plus avantageux dans le cas où la Prusse ne

voudrait pas prendre part à la guerre, de subordonner le secours de l'acte final de Vienne, art. 47, à une décision ultérieure, parce que nous pensons que par ce moyen nous arriverions plus vite à nous entendre avec la Prusse, et que dans le cas contraire nous arriverions trop facilement à l'éventualité très possible que semble faire craindre la dépêche par sa conclusion.

III. La supposition que si une si grande puissance offrait son alliance à la Prusse, tous les gouvernements de l'Allemagne se joindraient à elle, nous semble erronée, et nous croyons devoir protester dès à présent pour notre compte.

Nous sommes prêts à remplir nos devoirs dans le sens le plus étendu comme membre de la confédération : mais nous y tenons, et d'autant plus dans cette période aiguë et dans l'intérêt de la confédération, que les clauses de la constitution soient strictement observées et que leur sens ne soit pas dénaturé ; aussi croyons-nous que si les cours de Vienne et de Berlin y ont manqué par exception, cela ne peut s'être produit que sans intention puisque l'adhésion à la confédération est au-dessus de tout doute, et que nous ne verrions même pas quelle raison on pourrait faire valoir pour se justifier d'y avoir manqué.

Avec la même franchise nous aborderons,

IV. La fin du rescrit impérial pour exposer notre opinion.

Si la Prusse voulait contester une décision fédérale, le devoir des autres gouvernements serait de garantir son exécution par tous les moyens légaux en leur pouvoir ; par contre, nous ne pourrions admettre que les souverains d'Allemagne ayant d'autres sentiments pussent agir isolément de manière à faire

valoir le poids de leur autorité et de se joindre au plus fort après avoir constaté la majorité ou même sans l'avoir constatée; nous n'hésiterions pas à protester contre une telle conduite, à moins que le fait ne tombe sous le coup de l'article 42 de l'acte final de Vienne et que les états confédérés ne se chargent de réprimer le délit.

Le cabinet impérial et royal jugera avec justice, nous en sommes convaincu, cette manifestation sincère, il voudra comprendre que nous la faisons pour nous conformer à l'esprit de la constitution fédérale et pour conserver à celle-ci sa valeur intégrale.

Votre Excellence verra en outre dans les remarques précédentes que je me suis restreint à présenter les vues du gouvernement royal pour les soumettre au conseil fédéral, sans faire allusion aux négociations commencées entre les grands cabinets pour obtenir le désarmement général et la convocation d'un congrès.

Ma dépêche télégraphique d'avant-hier a dû mettre Votre Excellence au courant des vues des cabinets des Etats du sud en ce qui concerne la nouvelle proposition française. On pourrait l'adopter sans danger et sans nuire à la position de l'Autriche, si la réunion du congrès ne se faisait point attendre et qu'on y posât la question du désarmement. Pour nous il importait de savoir si la proposition française avait seulement un caractère de pure forme ou si elle devait justifier un retard.

Si la première hypothèse est vraie, une décision est possible pendant les premières journées du congrès, dans la seconde la

dissolution du congrès sera probable dans la première huitaine. Enfin Votre Excellence voudra faire remarquer au comte de Buol en s'appuyant sur les observations précédentes que l'éventualité mise en avant dans le rescrit de M. le ministre touchant une agression de l'Autriche, n'est restée sans réponse que parce que S. M. a le ferme espoir que la sagesse de S. M. l'empereur épuisera tous les moyens qui pourront empêcher une décision aussi grave pour la position de l'Autriche et de l'Allemagne.

Signé : BEUST.

A Son Excellence M. le Ministre DE FALKENSTEIN, *à Dresde.*

Paris, le 24 avril 1859.

La dépêche de Votre Excellence du 19 avril m'a été remise avant-hier soir par M. de Kœnneritz et je vous en remercie sincèrement. Vous aurez pendant ce temps pris connaissance de mon rapport adressé de Munich à S. M. le roi, et d'une lettre privée que vous devez avoir reçue de Karlsruhe.

Hier j'ai eu une longue audience chez l'empereur. Elle avait été préparée par M. de Seebach avant de m'être accordée télégraphiquement. Il n'y aurait peut-être pas eu moyen de l'éviter et j'ai tout lieu de croire qu'elle ne sera pas infructueuse.

Je joins à cette lettre une relation que j'ai écrite immédiatement après l'audience et dont je puis répondre mot par mot. Elle a une signification d'autant plus grande que le conseil des

ministres, qui était réuni dans la pièce à côté, dut attendre l'arrivée de l'empereur pendant une demi-heure, à cause de l'audience; cette circonstance, vu le nombre et l'importance des affaires actuelles, prouve combien l'Allemagne occupe l'empereur. Je crois qu'il est bon d'avoir repoussé l'hypothèse de neutralité aussi bien vis-à-vis de l'empereur que vis-à-vis du comte Walewski. Je l'ai fait encore aujourd'hui en m'entretenant avec ce dernier, en accentuant fort les égards dus à la confédération. Le comte Walewski chercha à me gagner en disant que les vues humanitaires rendaient nécessaire d'abréger la guerre et que ce résultat ne pourrait être obtenu que par la neutralité de l'Allemagne. Je répondis simplement : De deux choses l'une; ou vous aurez des revers — alors nous ne voudrez pas terminer la guerre, ou les Autrichiens seront battus; alors l'Autriche aura recours à la Confédération; ainsi, de toutes manières, la neutralité de l'Allemagne n'abrégera pas la guerre. Dans l'état où sont les choses l'espoir que la guerre n'éclatera pas existe à peine. Cependant l'Angleterre cherchera jusqu'au dernier moment à éviter l'engagement et elle fera des efforts redoublés si on ne peut pas compter sur la neutralité de l'Allemagne. C'est là le motif qui me conduit pour un jour en Angleterre. Je pense être de retour à Dresde pour vendredi.

On ne peut pas méconnaître que la conduite récente du cabinet de Vienne ait créé de l'embarras de tous côtés et qu'elle donne même beaucoup de partisans à l'empereur des Français pour la guerre. On ne conçoit pas comment cette décision hardie pouvait être exécutée d'une manière aussi maladroite, de d

ner justement aux Français tant de latitude de pouvoir arriver à temps sur le champ de bataille.

L'interprétation la plus favorable est celle de Lord Cowley qui fait entendre, dans sa bienveillance pour l'Autriche, que, pour mettre une fin au jeu si inégal entre la France et l'Autriche, celle-ci a voulu mettre la France dans la nécessité d'engager ses finances au même degré qu'elle.

Je laisse à l'ambassadeur royal le soin de donner les autres nouvelles du jour.

Signé: Beust.

Post-Scriptum. Comme on vient de me télégraphier de Londres que d'ici quelques jours je n'y trouverai pas de ministres, j'abandonne momentanément Londres et, demain soir, je me rends à Francfort, où je ferai un court séjour et je serai jeudi à Dresde.

Londres, le 5 mai 1859.

Je commence par rappeler quelques circonstances qui ont retardé mon voyage à Londres entrepris sur l'ordre du roi. Le manque de communications directes entre Francfort et Cologne, puis une violente tempête, qui différa l'arrivée du bateau à Calais et enfin une traversée difficile, ont fait que je ne suis arrivé ici que le dimanche, 1er mai[1].

En l'absence de l'ambassadeur royal, je me suis mis directement en rapport avec Lord Malmesbury en lui adressant une

1. M. le comte Witzthum s'était rendu à Lisbonne à la place de M. de Beust.

lettre pour lui demander un entretien et audience de la reine. Le jour suivant déjà, je reçus une invitation pour le ministère des affaires étrangères; mais Lord Malmesbury retenu à Windsor n'avait pu s'y trouver à l'heure indiquée et il a été forcé de remettre le rendez-vous à mardi. Pendant ce temps le prince n'était pas non plus présent à Windsor et ne devait revenir que mardi soir. Hier donc, mercredi, la cour rentra à Londres et le prince m'a reçu aussitôt, tandis que S. M. la reine m'a donné audience aujourd'hui à trois heures, immédiatement après le duc de Malakoff, puis elle m'a honoré d'une invitation à dîner.

Donc mon départ pourrait avoir lieu demain vendredi. Mais comme la dépêche arrivée hier soir ne dit pas que mon retour est pressé, j'ai cru devoir accepter une invitation chez l'ambassadeur de Prusse pour demain, et me mettre en relation avec plusieurs personnages importants, je ne partirai donc que samedi pour me rendre selon l'ordre reçu à Francfort. Comme la dépêche adressée à Francfort me donnait blanc-seing pour l'arrangement de mon voyage à Londres, je ne me suis pas fait d'illusion quant à la possibilité du succès, je ne crois pas que je trouve une compensation pour l'absence de Dresde qui me pèse beaucoup, surtout en ce moment. Je me décidai cependant à donner suite au projet, puisque c'était la volonté du roi et aussi parce que Sa Majesté avait la conviction de l'importance politique de Londres où nous n'avons justement pas d'ambassadeur, mais en partie aussi parce que, pour le jugement de la situation politique de l'Allemagne, une reconnaissance poussée jusqu'ici peut être d'une grande utilité. La tâche qui m'incombait d'obser-

ver, et d'agir en même temps pour la cause qui nous intéresse, a été entravée par les circonstances actuelles ; d'abord par la lutte électorale qui fait déserter les salons de Londres et qui enlève l'attention aux questions qui nous intéressent ; ainsi que par le revirement très défavorable de l'opinion publique en ce qui concerne l'Autriche, enfin par la position faible du gouvernement qui craint comme le feu même l'apparence de prendre parti ou d'abandonner sa neutralité et qui à cause de cela même évite jusqu'à la moindre allusion. Je dois donc doublement remercier lord Malmesbury d'avoir bien voulu m'accorder deux entretiens, un avec lui seul, l'autre en présence de lord Derby. Cette dernière procédure à laquelle il ne manquait plus qu'un sténographe est une preuve de plus de la prudence avec laquelle on traite ici en ce moment toutes les questions difficiles; je dois constater au reste que mes ouvertures furent reçues avec intérêt par le ministère.

Je n'avais pas besoin de faire de grands efforts pour me rendre compte de l'état de l'opinion publique dans le sens de la question italienne.

Le premier mouvement anti-autrichien de lord Derby parlant de « crimes autrichiens » est passé et a fait place à une attitude plus calme, et la méfiance bien enracinée déjà envers la France tient à peu près la balance contre l'enthousiasme pour la délivrance de l'Italie.

Mais cette balance ne donne pas même, dans les cercles les mieux intentionnés, d'autre résultat que l'abstention de toute intervention, en d'autres termes la plus stricte neutralité.

L'Autriche a commis de grandes fautes dans la manière dont elle a organisé sa dernière agression, et l'accusation si habilement portée à Paris d'avoir troublé la paix, a donné le change en Angleterre à l'opinion publique, il n'y a pas à en douter. Mais cette première impression aurait déjà fait place à une meilleure appréciation, étant donnée la logique des Anglais, si la cause de ce mécontentement n'avait une origine plus profonde. Je me suis toujours prononcé dans ce sens que le cabinet autrichien devait avoir la patience d'attendre la période du congrès, et j'étais tellement pénétré de l'importance de la faute qu'on allait commettre, que je croyais ne pas être obligé de retourner à Dresde avant le milieu de mai. Ici on a toujours bien sondé et approfondi les deux perspectives, primo : conquêtes franco-sardes aux dépens de l'Autriche ; secundo : mauvaise situation des États italiens secondaires vis-à-vis de l'Autriche.

Dans le premier cas, l'Autriche aurait renversé du coup les plans franco-sardes; quant à la question de réformes elle était tellement hérissée de difficultés, qu'on pouvait bien risquer à Vienne de laisser le congrès délibérer puis se disperser: pendant ce temps la révolution aurait mûri en Italie, et devait provoquer sûrement la répression collective. Maintenant l'Autriche a assumé seule la responsabilité des réformes espérées,en garantissant l'intégrité du territoire malgré les chances d'une guerre, et il est naturel que moins on est favorable ici à la première hypothèse, moins on est disposé à se mêler de la guerre. Lord Malmesbury avait donc parfaitement raison, quand il me

déclarait que l'Angleterre observerait la plus stricte neutralité, et qu'un ministre qui voudrait agir autrement ne resterait pas un jour en fonctions. Mais j'étais bien préparé à cette déclaration et il aurait été bien superflu d'exposer devant le ministre anglais un calcul d'avenir, et de vouloir lui démontrer l'utilité d'une action dirigée à temps contre la France. Il devait m'importer et tous mes efforts devaient être dirigés à ce que le cabinet de Londres ne tentât rien contre une attitude plus ferme de Berlin, et que la Prusse ne fût pas blâmée, mais au contraire encouragée par l'Angleterre le jour où elle montrerait, de concert avec les autres peuples d'Allemagne, une attitude plus digne et qu'elle prendrait une position plus énergique vis-à-vis de la France. Je puis me flatter d'avoir eu quelque succès sous ce rapport en touchant le point le plus sensible ici; c'est la prompte cessation de la guerre en faisant prendre à l'Allemagne une attitude décidée qui y contribuera beaucoup tandis que sa neutralité ne pouvait qu'y nuire.

Mon argumentation fut dirigée de la manière suivante: si l'Allemagne se contente d'entretenir sa mobilisation sans préciser sa position, ce que l'opinion publique et ses organes ne supporteraient certainement pas à la longue, elle n'accorde aucune protection à l'Autriche, elle n'agit pas non plus du côté de la France, elle ne sera pas davantage en position d'exercer une pression peut-être salutaire sur l'Autriche au moment de la conclusion de la paix. L'Allemagne joue ainsi un rôle double qui n'est pas très digne d'elle, aussi longtemps que l'armement n'a pour but déclaré que la défense du ter-

ritoire fédéral. Au contraire, son attitude devient aussitôt honorable et courageuse et même favorable aux efforts que l'Angleterre fait en faveur de la paix, si la Prusse et la Condédération entreprennent sur le Rhin une démonstration armée imposante. De cette manière les forces de la France seront partagées, les vivres seront coupés à la guerre; de l'autre côté, on pourra décider l'Autriche à accepter un arrangement amiable pourvu qu'il soit honorable; car il ne peut pas être indifférent à cette puissance d'être l'objet d'un secours aussi important ou non.

Il y avait peut-être quelque importance aussi à éclairer messieurs les ministres anglais un peu sur le fonctionnement du pacte fédéral allemand. On m'adressa souvent la question : Qu'a donc fait la France pour menacer l'Allemagne? J'ai saisi l'occasion pour expliquer non seulement l'article 47 de l'acte final de Vienne, qui est complètement inconnu ici, mais aussi de rappeler, lors de la guerre d'Orient, notre attitude qu'on avait trouvée insuffisante ici à ce moment, alors qu'on était allé jusqu'à déclarer qu'une attaque contre les troupes autrichiennes était une attaque contre l'Allemagne, même quand on ne pensait pas du tout à attaquer le territoire autrichien; aujourd'hui il ne s'agit de rien moins qu'à arracher toute une province. La conservation de la Lombardie à l'Autriche ne paraissait pas non plus avoir une importance militaire pour l'Allemagne aux yeux de lord Malmesbury. Je lui ai démontré le contraire.

Je suis donc assez content du résultat final de mes entrevues, puisque lord Derby et lord Malmesbury me donnèrent tous

deux l'assurance, que si la Prusse voulait se décider à une démonstration sur le Rhin de concert avec la Confédération allemande, on ne ferait rien contre ce projet, de même qu'on ne retiendrait pas la Prusse d'agir comme elle l'entendrait. Cette assurance est d'autant plus significative que lord Malmesbury avait fait la remarque à propos d'un désir exprimé par la Prusse de neutraliser la mer du Nord et la mer Baltique; que l'Angleterre s'efforcerait d'y répondre dans le sens désiré par la Prusse, il fut convenu avec lui de manière que la démonstration sur le Rhin n'empêcherait en rien la neutralisation des deux mers.

La question la plus importante est à présent de savoir si le ministère anglais actuel vivra? A ce sujet les opinions sont bien partagées. On est sûr que les résultats des élections, tels qu'on les prévoit, porteront le nombre des ministériels de 275 à 300, ce qui donnera une majorité relative au ministère tant que les 354 voix restantes de toutes nuances ne se réuniront pas pour voter contre lui et pour le renverser. Cette dernière hypothèse est celle qui a le plus de crédit ici parce qu'on pense qu'après les élections du nouveau parlement, la question de cabinet sera inévitable, tandis que d'autre part on pense que la question de la politique extérieure offrira la première l'occasion d'un vote de confiance et qu'à cette occasion la fraction radicale qui est pour la guerre contre la France se séparerait du reste de la chambre. S'il y a un changement ministériel, les chances tourneront certainement contre nous, parce qu'on doit s'attendre à ce que lord Palmerston et lord Wodhouse prennent parti pour l'Italie,

tandis que lord Clarendon qui n'a malheureusement pas beaucoup de chances d'arriver au pouvoir serait un partisan bien plus prononcé de l'Autriche que lord Malmesbury. En principe ce sera toujours la neutralité qui prévaudra, il serait donc important que la Prusse et la Confédération prissent promptement la position que je viens d'indiquer et que le nouveau ministère anglais trouvât cette position comme fait accompli à son avénement. Je n'ai pas hésité à faire part du résultat de mes négociations au comte Bernstorff, cependant je soumets humblement l'idée que S. M. le roi en informe directement le prince-régent. Je ne puis pas non plus omettre de dire que S. A. le duc de Saxe-Cobourg lorsqu'il me reçut lundi dernier à Windsor, après s'être plaint de l'Autriche et de la politique autrichienne, se laissa aussi aller à se prononcer favorablement sur les idées anglaises, ce qui n'avait pas produit grand effet cependant, je ne dois pas le cacher, sur son frère le prince Consort. Le duc me dit qu'il ferait prévaloir à Berlin l'idée de passer le Rhin aussitôt que les Français franchiraient la frontière autrichienne. Je n'ai naturellement pas contredit cette opinion, car je trouve justement bon pour nous que ce désir soit formulé de sa part à Berlin, mais j'ai déploré en même temps que le duc ait aussitôt communiqué son projet à lord Malmesbury, je l'ai trouvé très désagréablement impressionné, et je crois qu'il a été utile que j'arrive à temps pour prévenir des réclamations anglaises à Berlin. J'ai atteint ce but en disant que je considérais cette pensée plutôt au point de vue des faits qu'au point de vue de la décision théorique. Une décision me paraitrait

en effet difficile, puisque l'Autriche a provoqué la guerre par l'occupation du territoire piémontais et qu'on ne peut pas laisser intervenir maintenant une décision fédérale pendant l'action militaire au cours de laquelle des corps de troupes français pourraient passer, même sans intention, sur le territoire autrichien. Mais je n'ai pas caché que si l'Autriche était battue et si une partie de la Lombardie tombait dans les mains des ennemis, la question serait de savoir si la Confédération devait assister l'Autriche pour reconquérir ses possessions ou non; j'ai ajouté que je ne doutais pas du tout que cette solution sera affirmative. Les communications relatives à mes entretiens avec le Prince Consort seront traitées dans une lettre ultérieure que je mettrai à la poste pendant le voyage.

Signé: Beust.

Londres, le 7 mai 1859.

Votre Excellence recevra, je l'espère, une relation que j'ai envoyée hier à l'adresse du rédacteur Hartmann. Je suppose aussi que vous avez reçu hier matin un avis par l'intermédiaire du ministre hanovrien.

J'ai à ajouter ce qui suit : Lord Malmesbury avec lequel j'ai dîné jeudi chez la reine, revenant de son chef au thème de nos pourparlers, dit sans détours, que le duc de Malakoff étant rappelé pour prendre un commandement à Nancy, le moment était certainement venu où l'Allemagne devrait placer

un corps d'observation sur le Rhin, et qu'il serait bon de faire les choses à temps. Je pris acte de cette déclaration qui surpassait mes espérances et je n'ai pas manqué d'en faire part le lendemain matin au comte Bernstorff et de le prier en même temps de se faire donner confirmation par lord Malmesbury. Il l'a fait de suite et il a reçu la même déclaration.

Je ne sais s'il a fait son rapport à Berlin comme je l'en avais prié, car le comte bien que partageant les idées de Londres, aura peut-être eu de l'appréhension à se mettre en opposition avec les idées prédominant à Berlin, et comme on me l'a fait sentir il n'était pas charmé de voir que dans si peu de temps j'avais eu le succès d'amener lord Malmesbury à partager mon opinion. Cependant sa fidélité scrupuleuse à tenir ses engagements m'est un sûr garant qu'il n'a pas omis la communication. J'ai eu moi-même occasion depuis de répéter les termes de mon dernier rapport à M. Disraeli et il m'a écouté avec bienveillance.

Je ne puis dire la même chose de lord Palmerston, ce qui n'est pas étonnant, tandis que lord Clarendon m'a fait assurer par un tiers de son approbation entière. Il est tout à fait urgent, comme je l'ai déjà dit, que le nouveau ministre trouve une attitude favorable à l'Allemagne. Ce serait une douche glacée jetée sur les sympathies italiennes, que de généraliser la guerre et de mettre à la place de la question italienne la question franco-allemande. De cette manière seule on pourra réussir à familiariser la pensée du public anglais avec la possibilité d'une guerre avec la France.

Comme je l'ai annoncé déjà, j'ai eu l'honneur d'être reçu en audience particulière par S. M. la reine, puis d'être invité à dîner. Aussi je n'ai pas cru devoir manquer aujourd'hui de paraître au Drawing-room. Je ne puis pas assez me louer de la réception gracieuse qui m'a été faite par S. M. la reine.

Les ministres parurent avoir encore plus d'espoir que jamais dans la solidité de leur position, mais cette confiance n'est malheureusement pas partagée par tout le monde, les avis sont bien divergents.

Signé: BEUST.

A Son Excellence M. le ministre DE FALKENSTEIN, *Dresde.*

Francfort-s/M. le 10 mai 1859.

Comme je l'avais annoncé par le télégraphe à Votre Excellence, j'ai quitté Londres samedi soir, après avoir assisté au Drawing-room de la reine. Les petites contrariétés qui m'ont poursuivi pendant mon aller se sont répétées pendant mon retour, car un conducteur maladroit me fit monter dans un train ordinaire à Gand et par suite de cette circonstance j'arrivai si tard à Cologne qu'il me fallut déployer toute diligence pour arriver hier dans l'après-midi à Francfort. J'y ai eu hier soir déjà des entretiens explicites avec le comte Rechberg et avec le baron von der Pfordten.

Mais il y avait encore une telle divergence que la journée d'aujourd'hui doit être consacrée entièrement à continuer effi-

cacement des pourparlers ; je n'abandonne pas l'espoir d'une entente complète. Monsieur von Pfordten a déjà des instructions comme Votre Exellence doit le savoir, pour demander que la question de l'emploi de l'article 47 de l'acte final de Vienne soit posée.

Ce progrès est certainement très précieux si on y reconnaît le ferme désir prononcé très clairement enfin de la part de la Confédération de décréter la mobilisation. Mais les remarques adressées par M. von der Pfordten à M. le comte Rechberg et qu'il m'a répétées n'étaient pas satisfaisantes puisqu'il a paru croire que la Prusse avancerait à temps et qu'il ne s'agissait qu'à l'engager par une petite impulsion à prendre l'initiative. J'ai tout lieu de croire que M. von der Pfordten n'agit pas selon ses idées et ses tendances en formulant de telles remarques et qu'il a reçu à cet effet des instructions en haut lieu. Notre entretien d'aujourd'hui mettra cela au clair, je l'espère.

Pour moi, je ne puis contester que tous les événements des quatre dernières semaines m'ont inspiré la plus grande méfiance contre les agissements et les projets de Berlin. Outre les manifestations qui suivirent la sommation autrichienne, je range aussi dans cette catégorie l'attitude de l'ambassadeur de Prusse à Londres vis-à-vis de ses collègues allemands, d'où je pus conclure sans peine combien peu on désirait provoquer à Berlin les assurances que lord Malmesbury m'avait données, j'ai même lieu de craindre par suite d'un entretien que j'ai eu immédiatement avant mon départ avec le comte Bernstorff que, pendant que je m'efforçais d'obtenir un bon résultat et que je l'obtenais en ef-

fet, une pression contraire dirigée de Berlin sur les autres gouvernements allemands s'efforçait de paralyser mes démarches. Il faut tout tenter pour rendre possible une action combinée de la Prusse avec les autres États, mais il me paraît dangereux de traîner trop en longueur la situation actuelle. Les événements sur le théâtre de la guerre peuvent prendre subitement une tournure très défavorable pour l'Autriche, et le cas le plus heureux qui puisse se présenter alors, c'est-à-dire l'apparition en scène de la Prusse, ferait de l'Autriche l'obligée de la Prusse et nous autres nous serions des comparses sans volonté qui paieraient plus tard les frais d'un arrangement. Si au contraire la Prusse était à même de poursuivre la direction actuellement prise, pour s'instituer la médiatrice d'une paix préjudiciable à l'Autriche, la Prusse aurait alors des demandes à formuler à Paris et à Saint-Pétersbourg, peut-être même à Londres, qui trouveraient leurs satisfactions en fin de compte aux dépens des gouvernements allemands. Par contre, il est possible que les gouvernements allemands décident la Prusse dans un avenir prochain à une entente prompte et énergique ou exécutent seuls avec l'Autriche l'action sur le Rhin; ils s'exposeraient certainement, mais en cas de succès ils trouveraient leur récompense ; c'est eux alors qui auraient engagé l'Allemagne dans la lutte, la voix de l'opinion publique les soutiendrait ; et dans le cas d'une défaite ils tomberaient sur le champ d'honneur.

Je suis donc d'avis que la proposition bavaroise est très bonne pour exécuter ce qui doit être fait et pour laisser même

assez de temps aux États secondaires et autres pour compléter les préparatifs militaires nécessaires qui doivent précéder la mobilisation d'une armée fédérale sur le Rhin. Quand ce moment sera venu, tous les États doivent demander à la Prusse de proposer à Francfort l'occupation des rives du Rhin, comme les circonstances l'exigent — car il pourra alors même être question d'autre chose que d'un simple corps d'observation — et si la Prusse se refuse, la décision de la majorité doit s'accomplir selon l'article 47, et la mise en marche des troupes fédérales sera ordonnée par le télégraphe. Si je puis arriver dans ce sens à une entente, sauf la réserve du consentement du roi bien entendu, je chercherai à la compléter à Hanovre. Un entretien avec le comte Platen serait important parce que avant tout il faut de l'unité dans l'action vis-à-vis de la Prusse et qu'il parait plus que jamais nécessaire de laisser la direction formelle à la Bavière pour laquelle on montre à Hanovre peu de dispositions. Je partirai demain de bonne heure et le soir je serai à Hanovre. Probablement les invitations à la table royale me retiendront toute la journée suivante à Hanovre, mais je pense partir dans la nuit et arriver vendredi matin à neuf heures à Dresde. Je demande la permission d'ajouter aux communications précédentes un complément de mes relations envoyées de Londres. Il s'agit d'un entretien avec le Prince Consort que pour rien au monde je n'aurais voulu confier à la poste prussienne[1]. Cette conversation m'a fait malheureusement pénétrer au fond de la pensée du prince ; et mon impression est

1. A. I. (F. K. A.).

de nature à provoquer des réflexions tristes. Je me borne à constater que le prince lorsqu'il s'agissait de formuler sa conviction, put aller jusqu'à dire, que ce serait un vrai bonheur pour l'Allemagne de voir l'Autriche tellement affaiblie que les autres gouvernements allemands ne pussent plus trouver aucun soutien près d'elle, et qu'elle fût repoussée hors de l'Allemagne qui se constituerait à nouveau; Il estime que la possession de la Lombardie était un embarras et un fardeau et non un avantage; je pense qu'il sera inutile de faire ressortir les détails de la conversation ou d'agiter la question de savoir dans quel sens le Prince Consort pèse sur le ministère anglais et ce qui pis est comment il agira sur Berlin. Je voudrais bien admettre comme circonstance atténuante que les commentaires parus déjà dans les journaux, d'agissements orléanistes et d'intrigues du roi Léopold pouvaient disposer le prince et même la cour de Windsor à se prononcer envers moi dans un sens anti-autrichien, si ses paroles n'étaient pas allées jusqu'à trahir une haine profondément enracinée contre l'Autriche, haine qui surpasse de beaucoup son antipathie pour l'empereur Napoléon. Le prince ne me cacha pas non plus comment son ambition dirige tous ses efforts pour faire avancer d'un pas à l'occasion présente les projets d'empire prusso-allemand; ce fut lui qui me les avait communiqués avant la révolution de février dans les premiers jours de l'année 1848. Loin d'approuver l'attitude correcte des gouvernements allemands et le bon esprit national de nos peuples, il s'épuisa à critiquer les défauts de la constitution fédérale, à diminuer la valeur de ce que nous faisons actuellement; tou-

jours en appuyant et en insistant sur ce que l'Allemagne n'avait pas un chef suprême en cas de guerre. Je n'ai pas épargné ma peine pour éclairer le prince sur la situation de l'Allemagne, pour lui dire combien tout était changé depuis les onze dernières années, mais tout cela sans aucun succès, cependant ce que je lui communiquai sur les sentiments publics de l'Allemagne du sud et des nôtres vis-à-vis de la Prusse, et ce que je pus lui dire sur la crise actuelle parut beaucoup étonner S. A. Royale.

Si on veut savoir à Berlin, comme je le présume d'après les déclarations de M. d'Usedom, si le ministère actuel durera en Angleterre ou s'il sera remplacé par un autre, il faut admettre que c'est là méconnaître complètement la situation ou bien qu'il y a un calcul intentionnel pour se dérober à tout secours au profit de l'Autriche.

Si un ministère libéral arrive au pouvoir et qu'il trouve les choses en Allemagne telles qu'elles sont actuellement, son premier acte gouvernemental sera de s'opposer à toute action ; mais s'il trouve sur les rives du Rhin l'armée d'observation dans ses positions il acceptera la chose comme un fait accompli. L'opinion publique sera toujours la base de la politique anglaise, et celle-là ne sera acquise à l'Allemagne, n'approuvera l'appui donné à l'Autriche, qu'autant que l'Allemagne par un mouvement national enlevera à la question son caractère hostile à la liberté de l'Italie et lui subtituera le cachet d'une protestation contre la tyrannie napoléonienne.

L'Angleterre se sentira atteinte sur ce terrain et sitôt que

l'Allemagne s'y engagera l'Angleterre abandonnera ses hésitations.

Lorsque j'arrivai hier chez le comte Rechberg, je fus très étonné de lui entendre dire que tout à fait contre les assurances que j'avais reçues de lord Malmesbury, l'ambassadeur anglais Sir Alexandre Malet lui avait lu une dépêche d'après laquelle le cabinet anglais conteste tout droit à la confédération d'Allemagne de se mêler de la guerre d'Italie, qu'il écarte d'avance toute protection du commerce allemand au cas où l'Allemagne ferait la moindre démarche provocante. Je me rendis donc ce matin chez Sir Alexandre Malet et j'eus la satisfaction de constater que la dépêche était datée du 2 mai, par conséquent antérieurement à mon premier entretien avec lord Malmesbury. Sir Alexandre qui est très bien disposé pour nous était enchanté du résultat de mes négociations à Londres et les accepta sans contestations.

Signé : Beust.

A Son Excellence M. le Ministre De Falkenstein *à Dresde.*

Francfort s. M. le 10 mai 1859, 9 heures du soir.

Ma supposition sur l'origine des idées exprimées hier par M. von der Pfordten s'est vérifiée aujourd'hui complètement grâce à la franchise de ses communications.

Il m'indiqua clairement qu'il serait bien aise de me voir susciter de la part de la Saxe une demande énergique d'explication. Je lui ai donc indiqué la marche suivante, que je communi-

querai à S. M. le roi et s'il est décidé à la recommander à Munich, M. von der Pfordten sera élu membre de la commission militaire sans aucun doute, aussitôt après son entrée dans l'assemblée fédérale qui aura lieu après-demain.

Il y présentera le projet dont j'ai parlé plus haut dans la forme la plus modérée pour la Prusse ; il sera peut-être nécessaire de faire demander à Berlin par l'intermédiaire du plénipotentiaire, si le gouvernement prussien n'était pas disposé, à rendre superflue le vote du projet bavarois, en opérant lui-même la concentration des troupes sur les bords du Rhin. Il n'y aurait plus alors qu'à nommer le commandant en chef. Si Berlin ne donnait pas de réponse satisfaisante, il y aurait à agir de manière à ce que la concentration fût votée en la motivant par ce fait exceptionnel que l'Autriche étant en guerre le territoire fédéral se trouverait menacé. Il n'est pas douteux que la majorité de la commission accepterait cette interprétation.

Si l'ambassadeur prussien y adhère aussi, alors tout est gagné ; dans le cas contraire les gouvernements qui voudraient y adhérer devraient faire tous leurs efforts à Berlin pour décider la Prusse à participer à l'action en expliquant les raisons qui les font agir aussi. Si la Prusse persiste dans son refus, le vote de la majorité devra être exécuté, la concentration doit s'effectuer sans retard avec le contingent fédéral autrichien.

Pour arriver à une solution de cette manière, il est cependant nécessaire de laisser pendante encore la question du généralissime fédéral qui sera difficile à fixer, parce que si la

Prusse venait à se décider au dernier moment et qu'elle nommât un général prussien toute l'œuvre s'écroulerait subitement. Le choix du généralissime ne devrait donc être fait que lorsque tout sera prêt, car la Prusse voudrait peut-être prendre part au vote pour le choix du général en chef comme elle l'avait déclaré précédemment.

Je ne dois pas oublier que Sir Alexandre Malet m'apprit confidentiellement que M. d'Usedom avait dit au comte Fénelon en sa présence, que la Prusse n'armait que pour tenir en respect les autres États allemands; il me dit aussi que le baron Schleinitz avait manifesté l'intention à lord Bloomfield d'occuper le Hanovre et la Saxe.

Il est possible que ce ne soient là que des coups tirés en l'air, mais ils prouvent clairement l'hostilité du cabinet de Berlin.

Le messager qui emporte mes deux relations d'aujourd'hui restera à Dresde pour apporter après mon retour la décision de S. M. le roi au plénipotentiaire royal.

Signé : BEUST.

A l'Ambassadeur royal M. DE KŒNNERITZ *à Vienne.*

Dresde, le 15 mai 1859.

Je mets à profit le voyage du prince Metternich à Vienne pour faire parvenir à Votre Excellence les copies de quatre relations que j'ai envoyées à l'occasion de ma mission à Londres en partie de là-bas, en partie de Francfort. Elles sont à votre intention et je vous prie de ne les communiquer à personne.

Je vous ai envoyé aussi une relation détaillée de ma conférence d'une heure avec l'empereur Napoléon, mais je vous demande d'en donner copie pour pouvoir donner l'assurance à l'avenir, comme c'est la vérité, qu'elle n'a pas été communiquée. Le comte Rechberg et le prince Metternich en ont d'ailleurs connaissance. La sincérité de mes déclarations à Paris a eu le bon effet de susciter des manifestations à Berlin qui ont rappelé aux autres gouvernements allemands la nécessité doublement désirable de l'union et de l'indépendance.

En Angleterre où le ministère est dans un état très précaire de sécurité, on n'abandonnera pas le langage employé jusqu'alors, mais j'ai lieu d'espérer que par suite de mes entretiens avec lord Malmesbury, les ambassadeurs recevront pour instructions de faire preuve d'un langage moins sévère en ce qui touche aux préparatifs de l'Allemagne.

La motion hanovrienne a été présentée trop tôt et je me suis efforcé en vain d'en retarder la publication, mais puisqu'elle était publiée M. de Nostitz a reçu l'ordre de se déclarer satisfait si elle était renvoyée à la commission. Ma proposition eut ce résultat avantageux que d'un côté la motion devait être faite par la commission, pour éviter toute jalousie et d'un autre côté, que l'exécution devrait suivre immédiatement le vote; tandis qu'à présent Berlin a toute latitude d'opérer contre la commission pendant un délai de quinze jours. S. M. le roi a reçu avant-hier l'aide-de-camp de S. A. R. le prince régent, le général d'Alvensleben, et sur les représentations de ce général contre les actes de la Confédération le roi a dit, que dans

le cas où le général Willisen obtiendrait une entente, il saluerait ce succès avec joie et ne s'y opposerait pas, mais par contre que si l'Autriche demandait du secours à la confédération, il se prononcerait pour. D'après les nouvelles les plus récentes de Berlin, M. de Schleinitz qu'on désigne comme le partisan essentiel de la neutralité, en opposition avec le régent, afficherait une attitude moins hostile.

Signé : Beust.

DISCOURS

Prononcé par M. de Beust à Dresde à l'occasion du centenaire de Schiller. (Novembre 1859.)

On pourrait me taxer de témérité en me voyant demander la parole après avoir entendu dans cette salle des discours si enthousiastes qui furent reçus avec tant de joie. Mais je ne suis pas aussi hardi que de vouloir me placer au niveau des éloquents orateurs qui m'ont précédé, et de les suivre sur le champ si vaste qu'ils étaient dignes d'explorer et qu'ils ont su exploiter d'une manière si brillante et si solennelle. Si je prends la parole, c'est pour remplir un devoir, le devoir de la gratitude, d'abord pour ne pas laisser sans réponse les bonnes paroles que l'orateur qui m'a précédé a adressées aux autorités qui ont travaillé à organiser la fête de Schiller, mais c'est aussi pour exprimer ma satisfaction sincère de ce que les organisateurs comme les participants ont su lui laisser son véritable but et sa vraie destination. Mon prédécesseur a remercié les autorités. J'accepte ces remercîments comme un témoignage qui nous honore, mais je puis y répliquer en vous assurant que tous ceux qui y ont contribué,

qu'ils appartiennent au gouvernement ou au peuple, ne demandent pas de remerciements, parce qu'ils ont fait une chose qui n'était pas un effort ou un travail pour eux puisque cela leur venait du cœur. Et s'il m'est permis de parler du cercle intime dont je fais partie, je puis ajouter l'assurance que nous n'avons fait que suivre un sentiment dont nous savions en conscience que c'était le sentiment juste. On a annoncé la fête de Schiller comme fête nationale, nous aussi nous l'avons saluée comme telle. Le peuple allemand, nous devons bien nous l'avouer si nous voulons être sincères, le peuple allemand s'échauffe très souvent, quand on lui en donne sujet à l'étranger, soit qu'il s'enthousiasme pour des phénomènes ou des événements qui sont étrangers à ses propres conditions et qui ne lui sont d'aucune utilité, soit qu'il se fatigue d'une oppression que l'étranger avait fait peser depuis longtemps sur lui. Ici il s'agit donc pour cette fois d'un enthousiasme, qui prend sa source dans l'intérieur de nos frontières, il s'agit d'un élan qui est d'origine allemande et qui porte un caractère allemand. Mais l'homme dont le nom a fait naître cet enthousiasme, son œuvre et son activité n'appartiennent pas à un seul peuple ou à un seul pays, il est un bien commun de la nation allemande, du nom et de la langue allemande, et quand il s'agit maintenant d'un pèlerinage entrepris en son honneur alors que tous accourent, du plus grand au plus petit, tout le monde doit y assister, pas un ne doit être exclu; eh bien, puisqu'il en est ainsi nous ne demanderons pas quelle est l'opinion ou quelle est la croyance de ceux qui ont voulu faire entendre

la voix. La nation ne permettra pas davantage qu'elle ne soit soumise à des convenances individuelles et que l'on fasse du poète autre chose que ce qu'il était et qu'il voulait être, que son nom immortel qui doit être un point lumineux pour la collectivité de la pensée allemande, pour le sentiment allemand ne dégénère pas, qu'il ne devienne pas un flambeau de discorde parmi les Allemands. L'estime et la dignité de l'homme, l'amour et la charité de l'un pour l'autre, la justice et la fraternité ! Qui pourra méconnaître que ces vertus sont plus pratiquées qu'alors où on ne les voyait apparaitre qu'isolément, qui pourra soutenir qu'on ne les sent pas dans toutes nos institutions publiques? Qui niera donc que bien des paroles du grand poète aient été des germes fécondants pour ces sentiments généreux? Et si aujourd'hui les classes du peuple sans distinction de condition se réjouissent toutes avec gratitude en songeant au poète, comment ne le ferions-nous pas, nous qui sommes appelés à nous diriger dans la voie du progrès véritable conforme à la raison.

Permettez-moi maintenant, Messieurs, d'ajouter à cet exposé sincère un mot d'exhortation, et vous, monsieur et cher orateur qui m'avez précédé, pardonnez-moi si je jette quelque ombre sur les effets de lumière dont vous avez inondé notre époque. Quelque justes que soient les motifs que nous ayons nous autres contemporains de regarder ces transformations avec contentement, et quelle que soit la satisfaction que nous éprouvions à présenter ces progrès avec fierté aux mânes du poète glorifié, nous ne voulons cependant pas oublier que cette fête ne tire sa véritable valeur que de son côté sérieux. Mais le côté sérieux

d'une fête, c'est de s'interroger, de se reconnaître soi-même et je ne pourrais pas mieux exprimer la pensée qui m'obsède qu'en me demandant :

Notre grand poète, s'il pouvait revenir aujourd'hui parmi nous, se trouverait-il aussi bien que parmi ses contemporains ?

Moi du moins je ne voudrais pas répondre oui à cette question. Notre temps avec sa mobilité, avec son inconstance et son peu d'attachement pour la patrie, avec ses efforts continuels pour découvrir toujours des sources nouvelles de gain, de bonne chère et de volupté ; notre temps avec sa dépense vertigineuse de toutes facultés morales, de toutes forces intellectuelles, — non, ce temps-là ne serait pas de son goût. Et on peut bien aussi se demander si Schiller deviendrait le grand poète qu'il fut, s'il naissait aujourd'hui en 1859 au lieu d'être né en 1759. Certes notre temps recèle des dons poétiques aussi prononcés, mais il n'en tire pas tout le parti voulu et ce n'est certes pas la faute de poètes de nos jours. Car pourquoi le créateur éternel n'aurait-il pas doué ses élus d'une époque de la même manière que d'autres ? La cause en est aux contemporains dont les regards ne sont plus dirigés vers les étoiles, mais dont l'attention s'attache fiévreusement au fil du télégraphe et aux rouleaux de papier qui sortent de la machine à imprimer. Le temps de l'idéal est passé, non parce qu'on a atteint l'idéal comme certaines voix optimistes l'affirment ; mais bien parce qu'il n'est plus de ce monde, parce qu'on a mis autre chose à la place de l'idéal qu'on a l'habitude de confondre souvent avec la spéculation. La spéculation qui est le but de tous les efforts aussi bien dans le domaine spirituel que

matériel, aussi bien dans la vie des peuples que dans la vie des individus ; la spéculation dont je ne veux ni nier ni condamner les grands résultats merveilleux, mais en face desquels il est bon de se rappeler quelquefois combien est considérable la mise qu'ils coûtent à l'humanité.

Puisse la fête de Schiller jeter une clarté douce et réconfortante dans tous les cœurs brisés, en faisant comprendre que le mécontentement de nos jours vient en grande partie de ce que l'époque de l'idéal est passée, et que peu de personnes savent oublier leurs peines et leur misère en s'attachant au sublime et à l'invisible !

Puisse-t-elle contribuer à ce que le peuple allemand apprenne à bien connaître ses œuvres, que l'esprit du peuple se pénètre du véritable esprit du poète !

Si le peuple allemand fait cela, s'il ressent avec Schiller cette émotion sacrée qui passe comme un souffle divin dans tous ses ouvrages, s'il s'aperçoit alors quelle force infinie on peut puiser dans le sentiment chrétien, combien ce sentiment rend facile à supporter l'adversité de la vie, s'il y voit alors l'esprit du peuple restant fidèle à son histoire et qui trouve sa force et l'expression de ses sentiments dans la vérité et dans la fidélité, alors le peuple allemand se fortifiera pour supporter bien des épreuves, bien des luttes que l'avenir pourra lui réserver.

Lorsque Schiller a fini sa carrière, l'Allemagne courait à une catastrophe. Sous l'impression encore fraîche de ses chants, de ses paroles, elle s'est relevée, elle s'est retrouvée, elle s'est fortifiée.

C'était le bon génie de l'Allemagne qui avait parlé par la bouche du poète: puisse-t-il planer sur nous aujourd'hui également!

Je lui consacre mon verre. Vive le bon génie de l'Allemagne!

DISCOURS

De M. de Beust à la fête de gymmastique à Leipsik (1863).

Au nom du pays qui sera pendant ces jours le théâtre d'une grande fête fraternelle, je vous souhaite aussi à vous la bienvenue dans cette ville, car vous êtes venus pour y représenter dignement les races germaniques. On a prononcé à l'adresse du gouvernement de ce pays des paroles de reconnaissance ; je les accepte comme témoignage d'estime. Le noble prince qui gouverne ce pays ne le cède en rien à aucun de ses alliés pour le vrai sentiment allemand et le patriotisme éprouvé, on peut en être convaincu, c'est pourquoi on pouvait aussi confier l'organisation et l'exécution de cette fête à une ville qui s'est élevée par son travail intellectuel à la dignité *de ville-berceau* des idées nationales. Nous nous sommes imposé le devoir d'éloigner tout ce qui pouvait déranger ou empêcher de célébrer dignement cette fête, notre confiance est donc d'autant plus certaine, qu'il n'y aura pas de désaccord. Car cette réunion grandiose qui est

destinée à faire contempler les forces réunies de l'Allemagne, atteindra son but d'autant plus facilement qu'elle aura le cachet de sa propre force et de sa modération. Messieurs, vous entendrez aujourd'hui bien des paroles éloquentes et on pourra constater qu'en Saxe la parole est libre. N'attendez pas de moi que je vous parle avec cet enthousiasme juvénile qui est habitué à manier facilement la pensée ; car je me suis mû trop longtemps dans les profondeurs de la vie politique et je connais aussi par l'expérience le revers des choses ; mais ayez confiance en mes paroles quand je vous assure que les princes allemands et leurs gouvernements non seulement reconnaissent et comprennent l'élan que la conscience de l'indépendance allemande a su prendre, mais qu'ils l'aiment sincèrement parce qu'ils reconnaissent dans le développement de ce sentiment le meilleur appui de leurs propres efforts. Les temps sont passés, Dieu merci, où un État allemand avait sérieusement l'intention de se séparer de la mère-patrie ou de chercher son appui à l'étranger. En Allemagne il n'y a plus d'autre politique que l'unité de tous les États allemands dans le danger, et aucun État ne peut avoir une pensée contraire à ce principe. C'est là la politique que tous les gouvernements suivent. Il est possible que leurs chemins ne soient pas toujours les mêmes, leur but est identique, et plus les peuples allemands se rapprochent mutuellement dans une pensée d'unité fraternelle, plus les princes seront contraints d'en faire autant : c'est ce qui amènera le peuple allemand au but qu'il désire avec tant d'ardeur. C'est pourquoi je salue cette fête avec joie comme une fête de con-

corde et d'unité, puisse-t-elle devenir la pierre fondamentale pour l'œuvre de l'unification, dont la réussite seule peut garantir l'union de la volonté et de l'action des Allemands. Donc je bois à la concorde dans la grande patrie allemande.

SUR LA SITUATION RÉCIPROQUE DE LA PRUSSE ET DE LA SAXE (1865)

Dépêche du baron de Beust au comte HOHENTHAL, *à Berlin.*

La dernière communication de Votre Excellence dit que dans vos cercles ministériels on avait fortement blâmé le désir de popularité et le libéralisme du gouvernement saxon, et vous ajoutez : On sait très bien que ce revirement n'a pas *seulement* sa cause dans l'antagonisme envers la Prusse, mais que c'est surtout à ce côté de la question que l'on s'attache ici. D'après votre désir, je n'ai pas donné connaissance de cette communication à M. von der Schulenberg bien que j'eusse fort désiré le forcer par quelques remarques de donner des explications. Je ne dois donc pas hésiter à dire mon avis à Votre Excellence sur cette interprétation, pour que vous puissiez vous prononcer à l'occasion. Je ne veux pas m'arrêter à cette considération, que c'est un aveu remarquable quand on trouve à Berlin que ce désir de popularité vient à la suite d'un revirement qui trouverait son point d'appui dans l'antagonisme contre la Prusse. Je crois plu-

tôt que par les remarques suivantes j'arriverai à la conclusion, que la Genèse de notre attitude doit être cherchée en Prusse, mais non dans l'antagonisme contre la Prusse. Le phénomène dont il s'agit est d'une signification beaucoup plus générale et je crois qu'il vaut la peine de remonter un peu en arrière. Quand dans une confédération il existe plusieurs États de grandeur différente, l'action des grands sur les petits se produit d'une façon bien plus sensible qu'en sens inverse. Les gouvernements des grands États ont donc à cet égard une responsabilité beaucoup plus considérable en ce qui concerne le changement de leurs systèmes gouvernementaux que ce peut être le cas chez les États moins puissants. Mais on n'a tenu aucun compte, ce me semble, de cette vérité depuis que la confédération existe. Examinons brièvement ce qui est arrivé dans la période de 1815 à 1848 et ce qui s'est passé pendant cette année fertile en catastrophes depuis. Dans la période très longue de 1815 à 1848 — on pourra toujours l'admettre avec quelque reconnaissance — l'union entre les deux grands États a toujours assuré la paix intérieure de l'Allemagne. Mais on ne doit pas oublier que le développement national sur la base du pacte fédéral a été l'objet des préoccupations non pas seulement de la part des grandes puissances, qui cependant avaient la mission de le faire, mais surtout des états moyens, et que les essais que ces puissances de moindre importance ont tentés dans cette voie ont été contrariés. Pour répondre au vœu exprimé par l'article XIII de l'acte fédératif, la plupart des petits et moyens gouvernements avait peu à peu introduit le régime constitutionnel. On ne peut

certes pas soutenir, à part quelques exceptions, que la sûreté et les intérêts des grands États aient été compromis par ces législations. Mais le grand tort des puissances a été de recourir au pouvoir fédéral pour entraver le système constitutionnel dans les autres États et ce dommage a été double, d'abord ils ont diminué la dignité et l'indépendance de ces gouvernements et l'estime de la confédération où ils devaient trouver leur principal point d'appui. Ce fut surtout cette situation qui prépara la catastrophe de 1848.

Quand la révolution a éclaté, les grands États auraient dû donner aide et protection aux gouvernements menacés par le mouvement, puisqu'ils en avaient accepté la tutelle. On sait qu'ils n'en firent rien et qu'ils ont abandonné les petits princes à eux-mêmes.

Chacun eut donc ses journées de mars et son programme de mars. Mais cette évolution sans direction aurait pu prendre une tournure plus favorable, si une secousse violente n'était venue de Vienne et surtout de Berlin. La lutte armée dans les rues de la capitale prussienne, l'éloignement des troupes victorieuses, la chevauchée du roi, donnèrent le signal des demandes extrêmes qui se suivirent rapidement. Encore à ce moment les gouvernements des États moyens eurent à souffrir bien plus des actions d'autrui que des leurs, et il me semble que la Prusse a accompli un devoir moral lorsqu'elle mettait sa force armée à la disposition des petits États pour liquider un état de choses qui avait été créé par sa propre faute. J'arrive à ce qui eut lieu alors. Les conférences de Dresde

ne donnèrent pas de résultat, il est vrai ; mais cet insuccès ne doit pas être imputé seul aux États moyens, la concorde fut au moins rétablie.

Dans presque tous les États allemands, dans les grands, les moyens et les petits on suit maintenant un système destiné à effacer les traces de la révolution et à guérir les maux d'une époque de précipitation et de désordre, ce système méritait moins le nom d'une détestable réaction que celui d'une sage prévoyance. Alors un changement subit se fit en Prusse ; on ne se contenta pas d'améliorer des lacunes reconnues, de corriger des fautes, mais, sans y être obligé, on mit en scène avec grand éclat une réforme radicale, dont l'action était de nature à faire paraître ridicule et odieux le système existant dans tous les autres États. Bientôt après, l'issue de la guerre italienne produisit un changement en Autriche qui aboutit à des réformes importantes.

Le gouvernement saxon, lui aussi, a pris le parti, après les deux États principaux, d'introduire la pratique des réformes libérales. Il a eu souvent l'occasion de se convaincre que la restriction de l'activité politique, la liberté des associations et de la presse étaient non seulement sans danger, mais que ce système était bien mieux approprié à détruire les efforts nuisibles des partis extrêmes.

Après ces expériences, le gouvernement saxon avait donc décidé plus que jamais de continuer le nouveau régime adopté, pour lequel la première impulsion avait été donnée par la Prusse, sans faire attention au changement de système inter-

venu depuis. Le gouvernement saxon y a impliqué, il est vrai, deux considérations politiques. Il s'est dit d'un côté — et cette considération lui a été suggérée par le système suivi pendant les deux dernières années par le ministère Bismarck — qu'un gouvernement, menacé dans sa position conforme aux lois fédérales, était avant tout forcé de vivre en bonne intelligence avec son peuple et avec les représentants de ce peuple, qu'il ne pourrait garder son indépendance vis-à-vis du pays que par l'indépendance de son système gouvernemental. Puis il a eu aussi à envisager l'éventualité suivante :

Le président du ministère prussien disait dernièrement en séance publique, qu'un ministère libéral viendrait tôt ou tard au pouvoir.

Si cette éventualité se produisait, nous ne voudrions pas plus nous faire déranger dans la direction indépendante de nos affaires intérieures que nous avons voulu nous arrêter au système actuel de la Prusse. Les considérations de cette espèce ne nous forceraient ni à prendre des mesures qui nous sembleraient nuisibles, ni de négliger d'autres qui selon nous seraient salutaires, mais elles peuvent servir parfaitement à nous fortifier dans la conviction que le système adopté est bon en général.

On voit que ce n'est pas un antagonisme contre la Prusse qui guide nos pas, bien que nous fassions le contraire quelquefois de ce qui a été fait en Prusse et même de ce qui s'y fait actuellement. Peut-être est-ce nous qui devrions nous plaindre des agissements de la Prusse ! Qui sait si un système qui met en mouvement tous les éléments révolutionnaires, qui met en question

la confiance publique à l'égard des garanties formulées dans la constitution, qui fait douter du droit et crée partout des conflits, — qui sait, dis-je, si un tel système n'agira pas tôt ou tard d'une manière nuisible sur les autres États allemands ? Ce sont là des questions auxquelles il est à peine nécessaire de répondre. Il ne nous vient pas à l'idée de penser que, dans ce système, il y ait un antagonisme contre les États moyens d'Allemagne, quoique le système en général, et dont nous voyons fonctionner une partie, ne témoigne pas précisément d'une grande bienveillance pour ces États. Dans tous les cas il est certain que ces conséquences, si menaçantes pour nous, ne font guère l'objet des attentions de la part de la Prusse.

J'ajoute encore quelques mots sur le désir de la popularité. Comme je l'ai fait remarquer déjà, on n'envisage pas seulement le désir mais la popularité même, parce que si celle-ci ne s'y ajoutait pas, on ne se soucierait que fort peu du désir. Cette popularité existe réellement à un certain degré; mais elle n'est pas née et n'aurait pas pu naître parce qu'on aurait fait des yeux doux à l'opinion publique, ce procédé serait tout à fait contraire aux intentions et aux idées de S. M. le roi. Mais elle est due particulièrement à ce que le gouvernement a résolu certaines questions importantes avec une indépendance complète selon les intérêts et les désirs du pays, et cela d'après la volonté expresse du roi. Je veux seulement citer les traités commerciaux avec la France et l'Italie; ce sont là des choses qui, comme je pense, ne pourront pas déplaire en Prusse — et puis la question du Schleswig-Holstein. Cette popularité

est due encore à la circonstance que le gouvernement, sans renoncer à son indépendance ou à son autorité, ne se croit pas nécessaire de faire œuvre d'arrogance ou de tenir un langage blessant, mais parce qu'il s'efforce de discuter les idées divergentes, d'agir par persuasion et par un traitement respectueux des élus du peuple pour amener une entente ou tout au moins la faciliter. Le gouvernement ne recherche pas la popularité, mais quand il la rencontre allant au devant de lui avec confiance et avec des égards mesurés, il l'honore et il sait la ménager. Un observateur trouverait beaucoup de preuves dans nos journaux d'opposition que le gouvernement ne subordonne pas son désir de popularité à sa conviction et à sa conscience.

Je n'ai pas besoin de rappeler à l'attention de Votre Excellence que le présent rescrit n'est pas fait pour être soumis au ministère prussien, il ne doit pas non plus être communiqué à qui que ce soit. Il n'a que le but unique que j'ai déjà fait ressortir, de mettre Votre Excellence à même de pouvoir utiliser les éléments qu'il contient à l'occasion, et lorsque vos conversations vous le permettront.

FIN DES APPENDICES DU TOME 1er

TABLE

PRÉFACE. IX

PRÉFACE DU TRADUCTEUR XIX

CHAPITRE PREMIER. — Débuts dans la vie et dans ma carrière. — La bataille de Leipzig. — L'époque française en Saxe. — Le roi Frédéric-Auguste. — L'Université de Gœttingue. — Mon intention de devenir professeur, et mon entrée dans le service diplomatique. — Le fils ingrat de la révolution. 3

CH. II. — (1830-1838) — La Révolution de juillet et ses contre-coups. — L'attitude de l'Europe. — Le prince de Metternich. — Mon service intérieur et extérieur. — Ma première mission. — Berlin à mon premier poste 15

CH. III. — (1838-1848) — Paris. — Munich. — Londres . . . 30

CH. IV. — (1848) La révolution de Février et l'année 1848. — Ma première nomination ministérielle. — Ambassade à Berlin. . . 42

Ch. V. — (1849) — La démission du ministère saxon définitive.. 52
Ch. VI. — (1849) — La constitution de l'empire et l'insurrection de mai. 58
Ch. VII. — (1849) — Après l'insurrection. — Qu'est-ce que la réaction ? 72
Ch. VIII. — (1849) L'alliance des trois rois. — Relations avec Berlin. — Entrevue de Pillnitz. — Excursion à Vienne. 84
Ch. IX. — (1849-1850) — La situation à l'intérieur. — Le soi-disant coup d'État de 1850. — L'Université. 94
Ch. X. — (1850) — Nouvelle session de la diète de Francfort. — Conflits en Hesse. — La guerre probable. — Olmutz. 100
Ch. XI. — (1851) — Conférences de Dresde. — La Diète au complet. — Excursions à Londres et à Francfort. — Bismarck. . . . 110
Ch. XII. — (1851-1859) — La Prusse « à la Diète. » 117
Ch. XIII. — (1852) — La crise douanière 128
Ch. XIV. — (1852) L'empereur Nicolas à Dresde. 135
Ch. XV. — (1853-1854) — Ministre des affaires étrangères et de l'intérieur. — Police de Dresde. — Mort de Frédéric-Auguste. — Guerre de Crimée, 1853-1854 138
Ch. XVI. (1854-1856) — La guerre de Crimée (*suite*). — Un éclaircissement. — L'Autriche au seuil de la guerre. — La dépêche secrète de janvier. — Gastein et le comte Buol. — Ma première rencontre avec Napoléon III. — Ma correspondance avec le comte Nesselrode. — La mission du baron Seebach à Pétersbourg. — La paix de Paris. 156
Ch. XVII. — (1856-1858) — Les années exemptes de soucis politiques. — Fêtes à la cour, dans la diplomatie et chez moi. — Visites de hauts personnages à Dresde. — Maladie de Frédéric-Guillaume IV. — Mort du ministre Zschinski. — Restauration du château d'Albrechtsburg. — Deuil dans la famille royale. 164
Ch. XVIII. — (1859) — La guerre d'Italie. — Mes entretiens à Berlin, Munich, Carlsruhe, Paris, Londres et Francfort. 170
Ch. XIX. — (1859) — La guerre d'Italie (*suite*). — Les chambres saxonnes. — Note en réponse au prince Gortschakoff. — Visite à Vienne. — La conférence de Wurzbourg. — La fête de Schiller . 185

Ch. XX. — (1860-1861) — L'Union nationale. — Mon projet de réforme à l'endroit de la Confédération. — Encore une fois l'Italie. 199

Ch. XXI. — (1862) — La seconde crise douanière. — La deuxième Exposition de l'industrie à Londres. — Rencontre de Bismarck, à Paris; son entrée au ministère et sa correspondance avec moi . . 209

Ch. XXII. — (1863) — Le seconde révolte polonaise. — Je vais à Berlin et Bismarck va à Dresde. — La fête de gymnastique à Leipzig. 226

Ch. XXIII. — (1863) — Le Congrès des Princes de Francfort . . 231

Ch. XXIV. — (1863-1864) Mort du roi de Danemark. — La question du Schleswig-Holstein à la Diète et à la Chambre. — La conférence à Londres 240

Ch. XXV. — (1863-1864) — La guerre allemande-danoise. — La conférence de Londres. 245

Ch. XXVI. — (1864) — La conférence de Londres. 251

Ch. XXVII. — (1864) — La conférence de Londres (*suite*). . . 258

Ch. XXVIII. — (1864-1865) — La paix avec le Danemark et l'éloignement des troupes fédérales. — Contradictions. — Le traité de Gastein et ma visite à Vienne. — Une dépêche historique . . . 270

Ch. XXIX. — (1866) — Le bouleversement. — Les derniers six mois de la confédération germanique 277

Ch. XXX. — (1866) — Au seuil d'une époque nouvelle. — Regard rétrospectif. 280

Ch. XXXI. — (1866) — Les préliminaires de la guerre. . . . 285

Ch. XXXII. — (1866) — La rupture et le branle-bas du départ . 295

Ch. XXXIII. — (1866) — Jours d'espoir à Prague et jours d'angoisses à Vienne. — La fin de la guerre et ma fin 303

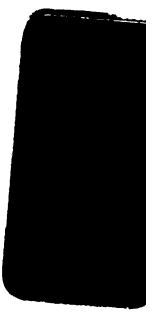
Annexe au Chapitre VIII. — Mémoire concernant l'évolution de la question allemande en 1848 et 1849 en considérant spécialement l'attitude du gouvernement saxon. 317

Annexe I au Chapitre X. — A Sa Majesté le roi 329

Annexe II au Chapitre X. — Sommaire de mon discours prononcé à la première Chambre après Olmutz (novembre 1850. .). . . . 336

CORRESPONDANCE RELATIVE A LA GUERRE D'ITALIE 348
Discours prononcé par M. de Beust à Dresde à l'occasion du centenaire de Schiller. 377
Discours de M. de Beust à la fête de gymnastique à Leipzig (1863.). 383
SUR LA SITUATION RÉCIPROQUE DE LA PRUSSE ET DE LA SAXE (1865.) . 386

FIN DE LA TABLE DU TOME PREMIER

Imprimerie générale de Châtillon-sur-Seine. — A. PICHAT.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06379 0573